zeichnet die
Figuren in die
Flächen. In
türmt er Berg
peitscht sie wirbelnd
tiefe kraterartige Mä
lassend. Mensch
können die
nicht aufhalte
winzige, zähe
kümmerlich in
cher
ger

doch ohnmächtig ist
die wogenden Gr
hin. Wo der

Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Jahrgang 1890/91.

I. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
V4
v.5:1
pt.1

Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1890/1891. — Erster Band.

Text.

Seite

Abend kommt, Der. Gedicht von Max Kalbeck 817
Abschied der Braut, Der. Gedicht von Frida Schanz 425
Allers, C. W., der Zeichner der Meininger-Mappe. Mit Porträt 574
Alter der Sterne, Das. Von Dr. Klein . 814
Aus der Einsamkeit. Gedicht von J. Trojan. Illustriert von M. Roebbecke 232
Ausgestoßenen, Die. Von Marie von Ebner-Eschenbach 487
Beethovenhaus in Bonn, Das. Von Ferdinand Pfohl. Mit 6 Illustrationen . 684
Begas, Reinhold. Von Adolf Rosenberg. Mit Porträt, Faksimile und 20 Abbildungen 717
Bescheidene Schönheit. Gedicht von Frida Schanz. Illustriert von G. Schöbel . . 264
Bildern, Zu unsern, 144, 287, 432, 575, 703, 832
Büchertisch, Neues vom. Von Paul von Szczepański . . . 282, 427, 564, 698, 827
Büchertisch, Neuigkeiten vom, 144, 288, 432, 576, 704, 832
Camenz, Schloß. Von F. Erhardt. Mit 7 Illustrationen in Aquarelldruck . . . 327
Christnachtszauber. Gedicht von Ernst Behrend 536
Chrysostomus. Novelle von Ernst Behrend 289
Daudet, Alphonse. Ein Skizzenblatt von Ernst Eckstein. Mit Porträt, Faksimile und Ansichten von Daudets Villa und Arbeitszimmer in Champrosay 234
Des Kaisers Fünf. Von Alexander Baron von Roberts. Mit Kopfstück von Georg Schöbel 505
Drei Weiße. Sinnsprüche von J. Trojan 803
Ebner-Eschenbach, Marie von. Von Paul von Szczepański. Mit Porträt, Faksimile und Ansicht des Arbeitszimmers von Marie von Ebner-Eschenbach 133

Seite

Emin-Pascha-Expedition, Aus dem Tagebuch der deutschen. Von Dr. Carl Peters. Datiert: Rubahga, 20. März 1890. Mit Porträt und einer Situationskarte . . 577
Erinnerungen eines alten Meiningers. Von Max Grube. Illustrationen von C. W. Allers 489
Fächer, Ein, von Max Koch 575
Fahren! Eine Plauderei über die edle Fahrkunst und einiges Andere vom Flatterer. Mit 18 Bildern von G. Koch . 65
Feuilleton, Berliner. Von A. Baron von Roberts 334
Feuilleton, Berliner 673
Freigesprochen. Zu dem gleichnamigen Einschaltbilde 703
Friede auf Erden. Erzählung von L. Westkirch. Illustrationen von Werner Zehme 434
Geburt Christi, Die, in der bildenden Kunst. Von Adolf Rosenberg. Mit 24 Textillustrationen und den Einschaltbildern: „Die heilige Nacht" von F. von Uhde und „Anbetung der Hirten" von Ernst Zimmermann 451
Gefrorene Fenster. Gedicht von J. Trojan. Illustrationen von Moritz Roebbecke . . 570
Genesen. Gedicht zu dem gleichnamigen Titelbild von Hans Looschen 433
Genesung, In der. Gedicht von Frida Schanz. Illustriert von Georg Mühlberg 140
Gentz, Wilhelm, † 23. August 1890. Von seinem Sohne Ismael Gentz. Mit Porträt, Faksimile, 4 Bildern und 11 Studienblättern in Tondruck 627
Goethe und die Newtonianer. Von Eduard Grosse. Mit Kopf- und Schlußstück . . 121
Grillparzer, Franz. (Zu seinem hundertsten Geburtstage.) Von Ferdinand Groß. Mit 2 Porträts und Faksimile Grillparzers,

Seite

dem Denkmal im Volksgarten zu Wien, und den Porträts der drei Schwestern Fröhlich 596
Große Kurfürst, Der, und die Réfugiés . 407
Herbst in der Mark. Gedicht von Ernst Behrend. Illustriert von Wilh. Feldmann 84
Hofers Ende, Andreas. Zu dem Bilde von C. von Blaas 784
Homburg, Der Prinz von. Von Dr. Joh. Jungfer. Mit 3 Abbildungen 793
Horaz, Die Sermonen des, in Übertragung von K. Bardt: Stadtmaus und Landmaus 809
Ingenieur, Ein deutscher, in England (Wilhelm Siemens). Von Hanns von Zobeltitz-Berlin 804
Internationale Fürstenkorrespondenz vor dreiunddreißig Jahrhunderten. Von Dr. H. Zimmern 58
Kaiser Wilhelm-Denkmal, Das, an der Porta Westfaliea. Von Otto Felsing. Mit Abbildungen der mit ersten Preisen gekrönten Entwürfe 668
Kartoffelklöße, Thüringische. Eine Burlesle nach dem Leben von Heinrich Seidel . 410
Keller, Gottfried. 1819—1890. Ein litterarisches Charakterbild von Moritz Necker-Wien. Mit Porträt und der Medaille zum 70. Geburtstag Kellers, entworfen von A. Böcklin, ausgeführt von A. Scharff 340
Kilima-Ndscharo, Eine Eisenbahn zum. Von Hanns von Spielberg 141
Klare Lüfte. Gedicht von Reinhold Fuchs. Illustriert von L. Burger 209
König Lear, Ein, der Sloughs. Eine Erinnerung aus dem Westen. Von A. Frhrr. von Perfall 145
König Ragnars Todesbotschaft. Gedicht von Frida Schanz 313
Kur, Die beste. Dramatischer Scherz in einem Aufzuge. Von J. Trojan. Mit Kopfstück 112
Kuß der Königin, Der. Eine Legende von F. v. O. Illustrationen von Hans Looschen 572
Lacertola. Eine Campagna-Novelle in Versen von Frida Schanz. Illustrationen von Georg Schöbel 473
Leeuwenhoek, Antoni van. Sein Leben und Wirken. Von Prof. William Marshall-Leipzig. Mit Porträt, Faksimile und 5 Figuren 737
Lieblinge. Aufschriften von Adolf Schmitthenner 99
Luxuspapier. Von Otto Preuß. Mit 19 Bildern von Fritz Reiß in Aquarelldruck 537
Madeira, Ein Besuch auf. Von Prof. Oskar Lenz-Prag. Mit 6 Illustrationen . . 769
„Mei Mutter mag mi net . . .“ Gedicht von Ernst Lenbach in Faksimile. Mit Illustration von G. Mühlberg 416
Menzel, Die neueste Radierung von Adolf. Von Ludwig Pielsch. Mit den Einschaltbildern: Porträt Ad. Menzels von H. von Angeli und verkleinerte Radierung „Italienisch lernen,“ 4 Studienblättern zu letzterer von Ad. Menzel und Vignette von B. Mannfeld 100

Seite

Michelangelo. Von H. Knackfuß. I. Mit 21 Abbildungen in Rötel- und Schwarzdruck 33
— — II. Mit 24 farbigen Abbildungen im Text und dem „Übersichtsblatt über Michelangelos Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle zu Rom“ 177
— — III. (Schluß.) Mit 28 zum Teil farbigen Textbildern 369
Millionenheirat, Die. Novellette von Fr. Soyaux 545
Mistelzweig, Unter dem. Von Helen Zimmern 531
Mittag. Gedicht von Hans Hoffmann . . 157
Monika. Novelle von Ilse Frapan . . . 705
Mörike, Eduard. Von Richard Weitbrecht. Mit Porträt, einem Schattenriß von P. Konewka und dem Faksimile der Original-Niederschrift von „Schön-Rohtraut“ . . 777
Münchener Bilderbogen, Zum 1000. Von Fritz von Ostini-München. Mit Bilderproben nach Kaspar Braun, M. von Schwind, Max Heider, Wilhelm Busch, E. Ille, Ad. Oberländer, Hermann Schneider, Hermann Vogel, Ludwig von Nagel 657
Nebenbuhler, Der. Novelle von Marie von Ebner-Eschenbach 85
Nordseebäder, Deutsche. I. Text und 12 Illustrationen von Hans Bohrdt in Aquarelldruck 1
— — II. Text und 14 Illustrationen von Hans Bohrdt in Aquarelldruck 265
Photographenkongresse in Berlin, Vom. Von Fritz Anders 692
Prachtwerke, Illustrierte. Von A. Schäfer. Mit Bilderproben nach Karl Fröschl, P. Grot Johann, A. Hendschel, Bernh. Mannfeld, Paul Meyerheim, Georg Schöbel, Christ. Speyer, Paul Thumann, A. von Werner, J. von Wodzinski und Alex. Zick 552
Praga, Gedichte von Emilio. Übersetzt von Paul Heyse 171
Redaktion, Aus der 832
Rezept. Gedicht von H. B. Illustriert von Hermann Vogel-Plauen 656
Rohnstock in Schlesien, Schloß. Der Ort der Zwei-Kaiser-Begegnung. Mit Abbildung 281
Schönheiten, Spanische. Von Dr. Hans Parlow. Mit Illustrationen nach Fortuny, Madrazo, Casanova und Volkstypen . . 677
Spruch 265
Sylvesternacht. Gedicht von Frida Schanz 641
Tenoristen, Moderne. Von Ferdinand Pfohl. Mit den Porträts der Herren Götze, Bötel, Ernst, Wallnöfer, Lederer, Schott, Alvari, Mierzwinski, Gudehus, Winkelmann, van Dyck und Vogl, 4 Lohengrin-Kostümbildern, und Kopf- nebst Schlußstück von Georg Schöbel 314
Theater, Das Londoner, im Jahre 1890. Von Helen Zimmern und Bertha Thomas. Mit 12 Abbildungen der hervorragendsten Künstler 245
Theatern, Aus den, Berlins. Mai—Septbr. 1890. Von Hanns von Spielberg. Mit Kopfstück 401

Seite

Theatern, Aus den, Berlins. Oktober—Dezember 1890. Von Honns von Spielberg. Mit Porträts von Herm. Sudermann nach dem Leben von C. W. Allers, Lilli Petri, Josef Kainz und Käthi Basté 817
Tuberkulose, Das Heilmittel gegen die. Von Julius Stinde. Mit Porträt Professor Robert Kochs 593
Unfall, Ein. Gedicht von Ludwig Fulda . 691
Verwehte Blüten. Gedicht von Maurice von Stern 716
Warmbrunner Thal, Im. Von F. Erhardt. Mit 6 farbigen Bildern 158
Washingtons, An der Grabstätte. Von Herman Dalton. Mit 2 Porträts und 4 Abbildungen aus Washingtons Wohnsitz 417
Weihnachten in Ram. Gedicht von Hans Hoffmann. Illustrationen von H. Nestel 516
Weinlese. Von Julius Stinde 786
Wenn man liebt. Eine Geschichte in 4 Büchern von Bernhardine Schulze-Smidt 18 209, 348, 518, 642, 747
Werke, Die guten, der Frau Dürütty. Novelle von L. von Twerdianski-Paris . 608
Wie Frauen jung werden. Von E. D. Zu dem Bilde „Unser Jüngster“ 562
Wiedersehen. Gedicht von Ernst Eckstein. Mit Schlußstück von L. Burger . . . 550
Wölfe. Gedicht von A. Fitger 747
Wunsch in der Einsamkeit. Gedicht von Martin Greif 530

Kunstbeilagen.

Venetianerin. Von C. Grasch. Lichtdruck. Titelbild.
Genesen. Nach dem Aquarell von Hons Laoschen. In vielfarbigem Steindruck. zw. 432 u. 433
Auf Seide gemalter Fächer. Von Max Koch. In vielfarbigem Holzschnitt-Druck zw. 480 u. 481
Am Weihnachtsabend vor dem Bahnwärterhaus. Von L. Dettmann. In Aquarelldruck . . . . . zw. 532 u. 533
Poesie und Prosa aus der Kunstakademie. Von G. Koch. In Forbendruck zw. 568 u. 569

Einschaltbilder, selbst. Abbildungen etc.

Abschied der Braut, Der. Nach dem Gemälde von G. Schachinger . . zw. 424 u. 425
Abschied von Sälkingen. Nach dem Gemälde von Robert Aßmus . . zw. 512 u. 513
Allers, C. W., der Zeichner der Meininger-Mappe. Mit Porträt 574
Amaretten. Nach dem Gemälde von R. Henneberg . . . . . zw. 536 u. 537
Anbetung der Hirten. Nach dem Gemälde von Ernst Zimmermann . . . zw. 472 u. 473
Anfang eines Romans, Der. Nach dem Gemälde von A. Schröder . . zw. 280 u. 281
Ateliers, Aus den, berühmter Künstler: Susanna im Bade. Von R. Begas . . 129
— — Westfälischer Bauer. Studie von B. Vautier 225

Seite

Aus der Einsamkeit. Gedicht von J. Trojan. Illustriert von M. Raebbecke 232
Beethovenhaus in Bonn, Das. Von Ferdinand Pfahl. Mit 6 Illustrationen . 684
Begas, Reinhold. Von Adolf Rosenberg. Mit Porträt, Faksimile und 20 Abbildungen 717
Bei der Arbeit. Nach dem Gemälde von F. Gräffel . . . . . zw. 96 u. 97
Bissen, Ein fetter. Nach dem Gemälde von C. Becker . . . . . zw. 576 u. 577
Blindekuh. Nach dem Gemälde von H. Laasner . . . . . zw. 368 u. 369
Camenz, Schloß. Von F. Erhardt. Mit 7 Illustrationen in Aquarelldruck . . . 327
Caritas. Nach dem Gemälde von L. Knous zw. 504 u. 505
Daudet, Alphonse. Ein Skizzenblatt von Ernst Eckstein. Mit Porträt, Faksimile und Ansichten von Daudets Villa und Arbeitszimmer in Champrosay 234
Des Kaisers Fünf. Von Alexander Baron von Roberts. Mit Kopfstück von Georg Schöbel 505
Drama, Sein erstes. Nach dem Gemälde von F. Brütt . . . . . zw. 32 u. 33
Edelweiß. Nach dem Gemälde von E. Rau. zw. 208 u. 209
Einsam und verlassen. Nach dem Gemälde von H. Bosberg . . . . . zw. 216 u. 217
Emin-Pascha-Expedition, Aus dem Tagebuch der deutschen. Von Dr. Carl Peters. Datiert: Rubahga, 20. März 1890. Mit Porträt und einer Situationskarte . . 577
Erinnerungen eines alten Meiningers. Von Max Grube. Illustrationen von C. W. Allers 489
Fahren! Eine Plauderei über die edle Fahrkunst und einiges Andere vom Flatterer. Mit 18 Bildern von G. Koch . 65
Feuer im Pferdestall. Nach dem Gemälde von Giuseppe Gabani . . . . zw. 304 u. 305
Feuerreiter, Der. Nach dem Gemälde von Fr. Kallmorgen . . . . . zw. 816 u. 817
Freigesprochen. Nach dem Gemälde von Ferd. Brütt . . . . . zw. 624 u. 625
Friede auf Erden. Erzählung von L. Westkirch. Illustrationen von Werner Zehme 434
Geburt Christi, Die, in der bildenden Kunst. Von Adolf Rosenberg. Mit 24 Textillustrationen und den Einschaltbildern: „Die heilige Nacht“ von F. von Uhde und „Anbetung der Hirten“ von Ernst Zimmermann 451
Gefrorene Fenster. Gedicht von J. Trojan. Illustrationen von Moritz Raebbecke . . 570
Genesung, In der. Gedicht von Frida Schanz. Illustriert von Georg Mühlberg 140
Gentz, Wilhelm, † 23. August 1890. Von seinem Sohne Ismoel Gentz. Mit Porträt, Faksimile, 4 Bildern und 11 Studienblättern in Tondruck 627
Georg II, Herzog von Sachsen-Meiningen und seine Gemahlin, Freifrau von Heldburg. Nach einer noch unveröffentlichten Photographie 488
Geschichte einer Büste. In 6 Bildern . . 110

Seite

Grillparzer, Franz. (Zu seinem hundertsten Geburtstage.) Von Ferdinand Graß. Mit 2 Porträts und Faksimile Grillparzers, dem Denkmal im Volksgarten zu Wien, und den Porträts der drei Schwestern Fröhlich 596
Große Kurfürst, Der, empfängt am 10. November 1686 französische Réfugiés. Nach dem Gemälde von Huga Vogel zw. 408 u. 409
Großmutter Lieblingslied, Der. Nach dem Gemälde von Walter Firle . . zw. 592 u. 593
Heimkehr, Des Herrn Stadtrats, von der Jagd. Nach der Zeichnung von E. Henseler . . . . . zw. 352 u. 353
Heimkehr, Lustige. Nach dem Gemälde von Jaroslav Vesin . . . . . zw. 768 u. 769
Herbst. Nach einer Originalzeichnung von G. Schöbel 337
Herbst in der Mark. Gedicht von Ernst Behrend. Illustriert von Wilh. Feldmann 84
Hafers Gefangennahme, Andreas. Nach dem Gemälde von C. von Blaas . zw. 784 u. 785
Homburg, Der Prinz von. Von Dr. Jah. Jungfer. Mit 3 Abbildungen 793
Idylle in der Thebaide. Nach dem Gemälde von Wilhelm Gentz . . zw. 632 u. 633
Iris. Nach dem Gemälde von Tita Canti. zw. 702 u. 703
Italienisch lernen. Nach der Radierung von Ad. Menzel . . . . . zw. 104 u. 105
Kaiser Wilhelm-Denkmal, Das, an der Porta Westfalica. Von Otto Felsing. Mit Abbildungen der mit ersten Preisen gekrönten Entwürfe 668
Kampf, Beendeter. Nach dem Gemälde von C. F. Deiker . . . . . zw. 16 u. 17
Katze. Nach einem japanischen Original . 432
Keller, Gottfried. 1819—1890. Ein litterarisches Charakterbild von Moritz Necker-Wien. Mit Porträt und der Medaille zum 70. Geburtstag Kellers, entworfen von A. Böcklin, ausgeführt von A. Scharff 340
Kirchhof in Versailles, Auf dem. Von A. von Werner . . . . . zw. 640 u. 641
Klare Lüfte. Gedicht von Reinhold Fuchs. Illustriert von L. Burger 209
Kanewkas Reisemappe, Aus Paul . . . 288
König Ragnars Todesbotschaft. Nach dem Gemälde von C. Schmalz . . zw. 312 u. 313
Königin Luise auf der Fahrt nach Memel im Jahre 1806. Nach dem Gemälde von J. Heydeck . . . . . zw. 240 u. 241
Krankenbesuch. Nach dem Gemälde von A. Lins . . . . . zw. 264 u. 265
Kuß der Königin, Der. Eine Legende von F. v. O. Illustrationen von Hans Laaschen 572
Lacertala. Eine Campagna-Novelle in Versen von Frida Schanz. Illustrationen von Georg Schöbel 473
Last, Schwere. Nach dem Gemälde von Fred Morgan . . . . . zw. 64 u. 65
Leeuwenhaek, Antani van. Sein Leben und Wirken. Von Prof. William Marshall-Leipzig. Mit Porträt, Faksimile und 5 Figuren 737

Seite

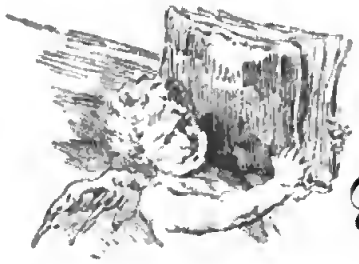
Lessingdenkmal, Das am 14. Oktober enthüllte, in Berlin. Modelliert von Otto Lessing 551
Luxuspapier. Von Otto Preuß. Mit 19 Bildern von Fritz Reiß in Aquarelldruck 537
Madeira, Ein Besuch auf. Von Prof. Oskar Lenz-Prag. Mit 6 Illustrationen . . 769
Madonna. Nach dem Gemälde von H. Ballheim . . . . . zw. 608 u. 609
Mappen, Aus unsern: Böses Omen. Gezeichnet von W. Simmler 280
— — Orientalin. Studie von L. Belly . 426
„Mei Mutter mag mi net . . ." Gedicht von Ernst Lenbach in Faksimile. Mit Illustration von G. Mühlberg 416
Menzels, Porträt Ad. Gemalt von H. von Angeli . . . . . zw. 104 u. 105
Menzel, Die neueste Radierung von Adolf. Von Ludwig Pietsch. Mit den Einschaltbildern: Porträt Ad. Menzels von H. von Angeli und verkleinerte Radierung „Italienisch lernen," 4 Studienblättern zu letzterer von Ad. Menzel und Vignette von B. Mannfeld 100
Michelangela. Von H. Knackfuß. I. Mit 21 Abbildungen in Rötel- und Schwarzdruck 33
— — II. Mit 24 farbigen Abbildungen im Text und dem „Übersichtsblatt über Michelangelas Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle zu Rom" 177
— — III. (Schluß.) Mit 28 zum Teil farbigen Textbildern 369
Michelangelas Deckengemälde, Übersichtsblatt über, in der Sixtinischen Kapelle zu Rom . . . . . zw. 192 u. 193
Moltke, Generalfeldmarschall Graf von. Zu seinem 90. Geburtstage. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach zw. 288 u. 289
Mondscheinlandschaft. Nach dem Gemälde von A. Achenbach . . . . . zw. 528 u. 529
Mörike, Eduard. Von Richard Weitbrecht. Mit Porträt, einem Schattenriß von P. Kanewka und dem Faksimile der Original-Niederschrift von „Schön-Rohtraut" . . 777
Münchener Bilderbogen, Zum 1000. Von Fritz von Ostini-München. Mit Bilderproben nach Kaspar Braun, M. von Schwind, Max Heider, Wilhelm Busch, E. Ille, Ad. Oberländer, Hermann Schneider, Hermann Vogel, Ludwig von Nagel 657
Nacht, Die heilige. Nach dem Gemälde von F. von Uhde . . . . . zw. 464 u. 465
Nahrungssorgen. Nach dem Gemälde von E. Henseler . . . . . zw. 808 u. 809
Nordseebäder, Deutsche. I. Text und 12 Illustrationen von Hans Bohrdt in Aquarelldruck 1
— — II. Text und 14 Illustrationen von Hans Bohrdt in Aquarelldruck 265
Naschen, Der Mutter. Nach dem Gemälde von B. Waltze . . . . zw. 120 u. 121
Petrarcas Laura. Nach dem Gemälde von Conrad Kiesel . . . . . zw. 80 u. 81

Seite

Pferdemarkt, Zum. Nach dem Gemälde von W. Räuber . . . . . zw. 136 u. 137
Prachtwerke, Illuſtrierte. Von A. Schäfer. Mit Bilderproben nach Karl Fröſchl, P. GrotJohann, A. Hendſchel, Bernh. Mannfeld, Paul Meyerheim, Georg Schöbel, Chriſt. Speyer, Paul Thumann, A. van Werner, J. van Wadzinski und Alex. Zick 552
Quintettprobe. Nach dem Gemälde von O. Piltz . . . . . zw. 272 u. 273
Rattenfänger von Hameln, Der. Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach zw 176 u. 177
Rezept. Gedicht von H. B. Illuſtriert von Hermann Vogel-Plauen 656
Rahnſtadt, Schloß, in Schleſien. Der Ort der Zwei-Kaiſer-Begegnung. Mit Abbildung 281
Schönheit, Beſcheidene. Gedicht von Frida Schanz. Illuſtriert von G. Schöbel . . 264
Schönheiten, Spaniſche. Von Dr. Hans Barlaw. Mit Illuſtrationen nach Fortuny, Madraza, Caſanova und Volkstypen . . 677
Stimmung. Kreidezeichnung von Hans Looſchen mit Tondruck 640
Tenoriſten, Moderne. Von Ferdinand Pfahl. Mit den Porträts der Herren Götze, Bötel, Ernſt, Wallnöfer, Lederer, Schatt, Alvari, Mierzwinski, Gudehus, Winkelmann, van Dyck und Vagl, 4 Lohengrin-Kaſtümbildern, und Kopf- nebſt Schlußſtück von Georg Schöbel 314
Theatern Berlins, Aus den. Oktober-Dezember 1890. Von Hanns von Spielberg. Mit Porträts von Herm. Sudermann nach dem Leben von C. W. Allers, Lilli Petri, Joſef Kainz und Kälhi Baſté . . 817

Seite

Theater, Das Londoner, im Jahre 1890. Von Helen Zimmern und Bertha Thomas. Mit 12 Abbildungen der hervorragendſten Künſtler 245
Thürklopfer, Eherner. Ende des XVI. Jahrhunderts 144
Tuberkuloſe, Das Heilmittel gegen die. Von Julius Stinde. Mit Porträt Profeſſor Robert Kochs 593
Unſer Jüngſter 563
Vaterunſer, Ein. Nach dem Gemälde von Freiherrn von Ende . . . . zw. 792 u. 793
Veſtalin. Nach dem Gemälde von Gabriel Max . . . . . zw. 448 u. 449
Waiſenmädchen. Nach dem Gemälde von M. Liebermann . . . . . zw. 144 u. 145
Warmbrunner Thal, Im. Von F. Erhardt. Mit 6 farbigen Bildern 158
Waſhingtons, An der Grabſtätte. Von Herman Dalton. Mit 2 Porträts und 4 Abbildungen aus Waſhingtons Wohnſitz 417
Weihnachten in Rom. Gedicht von Hans Haffmann. Illuſtrationen von H. Neſtel 516
Weltbürger, Ein neuer. Nach dem Gemälde von B. Vautier . . . . . zw. 736 u. 737
Wie Frauen jung werden. Von E. D. Zu dem Bilde „Unſer Jüngſter“ 562
Wiederſehen. Gedicht von Ernſt Eckſtein. Mit Schlußſtück von L. Burger . . . 550
Wohlthäterin, Die. Nach dem Gemälde von E. Heuſeler . . . . . zw. 672 u. 673
Wüſtenſtreit. Nach der Zeichnung von W. Kuhnert . . . . . zw. 752 u. 753
Zuerſt beim Stelldichein. Nach dem Gemälde von E. Meliba . . . zw. 520 u. 521



Velhagen & Klasings

Neue

Monatshefte

Früher erschienen

und können, soweit die Vorräte noch nicht vergriffen sind, durch die meisten Buchhandlungen nachbezogen werden:

Einzelne Hefte

I. **Jahrgang** 1886/87. Heft 1—10 à 1 Mk. (Heft 5 ist vergriffen.)
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" von Doris Freiin von Spättgen, als Anhang: gratis.

II. **Jahrgang** 1887/88. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 3 u. 4 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: „Um jeden Preis" von Germanis, „Der Geiger von Chun" von A. v. Freydorf als Anhang: gratis.

III. **Jahrgang** 1888/89. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2 u. 6 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: „Der Sternburger Kreis" von Germanis, „Auf der Dobenau" von E. von Wellnitz, als Anhang: gratis.

IV. **Jahrgang** 1889/90. Heft 1—12 à M. 1.25.
Romanbeigaben: „Die zweite Mutter" von Henry Gréville, „Das Fritzche" von Gräfin M. Keyserling, als Anhang: gratis.

Einbanddecken

Monatsheft-Halbbände:		Romanbeigaben:	
I. Jahrg. Band 1 und 2	à 90 Pfg.	„Fremdes Blut"	à 50 Pfg.
II. Jahrg. Band 1 und 2		„Um jeden Preis" „Der Geiger von Chun"	
III. Jahrg. Band 1 und 2		„Der Sternburger Kreis" „Auf der Dobenau"	
IV. Jahrg. Band 1 und 2		„Die zweite Mutter" „Das Fritzche"	

Von dem IV. Jahrgange sind auch Einbanddecken für Viertelbände vorrätig: Band I, 1 für Sept.—Nov. 1889; Band I, 2 für Dec. 1889—Febr. 1890; Band II, 1 für März—Mai 1890; Band II, 2 für Juni—August 1890, jede zum Preise von 90 Pf.

Gebundene Jahrgänge

I. Jahrg. 1886/87. 1. Band vergriffen. 2. Band 6 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

II. Jahrg. 1887/88. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Der Geiger von Chun" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

III. Jahrg. 1888/89. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Auf der Dobenau" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

IV. Jahrg. 1889/90. Band 1 und 2 à 9 Mk.
Romanbeigaben: „Die zweite Mutter" und „Das Fritzche" gegen Nachzahlung von à 1 Mk. für den Einband.

Bielefeld und Leipzig.

Die Verlagshandlung:
Velhagen & Klasing.

Venetianerin. Von E. Groſch.

(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Lichtdruck von Römmler & Jonas, Dresden.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 1, September 1890.

Deutsche Nordseebäder.

Text und Illustrationen von
Hans Bohrdt.

(Abdruck verboten.)

I.

Sonne, wie wirkst du auf Gedanken und Stimmung!

Der weiße Kulturmensch, der den Wärme und Behaglichkeit spendenden Ofen, das den Geist bildende Theater, den Glanz und Schimmer tanzlauniger Soireen im Winter nicht hoch genug preisen kann, findet, sobald die Frühlingssonne munter wird, daß der Ofen nur ein durchaus überflüssiges Möbel ist, daß die beliebtesten pathologischen Bühnenwerke doch nur Gemütsseuche hervorrufen und daß selbst die glänzendsten Erfindungen der Toilettenkunst ihn nicht mehr reizen können, im Ballsaal zu schwitzen.

Ein einziger sonniger Frühlingstag scheucht alle winterlichen Erinnerungen hinweg. Die grünen Blätter, das lustige Vogelgezwitscher mahnen an die Umkehr zur Natur. Wohl dem, der mit den Knospen grünen, dessen Seele einstimmen kann in den großen allgewaltigen Frühlingschor. Steigt die Sonne noch höher am Himmel, so entwickelt sich beim zivilisierten Menschen der wahrscheinlich von den Urvätern ererbte, periodische Nomadentrieb. Die Völker der Seeküste streben den Bergen und Wäldern, die Bewohner des Binnen-

landes dem Meere zu. In der Familie beginnt der hartnäckige Kampf um das „Dortsein“ d. h. in irgend einem Badeorte.

Die feindlichen Parteien stehen sich in Gestalt des Kostenanschlages des reich bekinderten Familienvaters und der Badeschwärmerei seiner lieben Angehörigen gegenüber. Wohl verschanzt hinter langen, langen Gasthausrechnungen, Dampfer- und Eisenbahnfahrkarten, Toilettenquittungen vergangener Sommermonate, trotzt der Hausherr mutig dem Ansturm. Doch der feindliche Schlachtplan ist zur Reife gediehen. Als Avantgarde rückt zuerst das liebende Weib an. Ihre Waffe ist die mit den Temperaturgraden zunehmende Zärtlichkeit und die Besorgniß um die ganz notwendigerweise auszubessernde Gesundheit ihres Gatten. Hinterher stürmt das „Gros“ der Familie, meist mit Magazinthränenfeuer alle Gründe und Bedenken vor sich niederwerfend. Gilt es doch für den weiblichen Teil der Angreifer, neben den zu erringenden Badegenüssen, die Aussicht, unbefestigte Positionen in den Herzen etwaiger, nach Lieb und Häuslichkeit sich sehnender Junggesellen dauernd zu besetzen. Doch noch hält sich der väterliche Gegner.

Da erscheint das schwere Geschütz in Gestalt des ins Komplott gezogenen Arztes, welcher, mit Sarg und Leichenwagen drohend, siegreich die kostenanschläglichen Verschanzungen durchbricht. Die Schlacht ist gewonnen, der Friede wird diktiert mit den Worten: „Wir gehen ins Seebad.“ Papa bezahlt die Kriegskosten.

Von jetzt ab tagt das Parlament unter mütterlichem Vorsitz, um sich über die wichtigsten Fragen des zu wählenden Badeortes, der Toilette, ob blaßblau oder lichtgrau auch zum Meereshintergrunde passe u. s. w., schlüssig zu werden. Auch über die anzuknüpfenden Bekanntschaften wird eifrigst debattiert. Für solche Leute, wie den Referendar vom vorigen Jahre, hat man nur Verachtung. Er hat sich nie wieder blicken lassen und nachher kam es heraus, daß er nur Papas wegen, der Skatspieler ist, die Familienbekanntschaft nachsuchte. Es sollen auch nie wieder Skatkarten mit in den Koffer kommen. In rosigster Laune harrt der Chor der lieben Junggesellen der Genüsse und Abenteuer des Badelebens. Der schneidige, junge Leutnant hat sich den leidigen Zivilanzug bauen lassen, der aber doch durch Schnitt und strammes Sitzen mit Sicherheit den „Militär“ verraten soll. Wenn nur die vertrakten Barterzeugungsmittel helfen, so kann ja der Erfolg, trotz Civils, gar nicht ausbleiben. Der Herr Studiosus wird schon durch ganz absichtsloses Zeigen des farbigen Vereinsbandes seine Stellung in der Gesellschaft zu bekunden wissen; die Aussicht, Frau Doktorin zu werden, muß ja jedes weibliche Herz in Wallung bringen. Der Strandsex wiederum wird, trotzdem seine Berufsthätigkeit ihn kaum mit dem Wasser in Verbindung bringt und er oft sogar eine heilige Scheu vor dem treulosen Elemente hat, durch möglichst seemäßige, sportsmäunische Kleidung aller Augen auf sich lenken. Nimmt man nun noch dazu ein paar salzwasserwütige Dichter, Komponisten und Maler, so hat man etwa die handelnden Personen der meisten Strand- und Badekorbnovellen.

Die wirklich Heilung Suchenden kommen für den Schriftsteller älteren Datums kaum in Betracht. Doch auch diesen, bisher von der Kunst Vernachläßigten wird durch den neuen, frischen Hauch des Naturalismus das Glück erblühen, sich zum Mittelpunkte eines modernen Romanes oder Dramas aufzuschwingen. Nach den neuesten und allerneuesten Anschauungen wird die Figur eines, mit einem schaurigen Erbübel behafteten, in Badehosen sich am Meeresstrande vor Schmerzen windenden, modernen Helden glänzend wirken, zumal die dazugehörige Heldin mittels Geistesstörung, Herabstürzen von glücklicherweise vorhandenen Klippen oder Leuchttürmen, Genuß von Mießmuscheln und anderen gesundheitsschädlichen Sachen dem Drama einen würdigen Abschluß geben kann.

Diejenigen Badegäste, die nur der Erholung und Erfrischung wegen an das Meer gekommen sind, müssen sich mit dem Anblick des gewaltigen Ozeans begnügen. Für sie hat die Kunst kein Herz, sie sind höchstens als wimmelnder Hintergrund oder lautlose Statisten für liebliche und schaurige Geistesprodukte zu gebrauchen.

In den Badeorten beginnt es sich schon frühzeitig zu regen. Der Hotelfürst mustert, umgeben von seinem Generalstabe, den Führern der einzelnen Abteilungen und dem Koch — pardon — chef de cuisine oder

Scheff der Kusine, wie sich der Inhaber dieses Vertrauenspostens hartnäckig selbst nennt — seine Streitkräfte für den kommenden Feldzug. In Parade zieht die Kellnerschar mit noch etwas nach Benzin riechenden Fräcken vorbei, die koketten Hoteljungfrauen präsentieren den Besen, die Hausknechte stehen in Reih und Glied mit frischgeputzten Mützenschildern aufmarschiert.

Das Herz schwillt dem Gebieter beim Anblick seiner Heeresmacht, er verkündet die Parole: „Hotel ersten Ranges," Feldgeschrei: „Hohe, höhere und höchste, aber feste Preise." In seinem absolutistischen Reiche herrscht natürlich Weinzwang. Ein schauerliches Wort; man wird dadurch unwillkürlich an ostafrikanische Sklaverei erinnert. Leider wird kein Wißmann der Welt den armen Weinsklaven jemals von seinem traurigen Lose befreien können. Parlamentieren ist in dem Hotelreich überhaupt ausgeschlossen. Wer wird dem Gestrengen gegenüber auch behaupten wollen, Rinderbraten sei eigentlich keine Pappe oder Rüdesheim läge wohl in Schlesien! Wage es nicht, lieber Badegast, sage stets nur, der Braten sei weich wie ein Mollakkord und der goldige Rüdesheimer schmachvoll billig, auf daß dich nicht die Verbannung aus dem Hotelparadiese trifft.

Bei den biederen Strandbewohnern wird es auch lebendig. Man kann an die alten sagenhaften Hünen und Wikinger nicht denken, ohne an die blutigen Eroberungsfahrten und wüsten Strandräubereien, welche letztere noch bis in unser Jahrhundert hinein nicht selten waren, erinnert zu werden. Die heutigen Nachkommen jener Geschlechter machen diese Prozeduren sanfter ab. Eine niedrige Stube, ein klappriges Bettgestell, eine Nußschale als Waschgeschirr, die menschenunwür-

Strand von Sylt zur Zeit der Flut.

digste Einrichtung werfen mehr ab, als das ehemalige gefährliche Handwerk, und wenn heute der Herr Pastor von der Kanzel aus um gesegneten Strand bittet, so schmunzeln die Andächtigen mit reinem Gewissen zum Himmel empor. Gewerbe, wie Fischfang und Landwirtschaft, verschwinden allmählich. Sie haben es ja nicht mehr nötig, zu arbeiten und lassen den lieben Gott und die Badegäste sorgen. Ersterer gibt ihnen ihren Strand, ihre Seeluft, ihr Salzwasser, letztere müssen dafür schweres Geld bezahlen, und daß man bis jetzt wenigstens die Sonnen-Auf- und -Untergänge gratis genießen darf, ist eigentlich unverantwortlich.

Strandbild in Westerland-Sylt.

Westerland-Sylt.

Endlich bricht die Badezeit an. Endlose Bahnzüge und überfüllte Dampfer schleppen die langersehnten Gäste herbei. Die sommerliche Völkerwanderung hat begonnen.

In erhabener Ruhe aber liegt das Meer gleich einem, den Sommerschlaf haltenden Ungeheuer da. Bei den Winterstürmen hat es in donnernder Brandung gebrüllt, daß die winzigen Menschen sich zitternd verbargen, jetzt, wo laue Winde es in den Schlaf gefächelt haben, wagen sich die Kecken, einer nach dem anderen heran und, nachdem sie sich vergewissert haben, daß es wirklich nicht mehr beißt, kommen neue und neue Scharen herbei, spielen und tändeln mit den langen Dünnungswellen, bis das träge Untier wieder erwacht und die Menschenkinder scheu nach allen Himmelsrichtungen auseinanderstieben.

Nun, lieber Badekandidat, will ich dir glauben, du gehörst unter die Kategorie der Erholung und Erfrischung Suchenden, der Bewunderer der reinen, unverfälschten Gottesnatur. Ich will annehmen, alle Hotelwirte seien wahre Engel an Nächstenliebe, die Braten eignen sich durchaus nicht zu Buchdeckeln, alle Etikettes auf den Weinflaschen seien nicht etwa Taufscheine, sondern thatsächliche, eidesbeschworene Urkunden, die Erfindung der Klaviere sei noch nicht bis zu den einsamen Inseln gedrungen und, wenn dennoch einige eingeschmuggelt wären, daß nur berufene Hände sie berührten, ich will die Kurtaxe für die allernotwendigste Badeeinrichtung halten, alle Preise selbstverständlich lächerlich gering halten, ich will — ja — — du mußt überhaupt keine ärgerliche Ader besitzen, das schlägt auf die Galle, kommt ins Herz, geht in das Gehirn und du avancierst zu den Leidenden, welche zu den schönsten Trauerspielen verarbeitet werden.

Die Wunderwerke der Natur sind ewig schön. Wenn du dein Auge auf das gewaltige Element richtest, wenn du den Eindruck des unendlichen Meeres in deine Seele aufnimmst, wenn du die Stimme Gottes in den brandenden Wogen verstehst, so wirst du leicht alle kleinen Unannehmlichkeiten ertragen und die Tage preisen, an denen es dir vergönnt war, beim Rauschen des Meeres, reine, wahre Freude an der Natur zu empfinden.

Sylt.

Die Insel ist für den modernen Kulturmenschen, welcher, den Chronometer in der

Hand, jede Zeitverschwendung unangenehm empfindet, nicht allzu leicht zu erreichen. Der Landweg führt zuerst bis Hamburg, von dort über Flensburg, Tinglaff (Wagenwechsel) nach Tondern, einem reizenden, kleinen, nach frischem Dünger duftenden Landstädtchen, welches aber in Bezug auf Hotelpreise es mit der größten Residenzstadt aufnehmen kann.

Durch diese hohle Gasse muß der Badegast kommen, es führt u. s. w. Wenn man nicht gerade Anschluß an die Dampfer von Hoyer aus hat, so drohen eine unvermeidliche Table d'hote, ein nach Belieben einzunehmendes Abendbrod, ein unumgängliches Nachtlager nebst wonnigem Frühstück, alles zu Preisen — ja, richtig, ich wollte ja gar nicht mehr über die Kosten sprechen. — Tags darauf wird der Reisende nebst Gepäck auf Wagen verladen und kommt, wenn er das Glück hat, keinen Regen zu erwischen, in gutem Zustande in Hoyer an. Reguet es aber, so helfen nur hohe, geschmierte Krempstiefeln, Ölzeug und Südwester, um ihn trocken an Bord des Dampfers zu bringen, dessen Anlegestelle oft Sümpfe, wie diejenigen, in denen der selige Varus stecken blieb, aufweist.

Die drei bis vierstündige Überfahrt nach Sylt per Dampfer ist auch je nach dem Wetter angenehm oder nicht. Der Reisende hat entweder die prächtige Ansicht des langen, langen Landstreifens mit den Kirchen und dem einsamen Leuchtturm vor sich, oder er macht im anderen Fall amphibische Studien, da bei einigermaßen voller Passagierzahl die kleine Kajüte nicht ausreicht und auf Deck Schutzvorrichtungen gegen den Regen nicht vorhanden sind.

Empfehlenswerter ist die Seereise nach Sylt von Hamburg bis Föhr mit dem Dampfer Freia. Es scheuen zwar viele die leidige Seekrankheit, doch ist dieses Übel gar nicht so schlimm. Ein wenig Energie, Humor und Magenbitter helfen über die Krisis hinweg, ja du kannst sogar dabei unter Thränen lächeln, wenn du die lieben Mitreisenden betrachtest. Wie viele gibt es, die irriger Weise es für unmännlich halten, seekrank zu werden und sich gegen die Natur sträuben, bis diese sich in haarsträubendster Weise äußert. Ich habe Männer gesehen, die bis zum Eintritt der Katastrophe gewaltsam am brenzlichen Cigarrenstummel sogen, bloß um der Dame ihres Herzens, die selbst schon wehmütig dareinschaute, männiglich zu imponieren. Dann kam der große Augenblick, und mit der beiderseitigen Explosion brach auch die ganze Manneswürde zusammen. Geniere dich nicht, lieber Badekandidat, glaube mir, alte Kapitäne, Lotsen und seebefahrene Leute zahlen noch manchmal der Natur den Tribut, ohne sich dessen zu schämen. Gehe eifrigst an Deck in frischer Luft spazieren, sauge hin und wieder einmal an der Magenbitterflasche, und wenn dein Stündlein schlägt, neige dich sanft über die Reiling an der Leeseite, d. h. der dem Winde abgewendeten Seite, auf daß du nicht deinen Mitmenschen mit deinen innersten Empfindungen überschüttest, und gib deinen Gefühlen frank und frei Ausdruck. Wandle darauf deinen Weg an Deck weiter, denke nicht an Erbsen mit Pökelfleisch, sondern an ganz gleichgiltige Dinge, bis du zum zweiten und öfteren Male die Leeseite aufsuchst. Behält dann Energie, Humor und etwas Magenbitter die Oberhand, so ist die Krisis überstanden. Der Anblick des herrlichen Meeres, der auslaufenden und heimkehrenden Schiffe, das Ankern unterm Schutze des Helgoländer Felsens, die Fahrt zwischen Amrum und den Halligen werden dir den Unmut über das unschädliche Übel mildern. In Föhr freilich mußt du von dem prächtigen Dampfer auf einen kleinen Wattendämpfling übersiedeln, auf welchem dir ähnliche Genüsse, wie auf der Strecke Hoyer-Sylt, winken. Munkmarsch ist der Landungsplatz beider Linien. Ein zwerghafter Eisenbahnzug, der entfernte Ähnlichkeit mit einem amerikanischen aufweist, dampft mit den Badegästen ab nach Westerland, falls sie nicht romantisch genug veranlagt sind, um sich per Wagen auf holprigen Pfaden in die Einsamkeit der stillen Friesendörfer Wenningstedt, Kampen oder List zu begeben. Unter schrillem Pfeifen fährt das fidele Lokomotivchen in den Bahnhof ein. Du bist in Westerland, du bist Badegast, du hast von jetzt ab das Recht, Kurtaxe zu bezahlen. Menschenfreundliches, liebevolles Hotelpersonal schafft dich und dein Gepäck in dein neues, wonniges Heim. Du schüttelst den letzten Staub des Festlandes von den Füßen und denkst nur mit Geringschätzung an die daheimgelassene Häuslichkeit. Nun schnell

an den Strand. Das Getriebe auf den Straßen mußt du übersehen, da bauen Maurer und Zimmerleute neue, stilvolle Sommerheime, da wirken und schaffen Handwerker und Geschäftsleute. Du wolltest ja eigentlich dem großstädtischen Treiben aus dem Wege gehen, aber die gewaltige Menschenansammlung kann ohne die nötigen Gebrauchsgegenstände nicht fertig werden, und so mußt du schon deinen Unmut zügeln. Endlich erreichst du die große Treppe, die zum Strande hinabführt. Dichter und dichter wird das Menschengewühl, noch einige Schritte und vor dir liegt die große, gewaltige Wasserwüste, die ihre langen, langen schaumgekrönten Dünungswellen dem Lande zuwälzt. Um dich herum lebt und webt, kribbelt und krabbelt es von Menschen. Zur Rechten und Linken lagern Badegäste im Sande oder unter Zelten, viele sitzen in Badekörben, mehr noch in den, den ganzen Strand schmückenden Wein- und Bierbuden, deren sanfte, milde Wohlgerüche sich mit der strengen, salzgeschwängerten Luft mischen. Und nun das wandernde Gewimmel. Das schwatzt und lacht, singt und summt und ist eitel Leben und Beweglichkeit. Dabei schmettert die Badekapelle ihre blechernen Weisen in die Lüfte hinaus, als wollte sie alle die wirrenden, schwirrenden Natur- und Menschenlaute mit Gewalt niederblasen. Weiter unten buddelt Jung und Alt im Sande. Da werden Wälle aufgeworfen, Gräben gezogen und Berge aufgetürmt, wie sie höher kaum bei den Kanalisationsarbeiten in den Straßen Berlins gewünscht werden können. Auf den Wällen und Burgen flattern lustige, bunte Fähnchen, jubelnde, lachende, schreiende Kinder lärmen umher in den Gräben, stürmen die Festungen, patschen ins Wasser, als ob sie dem schlafenden Meerungeheuer auf die Zehen treten wollten.

Überall herrscht Lebenslust und Lebensfreude, welche zu dem ernsten, schwermütigen Charakter des ewigen Meeres in seltsamem Gegensatze steht. Willst du den gewaltigen Eindruck der Natur empfinden, willst du die Stimme Gottes in den Wasserwogen verstehen, so darf dich das Jahrmarktsgetriebe der Menschen nicht stören.

Du gehst den Strand entlang. Einsam wird es um dich herum. Der weiße Sand knistert an deinem Ohre und erzählt dir

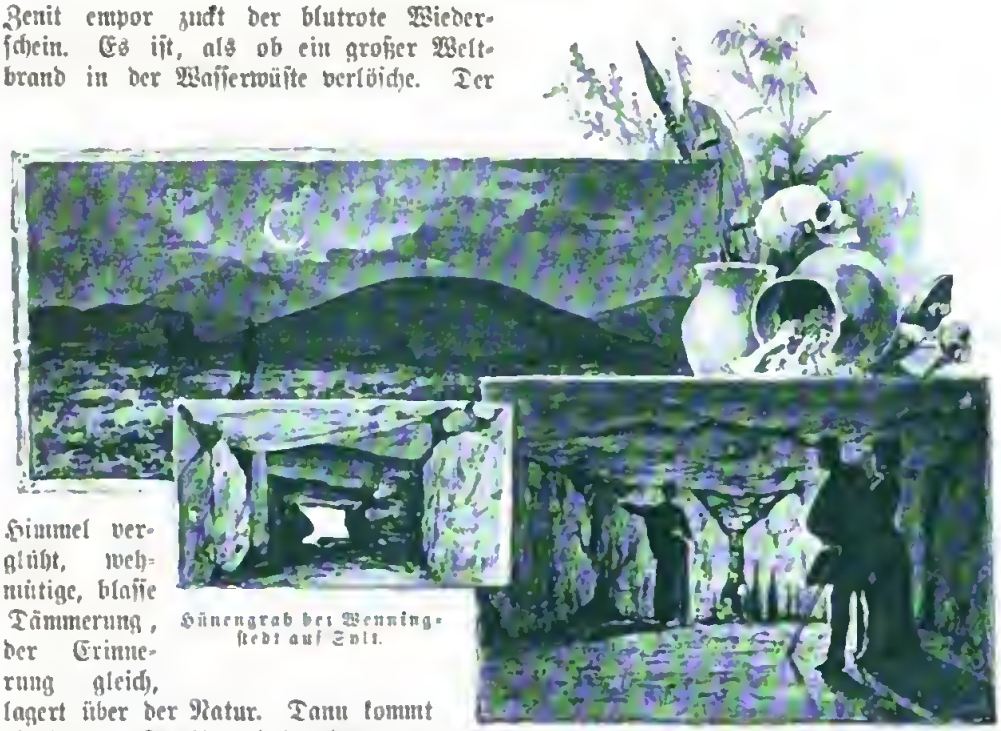
Nordfriesische Häuser des Dorfes Wenningstedt auf Sylt.

von den versunkenen Städten und Dörfern, die er unten am Meeresgrunde hat einscharren helfen, bevor die Brandung ihn an das Tageslicht warf. Du steigst herauf auf die hohen, weißen Dünen und blickst auf die schweren sich heranwälzenden Wogen. Es sind dieselben Wasser, die einst in verheerenden Sturmfluten daherbrausten, sie rauschen noch dasselbe Totenlied wie damals, als sie die blühenden, jetzt am Grunde ruhenden Ortschaften verschlangen.

Dein Blick schweift hinaus auf den Horizont. Ein Schauer der Unendlichkeit kommt über dich. Wie groß, wie unendlich groß ist die allgewaltige Natur und wie klein, wie winzig klein stehst du der dich umgebenden Allmacht gegenüber!

Die Sonne geht unter, der feurige Ball taucht tiefer und tiefer hinab, bis zum

Zenit empor zuckt der blutrote Wiederschein. Es ist, als ob ein großer Weltbrand in der Wasserwüste verlösche. Der



Hünengrab bei Wenningstedt auf Sylt.

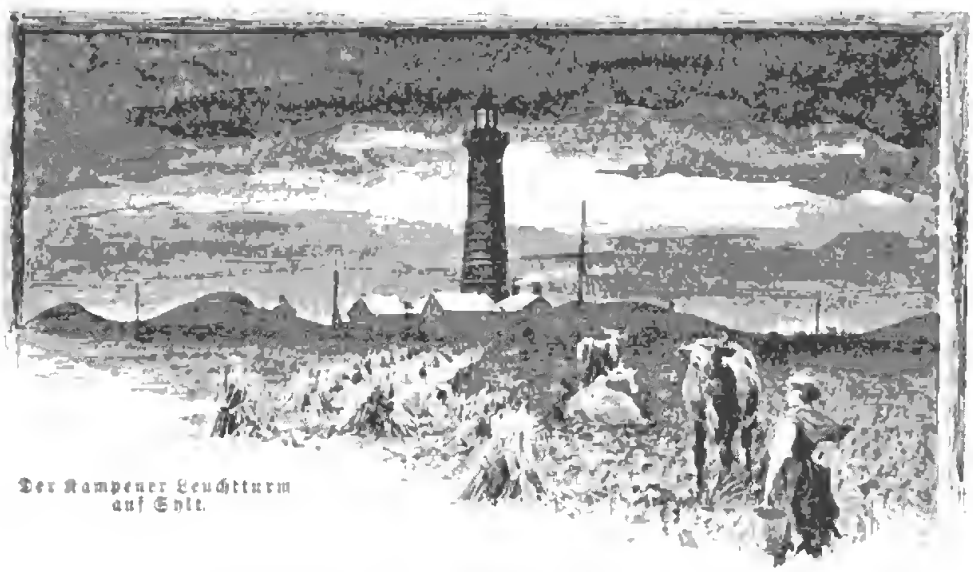
Himmel verglüht, wehmütige, blasse Dämmerung, der Erinnerung gleich, lagert über der Natur. Dann kommt die Nacht. Dunkler, dräuender, unheimlicher erscheint dir das Meer, gespenstige blaugrüne Lichter blitzen in den überstürzenden Wogen, flimmern in deinen Fußspuren im feuchten Sande. Ein geheimnisvoller Schauer zieht in deine Seele, du begreifst die grausigen Meeressagen der Strandvölker. Da hellen sich die Wolkenränder etwas auf, ein blasser Schimmer huscht über den Himmel, es wird wieder Licht. Der Mond, der treue Begleiter des Erdballes, drängt sich durch den Wolkenschleier. Das unheimliche Meeresleuchten verblaßt, Millionen von Silberlichtern und Fäden ergläuzen, das düstere Meer strahlt in feierlichem Glanz. Ruhe und Versöhnung sind in die Natur eingezogen.

Voll der herrlichsten Eindrücke lenkst du die Schritte deinem neuen Heime zu. In Westerland ist noch alles auf den Beinen. Da plaudert, lacht und singt es noch bis in die späte Nacht hinein. Im Hotel, beim Abendtisch, erfährst du dann noch in allen Tonarten, daß Sonnenuntergang, Meerleuchten und Mondschein heute wirklich ganz magnifique, superbe oder chic gewesen seien. Müde suchst du dein Zimmer auf. Die frische Nachtluft dringt herein. Drüben deine Nachbarin rührt noch die Saiten eines Klavicymbalos und singt sehnsüchtige Meereslieder, welche spekulative Komponisten, um einem tiefgefühlten Bedürfnis abzuhelfen, eigens für Badezwecke verfaßt haben. Sie beginnen gewöhnlich im anschwellenden tremolo. „Ruddel, duddel, duddel, duddel“ — das stellt das Meer dar, „bram, brum,“ das sind ein paar stürzende Wogen, eine Fingerübung in den höchsten Oktaven „tidel, tadel, tidel, tadel“ versinnbildlicht das plätschernde Wellenspiel. Nun kommt die Gesangseinleitung: „hem, ta, ta, te, ti — hum, ta, to, tu, tu“ smorzando setzt die Stimme ein. Du hörst von Meer und Schmerz, Liebe und Wasser, woselbst bei Liebe das i — i — i — i je nach den Gefühlsdimensionen möglichst lang ausgezogen wird. Der Gesang gipfelt dann in einer Art quitsch, dem höchsten erreichbaren, mit aller Macht herausgestoßenen Hauptton. Ein paarmal schrumm, schrumm beendigt dann das musikalische Marinebild. Soll das Lied einen Sturm darstellen, so wird das tremolo ruddel, duddel u. s. w. nach Belieben verlängert und mit um ein paar Atmosphären erhöhten Handdruck zu Klavier gebracht. Die Figur tidel, tadel fällt weg. Der Gesang beginnt im stärksten ff, qui —tsch kommt in die Mitte, worauf die Stimme sich decrescendo aushaucht und so die sich beruhigende Natur aufs beste versinnbildlicht.

Drüben, bei der Nachbarin, wechseln Sturm und Liebe harmonisch ab bis die Bearbeitung des Sturmmotivs die Muskeln und Stimmbänder etwas gelähmt hat und eine Pause eintritt. — Durch das offene Fenster dringt das ferne Rauschen des ewigen Meeres an dein Ohr, die dumpfen, unerklärlichen Akkorde klingen herein. Tausendmal hast du sie schon gehört, laut und leise, wie es der Schöpfer gebot, wieder und wieder hast du die Töne in deine Seele aufgenommen und bist nie müde geworden, zu lauschen — — Ruddel, duddel, duddel, duddel, fängt die Nachbarschaft wieder an. Rasch die Fenster zugemacht, die Bettdecke über die Ohren gezogen, im Halbschlummer hörst du noch einmal „quitsch" — Gottlob, du schnarchst.

Sylt bietet das kräftigste Bad in der Nordsee. Die schweren Brecher rollen mit einer Wucht an den Strand, daß schwächliche Naturen es ohne Schaden für die Gesundheit nicht wagen dürfen, sich dem vollen Anprall derselben auszusetzen. Das Baden geschieht auch meist innerhalb einer gewissen Entfernung von den schwersten Wellenstürzen, da selbst die stärksten Leute von jenen willenlos umher geschleudert werden. Dem kräftigen Wellenschlag, dem hohen Salzgehalt des Wassers, der reinen Inselluft hat Sylt namentlich seinen Aufschwung zu verdanken, und thatsächlich üben diese Vorzüge die wohlthuendste Wirkung auf Leib und Seele aus.

In landschaftlicher und historischer Hinsicht ist die Insel von hohem Interesse, zumal, wenn du deine Füße zu gebrauchen verstehst und nicht auf die leidigen, klappernden Wagen angewiesen bist, welche dich bei den holvrigen Wegen vor lauter Stukkern und Zusammenrütteln gar nicht zur beschaulichen Naturbetrachtung kommen lassen. Dein Weg führt dich nach Norden zu über den großen, blühenden, sammetweichen Teppich der Erikahaide. Im stillen, friedlichen Dörfchen Wenningstedt machst du Halt. Auch hier wohnen Badegäste, die Ruhe und Beschaulichkeit dem geräuschvollen Treiben vorziehen. Der Ort würde noch angenehmer sein, wenn die Wirte besser das Wohl ihrer Pflegebefohlenen im Auge hätten. Das Essen ist gut und reichlich, aber von einer entsetzlichen Eintönigkeit. Fischgerichte sind geradezu unbekannt, selbst der salzige oder saure Hering, der doch in Palast und Hütte dringt, findet selten seinen Weg nach Wenningstedt. Du liebe Zeit, man hat es ja nicht mehr nötig, auf Fischfang auszugehen. Abgesehen von den kleinen Unannehmlichkeiten, die sich schließlich durch einsichtsvolles Handeln beseitigen ließen, ist der Aufenthalt inmitten der blühenden, roten Haide für den Naturfreund empfehlenswerter, als in dem großstädtischen Westerland. Die Hünengräber in der Umgebung



Der Kampener Leuchtturm auf Sylt.

Wenningstedts versetzen dich in uralte Zeiten. Glücklicherweise ist eines noch in seiner Ursprünglichkeit erhalten und gegen ein kleines Entgeld zugänglich. An dem Hügel angekommen, schließt deine Führerin, eine alte Frau, eine Fallthür auf, mehrere Stufen führen dich in einen dumpfigen, niedrigen Raum. Nach Erleuchtung desselben gewahrst du mächtige, aufgerichtete Steine, auf welchen als Decke ein paar Felsblöcke von riesigen Dimensionen ruhen, so daß es schier unerklärlich scheint, wie die Vorfahren ohne geeignete Hilfsmittel diese Kolosse an Ort und Stelle eingefügt haben. Die Verteilung der Druckpunkte der Last ist instinktiv so gut getroffen, daß das Werk noch einem Jahrtausend trotzen kann, ohne zusammenzustürzen. Der Raum ist leer, die Urnen, Waffen und Schmucksachen sind im Museum zu Kiel aufbewahrt. Schade, daß man nicht wenigstens Kopieen der Originale hier am Fundorte aufstellt, um dem Beschauer das Bild eines solchen Grabes zu vervollständigen.

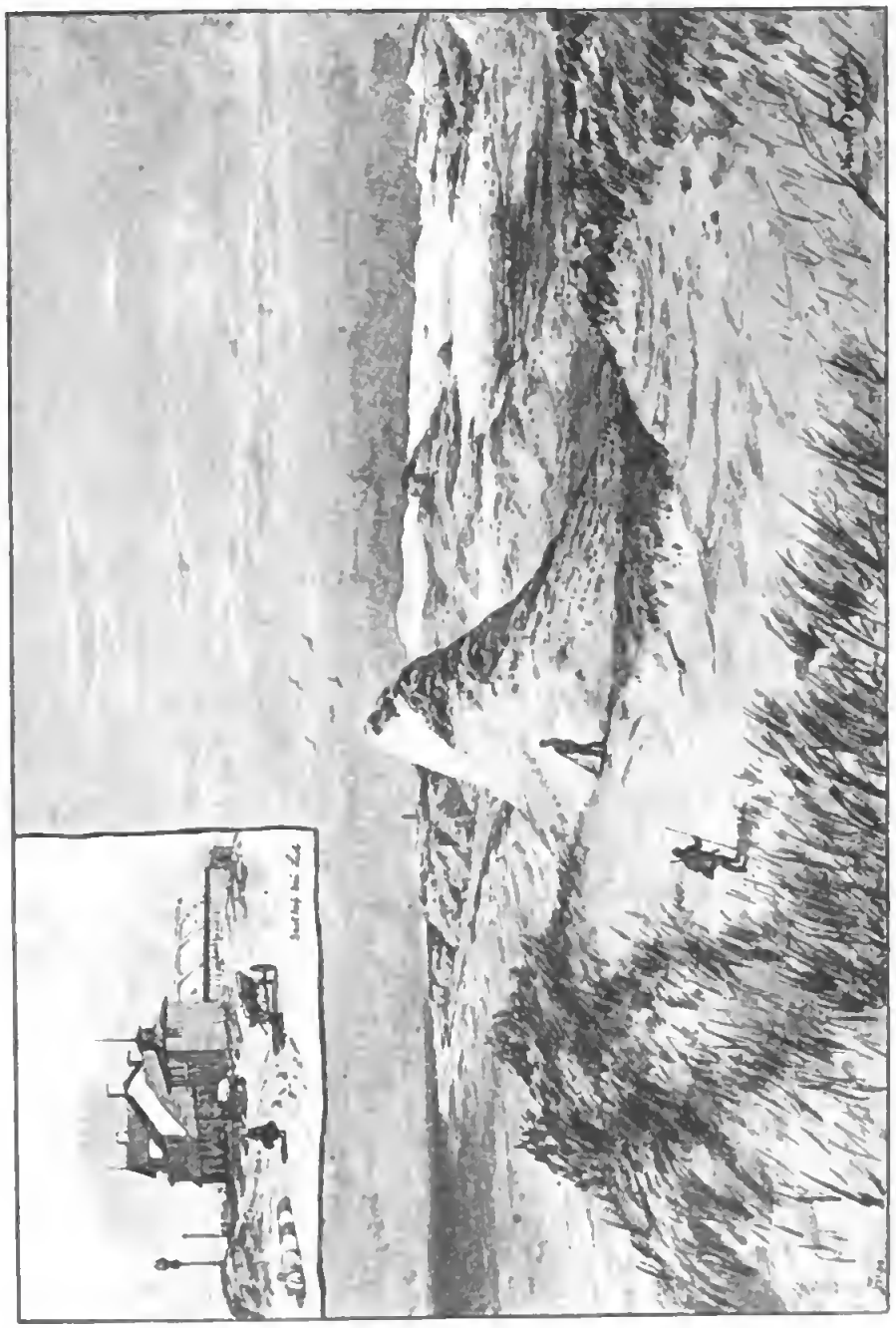
Lange weilst du noch auf dem Hügel. Du siehst im Geiste den wilden Kampf auf der roten Haide, du hörst das Klirren der Waffen, das Wutgeschrei der mordlustigen Sieger, das Stöhnen der Sterbenden. Die Schlacht ist vorbei, Feuer lodern auf, um die Heldenleiber zu Asche zu verbrennen. Wehgeheul und Klage über die Gefallenen dringen an dein Ohr. Um dich herum wird es lebendig. Tausende schleppen keuchend die mächtigen Felsblöcke heran, bis die den geliebten Toten geweihte Stätte errichtet ist. Wieder ertönen die Klagelieder, die Opferfeuer erglühen, das Volk bettet die verbrannten Reste seiner Helden in die Steinkammer. — Zweitausend Jahre sind dahingerauscht. Zweitausend Jahre hat der Wind mit der roten Erika auf den unberührten Hügeln gespielt. Heilige Scheu, Aberglaube, Gespensterfurcht hat die Gräber vor Entweihung geschützt, bis in unseren Tagen wissensdurstige Forscher zur Stätte des Todes hinabstiegen, um in den verwitterten Resten der grauen Vorzeit zu lesen. Einmal entheiligt, haben auch die Inselbewohner nicht gezögert, die Hügel teilweise abzutragen und die gewaltigen Steinmassen zum Bau von Mauern zu benutzen.

Bei Kampen, inmitten einer ganzen Reihe Hünengräber, steht der prächtige, von den Dänen erbaute Leuchtturm. Von der Galerie desselben hast du den Überblick über die ganze Insel. Im Norden, Süden und Westen gewahrst du die himmelhohen, schneeweißen Dünen, die für die Ewigkeit dazustehen scheinen, doch in den knisternden Sandkörnchen, die dir um die Ohren fliegen, raunt dir der pfeifende Wind zu: „Mit denen da werde ich schon fertig werden, und wenn mir das Meer ein wenig hilft, so tragen wir die stolzen Sandberge ebenso ab, wie wir es gethan haben mit denen, die deine Vorfahren noch gekannt haben, und die jetzt im seichten Wattenmeere ruhen.“ Ärgerlich antwortest du: „Das war damals zur Zeit der jämmerlichen, verrotteten Zustände, die deutsche Regierung wird dir schon mit Strandhafer kommen. Da kannst du in den langen, zähen Halmen spielen, so lange es dir gefällt. Mit dem Sandfortttragen wird es dann ein Ende haben und dem Meere werden schon Grenzen gezogen werden. Da kennst du die Regierung schlecht.“ Mit einem kurzen: „Na, wir werden ja sehen,“ flitzt der leichte Geselle weiter. —

Die Insel ist dem Verderben geweiht, falls es nicht gelingt die Dünenberge zu befestigen.

Eine kurze Wanderung am Strande des Watteumeeres bringt dich zur sogenannten Vogelkoje, einer Einrichtung, um arglose Krickenten ins Verderben zu locken. Müde vom weiten Fluge lassen sie sich auf einen kleinen, von niedrigem Wald umgebenen Teich nieder und werden durch gestreutes Futter, geführt von einer Anzahl abgerichteter Lockenten, in kleine Kanäle, welche, mit Netzen überspannt, in eine Art Reuse enden, gelockt. Durch plötzliches Hervortreten des Entenfängers werden die Tiere aufgescheucht, fliegen gegen die Netze weiter und weiter den Reusen zu, woselbst sie der Tod erwartet. Das Mordinstitut arbeitet sehr sicher, oft werden während der Fangzeit 50 000 Enten erlegt. Der Entenfänger selbst ist ein großer Schweiger, d. h. nicht etwa, um seine große Gedankentiefe zu verbergen, sondern um nicht durch Sprechen seine Opfer zu verscheuchen. Auch du mußt schweigen können, wenn du als Besucher die Vogelkoje betrittst. Stumm, wie der stygische Fährmann, führt dich der Enten-

mörder umher, läßt dich durch ein Loch in einer Bretterwand den Teich mit den ſchwimmenden Vögeln beobachten und iſt froh, wenn du dich nach Erlegung des Trinkgeldes verabſchiedeſt, da durch die geringſte Ungeſchicklichkeit der Fang auf tagelang vereitelt wäre. —



Die Liſter Dünen und Gaſthof bei Liſt auf Sylt.

Nach mehrſtündiger Wanderung am friedlichen Wattenmeere entlang erreichſt du das Dörfchen Liſt auf der Nordſpitze der Inſel. An der Vorderfront des wohnlichen Gaſthauſes läßt du dir dein Mittagmahl auftragen. Dein Blick ſchweift über den Königshafen, einer von niedrigen Sanddünen umgebenen Bucht, deren Anſeglung durch zwei Leuchttürme bezeichnet iſt. Hier iſt Raum

Heimstätte für Heimatlose auf Sylt.

und Ankergrund für viele Schiffe. Du kannst dein Glas auf das Wohl der Wackeren leeren, welche den im Kriegsfalle für Deutschland so wichtigen Hafen den Dänen entrissen haben.

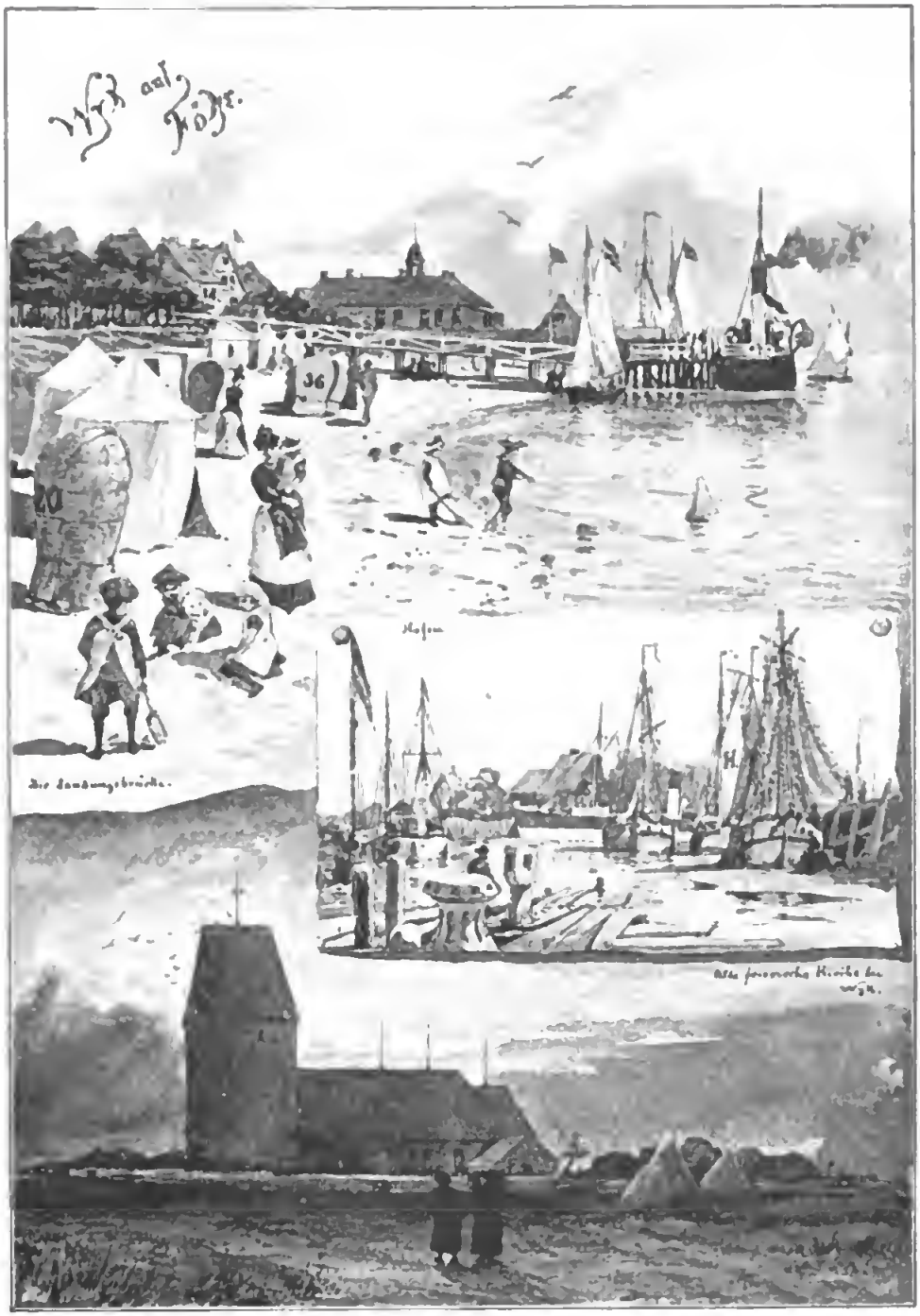
Nach tüchtiger Rast unternimmst du eine echte, rechte Alpenwanderung durch die weißen Dünen. Spitze Kegel, Abgründe, Thäler, gletscherartige Furchen und Rillen, große, breite Ebenen, den Schneefeldern der Hochgebirge gleich, kraterartige Vertiefungen, alles, alles aus Sand oder im Sande geformt, betritt dein Fuß, du staunst über die reiche Poesie des Sandes. Du hättest den kleinen lästigen Körnchen eine so herrliche Formengestaltung nie zugetraut. Doch hast du beim Anblick eines felsigen Gebirges den Eindruck der unerschütterlichen Festigkeit und Beharrlichkeit, so empfindest du hier die Unbeständigkeit und Beweglichkeit der losen Masse.

Der Wind, der dir vorhin seine Drohungen zuflüsterte, hat nicht gelogen. Er treibt die Körnchen von Ort zu Ort, er schafft die Thalkessel, er zeichnet die wunderbarsten Figuren in die schneeweißen Flächen. In rasender Wut türmt er Berge auf, oder peitscht sie wirbelnd auseinander, tiefe kraterartige Mulden hinterlassend. Menschliche Hände können die Zerstörung nicht aufhalten, doch das winzige, zähe Gras, welches kümmerlich im Sande wuchert, ist mächtiger als der Sturm. Fest hält es mit seinen Wurzeln die lose Masse zusammen. Wohl zerzaust der Wütende die schlanken Halme, doch ohnmächtig streicht er über die wogenden Grasflächen dahin. Wo der Strandhafer festen Fuß gefaßt hat, sind die Dünen gerettet. Deshalb werden auch die Anpflanzungen eifrigst betrieben, und hoffentlich gelingt es, die großen Bollwerke des Festlandes, die Sandinseln, zu erhalten.

Es ist recht einsam und weltverlassen in den weißen Dünen. Die Badegäste sind meist zu bequem oder leidend, um weite Fußwanderungen zu unternehmen. Der Sylter selbst lacht dich aus, wenn du ihm zumuten würdest in den Sandbergen umher zu klettern.

Ist es windstill, so schweigt auch das Knistern der Sandkörnchen. Du hörst nur das ferne, dumpfe Rauschen des Meeres. Der schrille Schrei einer Raub- oder Silbermöve, ein hoch oben in den Lüften kreisender Adler zeigt dir wenigstens, daß nicht alles Leben in dieser Einöde erstorben ist.

Zwei bis drei Stunden lange Wanderung bergauf, bergab bringt dich über das Sandgebirge wieder an den Meeresstrand. Wenn du Westerland noch vor Eintritt der Dunkelheit erreichen willst, mußt du tüchtig ausschreiten. Der Weg führt dich den herr-



Wyk auf Föhr.

lichen Stand entlang, wohl der prächtigſte, ebenmäßigſte, reinſte, den je eine Meeresküſte aufzuweiſen hat. Auf einer Länge von 40 Kilometern könnte jeder Fleck zur Badeeinrichtung paſſen.

Etwa auf der Höhe von Kampen fällt das Geſtade ſteil, faſt ſenkrecht nach dem Strande zu ab. Die etwas gelblich-rötliche Farbe des Erdreichs hat dieſer mehrere Kilometer langen Wand den Namen „Rotes Kliff“ gegeben. Hier fangen auch die vom Staate erbauten Buhnen an. Es ſind dies

mächtige, aus Pfahlwerk und Felsblöcken in das Meer hinausgebaute Dämme, welche dazu dienen sollen, einesteils das Wegschwemmen des Sandes zu verhüten, anderenteils den angespülten festzuhalten. Millionen sind für diese Art von Strandschutz ausgegeben worden, jedes Jahr muß ein Teil erneuert werden, da der gewaltige Anprall der Wogen selbst diese festen Konstruktionen zerschmettert. Hast du das Rote Kliff passiert, so siehst du schon wieder das schwärzliche Menschengewühl Westerlands vor dir. Ich habe dir freilich mit der zehn- bis zwölfstündigen Wanderung etwas viel zu gemutet, doch hoffentlich habe ich mich in der Leistungsfähigkeit deiner Beine nicht geirrt. Es schmeckt das Essen, es schläft sich nach einer solchen Wanderung noch einmal so gut — es ist anregender als das ewige Umherfaulenzen in den Badekörben oder den Bierbuden am Strande. —

Eine Wanderung nach Hörnum, der südlichen Spitze der Insel, bringt dir gleiche Naturgenüsse, wie die der Lister Dünen. Lohnend ist auch der Besuch des Ortes Keitum und der Hansenschen Sammlung sylter Altertümer. —

Verlasse die Insel nicht, ohne die Stätte aufzusuchen, wo die unbekannten Schiffbrüchigen, welche das Meer vernichtete und leblos an den Strand warf, ein Fleckchen Erde zu ewiger Ruhe gefunden haben. „Heimstätte für Heimatlose," steht auf dem schwarzen, mit einem Kreuz gekrönten Schilde am Thor einer niedrigen Mauereinfriedigung. Du trittst ein. Da liegen die langen Reihen der Gräber, jedes mit einem Kreuze versehen, welches das Datum des Fundes und die Angabe des Geschlechts der Leiche trägt. Eine geheimnisvolle, tief ernste Stimmung ergreift dich, deine Hände falten sich unwillkürlich zum Gebet für die unbekannten Menschenkinder da unten in kühler Erde, für dich, der du vielleicht dereinst dasselbe Schicksal haben könntest.

Ein Gedenkstein ist von der Dichterin Carmen Sylva gestiftet worden, welcher in vergoldeten Lettern die Reime trägt:

„Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült an dieses Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Heiland.
Das Vaterhaus ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lose.
Es ist das Kreuz von Golgatha
Heimat für Heimatlose."

Die vielen Kränze, meist von frischen Erikablüten, welche Gräber und Stein schmücken, zeigen, daß man auch in dem Getriebe des großstädtischen Badeortes der fremden, unbekannten Toten gedenkt.

Wenn du die Stätte der Heimatlosen verläßt, so gewahrst du zur Linken das Gebäude der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Sieh dir an, was Menschenliebe geschaffen hat, um dem Meere seine Opfer zu entreißen, laß dir die Apparate des Rettungswesens zeigen, laß dir erzählen, wie die wackeren Männer, unbekümmert um den drohenden Tod, hinausgehen im Rettungsboot, und du wirst das deinige beitragen, um der Gesellschaft die Mittel zu geben, deren sie zum allgemeinen Wohle der Menschheit bedarf. Daß doch die ernste, stumme Mahnung der Toten in alle Herzen dränge, der Gräber in den Heimstätten für Heimatlose würden weniger werden. —

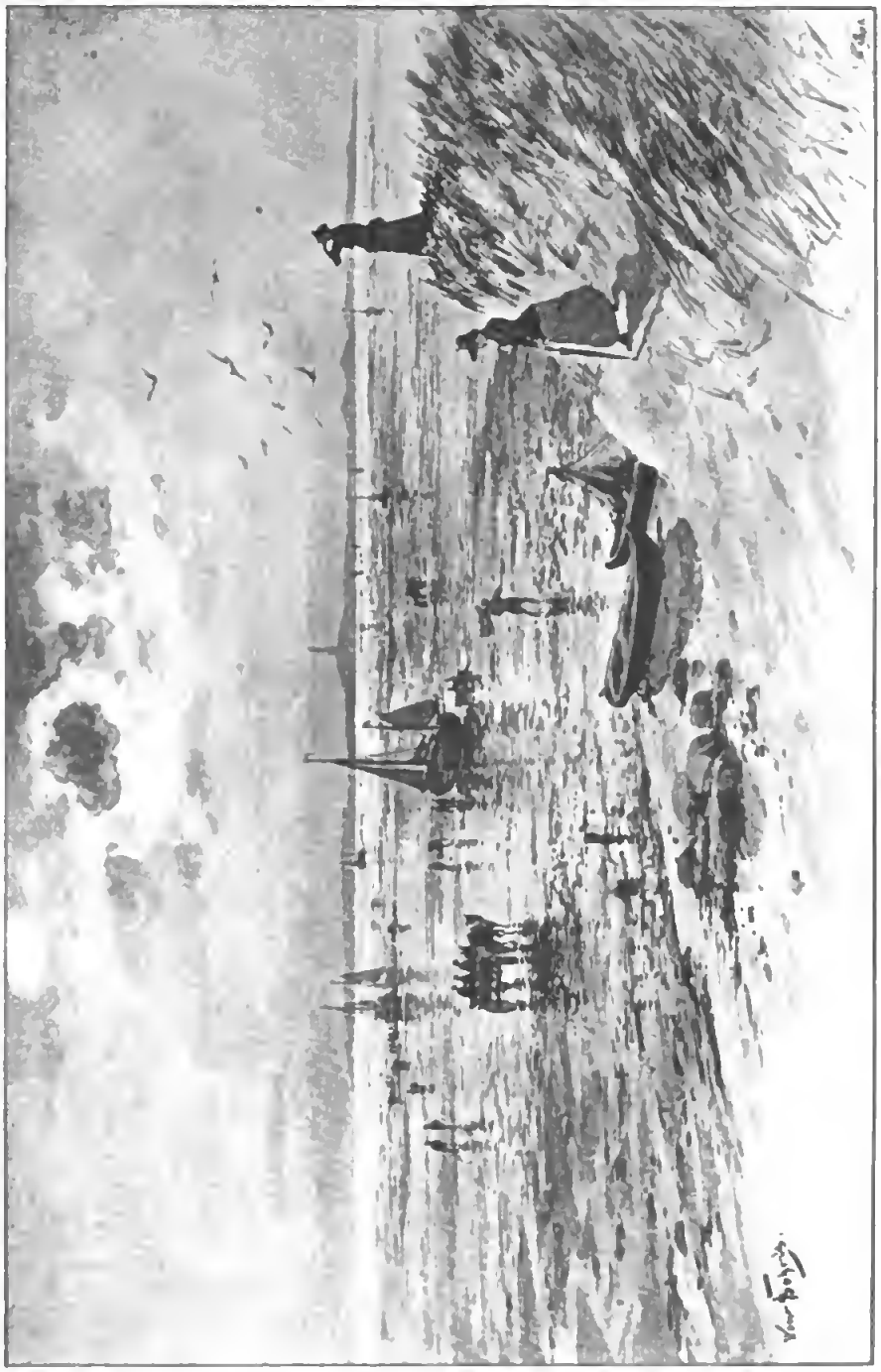
Nun lieber Badekandidat, wenn du nach Sylt gehst, grüße mir das Meer, grüße alle die lieben Orte, an denen ich geweilt habe. Wenn die Gelegenheit günstig ist, so komme ich wohl selber noch oft nach der sagenvollen, poetischen Sandinsel, um mich der herrlichen Natur zu erfreuen und neue Schaffenskraft am Strande des ewigen Meeres zu sammeln.

Föhr.

Die Insel ist ebenso wie Sylt auf zwei Wegen zu erreichen. Der erstere führt über Land bis Husum oder Dagebüll per Eisenbahn, von dort ab per Dampfer durch das Watt nach Wyk. Den anderen schlägt die Hamburger „Freia" über See ein. Es ist letzterer für den Naturfreund empfehlenswerter, zumal der Reisende von Hamburg ohne Unterbrechung direkt nach Wyk befördert wird.

Über die landschaftliche Schönheit der Insel Föhr ist nicht viel zu berichten. Graf Adelbert Baudissin hat sie sehr bezeichnend „ein schwimmendes Fettauge" genannt. Thatsächlich ist sie ein kreisrundes Fleckchen fetter Erde mit blühenden Feldern und Weiden. Das Vieh ist fett, die Bauern sind fett, ja sogar die Abkömmlinge der alten Wallfischfänger haben das Gold, in welches diese den Thran verwandelten,

wieder zu Fett umgeſetzt. Der Eindruck der Landſchaft iſt ein recht friedlicher. Da wogen die prächtigen Felder, da grünen



Blick auf das Watt zwiſchen Föhr und Amrum.

und blühen alle möglichen Blumenarten. Zwiſchen den Bäumen, welche ſich hier nicht mehr ſo ängſtlich wie auf Sylt hinter die windgeſchützten Giebel verbergen, blinzeln freundliche, ſaubere Frieſenhäuſer, ragen die Thürme maſſiver Kirchen hervor. Die große Anzahl holländiſcher Mühlen beweiſt die Fruchtbarkeit der Inſel. In hiſtoriſcher Beziehung hat Föhr durch die Kämpfe im

Eine Hallig bei schwerem Wetter.

Jahre 1864 Wichtigkeit erlangt. Hier wurde durch ein einziges, noch dazu festgefahrenes, preußisches Kanonenboot die ganze dänische Stationsflotille erobert.

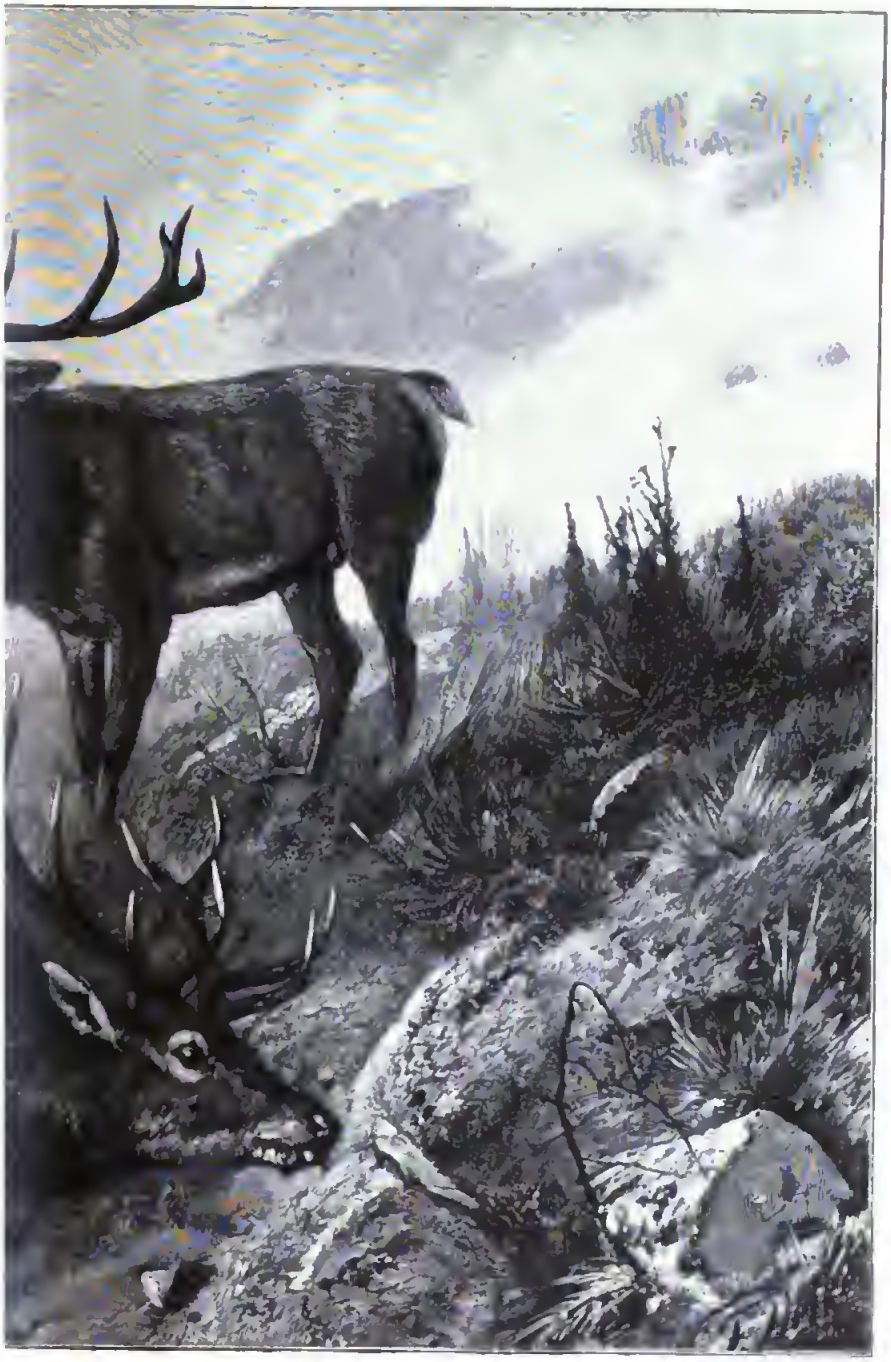
Besitzt die Insel selbst, wie bemerkt, wenig reizvolles, so hat doch die hier besonders heilkräftige Eigenschaft des Meeres das Stückchen Erde berühmt gemacht.

Während die Nordsee am Strande von Sylt ihre elementare Gewalt in den schweren, brandenden Wogen offenbart, zeigt sie hier, nachdem sie sich draußen bei der vorliegenden Insel Amrum ausgetobt hat, einen sanften, milden Charakter. Es war eine glückliche Idee, hier einen Badeort für Kranke und Schwache, für Kinder und überhaupt für solche, welche einen Badegenuß im ruhigen Seewasser vorziehen, anzulegen. Die milde Luft thut den kranken Lungen unendlich wohl, das bedeutende Salzmenge enthaltende Wasser besitzt treffliche medizinische Eigenschaften. Dazu kommt, daß die Binnensee sich ausgezeichnet für Segel- und Ruderpartieen eignet, und so dem Rekonvaleszenten Gelegenheit zu gesunder, körperlicher Übung bietet. Aus allen diesen Gründen ist es erklärlich, daß Wyk zur Badezeit von Tausenden Heilung- und Erholungsuchender überschwemmt wird.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist die Gründung der Kinderheilstätten bei Wyk. Die armen, kleinen Wesen, denen die Großstadt frühzeitig weiße Rosen auf die Wangen gemalt hat, leben hier am Meeresstrande auf, bekommen Farbe und körperliche Frische und, wenn sie zurückkehren in die Heimat, so haben sie wenigstens genug Gesundheitsvorrat, um den Einwirkungen der großstädtischen Luft auf lange Zeit zu trotzen. —

Der Naturfreund wird für die landschaftliche Armut der Insel selbst reichlich durch die eigenartige Umgebung entschädigt. Die Gelegenheit einer Fahrt durch das

Beendeter Kampf. Nach d



Gemälde von C. J. Decker.

Watt nach Amrum wird wohl niemand, der Herz und Sinn für die Natur hat, verabsäumen. Der Reisende besteigt einen hohen, großrädrigen Wagen, mit welchem zwei Pferde beim Ablaufen der Ebbe lustig lostraben. Überall steht noch Wasser, doch nach und nach treten hier und da trockene Stellen hervor. Der Weg führt bald über eisenharten Sand, bald durch tiefen, weichen Schlick, bald über knisternde, klirrende Muschelbänke. Bei tiefen Strombetten, sogenannten Prielen, welche das Watt durchziehen, muß oft lange Zeit gehalten werden, bis das Wasser abgelaufen ist. Der Reisende hat Gelegenheit abzusteigen und die Fauna und Flora des Meeresgrundes zu bewundern. Da wuchert das Seegras an den Muscheln und Steinen, da finden sich Berge der merkwürdigsten Tangarten. Am Boden gräbt der Sandwurm seine Löcher, flinke Taschenkrebse fliehen nach allen Richtungen, in den Pfützen huschen Fische, Muscheln öffnen und schließen sich. Überall gewahrt man etwas Interessantes, und wenn nicht der Kutscher zum Aufbruch mahnte, so würden Stunden nicht genügen, um alle die kleinen Wesen in dem unscheinbaren Sande zu bewundern. Ist in dem Priele genügend Wasser abgelaufen, um ihn ungefährdet zu passieren, so arbeiten die seegewohnten Pferde, oft bis an den Hals verschwindend, sich mit dem Wagen durch den Strom. Dann geht es lustig weiter durch die schimmernde, flimmernde, halb Land, halb Meer scheinende Ebene, bis die ersten Dünen von Amrum erreicht sind. Die Insel selbst zeigt ähnliche Formen, wie Sylt. Auch wohnen hier Badegäste, doch sind die Einrichtungen vorläufig noch zu primitiver Art, um den Strom der verwöhnten Saisonmenschen anzulocken. Wer noch gewisse Ursprünglichkeit liebt, wer ungestört von dem Treiben großer Menschenmassen die Natur genießen will, findet auf Amrum Gelegenheit, seiner Neigung zu genügen. —

Von Föhr aus gewahrt das Auge schmale Landstreifen mit niedrigen Anhöhen, auf welchen meist ein einzelnes Haus, hin und wieder auch eine Häusergruppe steht. Das sind die Halligen, kleine, winzige Überreste der großen, vom Meere verschlungenen Insel Nordstrand. In wildem Kampfe haben die Wogen das Land besiegt, die wenigen Holme ragen wie Grabsteine versunkener Helden aus den Fluten empor. Dem Schiffer gleich haust der Halligbewohner mitten auf dem Meere, doch während jener auf einem guten Fahrzeuge durch Mut und Geschicklichkeit dem wilden Elemente trotzen kann, ist dieser wehrlos. Für gewöhnliche Sturmverhältnisse mag die aufgeschüttete Werft, auf welcher das Haus steht, genügend Schutz bieten. Anders aber wird es, wenn die Naturgewalten sich zu außerordentlicher Anstrengung verbinden. Drohend wälzt sich die vom Sturm gepeitschte Springflut heran. Höher und höher steigt das Wasser, die Werft überspielend. Die Bewohner flüchten in den Bodenraum, das Wasser dringt nach, über das Dach schon schäumt die Brandung. Eine riesige Welle rollt heran, donnernd bricht sie zusammen, ein dumpfes Krachen, ein paar erstickte menschliche Laute und verschwunden ist die Stätte friedlicher Häuslichkeit.

Der Halligbewohner ist Fatalist. Er weiß, daß er früher oder später dem Verderben anheim fällt, und doch harrt er aus auf dem Fleckchen Erde, dennoch liebt er das große Ungeheuer, das Meer, welches seine Vorfahren verschlungen hat, sein Land verwüstet, und dem er wahrscheinlich dereinst selbst zum Opfer fallen wird.

Besucht man zur Sommerzeit die Halligen, so bieten sie das Bild echten Friedens dar. Das ruhige, schlafende Meer atmet in langen Zügen. Schafe und Rinder weiden auf grünenden, blühenden Grasflächen. Der Halligbewohner führt dich auf seine Werft, zeigt dir sein Hauswesen, seinen Fäding, einen Regenwassersänger, sein Boot. Auf seinem Gesicht lagert Behagen und Sorglosigkeit, als ob er in seinem Leben nie von Sturmfluten gehört hätte, und wenn du ihn fragst, ob der Aufenthalt auf der kleinen Insel nicht recht gefährlich wäre, so wird er dir vielleicht mit Recht antworten: Sterben kann man ja überall.

(Schluß folgt.)

Wenn man liebt.

Eine Geschichte in vier Büchern von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

Erstes Buch.

Lieb' ist die Königin; die Tugenden Jungfrauen,
Die Mägde Werk und That: wem willst du dich vertrauen?
(Angelus Silesius.)

1. Kapitel.

Die altmodische Postkutsche, die zweimal wöchentlich zwischen dem holländischen Grenzorte und Witten lief, arbeitete sich langsam in den ausgefahrenen Radgleisen vorwärts. Das stieß und schaukelte wie ein Segelschiff auf grober See; denn seit ein paar Tagen war Thauwetter eingefallen, und die angehäuften Schneemassen des kalten Februars hatten sich in eine endlose Reihenfolge unergründlicher Pfützen verwandelt.

Die Landstraße schlängelte sich immer am Saume einer schmalen, langgestreckten Kiefernschonung hin, und die niedrigen, verkrüppelten Bäume mit ihrem trotzigen Schopfe von Nadelbüscheln gewährten nur kargen Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Hier oben, auf dem breiten Rücken des Hügelzuges, war's sandige Geest. Heideblößen und kümmerliche Felder begrenzten die Holzung; gegen Witten zu senkte sich das Terrain plötzlich, und der große, behäbige Flecken, dessen Einwohner sich mit Vorliebe Städter nannten, lag schon inmitten der fetten Marsch, die immer üppiger und reicher grünte, bis sie, eine Meile hinter Witten, in der Burger und Drenkhorster Gegend, zu einem so gottgesegneten Paradiese ward, wie man sich's in der nordwestdeutschen Tiefebene nur irgend vorstellen kann.

Der Abend schritt schon der Nacht entgegen. Aus der Ferne, von Witten herüber, schlug es neun Uhr und zwischen den schwankenden Kiefernwipfeln hindurch sah man die zerstreuten Lichter des Fleckens und der umliegenden Hofstellen flimmern: zwiefach freundlich in dieser mondlosen Dunkelheit. Ein wenig seitab, von einem Halbkranze großer Bäume umgeben, stand das alte Flügelgebäude des einstigen Klosters Lünum, das vor einigen dreißig Jahren schon in eine Irrenanstalt verwandelt worden war. Die „weißen Nonnen," wie das Volk sie nannte, waren zum Teil als Pflegerinnen dort geblieben, und man rühmte allgemein den guten Geist und die vortreffliche Leitung des Hauses. So hell leuchteten seine vielen kleinen Bogenfenster, als wollten sie all' den Jammer und die Geistesnacht hinter ihren Scheiben überstrahlen und vergessen machen.

Die drei starken, vlämischen Gäule, die den Postwagen zogen, schnauften angesichts der Lichter, und ließen die dicken Köpfe hängen. In Witten, das wußten sie sehr genau, hatte die Fahrt ein Ende, deshalb gaben sie sich keine sonderliche Mühe mehr, ihrem Ziele so nahe. Die Last war im übrigen leicht, heute Abend. Nur zwei Passagiere und ein Bündelchen mit einem winzigen, schreienden Menschenanfange darin, Gerrit, der Postillon, der Futtersack und eine blumenbemalte Holzkiste, die sicherlich keine hundert Pfund wog. Das war alles. In diesen Kriegszeiten gab's spottwenig Handlungsreisende mit eisenbeschlagenen Probenkoffern; aber man sprach ja schon überall im Lande vom Frieden; bald ging wohl die alte Plackerei an für die Postgäule.

Gerrit, der Postillon, ein stämmiger hochschultriger Mensch, Ausgang der Vierziger, schlug den obersten seiner drei Mantelkragen bis zu den roten Ohren hinauf und schob den wachstaffetnen Tressenhut tief in den Nacken, weil der Wind ihm gar zu empfindlich um den Kopf pfiff, jener feuchtkalte Thauwind, der vom Meere in's Land herein braust, dem jungen Frühlinge reine Bahn fegt und die Springfluten der Tag- und Nachtgleiche ankündigt. Er stöhnte dumpf in den Baumkronen und machte das widerspenstige Geäst knarren; er löste den letzten, haftenden Schnee und schleuderte ihn in großen Tropfen zur Erde, und droben am Himmel jagte er zerfahrene Wolkengespenster an den trüb umschleierten Sternbildern vorbei.

„Oha! hüht!" mahnte Gerrit, zog seine wuchtige Uhr im Schildkrotgehäuse und befragte sie beim rötlichen Schein der Wagenlaternen. Dann ruckte er zungenschnalzend die Zügel und ließ die Peitschenschweppe kitzelnd auf dem Rücken des Handpferdes tanzen. „Hüht! du Dunderslag!" Darauf hob er sein Posthorn an die Lippen, und

begrüßte das näherrückende Witten mit ohrenzerreißendem Klagegesang:

„Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß — —“

Es klang gerade so, als wären die Töne noch von oorgestern her im Instrumente festgefroren und vermöchten nun nicht sich rein auszulösen.

Sein musikalischer Eifer ließ es ihn anfangs völlig überhören, daß drinnen in der Kutsche ein lautes Ächzen und Jammern begann. Als er aber eine kleine Pause machte und zum zweiten Verse seines Willkommsliedes ansetzte, ward die Fensterscheibe der Wagenthür von einem gewaltsamen Schlage zersplittert; ein Chaos von wirren Hülferufen, vergeblichen Beschwichtigungsversuchen einer klanglosen Männerstimme und durchdringendem Kindergeschrei erfüllte plötzlich die dunkle Einsamkeit da draußen und verschlang das Windsgebraus und das Schnaufen der Postgäule.

„Mensch —! Mensch —!“ rief es aus dem Wagen, „nicht mehr blasen! still doch — still doch — —!“ Und die Männerstimme erstickte im heiseren Keuchen fruchtloser Anstrengung.

„Tuten möt't,“ wollte Gerrit antworten, aber der Schreck fuhr ihm in die Glieder, und die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Zwar hatte er schon manchesmal Passagiere für Lünum-Kloster gehabt (so hieß die Anstalt noch immer) aber die Fenster hatte ihm noch keiner entzwei geschlagen. Er legte sein Horn beiseite, riß die Zügel rückwärts und schlang sie fest um die Eisenstange am Kutscherbock. Die Gäule standen gehorsam und der Postillon kletterte behende an den Radspeichen abwärts. Glasscherben flogen ihm entgegen und beim Schein der Laternen sah er den Mann im Kampfe mit der schmächtigen Frau, seiner Begleiterin, deren Hände aus den großen und kleinen Schnittwunden der Glassplitter bluteten und wild nach dem schreienden Kindchen griffen, das der Mann mit seinem Körper zu decken suchte.

„Dunderslag! Dunderslag!“ wiederholte der Postillon, sprang zu, stieß die Wagenthür auf und packte mit seinen derben Fäusten das arme, zarte Geschöpf, aus dessen dunklen, weit aufgerissenen Augen ein furchtbares Gemisch von qualvoller Seelenangst und triebartiger Vernichtungswut blickte. Er war ein außergewöhnlich kräftiger und kaltblütiger Mensch und es gelang ihm auch, die klammernden Hände der Frau von seinem Halse zu lösen und seinen großen Tuchmantel derart um ihre Gestalt zu werfen und fest zu wickeln, daß es selbst ihrer Wahnsinnskraft für den Augenblick nicht möglich ward sich zu befreien. Wie in einer Zwangsjacke steckte sie, und der Postillon drückte sie, die sich verzweifelt sträubte, mit Gewalt in eine sichere Ecke des Wagens.

„Jetzt man gleich forts auf Lünum-Kloster zu, Herr, keiner von die Wittener Wirte nimmt Ihnen an,“ sagte er, „un't Wicht, dat soll hier in der Bredullje nich bleiben, dat kommt mit auf'n Buck!“ —

Dabei befreite er den hageren Mann, der so vergrämt und geisterbleich aussah, als habe ihn der Tod schon gezeichnet, von dem schreienden Kinde, dessen winziges Gesicht aus einer drolligen Wattenhaube schaute, während die Händchen, warm und täppisch, in den dicken Falten des Wolltuches hin und her spielten, das um sein sauberes Wickelkissen geschlungen war. Er nahm das Kleine, ohne ein Wort zu verlieren, zu sich auf den Kutscherbock und bettete es in den Schutz des Spritzleders zwischen die Pferdedecken. Ja, er grunzte lachend in sich hinein, als es sich dort sogleich beruhigte und gemütlich an seinen Fingerchen zu saugen anfing. —

In scharfem Trabe gings nun weiter, bis ein Wittener Ackerbürger, der mit seiner letzten Abendpfeife auf der Chaussee lustwandelte, dem Postwagen begegnete. Da hielt Gerrit nochmals und rief den Schlendernden an:

„He! Merten Kemena — büst du dat? Na, denn do mi 'n Gefallen; gah t'rügg na 'r Post un' doar saggst du: ick harr Lüe för Lünum — hürst du? Un' dat weer hill Wark! Breef' harr ick vom Avends nich!“ —

Der Spaziergänger blieb unschlüssig stehen und schob die Pfeife in seine andere Mundecke. Als aber der Postillon zu einem derben Peitschenhiebe für sein Dreigespann ausholte und dieses dann rechts ab in die dunkle Lindenallee lenkte, die auf den Mittelbau von Lünum-Kloster ausmündete, da drehte er sich gemächlich um und kehrte in den Flecken zurück, um Gerrits Bestellung am Posthause zu melden. — Dort saßen zwei elegante junge Herren mit den Wittener

männlichen Honorationen zusammen am Biertisch und politisierten. Kemena trat an den Lebhaftesten heran und sagte:

„Sie kriegen heute Abend 'n Postwagen voll Irrige nach Lünum, Doktor Rissen.“ Flugs ließ der schwarzäugige Jüngling sich ein frisches Glas Gerstensaft bringen, that einen Kernschwur und rief: „Meinetwegen soll ein ganzer Extrazug ankommen — Stolz ist Manns genug, und ich wanke und weiche heute Abend nicht eher, als bis die Depesche da ist, ob wir gewiß und wahrhaftig den Frieden haben! Der Patriot will auch mal sein Recht — toll genug, daß ich hier unabkömmlich gewesen bin gegen diese vermaledeiten Franzosen!“ Und sein Kollege, ein klugblickender Russe, der in Deutschland sein Wissen bereichern wollte, lächelte fein dazu.

Lünum-Kloster bereitete sich schon auf seine Nachtruhe vor. Die Zeit des Abendessens war längst vorüber und in den wohlverwahrten Zimmern und Zellen begann es ruhiger zu werden. Einzelne Wärter und Pflegerinnen durchschritten noch rasch und lautlos die beiden langen Korridore, die den Männer- und Frauenflügel mit dem großen Mittelbau verbanden. Dieser enthielt die luftige Empfangsrotunde — das einstige Refektorium — und im Obergestod die Wohnungen der Ärzte und einige Fremdenzimmer. —

Doktor Stolz, der Oberarzt, hatte eben seine Anordnungen für die Nacht gegeben. Er vertrat den Direktor, der nach Straßburg gereist war, um dort an der Grenze den heimkehrenden Sohn nach beendetem Kriege zu empfangen. Seit gestern nahmen die Friedensnachrichten endlich greifbare Gestalt an, und zudem, der Direktor bedurfte der Ausspannung dringend: die Kriegsmonate hatten unvermutete und schwere Kranke in die Anstalt gebracht. Der seelenruhige Doktor Stolz seufzte, als er an seines Vorgesetzten aufgeregte Nerven zurückdachte.

Ein „strammer Tag“ lag hinter ihm; er holte sich die Kölnische Zeitung mit dem hochinteressanten Leitartikel und mischte sich dann sein wohlverdientes Glas Grog zum Schlaftrunk. Da hörte er drunten auf dem knirschenden Kies der Rampe Räder rollen, und nun riß eine Hand derb und wiederholt an der Klingel des Hauptportals. Eine Minute später erschien der Portier; — Grog und Zeitung mußten beiseite geschoben werden: „Was ist los, Tönjes?“

„Oh, blos 'ne Paschentin, Herr Doktor,“ meldete der Portier und fügte auf des Arztes mißbilligendes: „Um diese Zeit? Das geht wider alle Hausregel!“ — hinzu:

„Die Menschen lassen sich durchaus nich abweisen, Herr Doktor. Gerrit bringt sie selbst und der Mann sagt, die Papiere wären richtig in der Reihe. Sie haben auch 'n Wochenkind bei sich.“

„Aha!“ sagte Doktor Stolz, dem der Fall sofort klar wurde, „rufen sie mir gleich einen der beiden jungen Herren, Tönjes.“

„Die sind nach der Fesite noch 'n bittsken zusammen in die Stadt gegangen, sie wollten da jawoll auf Depesken aus Berlin lauern,“ entgegnete der Portier und blickte in verstohlenem Triumph seitwärts auf den Oberarzt, der seiner Strenge halber bei den Bediensteten ebenso gefürchtet war wie bei den Kranken beliebt wegen seiner geduldigen Gelassenheit.

Doktor Stolz antwortete nicht. Sein angenehmes Gesicht errötete vor Unwillen, allein er beherrschte sich und ließ zwei der verläßlichsten Wärterinnen in die Rotunde entbieten: „Vor allen Dingen Schwester Clementine; sie ist heute abkömmlich.“

Vor dem Portale hielt die Postkutsche, und das schrille Jammern der Kranken vermischte sich mit dem kräftigen Hungergeschrei des Kindes, das Gerrit bedächtig aus den Pferdedecken herausschälte, um es der eiligst herzukommenden, ältlichen Nonne in den Arm zu legen.

„Pst! pst! Wicht, — dat bölkt wie 'n Kalb nach der Kuh!“ bemerkte er dabei und lüpfete dann seinen Tressenhut:

„'n Abend Schwester, 'n Abend beisammen! Den Deiker auch, Doktor Stolz, da hab' ich leege Passeschiers für Ihnen! — Dat Finster rein durch und durch geschlagen; die Hände müssen ihr noch voll Splitters stecken. Na — jüh! Heben Sie ihr forss t' Höchten, sie is gans buten Künne! He, Baas! Is Er ballohrig? Upplichten!“

Bei dieser Mahnung stieß er den Begleiter der Unglücklichen nachdrücklich in die Rippen, und der Mann stolperte wankend, seine Hände hilflos vorgestreckt, gegen die Wagenthür. Jedoch bedurfte niemand mehr seines Beistandes. Der Arzt hatte mit dem

ersten Blicke gesehen, daß hier die Menschlichkeit über die Anstaltsregeln siegen müsse. Ein Schimmer von Bewußtsein schien der Ärmsten flüchtig zurückzukehren, als die tiefe, ruhige Stimme ihr ernst und gütig zuredete, und der kurze Moment ward benutzt, um sie sicher in eines der entlegenen kleinen Gemächer des Frauenflügels zu bringen.

„Sorgen Sie diese Nacht für das Kind, Schwester Clementine," sagte Doktor Stolz im Fortgehen, „und Sie, Gerrit, kommen morgen früh wieder und reichen hier die Ansprüche ein, die Ihre Behörde wegen Sachbeschädigung erheben wird. — Sie," wandte er sich an den Fremden, „darf ich wohl ersuchen, mich in meinem Zimmer zu erwarten. Der Portier zeigt ihnen den Weg, und machen Sie sichs einstweilen bequem, bitte. Ich hoffe, wir werden unserer Kranken eine leidliche Nacht verschaffen können. Auf Wiedersehen also!" —

Er entfernte sich rasch; der Angesprochene aber blieb auf dem weißen Marmorsterne, inmitten der Rotunde, stehen, als habe er kein Wort um sich her vernommen, taumelte dann gegen eine der acht Säulen, die den gekuppelten Plafond trugen, hob die Arme mit gerungenen Händen empor und ließ den Kopf willenlos zwischen sie vornüber gegen den kalten Stein sinken.

Gerrit winkte dem Portier, sie gingen zusammen hinaus, hoben die blumenbemalte Holzkiste vom Verdeck der Postkutsche und trugen sie in die Rotunde vor die Füße ihres Eigentümers.

„Mann! Mann! — Komm' Er doch t' recht, sett' Er sick daal," sagte der Postillon, der nicht geneigt war, den wunderlich Aussehenden unter die Kategorie „Herren" zu rechnen. „Da steht seine Kist', geh' Er 'n bittsken sitzen. — Es hilft ja nich's, daß 'r so beduust thut! He — hat 'r denn seine Poppieren bei d'r Hand, daß Doktor Stolz 't klar kriegt? Such Er die Poppieren, un' denn will sich das Alles woll wieder machen. Hier sind sie ja keine Schinders! Sein Jüfferken kriegt Pflege un' Recht un' kommt zu Schick. Ich hab' all Düllere hergefahren, als die arme, lüttke Jüffer, un' die sind auch wieder zu Schick gekommen!"

Der Fremde hob den Kopf und starrte den unbeholfenen, gutherzigen Tröster an. Er wollte sprechen, aber nur ein heiserer Wehelaut rang sich über seine blutlosen Lippen. Schwerfällig kniete er nieder, öffnete das Hängeschloß der Kiste und nahm ein schmales Päckchen Schriftstücke heraus, das zu oberst auf einem Wuste von Frauenkleidern lag. In welcher Hast mußten die Leute ihre Reise unternommen haben! Die Papiere bebten in des Mannes Hand und plötzlich brach er in stöhnendes Weinen aus:

„Rappalje! Rappalje! — Ehrloser — hätt' ich dich!" rief er mit lauter Stimme.

„He wat! Das darf hier nich sein!" mahnte Tönjes. „Hier muß man sich benehmigen von wegen d'r ungestörten Nachtruh'. Wat hilfts et Wetern? Nich's, gar Nichs! So, geh'n Sie sinnig un' geruhig eine Treppe hoch in Doktor Stolz seine Sprechstube, linksum, Nummero sechs. Warten Sie: — ich will Ihnen erst 'n Dröppken Jannever anbieten, sonst tritt Sie am Ende 'ne Flaute an, un' dat paßt sich in d'r Sprechstube nich! —"

Der Fremde wehrte das überlaufende Branntweinglas heftig von sich ab, aber Gerrit schüttelte ihm die kalte Hand und ermutigte ihn zum Trinken:

„He wat, Baas! Den Jannever muß 'r annehmen! Ihm steht d'r Schreck von vorhin noch vor d'r Brust. Um Rappalje soll sich 'n rechtlicher Kärl nich flau machen!"

Darauf stürzte der Mann den Genever mit einem Schluck hinunter und ging, ohne zu danken, treppauf in das bezeichnete Zimmer des Oberstocks. Sein kurzer Radmantel flog hinter ihm drein, und er murmelte ergrimmt:

„Bube! Bube! Schojer! — hätt' ich dich! —" Einen anderen Gedanken schien sein Hirn für jetzt nicht zu beherbergen.

„Der mit seinem Rockeloor is grade so siebensinnig wie 't Frauensmensch auch!" bemerkte der Portier gähnend und stieß mit dem Fuße gegen die bunte Kiste. „Dat 's 'n rechter Kummedikasten! Was hat d'r Laffert um Hand, Schwager, un' wo hin zu will 'r von uns aus?"

„Weiß ich nich — un' es geht mich Nich's nich an," erwiderte Gerrit. „Bis Witten hat 'r drei Platz bezahlt un' 'n wackeres Trinkgeld. — Nu möt 't ausspannen. Adjös bis morgen, Tönjes!" —

Der Portier begab sich in sein überheiztes Käfterchen neben dem Portal zurück

und sortierte die Briefschaften für den morgenden Frühzug. —

Gerrit leitete seine Postkutsche am Hauptgebäude entlang bis zum Frauenflügel. Dort stieg er abermals ab und läutete am Hofgitter. Als man ihn eingelassen hatte, umging er den Flügel, immer dem Kinderstimmchen folgend, das er deutlich vernahm, und schließlich fand er das helle Fenster im Erdgeschoß heraus, hinter dem es ertönte. Am niedergezogenen Rouleau bewegte sich Schwester Clementinens scharfer Schatten auf und ab; in den Armen schaukelte sie das kleine Bündel mit den zappelnden Händchen.

Vorsichtig pochte der Postillon an die tropfenden Scheiben: der Schatten stand still, bewegte sich vom Fenster fort ins Innere des Raumes und verschwand. Gleich darauf fragte die Stimme der Nonne vom Flur aus: wer da draußen sei, und was es gäbe?

Sie trat sehr leicht auf und hatte ein typisches Nonnengesicht: sanft von Augen und bleich von Farbe, um die Lippen einen Zug stiller Resignation und geduldiger Sanftmut. Im ganzen Ausdruck weit mehr Frömmigkeit als Intelligenz.

„Nun, Gerrit? Habt Ihr mir etwas von Mamsell Doris auszurichten, oder möchtet Ihr noch einmal nach dem verlassenen Würmchen sehen?“ fragte sie, hieß ihn sacht eintreten und zog hinter ihm behutsam die schwere Thür ins Schloß. Auf ihrem harten und schmalen Bette lag jetzt das Kleine, schaute aus den glänzenden Augensternen unverwandt ins Lampenlicht und fuhr mit den winzigen Fäustchen spielend hin und her. Ein Hauch von Frieden und Genügen durchwehte das prunklose Altjungferngemach.

Gerrit nahm den Hut ab und bekreuzte sich wie in der Kirche. Über dem Weihwasserschälchen neben der Thür war ein großer Strauß von wilden Schneeglocken und rosablühenden Seidelbastzweigen befestigt.

„Wegen allen beiden sprech' ich vor, Schwester Clementine,“ erklärte er. „Wegen Doris wollt' ich noch 'n Wörtken sagen, un' das Wicht da müssen Sie mich noch mal ordentlich ansehn lassen. Unterwegs im Schonlecht hätt' es ja von meinswegen just so gut 'ne Poppe oder 'n Kattje sein können!“

Die Nonne holte den Schemel heran, setzte sich und wiegte das Kleine auf ihren Knieen hin und her, ihm mit wehmütigem Lächeln zunickend:

„Es ist ein mojes Kind und wie mir's scheint, gesund und kräftig,“ meinte sie. „Des fremden Mannes Sorge thut mir leid, Gerrit! Ich wollte wünschen, man dürfte ihm dies Unschuldige abnehmen und es hier behalten oder es um Jesu Wunden willen fürs Kloster groß ziehen. In Maria zur Heimsuchung haben sie genug solcher Vaterlosen, denen vor der Welt ein Schimpf anhängt. Dort sind sie des Schimpfes los und ledig und werden zu frommen Werken angehalten.“

Der Postillon sah nachdenklich vor sich hin und fältelte den Saum seines großen Mantelkragens um die Finger wie um eine Brennscheere.

„Wahr, wahr, Schwester — man 't stimmt nich!“ sagte er endlich. „Der Mensch muß woll Calvin'sch sein oder 'n Türke. Der hat kein Kreuz gegrüßt un' kein Heiligenbild un' das Messer sitzt ihm am Hals! — Das Wicht hierbehalten? Nä! Das thäte kein gut! Hier zwischen den Irrigen, un' seine Mutter is selber eine? Was, wollen Sie damit werden, Schwester? 't is auch 'n Soldatenkind, soviel ich davon weiskriegen kann. Der Vater is untergedukert in den Krieg, 'n feiner Schojer! 'ne dägte Kugel wünsch' ich ihm dafür, daß 'r so unehrlich gewesen is!“

„Gerrit — heut ist Friede geworden, Gott Dank! Gott Dank!“ fiel ihm die Nonne ins Wort und bekreuzte sich. „Wißt Ihr denn, ob der Sünder nicht heimkehrt und gut zu machen sucht?“

„Gut machen! Hä! — Wenn de Hund düll worren is, suppt 'e keen Water mehr, bit dat 'e dood geiht!“ entgegnete Gerrit erbost. „Un' wenn 'r aus 'n Köll'schen is, denn hat 'r das verfluchte franzö'sche Recht für sich, un' das franzö'sche Recht is 'n söötер Fraß für die Lichtlöwigkeit, Schwester. Wegen das franzö'sche Recht hab' ich immer gern als Postelljohn nach Köln gewollt, als ich noch 'n unkluger Kärl von Zwanzig war. Wat! ehrlich sein gegen so 'n unbedarwtet Wicht? Dat kost 'n Heidengeld! denken die grünen Jüngsken

un' ſtehlen ſich d'von. Nä — da is Nich's mehr gutzumachen, aber ich will auch nich, daß meine leibliche Schweſter allein mit das Wurm da beſchwitzen ſoll. Mien Dortje is man fükelig, un' der elende Laban, der 't Jüfferken hierhergebracht hat, der geht als Organiſt nach Drenkhorſt. Das Kind nimmt 'r mit, un' in ſeinem Haus, baben unter'n Walm, hat Doris von Rechts wegen ihre Wohnſtelle. 't wär ja woll ihr Tod, wenn ſie auf ihre alten Tage da heraus müßte!"

„Was wollt Ihr, daß ich dazu thue, Gerrit?" fragte die Nonne, während der Poſtillon ſich den ſtruppigen Kopf kratzte und das einſchlummernde Kind ſo mißtrauiſch betrachtete, wie der Singvogel das eingeſchmuggelte Kuckucksei im Neſte.

„Sie können mir woll 'n Breef aufſetzen, geſchriebne Schrift un' petſchiert," entgegnete Gerrit. „Den muß Doris denn nach Weiden auf 't Gut bringen an die olde Proſeſtern oder meinswegen an Fräulein Liſabeth. Blos daß mien Dortje nich ſo allein mit das Wurm beſchwitzen muß. Sagen kann ich d'rvör Nich's als 'n Vergelts Gott un' die hillige Maria. Ihr von der Geiſtlichkeit nehmt ja doch keine Gutthat zum Lohn, he? Aber das Geld, das ich bei mir habe, ſollen Sie alles kriegen, un' in die Hauskaſs' thun, oder 't Jüfferken 'n Pelſeer damit machen, wenn ſie wieder beſinnlich wird."

Er griff tief in die Hoſentaſche und brachte einen Brabanter Thaler und drei holländiſche Stuiver zum Vorſchein, die er der Nonne in den Schoß legte neben das ſchlafende Kind. —

„Das wär' alſo in Richtigkeit, Schweſter," ſagte er. „Mehr kann ich d'rvör nich anwenden. Morgen früh zwiſchen Uhr neun un' zehn hol' ich mir den Breef ab, un' denn möcht' ich das Wicht nochmal anſehn, ob 't nich zu Schaden gekommen is von der Fahrerei bei mir auf 'n Buck. — Dunderſlag! is das ſchon halb elf? Die denken jawoll auf 'e Poſt, daß ich durchgebrannt bin! Na, gute Nacht, Schweſter, un' ſchreiben Sie 't ja recht deutlich, daß Jedwereiner ſein Gerack kriegt."

2. Kapitel.

Zur ſelben Zeit ging der Fremde noch immer wartend in Doktor Stolz's Sprechzimmer hin und her. Das behagliche Gemach mit den tiefen Fenſterniſchen, den dunklen Vorhängen und der niedrigen Studierlampe auf dem Schreibtiſch übte, in ſeiner traulichen Wärme und Abgeſchloſſenheit vom Lärm der Außenwelt, eine wohlthuende Wirkung auf das bekümmerte und erregte Gemüt des Harrenden aus. Dennoch kämpfte er umſonſt gegen das innere Zittern der Furcht und Schwäche. Weder das weite Mäntelchen mit dem Sammetkragen, den eine kurze Meſſingkette unter dem Kinn zuſammenhakte, hatte er abgeworfen, noch die grünen, geſtrickten Fauſthandſchuhe von den Händen gezogen. Nur die altmodiſche Schirmkappe nahm er vom Kopfe, fuhr mit dem Ärmel glättend über ihr ſchäbiges Tuch und legte ſie beiſeite auf einen Stoß Zeitungen. Sein Geſicht war nicht jung, nicht alt; der nagende Gram beherrſchte es ganz und gar und zeichnete tiefe, ſcharfe Falten in ſeine Züge. Eines jener Geſichter, deren Bildung das Intereſſe des Seelenarztes in hohem Grade zu beanſpruchen pflegt: In Hogarths Kupfern findet ſich dies nämliche Antlitz, vielfach wiederholt: die übergroße, zurückfliehende Stirn mit den knorrigen Erhebungen in der Schläfengegend und das lange Hinterhaupt, der gekniffene, abwärts gekrümmte Mund unter dachförmig vorſpringender Spitznaſe, die Augen auffallend nahe aneinander gerückt, verblichen in der Farbe, jäh wechſelnd im Ausdruck: jetzt erloſchen, jetzt ſtechend, die Pupillen ein wenig ungleich. Das ſandblonde Haar ergraute ſchon und hing weich und ſchlaff in den Nacken. —

Er ſtelzte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, rieb, trotz des hellodernden Ofenfeuers, fröſtelnd die beiden Handflächen gegeneinander und ordnete ſeine Papiere wieder und wieder, um ſie ſchließlich fächerförmig auf des Doktors Schreibtiſchplatte auszubreiten. Das Warten wurde ihm je länger deſto peinvoller. Er ſchnippte mit den Fingern in die Luft, ſo gut es mit dem Fauſthandſchuh ging, netzte mit der Zunge die trocknen Lippen, und ein paarmal fuhr ſein buntgeblümtes Taſchentuch über die Stirn, auf der große Tropfen perlten. Dabei wurden die verblaßten Augen immer raſtloſer; ſie ſchweiften von einem Bilde an der Wand zum andern und hafteten flüchtig auf jedem Stück Möbel. Nur den

Büchertiteln des großen Regals wichen sie ängstlich aus: die Psychiatrie erfüllte des Mannes Seele mit Grausen, und, als er nun am Spiegel vorüberkam, erschrak er heftig über sein eignes Antlitz, das ihm entgegenblickte.

Augenscheinlich war der Doktor musikalisch. Pianino und Geigenkasten redeten davon und der gutgefüllte Notenständer in der Ecke.

Der Wartende blickte sich scheu forschend im Zimmer um, als ob er sich überzeugen wollte, daß er wirklich ganz unbeobachtet sei. Dann streifte er die grünen Handschuhe ab, öffnete vorsichtig den Geigenkasten und glitt mit Bogen und Fingern prüfend über die Saiten. Er schüttelte den Kopf, zwischen seine Brauen trat eine senkrechte Falte und ein eigentümliches Lächeln: halb Triumph halb Schadenfreude, verzog seine schmalen Lippen. Er legte den Bogen zur Geige zurück und den Kastendeckel darüber, um sich zum Klaviere zu wenden. Ein schöner Bechstein von vollem, edlem Tone. Zuerst ein paar leise Akkorde hoch im Diskant, dann aber war's, als könne der Mann sich nicht mehr beherrschen noch zurückhalten. Den nächsten besten Stuhl zog er heran, setzte sich und spielte. Überhastend quollen ihm die Töne unter den Fingern hervor, sie wurden zu einer Elegie von tief melancholischer Färbung, durch deren düstere Dreiklänge sich hie und da ein süß schmelzendes Dur-Motiv Bahn brach, den Sonnenstrahlen zwischen Winterwolken vergleichbar. Dennoch hatte das Musikstück sicherlich niemals Aussicht volkstümlich zu werden, weil sein größter Reiz nicht in der Melodie selbst, sondern in der synkopischen Gliederung und deren virtuoser Wiedergabe lag.

Gerade als er bei der großen Fermate vor den chromatischen Schlußkadenzen angelangt war, die über und durch einander rollten wie die Schaumwellen eines Wasserfalls, öffnete sich rasch die Thür und der Arzt trat ein.

„Wahrhaftig, Sie sind's — ich habe Sie notgedrungen über Gebühr warten lassen!" rief er und legte dem Fremden seine Hand auf die Schulter. „Es thut mir unendlich leid, Ihr Spiel unterbrechen zu müssen, der späten Stunde halber. Verzeihen Sie! Ja, ja — Musik zur Unzeit, aber vortreffliche Musik! Wie merkwürdig: dies reizende, obscure Ding ist also auch Ihnen geläufig? Darin steckt Anmut, Nerv — nur der verzwickte Takt! Ei — wo hab' ich doch gleich die Noten? Richtig! da sind sie schon! —"

„Ich bin der Komponist," sagte der Fremde, erhob sich, schloß das Klavier und verbeugte sich, wie ein nickender Porzellanchinese, — „das heißt: ich *war* der Komponist, und diese Elegie ist Anfang und Ende meines Ruhmes."

Die blauen Augen des Arztes hinter den Brillengläsern öffneten sich weit vor Erstaunen und blickten mit flüchtigem Wimperschlage an der sonderbaren Gestalt des Redenden nieder, dessen Hand gleich darauf herzhaft ergriffen und geschüttelt wurde: — „Ach wirklich? *Sie* sind Jakob Dalen, der Musiker?"

„Ich *war* es," gab dieser zurück, und seine knochige Hand zuckte in der behaglichen des Arztes. „Ich war es, Doktor, aber das üble Verhängnis hat es gewollt, daß der Name ‚Dalen' sich unserer schämen mußte. Und so führen wir jetzt durch rechtskräftigen Beschluß und Erlaubnis unserer Mutter Mädchennamen: Vannees. Dort, auf Ihrem Schreibtische liegen die betreffenden Papiere zu Ihrer Einsicht. Den Grund unseres Namenswechsels habe ich heute Abend das Unglück gehabt — — das Unglück gehabt — Ihnen in das Haus des Unglücks — —"

Er brach ab, ballte und spreizte mit krampfhafter Heftigkeit die Hand, und erneute Thränen stürzten ihm über die eingesunkenen Wangen: fassungslos schluchzte und murmelte er Unzusammenhängendes vor sich hin.

Der Arzt ließ ihn eine Weile weinen und legte dabei beruhigend seine Hand auf die des Musikers, die unter dem warmen, stätigen Drucke allgemach schlaff wurde: der Krampf löste sich. Aber die Thränen versiegten noch nicht. Es war, als müsse ein tiefeinschneidendes, heimlich getragenes Weh sich endlich so aus der niedergeworfenen Seele ans Tageslicht ringen. Und der Arme hatte, ganz vergessend, wo er sich befand, sein Gesicht in die Polster des Sofas neben seinem Sessel vergraben und mit der freien Hand die Plüschfalten der Tischdecke so gewaltsam an sich gerissen, daß die Lampe, die der Arzt bei seinem Eintritt angezündet hatte, Gefahr lief umzufallen.

Endlich erhob sich Doktor Stolz, klingelte und hieß den eintretenden Diener eine Platte

kaltes Fleisch, Brot und Wein bringen, zwei Gedecke dazu — und im Mittelbau solle eines der freien Zimmer aufgeschlossen und für den Herrn hier bereit gemacht werden.

„Sie sind fremd in Witten, und der Weg dorthin ist weit, die Nacht dunkel," erklärte er, sich zu Vannees umwendend. „Der Mittelbau wird nur im äußersten Notfalle mit ruhigen Kranken belegt, in der Regel, und so auch jetzt, bleibt er ausschließlich etwaigen Gästen und Begleitern unserer Patienten reserviert. Also keine Furcht vor unangenehmer Nachbarschaft und nächtlicher Störung, lieber Herr. Ich bitte Sie, machen Sie sich durchaus keinerlei Gedanken," schnitt er des Musikers Einwände gegen diese Anordnung ab, „die Rücksicht ist ganz auf Ihrer Seite; denn falls Sie für diese Nacht bei uns in der Anstalt vorlieb nehmen, gönnen Sie mir gleich heute noch ein halbes Stündchen, um über den Zustand Ihrer Schwester — (ich mutmaße doch richtig?) — ins Klare zu kommen, nicht wahr? — So! da haben wir ja unser Abendbrot. Zeigen Sie her, Henrich, was für eine Marke bringen Sie uns denn? Gut, gut — und nehmen Sie gleich Cigarren heraus: das zweite Kistchen von oben. Sie rauchen doch, Herr Vannees? Gar nicht? Schade! Aber mit meinen Gewohnheiten müssen Sie schon Nachsicht haben: die Elfuhrcigarre ist mein Schlaftrunk. — Sind die jungen Herren aus der Stadt zurück, Henrich? Doktor Pawloff muß noch im linken Flügel, Zimmer vierundzwanzig, nachsehen, und Doktor Rissen bekommt die beiden Zettel hier. Das wäre alles für heute, Henrich; Sie können zu Bett gehen: gute Nacht."

„Nun langen Sie zu, Herr Vannees," wendete er sich an den stummen Mann ihm gegenüber, nachdem der Diener hinausgegangen war. „Essen und Trinken hält bekanntlich Leib und Seele zusammen: ich habe einen Wolfshunger, und der Wein hier ist sehr zu empfehlen." (Doktor Stolz aß, je nach Bedarf, zwei- und auch dreimal zu Abend, wenn er der leidenden Menschheit damit nützen konnte.) „Ich lege Ihnen vor, und jetzt lassen Sie uns das erste Glas auf guten Mut trinken. — Nein, den Toast dürfen Sie mir hier bei uns nicht verweigern," sagte er freundlich und nickte seinem steif dasitzenden Gaste ermunternd zu mit dem gewissen, gemütlichen Augenzwinkern über die Brillengläser hinweg, das die Kollegen seinen „herzgewinnenden Trick" zu nennen pflegten.

Mit größter Geduld und feinfühliger Ablenkung vom Gegenstande seines Grames gelang es dem Arzte schließlich, den Musiker zum Essen und Trinken zu bewegen; ja, derselbe entwickelte, sobald er sich unbeachtet und sein Gegenüber in den Gehalt des eignen Tellers und Glases vertieft wähnte, einen wahren Heißhunger. — Der gute Doktor war todmüde; es ging schon auf Mitternacht, aber er hoffte und setzte mit Recht voraus, daß die Stille des Hauses und die kräftigende Wirkung des alten Rheinweines diesen Sonderling am leichtesten zu geordnetem Berichte bringen würden. Er wußte längst, daß derartiges Unglück den Sonnenschein scheut und sich ängstlich vor dem Lärm des Tages in sich selbst hinein verkriecht.

„Geben Sie mir nur einige Andeutungen zur Handhabe für meine Prognose, wenn Ihnen das ausführliche Erzählen peinlich sein sollte, lieber Herr," sagte Doktor Stolz ermutigend, da Vannees nach der Mahlzeit fortfuhr, stumm im Sessel zu sitzen, vornübergebeugt, die Kniee ängstlich gegen einander gedrückt, das Gesicht in der linken Hand, mit der Rechten unablässig über die hohe Stirn und durch die langen Haare streichend. Dabei wiegte er den Oberkörper in langsamem Takte von einer Seite zur anderen, als wolle er mit diesen äußerlichen Pendelschwingungen auch seiner Seele das verlorene Gleichgewicht wiedergeben.

„— Ich will meinen Bericht abstatten, weil Sie es so verlangen," sagte er endlich mit merklichem Zögern in seiner schwachen Stimme, „aber eine Bedingung mach' ich, und davon ist kein Abgehen, Herr. Was ich Ihnen jetzt und an dieser Stelle anvertraue, ich — von meinem trümmerhaften Standpunkte als vernichteter Mensch und vernichteter Künstler, das darf, bis in Ewigkeit, niemals ein Zweiter erfahren, kein grüner Fant, der sich Doktor nennt, wie Sie, kein anderer Unberufener. Vertrauensbruch ist Sakrileg, weil Vertrauen ein Heiligtum der Seele ist. Und ich habe mirs geschworen: bei mir allein soll die Vergeltung liegen, bei mir und bei dem, dessen Namen ich nur mit Zittern nenne, dessen Göttlichkeit ich aber trotzdem geneigt bin,

ſtark anzuzweifeln. — Iſt Ihnen der Wert meiner Forderung klar geworden?“

„Ganz klar,“ entgegnete der Doktor, und ſein Geſicht, deſſen ſchöner Mund faſt verdeckt unter dem dunkelblonden Vollbarte lag, nahm den geſpannten Ausdruck ſcharfer Beobachtung an. „Sprechen Sie ſich ohne Rückhalt aus, Herr Vannees, wir ſind allein, und die Wände dieſes Zimmers haben weder Ohren noch Zungen. Denken Sie, daß Sie zu ſich ſelbſt und nicht zu mir redeten.“

Wieder die pagodenhafte Verbeugung, anſtatt des zuſtimmenden Wortes. In jedem Zuge dieſes Menſchen, der vor ſchwerwiegenden Bekenntniſſen ſtand, — ſchwerwiegend wenigſtens in ſeiner eignen Wagſchale — lauerte die krankhafte Angſt vor Verrat. Immer noch einmal mußte er Vorpfähle ſchlagen, ehe er dem Ziele näher rückte.

„Sie ſind der Leiter dieſes Hauſes?“ fragte er zuletzt, und Doktor Stolz erwiderte behutſam ausweichend: „Ich bin der Oberarzt.“

„Das genügt mir. Der Titel bürgt, ebenſo wie die Einrichtung dieſes Zimmers für die Anerkennung bürgt, die Ihren Leiſtungen in dieſem Hauſe gezollt wird. Sie ſind ein glücklicher Mann! — Und wenn das Wort eines Dichters wahr iſt, deſſen Lieder ich einſt zu komponieren hoffte, ſo hat jeder Menſch im Leben Anrecht an *eines* anderen Menſchen Freundſchaft. Ich darf alſo dies hohe Recht unbedenklich auf Sie übertragen, Herr Oberarzt?“

„Völlig unbedenklich, ich wiederhole es Ihnen. Hier iſt meine Hand darauf. Es freut mich aufrichtig, Ihnen den Freundſchaftsdienſt leiſten zu können.“

„Nun denn — in medias res — und dürfte ich Sie vorher erſt noch um einen Schluck Wein bitten? Wenn ich nur an die Sache denke — das Herz dreht ſich mir im Leibe um! —“

„Heilige Geduld, verlaß mich nicht!“ dachte Doktor Stolz, ſchenkte Vannees ein und ſetzte ſeinen Cigarrenreſt über der Lampe wieder in Brand. Das Feuer war ihm ausgegangen, ſo ſehr intereſſierte ihn, trotz aller Weitſchweifigkeit, der Redende.

— „Iſt meine Schweſter heilbar?“ fragte Vannees plötzlich unvermittelt und richtete ſeine hellen Augen ſtarr auf den Arzt.

Dieſer zuckte die Achſeln. „Ich hoffe es. Ein abſchließendes Urteil vermag ich heute noch nicht zu geben. Derartige Erregungszuſtände bei Frauen in ihrer kritiſchen Lage ſind unberechenbar. — Wie alt iſt das Kind?“

„Sechs Wochen — zwei Monat — eine Ewigkeit — ich habe nicht nachgerechnet. Es war damals, als die Feſtung Mezières kapitulierte, glaub' ich. Jedenfalls hat dies unſelige Kind durch ſeine Erſcheinung die Mutter vernichtet und mich mit ihr. Denn — merken Sie wohl, Doktor, die Mutter iſt *mein* Eigentum, ich vertrete die Stelle der Eltern, des Vormundes, des Beraters bei ihr! — und ich habe ſie nicht bewahren können! Und doch — — hätte es genützt, wenn ſie im Kloſter geweſen wäre, anſtatt in meinem Hauſe? Ich frage Sie: wäre das Unglück nicht dennoch in irgend einer anderen Geſtalt über ſie oder über mich hereingebrochen? Dies Unglück, deſſen Heilbarkeit Sie entſchieden anzweifeln, genau wie ich? Nein — ich will keinen Widerſpruch gegen Ihre innere Überzeugung — Briget iſt unheilbar, ich weiß es! Sehen Sie, von Jugend auf haben wir inmitten ſolcher Leiden geſtanden, obgleich die Eltern ſchlichte Leute waren, die den Geiſt nicht zu erhitzen brauchten: der Vater, Kleinkrämer, die Mutter, Muſikantentochter — freilich *deren* Großvater iſt ein ſtolzer Geigenſpieler geweſen, Jean Viroots, der Brüſſeler — der vor hundert Jahren nach Paris unter die Sansculotten ging und auf ſeiner Prachtgeige zu den Tänzen um die Freiheitsgöttin gefiedelt hat. Er iſt aber doch um einen Kopf kürzer gemacht worden, und ich weiß nicht, wie ſeine Tochter — unſere Großmutter — die Geige mit nach Brüſſel zurückgebracht hat. Kurzum, die Geige war da, und die Großmutter nahm einen Theaterſänger vom Chor zum Mann, da ſie keinen beſſeren finden konnte. Dieſer hieß Rauben Vannees und die Frauenzimmer ſollen rein toll auf ihn geweſen ſein. Auf ſeine alten Tage iſt er Philoſoph geworden und hat mit keiner Seele mehr reden wollen, weil in ihm alles gelebt hat von Stimmen und Fragen. — Sein einziges Kind, das war unſere Mutter — iſt in Gheel geſtorben und unſer Vater? — Ich möchte ſein Andenken nicht beſudeln — er hat nicht wohl an uns gethan —!“

„Erbliche Belastung — wußte ichs nicht?“ sagte der Arzt zu sich selbst. Alle seine Voraussetzungen trafen aufs Haar zu.

„Sie haben ihn immer „Buustert“ genannt, denn so 'was von raschem Zorn konnt' es nicht zweimal geben,“ fuhr Vannees fort, und aus seinen Augen blickte der Haß. „Es wurmte ihn, daß es unserer Mutter einfiel, meine Schwester Briget zur Welt zu bringen, als ich bereits zwanzig Jahre und Orchestermitglied war. Die Kunden im Laden neckten und narrten ihn und er? — schweigen wir davon! Unsere Mutter mußte nach Gheel zurück, zum drittenmal, soviel ich mich erinnere, und dort starb sie auch bald darauf. Dann hatten wir kein glattes Leben, keinen guten Tag mehr. Ich, ein Mensch, der von Kunst träumte und Frieden brauchte, und meine Schwester, ein unschuldiges Kind, das doch Existenzrechte besaß, als Sproß einer kirchlich eingesegneten Ehe. — Gott mag wissen, welcher böse Geist Besitz von unserem Vater nahm — ich klage mich heute noch an, daß ich nicht trauern konnte, als er im Sarge lag. Nein, ich habe sogar Gott gedankt, weil ich das arme Kind, die Briget, von ihrem Banne lösen konnte. Hab' ich erzählt, daß wir in Brügge zuhaus waren und daß unser Kramladen dicht am Beginenhof stand? Nun, — er ist verkauft worden, und wir sind mitsammen nach Köln gezogen. Andere Luft! andere Leute! halb erstickt an unserm Leben fühlten wir uns. Bedenken sie, welche Trübsal für Briget! Siebzehn Jahr alt geworden und nicht soviel Freude in all' den Jahren, wie sie da Asche an ihrer Cigarre haben! Nun regte sich auf einmal die Jugend mit Gewalt in ihr. Hübsch war sie, lustig — toll. Der Trieb zu genießen überkam sie wie ein Dieb in der Nacht, und ich, ich glaubte — (dieser Unsinn!) — daß ich doch noch ein großer Künstler werden müßte, mit siebenunddreißig Jahren! Zum Lachen! zum Lachen, Herr! — Es ging uns eben zu gut, wir atmeten zu leicht nach all' der Kümmernis. Und in Köln wissen sie, was Lustigleben heißt! Ich hatte Glück mit ein paar Liedern und mit der Elegie, und Schüler fand ich in geachteten Häusern. Ja — zu gut wars! Kann es so bleiben? fragt' ich mich oft, und so schwach wurde ich, daß ich Briget zu keinem Gelüst ‚nein‘ sagte. Nach dem Fegfeuer, siebzehn Jahr lang, meinte ich, dürfe doch von Rechts wegen ein bißchen Paradies zum Lohn kommen. So ging ein gutes Jahr hin. Da geschah es — das Unglück, Herr, und es ward mir kundbar um die Zeit, als die Schlachten um Metz geschlagen wurden — Mitte August. Es übernahm mich — und nun — mir graut, indem ichs Ihnen anvertraue — nun verkehrte sich meine Natur; ich behandelte meine Schwester ganz und gar, wie einst mein Vater uns beide behandelt hatte. Der böse Geist, der Teufel selber besaß mich! Ich hätte sie töten mögen, ja, mit kaltem Blute, für das Geschehene. Jeden Tag hab' ich mit Heulen und Zähneklappern zu Gott gebetet: ‚Führe mich nicht in Versuchung!‘ Und er, dessen Schuld Brigets Sünde ist, hatte sich davongemacht in den Krieg, spurlos ist er verschwunden für uns. — Ich aber bin's, der meiner Schwester Seele mit Härte hingemordet hat! Der irdische Richter kann mich nicht vor seine Schranken fordern, allein ich selbst bin mir Richter, bis ans Ende meiner elenden Tage! Furchtbar muß ich büßen und will ich büßen — (ich werde ihnen meinen Bußplan am Schluß dieser Beichte logisch auseinandersetzen) — und den anderen, der den Teufel in mich hineinfahren ließ, den Verführer, wird sein Rächer erreichen, so oder so, mag er auch tausendmal frei ausgehen nach dem Gesetzesbuchstaben!“ — — — — — Er erhob sich und reckte die Schwurfinger empor, seine Augen funkelten unheimlich, und sein Atem ging röchelnd. Dann warf er sich in den Sessel zurück und rang die Hände vor dem Gesichte.

Der Arzt, der seiner langen Erzählung mit steigendem Interesse und ohne jegliche Unterbrechung zugehört hatte, legte ihm jetzt die Rechte aufs Knie.

„Versuchen wir es, die Sache von einem anderen Gesichtspunkte aus zu betrachten,“ sagte er sehr ernst. „Diese bittern und sicherlich übertriebenen Selbstanklagen haben keinen praktischen Wert, sondern machen den Knoten nur noch unentwirrbarer. Deshalb enthalte ich mich, auch Ihnen auszusprechen, wie tief und herzlich ich Ihr Unglück mitfühle. — Empfindsamkeit bringt uns keinen Schritt vorwärts, und wir haben doch die Pflicht, den Boden vorzubereiten, auf dem Ihre arme Schwester fußen und durchs Leben weiter gehen kann, ohne über-

all anzustoßen und zu straucheln, für den Fall, daß ihre Heilung uns so gelingt, wie wirs hoffen und wünschen. Auch an die Zukunft des Kindes, das nun einmal da ist, müssen wir denken, lieber Freund. Ob es zwar allen zur Last liegt — sein Anrecht ans Dasein hat es empfangen, so gut wie jedes legitime Kind, mit dem Momente seiner Geburt, und es muß geduldet und erhalten werden. Machen Sie sich Eines klar, und lassen Sie es, um Ihrer Schwester willen, fortan den Angelpunkt Ihres Beschließens und Handelns sein: namentlich diesen hilflosen und schuldlosen Kindern der Schuld gegenüber ist wissentliche Vernachlässigung die Brücke zum Verbrechen. Die sorgsame Erziehung des kleinen Geschöpfes ist, meines Erachtens, die einzige Buße, der Sie sich ohne Murren zu unterwerfen haben. Und wer weiß, ob Ihnen aus dem Geißeldorn nicht noch einmal Rosen für Ihre alten Tage blühen? Manchmal ist das Geschick gütiger, als wir blinden Erdenbürger es verdienen."

„Ja, Geißeldorn — Geißeldorn! o Herr Jesus am Kreuz, deine Leiden kommen über mich — das Gleichnis ist gefunden!" unterbrach Vannees im erschütternden Tone überwältigender Seelenqual und wies mit wagerecht vorgestrecktem Zeigefinger auf den Stich der Gefangennahme Christi aus Dürers Großer Passion, der, mit anderen, gegen die Schmuckstaffelei zwischen den Fensterischen lehnte.

„— Es ist ein prächtiges Kind, das Kleine, jeder Vater dürfte stolz darauf sein," fuhr der Arzt mit seiner ruhigsten Stimme fort, so als mache die Extase des Mannes gar keinen Eindruck auf ihn. „Abstrahieren Sie von den Paragraphen des Code Napoléon. Denn, falls ich richtig schließe, ist es ein Mann aus guter Familie."

„Gewiß! Für was halten Sie meine Schwester!" warf der Musiker, immer erregter werdend, dazwischen.

„Nun gut — der Krieg ist zu Ende. Sie sollten, trotz des Gesetzes, dem Manne nachforschen und ihn bei der Ehre fassen —"

„Niemals! niemals! niemals! —" schrie Vannees, sprang auf und wehrte den Annäherungsversuch des Arztes mit weitgespreizten Fingern von sich ab. „Der? — Der? Mein Fluch trifft ihn! — er soll sich nicht mit schnödem Gelde loskaufen können — ich speie aus vor seinem Gelde! Das Gewissen soll ihn zerfleischen und zur Pflicht zurückpeitschen — suchen wie der ewige Jude soll er uns, und wenn er uns findet, dann will ich mit ihm abrechnen, Zahl um Zahl — Zahl um Zahl! Ein Bursch, der noch halb unterm Cerevis steckt, ein feiner Laffert, der da hergeschneit kommt und in Deutz 'ne Dienstleistung macht, Herr, zum Reserveleutnant! 'n leckrer Offizier das, Herr! flankiert auf den Bürgerbällen für unsereinen 'rum, schmuggelt sich in unser Haus, sieht meine Briget und hat sie — hat sie, Herr, eh' daß ichs nur gewahr werde! Dann kommt die Ordre und lustig fort in den Krieg — was geschehen ist, ist geschehen, sieh zu, wie du wieder herausstappst aus dem Sumpf, was schiert das mich? Gesagt hat er's just nicht so — aber die That beweist —"

„Halt — seien Sie gerecht," unterbrach der Arzt. „Sie kennen, fürchte ich, die Jugend nicht, weil Sie unter dem Drucke der Verhältnisse niemals jung gewesen sind. — Lassen Sie mich ausreden, ich bitte darum. — Sehen Sie, was Sie Verbrechen nennen, ist de facto Verbrechen, Schuld, die Sühne fordert. Solch' ein flotter Bursch aber, den der Hafer sticht, dessen Glück in Mensuren und Korpsgelagen, im spielenden Bewältigen der Studien und Bezwingen der Mädchenherzen liegt, der empfindet seinen Leichtsinnssieg neunmal von zehnen nicht als Verbrechen, sondern als Triumph und macht sich die ernsten, ja tragischen Folgen gar nicht klar. Ich bin selbst ein lustiges Studentenblut gewesen, Freund, und weiß, daß dies frohe Überschäumen des Lebensbechers auch die Gewissenskrupel allzugern mit über den Becherrand hinwegsprühen läßt: aus den Gedanken fort ins Vergessen. Zumal wenn ein solcher Krieg all' die jungen Brauseköpfe zum Wettkampf um den Heldenlorbeer ruft. — Da vergißt sich vieles, manche Pflicht, die unter anderen Vorbedingungen sicher eine Ehrenpflicht geworden wäre."

— „Ich bin ihm selber gut gewesen — wahrhaftig — angethan hatte er's mir!" sagte Vannees und blickte schmerzlich ins Leere, als trete das Bild des hübschen, ungetreuen Leichtfußes dort aus dem Schatten des Fenstervorhanges wieder vor seine Seele. — „Aber, was ich mir geschworen habe,

brech' ich nicht — ſuchen thu ich ihn nicht, ſowahr ich hier ſtehe!" —

„Gut — bleiben Sie dabei. Dann jedoch müſſen Sie, als nächſter Anverwandter Ihrer Schweſter, in jenes Mannes Pflichten und Rechte, ſeinem Kinde gegenüber, eintreten," antwortete der Arzt und hielt mit feſtem Griffe des hocherregten Muſikers Fauſt zurück, die ſich erhob, um ſchmetternd auf die Tiſchplatte zu ſchlagen. — „Ruhig! Ruhig! Sie ſind hier von Leidenden umgeben, und wir müſſen zum Schluß kommen: es iſt gleich ein Uhr. Morgen früh ordnen wir die Angelegenheit bei kühlerem Blute endgültig. Jetzt werden Sie ein Schlafpulver nehmen; Ihre Nerven ſind arg übereizt, und das iſt gar kein Wunder. Ich bringe Sie ſelbſt hinüber in den Mittelbau. Da — ſetzen Sie ſich wieder, bis ich Ihnen das Medikament gemiſcht habe."

„Noch eine Erklärung, Doktor," bat Vannees mit erloſchener Stimme. „Laſſen Sie mich in aller Eile meine Entſchlüſſe begründen und rechtfertigen, oder ich vermag keine Sekunde zu ſchlafen! Mein Kopf ſchmerzt von den ſchweren Entſchlüſſen und, wenn ich ſie gewiſſermaßen aus dem Hirne los würde, durch das Organ der Sprache, fände ich doch vielleicht Schlaf und Troſt — ein wenig Troſt. Alſo, wie ich ſchon ſagte: ich ſpeie aus vor dieſes Menſchen Gelde; ich habe ſelbſt genug für meine arme Briget. Hier — überzeugen Sie ſich: nein, nicht ſo, nicht nur mit den Augen — nehmen Sie die Scheine in Ihre Hand, zählen Sie. Das iſt ein Abrahamsopfer, Herr. Denn ein Klavier hatt' ich — und eine Geige! das koſtbare Erbſtück von meinem Urgroßvater Jean Viroots — entſinnen Sie ſich? — Ach! ach! was iſt dort Ihre Holzpuppe im Kaſten gegen meine Geige! Eine Guarneri, Herr, ſogar von Guiſeppe, 1701 gebaut. — Ich habe mich von ihr und dem Flügel getrennt, — zur Buße — und den Erlös halten Sie da zwiſchen den Fingern. Das alles iſt für Briget, meine Härte will ich gut machen — und — ich — entſage dem Künſtlerberufe — nicht zur Buße, ſondern weil es aus damit iſt. Non possumus, Herr, baſta! So, wie Sie mich hier ſehen, bin ich aus der Neuzeit in das vergangene Jahrhundert zurückgekehrt, vielleicht, daß ich auf ſolche Weiſe beſſer mit dem Leben fertig werde. Ich will ein Philoſoph werden, wie mein Großvater geweſen iſt, deſſen Mantel ich mir angeeignet habe, um mich bei dieſer Tracht ſtets daran zu erinnern, daß Zukunft und Ruhm für mich ausgelöſcht ſind —"

„Thorheit! Ein Künſtler von Ihren Anlagen!" — Doktor Stolz ſtreckte ihm das Notenheft, die Elegie, entgegen.

Er ſchüttelte den Kopf. „Die Anlagen ſind vernichtet!" Dann nahm er dem Arzte das Heft aus der Hand und zerriß es in vier Stücke, die er zu Boden warf. „Obgleich ich Ihr Eigentum ſchädige, Herr — ich kann nicht anders. Das Ding will ich nie mehr vor Augen ſehen. Wie geſagt, rütteln Sie nicht länger an meinem Entſchluſſe, er iſt feſt eingeſchroben hier im Schädel. Ich werde Dorforganiſt in Dreukhorſt, begnüge mich mit einem alten Tafelklaviere zu zwanzig Thalern und erziehe Brigets Kind in Einſamkeit, Furcht und Tugend, ſowahr ein Gott im Himmel iſt. Ich zweifle ihn an — aber — daſein muß er doch ſchließlich — wie beſtünde ſonſt die Welt? — — Für welchen Zeitraum wird mein Geld zu Briget's Pflege reichen?"

„Lieber Mann, ſtecken Sie's ein — morgen ſollen Sie alle Auskunft haben," ſagte der Arzt, ſammelte die vier Stücke des Notenheftes und warf ſie, ſcheinbar achtlos, in den Papierkorb. Dann zog er Vannees' Arm durch den ſeinen. „So, nun trinken Sie dies Schlückchen und jetzt kommen Sie mit mir. Leiſe! Nicht mehr ſprechen!" gebot er, während ſie durch die totenſtillen Korridore ſchritten. Im Erdgeſchoß angelangt, öffnete der Arzt ſeinem Gaſte, der trotz aller Aufregung erdfahl und müde zum Umſinken ausſah, ein freundliches Gemach, in dem die blumenbemalte Holzkiſte bereits ſtand.

„Schlafen Sie gut," ſagte Doktor Stolz und nickte freundlich, indem er die Thür ſchloß. Darauf pochte er vorſichtig an das naheliegende Stübchen, wo zwei Wärter abwechſelnd für alle Fälle die Nachtwache halten mußten.

„Ja, Herr Doktor!" kam die Antwort prompt auf das faſt unhörbare Pochen; der Wärter drinnen ſtand von ſeinem Zeitungsblatte auf und öffnete.

„Horchen Sie ab und an einmal nach Nummer fünf hin, Philipp, und wirkt das Schlafmittel nicht, ſo geben Sie gegen drei

Uhr hier den Rest," ordnete der Arzt an und begab sich eilends zur Ruhe. Heute verzichtete er darauf, seine gewohnten zehn Seiten leichter Lektüre im Bett zu lesen.

„Der arme Narr ist interessanter als seine Schwester, und da er in Drenkhorst ansässig wird, so bekommen wir ihn sicher ins Asyl, wenns an der Zeit ist," dachte er, ehe ihm die Augen zufielen. — — —

— — — — — — — — — —

„Gott soll mich vor der Liebe bewahren! —"

3. Kapitel.

Es war Friede, und über Nacht hatte der Frühling seinen Einzug gehalten.

Das Weidener Gutshaus lag im strahlenden Sonnenglanze, seine Fenster standen weitgeöffnet, und linde Luft drang in die großen, heimischen Räume, die, bis vor wenig Tagen noch, von Verwundeten bewohnt gewesen waren. Der Südwest bewegte die weißen Gardinen und blähte das Tuch der großen Flagge in den Landesfarben auf und das der kleineren, mit dem hübschen Zurweiden'schen Familienwappen: Kleeblüten im geteilten Schilde. Der Garten sah wüst und vernachlässigt genug aus. Wer hätte, während der acht Monate harter Landesnot, Zeit und Lust und arbeitende Hände für solche Lebenszierden gefunden? Der Gutsherr selbst war, mitten aus der Weiterbestellung heraus, eines trüben Morgens fortgereist, seinen Wettermantel über dem warmen Flausrock, Schmierstiefel über den Reithosen, Militärmütze auf dem Kopfe und im Gefolge einen großen Liebesgabentransport für das Regiment der Heimatsprovinz. Wo er steckte? Bis heute wußte mans nie genau; denn Korrespondieren war seine Sache nicht, ein paar bleichgeschriebene, halbverwischte Feldpostkarten — darauf beschränkte er sich. „Der gute Wille frißt sich durch wie Vitriol," pflegte er die besorgten Seinigen zu beruhigen und sie auf das frohe Wiedersehen zu vertrösten.

Darüber war der Lenz ins Land gekommen mit den ersten Märztagen. Die alten, weitverästelten Apfelbäume trieben fruchtverheißende Knospen, die feinen Zweige der Hängebirken wiegten goldige Kätzchen, und überall blühten Schneeglöckchen, Krokus und rötliche Hepatika truppweise an den Hecken und Bosketts entlang. Hänschen, des fernen Vaters Liebling, ein zehnjähriger Unband, spielte ganz hinten im Garten, da, wo der stille Weiher hart an der Feldgrenze lag. Zwischen den schwarzen Tannen, die ihn gegen Norden säumten, leuchtete das scharlachrote Kleidchen, das so lustig zu den kecken Sprüngen seiner kleinen Trägerin flog. Denn Hänschen war eine junge Dame, obwohl der süddeutsche Offizier, der gestern seinen genesenen Freund besucht und mit sich fort genommen hatte, die wilde lockenköpfige Hummel immer Bub'! anrief. Jetzt schlug Fräulein Hänschen Zurweiden mit einer tüchtigen Jungenspeitsche Kreisel und freute sich über den funkelnden Messingnagel inmitten des schnurrenden, wirbelnden Spielzeugs. Der Kreisel hieß selbstverständlich Napoleon und die Peitsche war Kaiser Wilhelms Säbel. Ei! der traf sein Ziel fein beim Köpfen!

„Was kraucht da in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium"

sang Häuschen, als der Kreisel ins Boskett tanzte, taumelte und liegen blieb. — „Siehst du wohl? da hast du's, Napolium!" — Plötzlich fiel es ihr ein, daß ja heute ein großer Festtag sei. Sie hob das Spielzeug vom Boden auf, schüttelte die blonden Ringel in den Nacken zurück und begann die bunten Tauben herbei zu locken, die im Sonnenschein auf dem Vordache des nahen Gerätschuppens saßen und ihre schillernden Brustfedern und die weichen Flügel putzten. Gar zu gern hätte Hänschen eines der lieben Täubchen fangen, im Arm halten und streicheln mögen; solch einen sanften, girrenden Friedensvogel, von denen die Großmutter an den langen, bangen Winterabenden erzählt hatte, um Hänchens nimmermüden Plaudermund zu schließen und die eignen Gedanken von schwerer Sorge abzulenken. Mäuschenstill pflegte das lebhafte Kind zu lauschen, während der kleine Charpiehaufen unter den fleißigen Fingerchen zusehends größer ward. Denn die Fingerchen zupften mit Schwester Elisabeths flinken Fingern und mit den runzeligen der Großmutter um die Wette.

Nun aber war die Not zu Ende! Sie läuteten allerorten den Frieden ein. Das Kind warf seine Peitsche und den Kreisel ins Gras und horchte eine Weile andächtig. Dann nahm es sein fröhliches Spiel wieder auf, und sein trällerndes Stimmchen mischte sich ins Gezwitscher der Ammern und Spatzen und in die feierlichen Glockenklänge.

Hell und klar schwebten sie von der

Burger Stadtkirche und von Sankt Gereon und Sankt Johannis herüber, und dazwischen voll und ſtark die nahe Drenkhorſter Glocke, auf die das Dorf ſo ſtolz war. Seit drei Jahrhunderten ſchon ließ ſie, vom bemooſten Turme herab, zu Leid und Freude, über Hütten und Hügel ihren Ruf erſchallen. Sie ſprach nicht, wie die gewöhnlichen Kirchenglocken, „Helf' Gott!“ ſondern in kräftigem Dreiklang: „Dank ſei Gott!“

Horch! nun läuteten ſie ſogar auf dem Weidener Gutshofe mit. Zwar nur die Eſſens- und Feuerglocke, droben am Dielenfirſt, aber Frerk Hinrichs, des Hofmeiers Jüngſter, zog den derben Strang mit inbrünſtigem Ernſte, und inmitten des kleinen Kreiſes von Knechten und Mägden ſtand die neunzehnjährige Eliſabeth, hielt die Friedensdepeſche in Händen und las ſie, unter den Glockenklängen von fern und nah, laut und ausdrucksvoll.

Die Leute hatten ihre Kappen gezogen, oder die Hände gefaltet und ſtanden ſteif und unbeholfen im Banne der heiligen Rührung, die ſie ſich zu zeigen ſcheuten. — Die Knechte waren ältliche Männer und halbwüchſige Knaben. Die Vollkraft des Volkes ſtand noch unter den Fahnen und jubelte dem Tage der Heimkehr entgegen. An alle die Tapferen in der Ferne dachten die Zurückgebliebenen auf dem Gutshofe.

Dieſer und jener richtete ſeine Augen ſtarr auf das leuchtende Antlitz der jungen Herrin und bewegte, ihren Worten folgend, lautlos die Lippen. Wie eine Verklärte blickte das leſende Mädchen aus den ſeelenvollen Augen, der ſäuſelnde Wind bewegte das lichtblonde Haargekräuſel an ihren Schläfen und küßte ihr die zartgefärbten Wangen um einen Hauch roſiger als gewöhnlich, und über dem Abglanze hoher Begeiſterung in ihren Zügen vergaß man vollſtändig, daß ihre Geſtalt allzugroß und ſchlank war und der Grazie entbehrte.

Nachdem ſie zu Ende geleſen hatte, winkte ſie ihre Zuhörer näher heran. Jede Spur von Farbe wich plötzlich aus ihren Wangen, und ihre Bruſt hob und ſenkte ſich unter ſtürmiſchen Herzſchlägen. Sie wollte, ſie mußte reden, ausſprechen, was in dieſer erhabenen Weiheſtunde durch ihre junge Seele ging.

„Ihr alle — wir alle wiſſen, was es ſagen will: der Friede iſt gekommen — was Gott uns damit zurückgiebt! — Jedes deutſche Herz fühlt — ich fühle tief für mich — für euch — —“ begann ſie; dann aber verſagte ihr die Stimme vor übermächtiger Bewegung; ſie ſchüttelte den Kopf, biß ſich auf die bebenden Lippen und drückte jedem Einzelnen ſtumm und feſt die Hand, während Thräne auf Thräne ſich aus ihren Wimpern löſte und über ihr Antlitz rollte.

Die Mägde ſtießen einander an und verzogen den Mund zum Lachen, die Männer blieben ernſt.

„Danke, Fräulein! Wir danken auch vielmals!“ So ſprach einer dem andern nach, kein weiteres Wort, nur Frerk Hinrichs, der Jünſte und Vorlauteſte, ſagte zweifelnd:

„He! wenn dat nu man eengal to Gang kümmt mit den vermuckſten Hund Napolium, dat de nu man nich uutritſchen deiht van Willemshöcht un 't ganze Lävend geit 'r noch ins an!“

„Hold 't Maul, Monns' Döſebartel!“ verwies der väterliche Hofmeier entrüſtet und puffte ſeinen ſchwarzſeheriſchen Sprößling mit der Fauſt in den Rücken:

„So 'n Lork, de noch nich dröge achter de Ohren is, well mitſpräken! Laſſen Sie ſich 't nich ankommen, Fräulein, Frieden is Frieden, un' dabei bleibt es beſtehn. Unſe Herr ſoll 't uns jawoll erklaaren, wie 't mit de Franzoſenkärls beſtellt is, un' nu danken wir nochmal, Fräulein, un' wir wünſchen, daß unſe Herr bald wieder hier kommt, von wegen 't neue Roggeſtück, achter d'r Eckernwiſch. Mit Kränſ'binden können die Deerns dreiſt nach Feieravend anfangen: 't Tannengrün un' der Eva hält ſich 'n vier Wochen. Was meinen Sie, Fräulein?“

Eliſabeth nickte zuſtimmend und empfahl dem Hofmeier die Epheuranken zu den Kränzen von der Veranda und nicht vom Stammſchmuck der alten Eſchenbäume zu ſchneiden. Gelaſſen, wie ſie gekommen, kehrten die Leute an ihre Tagesarbeit zurück, während das junge Mädchen durch die Lattenthür in den Garten ging, um ſich, nach der Erregung dieſer großen Augenblicke, wieder zu ſammeln.

Die Leute blickten ihr, umſchauend, nach. Fräuleins unterbrochene Rede hatte tiefen Eindruck auf die ſchlichten Gemüter gemacht. Sie wären überhaupt blindlings durch Waſſer und Feuer für Fräulein gegangen, ſo ſelten dieſe auch in den Bereich ihrer Intereſſen hineintrat. Sie hatte „den höheren Schwung,“

wie „Här Sellin," der Hauslehrer, zu sagen liebte. Nur dann und wann erschien sie bei festlichen Anlässen unter den Hofleuten als eine Art Halbgöttin. Zu Ostern, mit Korinthenstuten und dem Korbe voll bunter Eier, zu Pfingsten, um sich für den bebänderten Maibaum vor ihrem Fenster zu bedanken, zu Weihnachten, unter der lichtflimmernden Tanne in der Halle. Auch beim Erntebier tanzte sie „'nen Schottschen" mit dem Großknecht und mit Reemt, dem schmucken Hollandsgänger, der um Trientje, die Stallmagd, warb. Trientje hatte jedesmal noch acht Tage nach dem Erntebier feuerrote Augen vor Eifersucht. Fräulein thut es ja all' den Mannsleuten an, weshalb nicht auch ihrem krullhaarigen Reemt? Allein sie schalt den Erkorenen mit Unrecht. Nur aus respektvoller Ferne verehrte er Fräulein um ihrer ungewöhnlichen, schlank aufgeschossenen Höhe und der feinen Klarheit ihres blassen Gesichtes halber. „Blaß" pflegen die Dienenden gern mit „vornehm" zu übersetzen, sobald die nötige hübsche Kleidung den Farbenmangel ins rechte Licht stellt. Und Fräulein liebte die Gegensätze: weiß und himmelblau und feierliches Schwarz, aber Blumen im Gürtel oder vor der Brust mußten immer dabei sein.

Als Gebieterin auf dem Hofe galt jedoch nicht sie, sondern die alte Professorin, der verstorbenen Hausfrau einstige Pflegemutter, die, trotz ihrer eignen Kinderlosigkeit, den Großmuttern amen gern und mit Recht trug. Sie war eine hohe Siebzigerin, und schon zu Frau Zurweidens Lebzeiten hatte sie ihre behagliche Wohnung im Weideuer Hause inne gehabt. Elisabeth erinnerte sich nicht, die Großmutter jemals anders und jugendlicher gekannt zu haben; so allmählich hatte sich ihr graues Haar in silberweißes verwandelt und ihre Gestalt zusammengekrümmt. Sie trieben einen wahren Kultus mit ihr, die beiden Kinder, und gaben ihr Namen — zum Beneiden zärtlich! Immer und immer war sie dageweſen, mit ihrer Freude an anderer Freude, mit dem ruhigen Ernste, der keine Strenge kannte und vor dem sich doch Unrecht und Selbstsucht verkrochen und schämten zum Sterben, mit dem liebreichen Blicke, der so klar auf den rechten Weg wies und so himmlisch verzeihen konnte, wie Elisabeth sagte. Eine arme Jugend, ein schweres Leben lag hinter der alten Frau; nun wars, als verstände sie jeden Wellenschlag und Wogenton im bewegten Meere des irdischen Daseins. Und nirgends in der Welt — so sagte wieder Elisabeth — gabs zum zweitenmal solch' herrliche, braune Augen, nirgends solch' warme, weiche Hände wie diese welken, mit ihren zahllosen Fältchen und Runzeln. Kleine, schöne Hände waren's nie gewesen, und doch — sie fanden ihresgleichen nicht!

Die Erziehung des romantischen Kindes Elisabeth hatte der Professorin viel Not und Mühe gemacht, bis der Krieg kam. Da trieb die unbequeme Eigenart des Mädchens schöne Blüten und reifte edle Frucht. Nichts däuchte ihr zu schwer, nichts zu viel, sie ward der Großmutter beste und zuverlässigste Helferin beim Ausrüsten der scheidendenden Landwehrleute und in der Sorge für die zurückgelassenen Familien. Sie verbreitete die Kriegsdepeschen und pflegte hingebend die Verwundeten des kleinen Lazarets, das die Professorin im Gutshause eingerichtet hatte, zur Erinnerung an ihre eigne Mädchenthätigkeit während der Freiheitskriege. Alles das durchlebten die achtundsiebzig Jahre jetzt noch einmal, und die Enkelin ward ihr zur Freundin. Denn es gibt eine Jugendlichkeit des Fühlens, die sich an kein Alter bindet, und große Zeiten schlagen ihre kühnen Brücken von der Höhe in die Tiefe, vom Thron zur Hütte, vom Greise zum Knaben beim Soldatenspiel.

Nun hatte der Frieden sein „Finis" auch unter dies inhaltsschwere Chronikblatt des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben; alle die liebgewordene Arbeit war zu Ende, und trotz des Glockenläutens und des wonnigen Frühlingstages fiel der jähe Rückschlag als schmerzliche Wehmut auf Elisabeths Gemüt. Mit einemmal waren Welt und Leben förmlich verödet! Womit fernerhin Tage und Gedanken ausfüllen? In Drenkhorst bedurfte man ihrer nicht mehr. Die tapferen Landwehrmänner wurden von Stunde zu Stunde heim erwartet, um neues Glück in ihre verwaisten Häuser und Hütten zu bringen, und der einzige Drenkhorster, der bei le Mans gefallen war, der unverheiratete Organist, hinterließ keine trauernden Angehörigen, sondern nur das Andenken an seine mangelhafte Kirchenmusik und sein allzeit fröhliches Gesicht im Dorfkruge.

(Fortsetzung folgt.)

Sein erſtes Drama. Nach

) dem Gemälde von F. Brütt.

Michelangelo.

Von H. Knackfuß.

(Abdruck verboten.)

Lodovico Leonardos Sohn Buonarroti Simoni, der Sproß eines alten Florentiner Adelsgeschlechts, wurde im Herbst 1474 von der Republik Florenz, deren Oberhaupt damals Lorenzo de' Medici war, mit dem Amt eines Podestà — Bürgermeisters und Richters — von Castello di Chiusi und Capreſe betraut. Während dieſer ſeiner Amtszeit, die auf ein halbes Jahr bemeſſen war, ſchenkte ihm ſeine Gattin Franceſca den zweiten Sohn, worüber er folgenden Vermerk in das Familienbuch eintrug: „Ich bekunde, daß heute am 6. März 1474 mir ein Kind männlichen Geſchlechts geboren worden iſt; ich habe ihm den Namen Michelagnolo gegeben; er iſt geboren am Montag Morgen gegen vier oder fünf Uhr, während ich Podestà von Capreſe bin, und in Capreſe iſt er geboren. Pathen waren die unten genannten. Er wurde getauft am achten desſelben Monats, in der Kirche S. Giovanni zu Capreſe. (Es folgt die Nennung der Taufzeugen, neun an der Zahl.) Ich bemerke, daß es der 6. März 1474 nach Florentiner Rechnung ab incarnatione iſt, nach römiſcher Rechnung a nativitate iſt es 1475." Der Geburtstag iſt demnach auch nach unſerer Zeitrechnung der 6. März 1475. Der Florentiner Kalender begann das Jahr mit dem Tage der Menſchwerdung des Herrn (25. März), der römiſche mit dem Tage der Geburt des Herrn; der Gebrauch, nicht den erſten, ſondern den achten Tag nach der Chriſtnacht als Anfangstag des Jahres zu betrachten und ſo die chriſtliche Zeitrechnung mit dem altrömiſchen Kalender in Übereinſtimmung zu bringen, kam erſt im XVII. Jahrhundert zu allgemeiner Durchführung. Zu der Schreibweiſe des Namens Michelagnolo iſt zu bemerken, daß dieſelbe auf der Ausſprache des Wortes angelo in alter florentiner Mundart beruht.

Nach der Sitte der Zeit wurde dem Knaben das Horoſkop geſtellt; man fand, daß er unter verhängnisvollem und glücklichem Stern geboren ſei, und las aus der Stellung der Geſtirne, daß man von ſeiner Hand und von ſeinem Geiſte wunderbare und ſtaunenswürdige Dinge erwarten dürfe.

Abb. 1. Faunkopf. Federzeichnung Michelangelos in der Sammlung des Louvre zu Paris. N. e. Phot. von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertr. Hugo Groſſer in Leipzig.)

Als die Amtszeit Lodovicos abgelaufen war, kehrte er nach Florenz zurück und lebte zeitweilig auf ſeiner in der Nähe der Stadt, in dem Dorf Settignano gelegenen Beſitzung. Hier bekam der kleine Michelangelo als Amme eine Steinmetzenfrau, die auch Tochter eines Steinmetzen war; darum ſagte er im Alter ſcherzweiſe zu ſeinem Schüler und Lebensbeſchreiber Vaſari, er habe die Bildhauerkunſt mit der Ammenmilch eingeſogen. Als Michelangelo heranwuchs und eine gelehrte Schule beſuchte, benutzte er jeden freien Augenblick zum Zeichnen. Dieſe Nebenbeſchäftigung wurde anfänglich vom Vater heftig getadelt; nachdem derſelbe aber von der Unwiderſtehlichkeit des künſtleriſchen Dranges, welcher Michelangelo erfüllte, ſich überzeugt hatte, beſchloß er, dieſe Neigung fruchtbar zu machen und ſeinen Sohn in der Malerei ausbilden zu laſſen. So ſchloß Lo-

dovico Buonarroti am 1. April 1488 mit Domenico Ghirlandajo, dem trefflichſten Maler von Florenz — damals unbeſtritten der erſten Kunſtſtadt Italiens — und mit deſſen Bruder David einen Vertrag, wonach Michelangelo bei ihnen in dreijähriger Lehrzeit die Malerei erlernen ſollte; für die Dienſte, welche er ſeinen Meiſtern in dieſer Zeit leiſten würde, ſollte er eine Vergütung von 24 Gulden oder 96 Lire (= ungefähr 165 Mark) bekommen. In den Lebensbeſchreibungen Michelangelos, welche von Vaſari und von Condivi — gleichfalls einem ſeiner Schüler — herausgegeben wurden, iſt mancherlei erzählt von den Proben ungewöhnlicher Begabung, durch welche der dreizehnjährige Michelangelo das Staunen ſeines Lehrers und ſeiner Mitſchüler erregte. Beſondere Bewunderung fand auch außerhalb der Werkſtatt eine gemalte Nachbildung des berühmten Kupferſtichs von Martin Schongauer, welcher den heiligen Einſiedler Antonius darſtellt, wie er von Teufeln in der Luft umhergezerrt wird. Wie der deutſche Meiſter die tieriſchen Formen, in welche er die Teufelsgeſtalten kleidete, mit gewiſſenhafter Sorgfalt nach der Natur gezeichnet hatte, ſo ſtudierte der junge Michelangelo auf dem Fiſchmarkte die Farben der Schuppen, der Floſſen und der Augen verſchiedener Fiſche, um die naturgetreuen Formen mit einer entſprechenden Naturtreue der Farben bemalen zu können. Dieſe bis ins kleinſte gehende Gewiſſenhaftigkeit des Naturſtudiums war ein Zug der Zeit und ſie entſprach wohl ſo recht dem Geiſte, der in Ghirlandajos Werkſtatt lebte. Eine Zeichnung nach dem Wirklichen war es auch, durch welche Meiſter Domenico zu der Äußerung hingeriſſen wurde, daß der Lehrling mehr verſtehe als er ſelber: Michelangelo hatte, als Ghirlandajo an dem Freskenſchmuck von S. Maria Novella arbeitete, das Malergerüſt mit einigen darauf beſchäftigten Gehilfen naturgetreu abgezeichnet. Die Geſchicklichkeit ſeiner Hand übte der junge Maler, indem er Kupferſtiche alter Meiſter Strich für Strich bis zur Erzielung einer vollkommenen Täuſchung mit der Feder nachbildete. Von der erſtaunlichen Gewandtheit in der Handhabung der Zeichenfeder, die ſich Michelangelo auf dieſe Weiſe erwarb, machte er bei der Ausführung ſeiner Studien und Einfälle gern Gebrauch. Es gibt Federzeichnungen von ihm, in denen eine unvergleichliche Durchbildung der Formen erreicht und in denen der Weg gleichſam vorgezeichnet iſt, auf welchem die Kupferſtecherkunſt zur größten Vollkommenheit gelangen ſollte. Als Beiſpiel mag der in der Sammlung des Louvre befindliche Faunkopf dienen, mit deſſen ſcharfen, wunderlichen Zügen der junge Michelangelo eine ihn nicht befriedigende Rötelzeichnung eines weiblichen Profils zugedeckt hat (Abb. 1).

Lorenzo de' Medici, dem die Zeitgenoſſen den von der Geſchichte feſtgehaltenen Beinamen il Magnifico, der Herrliche, gaben, empfand es in ſeiner allſeitigen Fürſorge für den Glanz des von ihm geleiteten Staatsweſens als einen Mangel, daß Florenz ſich nicht mehr in dem gleichen Maße durch den Ruhm ſeiner Bildhauer, wie durch denjenigen ſeiner Maler auszeichnete. Darum richtete er in ſeinem Garten auf dem Platz S. Marco eine Art von Kunſtſchule ein, deren Leitung er dem Aufſeher ſeiner Antikenſammlung, dem Bildhauer Bertoldo, übertrug. Bertoldo war ein Schüler des berühmten Donatello; wegen ſeines hohen Alters arbeitete er ſelbſt nicht mehr, aber er galt für einen ausgezeichneten Lehrer. Als Lorenzo ſich an Ghirlandajo mit der Anfrage wandte, ob er in ſeiner Werkſtatt vielleicht junge Leute habe, welche Neigung zur Bildhauerei bekundeten, ſandte ihm dieſer einige ſeiner beſten Schüler zu, darunter Michelangelo. Nachdem dieſer durch ſeine erſten Thonmodellierungen ſchon die beſondere Aufmerkſamkeit Lorenzos erregt hatte, verſuchte er ſich alsbald, obgleich er nie zuvor einen Meißel in der Hand gehabt hatte, an einem Stückchen Marmor und meißelte nach einem verſtümmelten antiken Faunkopf eine grinſende Maske; Michelangelo verſchärfte den Ausdruck des Vorbilds und ließ zwiſchen den zum Lachen verzogenen Lippen die Zähne hervorblicken. Lorenzo ſah das Werk und bewunderte den Mut und die Selbſtändigkeit des jungen Künſtlers. Da er ſcherzend bemerkte, es ſei doch ein Fehler an der Arbeit, denn ſo alte Leute könnten kein ſo vollſtändiges Gebiß mehr haben, meißelte Michelangelo nachträglich mit kindlicher Gewiſſenhaftigkeit

eine naturgetreue Zahnlücke in den Mund seiner Maske. Diese Faunmaske wird jetzt im Nationalmuseum zu Florenz gezeigt. Das Erstlingswerk des vierzehnjährigen Bildhauers ist eine Karikatur, und man braucht es nicht vom künstlerischen Standpunkt aus zu betrachten. Aber es hat die Bedeutung, daß es dem Michelangelo den Weg gebahnt hat. Lorenzo fand an der Fähigkeit und dem Wesen des jungen Künstlers solches Gefallen, daß er denselben unter seine Hausgenossen aufnahm. Dem Vater Michelangelos, der aus seinem altererbten Landbesitz nur ein kümmerliches Einkommen zog, versprach er zum Dank für seine Einwilligung ein Amt, und als derselbe um eine freigewordene Stelle beim Zollamt bat, übertrug er ihm diese, die Bescheidenheit des Wunsches mit den Worten mißbilligend: „du wirst immer arm bleiben." Dem Michelangelo selbst wies er zur Unterstützung seines Vaters ein monatliches Einkommen von fünf Dukaten an und schenkte ihm als besondere Gunstbezeugung einen violetten Mantel.

So lebte Michelangelo über drei Jahre lang, von 1489—1492, im Mediceerpalast. Er speiste mit den Söhnen des Staatsoberhauptes, er genoß die Unterweisungen von deren Erzieher, dem berühmten Gelehrten und Dichter Poliziano, und bewegte sich in den bunten Gesellschaften und den Versammlungen geistreicher Männer, die das Haus des großen Mediceers belebten.

Zwei Marmorwerke, welche Michelangelo in jener Zeit nach eigner Erfindung ausführte, werden in der Kunstsammlung des Hauses Buonarroti zu Florenz aufbewahrt. Beides sind halberhabene Arbeiten, aber von ganz verschiedener Art. Das eine ist ein Madonnenbild, in flachem, zartem Relief in der Weise Donatellos, des Altmeisters der Florentiner Renaissance, ausgeführt. Man sieht die Madonna ganz von der Seite; sie sitzt in ruhiger Würde, das Kind unter dem Mantel an die Brust legend, auf einem Stein am Fuß einer Treppe, auf welcher sich mehrere Kinder bewegen. Das andere Bildwerk, von Michelangelo auf eine von Poliziano gegebene Anregung hin geschaffen, stellt den Kampf der Lapithen und Centauren vor. Hier hat der junge Künstler neue und selbständige Wege betreten. In dem freien, stark hervorspringenden Relief erkennt man das Studium antiker Sarkophagbildwerke; aber in der Reckenhaftigkeit und der ungestümen Wucht der Männerleiber, die in wildem Kampfe durcheinanderwogen, kommt die Eigenart Michelangelos machtvoll zum Durchbruch. Die Ausführung der nackten Körper ist so vollkommen, daß sie bei einem so jugendlichen Bildhauer geradezu unbegreiflich erscheint, und Vasari sagt mit Recht, daß man nicht das Werk eines jungen Mannes, sondern das eines angesehenen, in seinen Studien durchgebildeten und in seiner Kunst erfahrenen Meisters zu sehen glaube. Es wird erzählt, daß Michelangelo in späterem Alter beim Anblick dieser Jugendarbeit es seufzend beklagt habe, daß es ihm nicht gestattet gewesen sei, sich ausschließlich der Bildhauerkunst zu widmen.

Eine Quelle der Belehrung waren für Michelangelo, wie für das ganze damalige Künstlergeschlecht von Florenz, die in den zwanziger Jahren des XV. Jahrhunderts gemalten Fresken des Masaccio in der Brancacci-Kapelle der Kirche del Carmine. Michelangelo zeichnete die bewunderten Vorbilder mit größerem Geschick nach, als irgend einer der anderen, die sich dem gleichen Studium hingaben. Der Neid erwachte und die Feindseligkeit der Neider wurde gesteigert durch Michelangelos Fehler, sich über die schlechten Zeichnungen seiner Genossen lustig zu machen. Eines Tages versetzte ihm einer der jungen Leute, welche in der

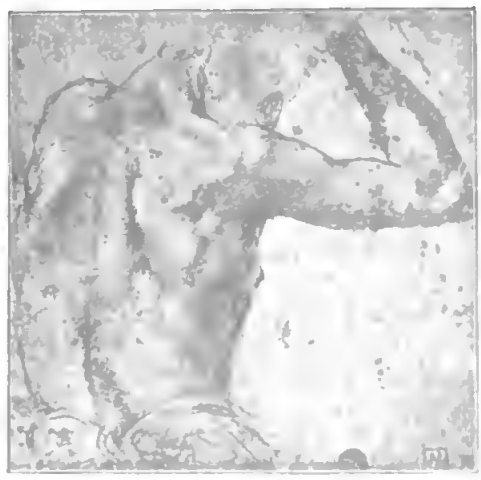


Abb. 2. Studie nach dem Leben. Rötelzeichnung in der Sammlung der Kunstakademie zu Venedig. Nach einer Phot. von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Abb. 3. Armstudien. Rötelzeichnung in der Sammlung der Kunstakademie zu Venedig. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Brancacci-Kapelle zeichneten, Pietro Torrigiano, der auch Michelangelos Mitschüler im Garten von S. Marco war, einen so heftigen Faustschlag ins Gesicht, daß er ihm das Nasenbein zertrümmerte. Torrigiano floh nach dieser That und wurde aus Florenz verbannt; Michelangelo blieb zeitlebens entstellt.

Dem sorgenfreien und anregenden Leben an dem glanzvollen Mediceerhofe machte der Tod Lorenzos des Herrlichen (am 8. April 1492) ein Ende. Michelangelo kehrte in das Haus seines Vaters zurück. Er kaufte einen unbenutzt liegenden Marmorblock und meißelte daraus einen Herkules. Dieses überlebensgroße Standbild kam im Palazzo Strozzi zur Aufstellung; 1529 wurde es verkauft und von seinem neuen Besitzer an König Franz I von Frankreich geschickt; im XVII. Jahrhundert stand es in einem Garten von Fontainebleau; dieser Garten wurde 1713 zerstört, um für neue Anlagen Platz zu schaffen, und Michelangelos bewunderter Herkules ist seitdem verschwunden. Verschwunden ist auch ein kleines Bildwerk, welches Michelangelo im Jahre 1494 ausführte: ein hölzernes Kruzifix, das auf dem Hochaltar der Kirche S. Spirito zu Florenz aufgestellt wurde. Der Prior von S. Spirito bewies dem jungen Künstler seine Dankbarkeit, indem er ihm im Kloster mehrere Zimmer zur Verfügung stellte, wo derselbe ungestört seinem Wissensdrang Genüge thun und durch das Zergliedern von Leichen sich eine eingehende Kenntnis vom Bau des menschlichen Körpers verschaffen konnte. Michelangelo betrieb das Studium der Anatomie mit großer Gründlichkeit; dasselbe ersetzte ihm beinahe gänzlich das Studium nach dem lebenden Modell. Unter den Zeichnungen, welche sich von seiner Hand erhalten haben, finden sich mehrfach anatomische Skizzen (Abb. 4 oben links). Sogenannte Aktstudien nach dem Leben kommen verhältnismäßig selten vor; sie sind aber wundervoll ausgeführt und bekunden auch ihrerseits das gediegenste anatomische Wissen (Abb. 2). Die größte Mehrzahl der Studienblätter Michelangelos — gleichviel ob sie seiner Jugendzeit oder seinem Alter angehören — lassen erkennen, daß der Meister aus dem Gedächtnis, auf Grund seiner vollkommenen Kenntnis der Knochen und Muskeln, sich über die gerade in Frage kommende Ansicht eines menschlichen Körpers oder Körperteils Rechenschaft zu geben gesucht hat; die Haut erscheint dabei sozusagen nur wie ein dünner Überzug über den formbestimmenden Teilen (Abb. 3).

Piero de' Medici, Lorenzos Sohn und Nachfolger, hatte nicht dessen glänzende Eigenschaften geerbt. Zwar setzte er den Michelangelo, der ihm in dem ungewöhnlich kalten Januar des Jahres 1494 den Ge-

fallen that, im Hof des Palaſtes einen kunſtvollen Schneemann aufzubauen, wieder in die Stellung ein, welche derſelbe unter Lorenzo innegehabt hatte, aber er ſchätzte einen ſpaniſchen Schnellläufer ebenſo hoch, wie den jungen, ſchon ſo großen Künſtler. Florenz ertrug die Herrſchaft Pieros nicht lange; im November 1494 wurden die Mediceer vertrieben. Michelangelo ging dieſem Ereignis, das er herannahen ſah, aus dem Wege; der Traum eines Freundes, dem Lorenzo der Herrliche warnend erſchienen, ſoll ihn veranlaßt haben, Florenz zu verlaſſen. Er begab ſich zunächſt nach Venedig und dann, da er dort keine Beſchäftigung fand, nach Bologna, wohin ſich auch die Mediceer geflüchtet hatten. Hier brachte ihn der Umſtand, daß er es verſäumt hatte, ſich ein Kennzeichen geben zu laſſen, welches zu tragen das Mißtrauen der ſtädtiſchen Regierung jedem Fremden vorſchrieb, in Verlegenheit. Er wurde zu einer Geldſtrafe von 50 bologneſer Pfund — eine Summe, die auf ungefähr 64 Mark berechnet wird, — verurteilt, und er beſaß nicht mehr ſo viel Geld. Einer der Stadtvorſteher, Giovan Franceſco Aldovrandi, hatte Mitleid mit dem jungen Künſtler, befreite ihn aus ſeiner Verlegenheit und gab ihm ehrenvolle Beſchäftigung. An dem berühmten Grabmal (Arca) des h. Dominicus hatte der kurz vorher verſtorbene Bildhauer Niccolo von Bari — gewöhnlich nach ſeiner Thätigkeit an eben dieſem Werk Niccolo dell' Arca genannt — das kleine Standbild des heiligen Petronius unfertig zurückgelaſſen, und zu einem leuchtertragenden Engel, mit dem er das Grabmal an der einen Seite geſchmückt hatte, fehlte das Gegenſtück. Michelangelo machte den Engel und vollendete das Heiligenbild. Beide Figuren, die durch ihren eigentümlich derben Faltenwurf ſich von den Arbeiten der älteren Meiſter augenfällig unterſcheiden, befinden ſich noch an ihren Plätzen. Eine Figur des heiligen Proculus, welche Michelangelo außerdem noch für das Grabmal des h. Dominicus gemacht haben ſoll, iſt nicht mehr vorhanden. Michelangelo blieb länger, als es die Ausführung dieſer verhältnismäßig geringfügigen Arbeiten erforderte, in Bologna. Sein Gönner Aldovrandi, dem es beſonderen Genuß bereitete, wenn Michelangelo in ſeiner toskaniſchen Ausſprache aus den Werken der großen toskaniſchen Dichter Dante, Petrarca, Boccaccio vorlas, hätte ihn gern dort feſtgehalten. Aber noch im Laufe des Jahres 1495 kehrte Michelangelo, der in Bologna ſeine Zeit zu verlieren glaubte, nach Florenz zurück. Hier ſtand damals der begeiſterte Prediger Savonarola an der Spitze des Volkes; auf deſſen Veranlaſſung wurde im Palaſt der Signoria der große Saal erbaut, der die Verſammlungen der durch die neue Verfaſſung geſchaffenen zahlreichen Volksvertretung aufnehmen ſollte. Es heißt, daß neben anderen

Abb. 4. Drei Studien einer Hand und anatomiſche Skizze eines Rückens. Federzeichnung im Kabinet Taylor zu Oxford. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Doenach i. E. (Vertreter Hugo Graſſee in Leipzig.)

Abb. 5. Bacchus. Marmorfigur im Nationalmuſeum zu Florenz.

berühmten Künſtlern auch Michelangelo ungeachtet ſeiner Jugend über dieſen Saalbau um Rat gefragt worden ſei.

Ein Angehöriger einer Nebenlinie des Mediceerhauſes, Lorenzo di Pierfranceſco (d. h. Pierfranceſcos Sohn), hatte in Florenz verbleiben dürfen. Für dieſen führte Michelangelo einen „Giovannino“ (Johannes der Täufer als Knabe) in Marmor aus. Der Giovannino war Jahrhunderte lang verſchollen, er ſcheint wieder gefunden zu ſein in einer jetzt im Berliner Muſeum befindlichen Figur, welche Johannes als einen halbwüchſigen Knaben darſtellt, der im Begriff iſt, den aus einer Honigwabe in ein Ziegenhorn geträufelten Honig zu koſten. Dieſe merkwürdige Figur weiſt in ihrer ganzen Erſcheinung auf zwei verſchiedene Quellen hin, aus denen ihr Urheber Belehrung geſchöpft hat: teilweiſe, beſonders im Kopf, läßt ſie jenen ſtrengen Realismus erkennen, der für das XV. Jahrhundert bezeichnend iſt, und teilweiſe bekundet ſie ein verſtändnisvolles Studium der idealen Gebilde der antiken Kunſt. In ſeinem nächſten Marmorwerk, einem ſchlafenden Liebesgott, folgte Michelangelo ganz dem Vorbild der Antike, und dies gelang ihm ſo gut, daß Lorenzo di Pierfranceſco ihm riet, er ſolle der Figur künſtlich ein altes Ausſehen geben, dann könnte er ſie in Rom als antik verkaufen. Ein geſchäftskluger Zwiſchenhändler machte ſich dieſen Gedanken zu nutze, brachte den Liebesgott nach Rom und verkaufte ihn dem Kardinal Riario als eine eben ausgegrabene Antike; nicht zufrieden damit, den Käufer betrogen zu haben, betrog er auch den Künſtler, indem er ihm von 200 Dukaten, die er bekommen, nur 30 auszahlen ließ. Als der Kardinal durch einen Boten, den er nach Florenz ſchickte, um über die Herkunft der Figur Erkundigungen einzuziehen, von Michelangelo erfuhr, daß dieſer der Schöpfer des ſchlafenden Cupido ſei, machte er aus Verdruß darüber, daß er ſich hatte täuſchen laſſen, den Handel rückgängig; zugleich aber gab er Ver-

anlaſſung, daß Michelangelo nach Rom überſiedelte. Es wird erzählt, der kunſtverſtändige Bote Riarios habe ſich von der hohen Meiſterſchaft Michelangelos überzeugt durch den Anblick einer Hand, welche derſelbe gerade zeichnete, als er ihn durch ſeinen Beſuch überraſchte. In der That hat Michelangelo Hände ſo trefflich gezeichnet, wie wohl kaum ein anderer vor oder nach ihm; man braucht blos das Skizzenbuchblättchen aus der Oxforder Sammlung zu betrachten, auf welchem er ein und dieſelbe Hand dreimal, mit jedesmaliger Steigerung von Ausdruck und Charakter, wiedergegeben hat (Abb. 4). — Der Cupido kam ſpäter in den Beſitz der Markgräfin Iſabella von Mantua, die ihn anfangs auch für antik hielt, nachher aber in ihm ein Werk, das als moderne Arbeit nicht ſeinesgleichen habe, ſchätzte. Wo der Cupido ſeitdem verblieben, iſt ungewiß.

Am 25. Juni 1496 kam Michelangelo in Rom an. Er ſchrieb alsbald an Lorenzo di Pierfranceſco de' Medici einen (im Staatsarchiv zu Florenz noch vorhandenen) Brief, aus dem wir erfahren, daß er ſich gleich nach ſeiner Ankunft dem Kardinal Riario vorſtellte, daß dieſer ihn freundlich aufnahm und ihn mit der Ausführung einer lebensgroßen Marmorfigur beauftragte; daß Michelangelo jenen Zwiſchenhändler, der das Geſchäft mit dem Cupido gemacht hatte, aufſuchte, um ſich die Figur, gegen Zurückerſtattung des dafür empfangenen Geldes, wiedergeben zu laſſen, daß dieſer ihm aber ganz grob antwortete, lieber würde er das Kind in hundert Stücke ſchlagen; ferner, daß Lorenzo dafür geſorgt hatte, daß es dem jungen Künſtler während der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Rom nicht an Geld fehle.

Indeſſen ſah ſich Michelangelo in der Hoffnung, daß der Kardinal Riario, bei dem er faſt ein Jahr lang wohnte, ihm reichliche Beſchäftigung geben würde, getäuſcht; auch von jener gleich anfangs beſtellten Figur iſt keine Rede mehr. Die erſte Arbeit, welche er in Rom ausführte, war beſcheiden genug: der Barbier des Kardinals vergnügte ſich damit, in Tempera zu malen, und Michelangelo zeichnete ihm einen heiligen Franciscus auf, den jener dann in Farben ſetzte; das Bild wurde auf einem Altar der Kirche S. Pietro in Montorio aufgeſtellt und iſt ſpäter verſchwunden. Mehrere höchſt dankbare Aufträge aber, durch deren glänzende Ausführung er in Rom alsbald zur höchſten Berühmtheit gelangte, verſchaffte ihm die Bekanntſchaft mit einem römiſchen Edelmanne, namens Jacopo Galli. Dieſer beſtellte bei ihm zwei lebensgroße mythologiſche Marmorbilder, einen Cupido und einen Baechus. Der Cupido hat das Schickſal ſo vieler Jugendwerke Michelangelos geteilt, er iſt verſchollen; ob man ihn in einer knieenden Figur mit Bogen und Köcher wiedererkennen darf, welche aus einer italieniſchen Sammlung in das Kenſington-Muſeum zu London gekommen iſt, erſcheint fraglich. Der Baechus aber iſt wohlerhalten als das erſte ganz unbezweifelte Zeugnis von Michelangelos Kunſt, lebensgroße Geſtalten aus einem Marmorblock herauszuhauen; er befindet ſich im National-Muſeum zu Florenz. Michelangelo hatte Gelegenheit genug, antike Baechusbilder zu ſehen, und er hat ſich auch nach dieſen gerichtet, inſofern er eine hochgewachſene Jünglingsgeſtalt mit weichen Formen wiedergab. Aber

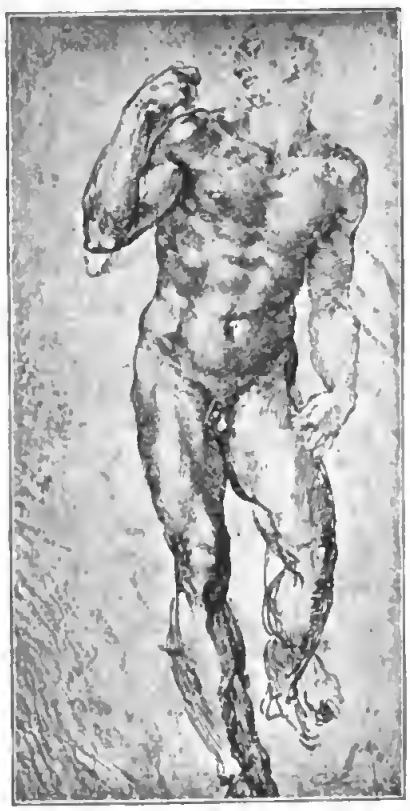


Abb. 6. Bewegungsſtudie. Federzeichnung in der Sammlung des Louvre zu Paris.

ſelbſtverſtändlich konnte und wollte er in dem Gott des Weines keine Gottheit darſtellen. Sein Bacchus feiert den Genuß des Weines; er gibt ſich mit Behagen der ſeligen Stimmung des Rauſches hin, und eine leichte Gedunſenheit ſeiner Körperformen verrät, daß er dieſen Genuß nicht zum erſtenmal koſtet; er ſteht unſicher auf den Füßen, und mit einem Blick, der ſtier zu werden beginnt, liebäugelt er lächelnd mit dem erhobenen Trinkgefäß in ſeiner Rechten, während ſeine Linke in dem Traubenvorrat wühlt, den ein naſchender kleiner Faun bereit hält. Dabei bewegt ſich die ganze Verbildlichung des Weinrauſches, ſo ſprechend ſie auch iſt, in einer Maßhaltung, wie ſie eben nur die Antike lehren konnte (Abb. 5). Daß Michelangelo ſich dem mächtigen Eindruck der antiken Kunſt, die ihm in Rom viel reicher und viel herrlicher entgegentrat, als in dem Schulgarten zu Florenz, nicht verſchloß, daß er namentlich auch von ihr lernte, Kraftfülle mit Ebenmaß zu verbinden, ſpricht deutlich aus den dieſer Zeit angehörigen Studienblättern (Abb. 6).

Durch Jacopo Gallis Vermittelung empfing der junge Meiſter von dem franzöſiſchen Geſandten in Rom, Jean de Groslaye de Villiers, Abt von St. Denis und Kardinal des Titels von S. Sabina, den Auftrag, eine Pietà — die Mutter Maria mit dem Leichnam Chriſti — für die Kapelle des franzöſiſchen Königs in der Peterskirche zu Rom zu meißeln. Der endgültige Vertrag hierüber, der ſich noch im Archiv des Hauſes Buonarroti befindet, wurde am 26. Auguſt 1498 geſchloſſen; Galli, der denſelben für Michelangelo unterzeichnet hat, verſpricht darin, daß das Werk ſo werden ſolle, wie kein zur Zeit lebender Meiſter es beſſer machen könnte. Dieſes Verſprechen hat Michelangelo voll eingelöſt. Er ſchuf die weltberühmte Gruppe, welche ſich, nachdem die Kapelle der franzöſiſchen Könige durch den Neubau der Peterskirche zerſtört worden, in der nach ihr benannten Capella della Pietà dieſer Kirche befindet. Ältere Künſtler hatten in der Darſtellung dieſes unzähligemal behandelten Gegenſtandes durch eine möglichſt herbe Schilderung von Tod und Mutterſchmerz ergreifend zum Beſchauer zu ſprechen verſucht. Michelangelo ſtreifte alle Feſſeln der Überlieferung ab. Er ließ die Mutter in all ihrem Schmerz die ruhige Schönheit des Antlitzes bewahren. Den Chriſtuskörper bildete er als einen Leichnam, an deſſen Totſein niemand zweifeln kann; er benutzte dazu eine Studie, die er nach einer wirklichen Leiche zeichnete (Abb. 7); aber er verklärte den Leichnam mit idealer Schönheit, er ſchuf eine Geſtalt, welcher der Tod ſeine Merkmale ohne alle entſtellenden Züge aufgedrückt hat, die Geſtalt eines göttlichen Toten, der geſtorben iſt, um wieder aufzuerſtehen. Durch ein Mittel künſtleriſchen Gegenſatzes hat der Meiſter es verſtanden, die ruhige Schönheit des Leichnams in erhöhtem Maße zur Geltung zu bringen,

Abb. 7. Studie nach einer Leiche.
Federzeichnung in der Albertina zu Wien.

Abb. 8. Pietà. Marmorgruppe in der Peterskirche zu Rom.

indem er die Gewänder Marias in tiefen, durch maleriſchen Wechſel von Licht und Schatten belebten Falten ausarbeitete (Abb. 8). Von den Zeitgenoſſen nahmen einige, an die realiſtiſche Auffaſſung früherer Meiſter gewöhnt, an der jugendlichen Schönheit des Madonnengeſichts Anſtoß; Michelangelo rechtfertigte es mit theologiſcher Gelehrſamkeit, daß die jungfräuliche Mutter in unvergänglicher Jugend darzuſtellen ſei. In der Pietà der Peterskirche zeigt Michelangelo ſich nicht nur frei von dem Herkommen der früheren florentiniſchen Kunſt, ſondern er erſcheint auch unabhängig von der unmittelbaren Einwirkung der Antike; hier ſteht er zum erſtenmal ganz in ſeiner ſelbſtändigen Künſtlerperſönlichkeit da. Gleich als ob ihm ſelbſt dieſes zum Bewußtſein gekommen wäre, hat er dieſes Werk allein unter ſeinen ſämtlichen Schöpfungen mit ſeinem Namen bezeichnet. Vaſari weiß über dieſe Namensinſchrift ein Geſchichtchen zu erzählen: Michelangelo hätte eines Tages gehört, wie in einer Geſellſchaft von Fremden, welche das Werk bewunderten, ein Mailänder Bildhauer als der Schöpfer desſelben genannt worden ſei; daraufhin ſei er in der Nacht mit einem Licht hingegangen und habe ſeinen Namen in das Schulterband der Madonna gemeißelt. In der Folgezeit durfte er mit gerechtem Stolz die Überzeugung hegen, daß niemand mehr ſeine Schöpfungen einem anderen Urheber zuſchreiben würde.

Während Michelangelo in Rom unſterbliche Werke ſchuf, führte ſein Vater in Florenz ein kümmerliches Leben; derſelbe hatte ſein Amt durch die Vertreibung der Medicеer verloren, und die ſchlimmen Zuſtände der Stadt, in welcher infolge der endloſen Unruhen im Innern und der kriegeriſchen Verwickelungen nach außen Hunger und Teuerung herrſchten, brachten ihn in arge Bedrängnis. Sehnſüchtig harrte er auf die Heimkehr ſeines Sohnes, der ihn von Rom aus nach Kräften unterſtützte; „Ihr mögt mir glauben," ſchrieb Michelangelo in jener Zeit ſeines römiſchen Aufenthalts, wo die Hoffnungen auf große Aufträge noch unerfüllt blieben, „daß auch ich Ausgaben und Mühen habe; aber was Ihr von mir verlangen werdet, das werde ich Euch ſchicken, und wenn ich mich als Sklave verkaufen müßte." Nach der Vollendung der Pietà ſorgte Michelangelo auch für ſeine jüngeren Brüder Buonarroto und Giovan Simone; er ermöglichte ihnen die Begründung eines Geſchäfts, in welchem Wollſtoffe bereitet und verkauft wurden. Buonarroto hatte dieſen Beruf erlernt; er war bis zu dem Zeitpunkte, wo die Unterſtützung Michelangelos ihm die Selbſtändigkeit ermöglichte, in dem Geſchäft des berühmten Hauſes Strozzi thätig; er kam zu Wohlſtand und Anſehn, nahm mehrmals an der Regierung ſeiner Vaterſtadt teil und wurde von Papſt Leo X durch den Grafentitel geehrt; von ihm ſtammt das heute noch lebende Geſchlecht der Buonarroti ab. Giovan Simone hatte wiſſenſchaftlichen Studien obgelegen und genoß als Dichter einen gewiſſen Ruf; ihm behagte die kaufmänniſche Thätigkeit nicht lange, er zog es vor, in planloſen Reiſen die Welt zu durchſtreifen, und bereitete ſeinem Vater und Michelangelo ſchweren Kummer. Michelangelos älterer Bruder, Leonardo, hatte ſchon einen Beruf gefunden, ehe jener nach Rom ging; von den Predigten Savonarolas entzündet, war er in den Dominikanerorden eingetreten. Der jüngſte Bruder endlich, Sigismondo, ſechs Jahre jünger als Michelangelo, ergriff das Kriegshandwerk und folgte den Fahnen verſchiedener Condottieri.

Im Jahre 1501 kehrte Michelangelo, den Wünſchen ſeines Vaters folgend, nach Florenz zurück. Er brachte einen Auftrag mit, den wieder Jacopo Galli vermittelt hatte. Der Kardinal Franceseo Piccolomini, der zwei Jahre ſpäter als Pius III den päpſtlichen Thron beſtieg, beſtellte bei Michelangelo den Figurenſchmuck der Kapelle, welche er im Dom zu Siena zum Gedächtnis ſeines großen Oheims Aeneas Silvius (Papſt Pius II) hatte erbauen laſſen. Fünfzehn kleine Figuren ſollten zur Ausführung kommen: Chriſtus, Apoſtel und andere Heilige, zwei Engel; außerdem ſollte eine Figur des h. Franciſcus fertig gemacht werden, welche Michelangelos gewaltthätiger Jugendgenoſſe Torrigiano, der die Kunſt verließ, um ſich den wilden Söldnern des Ceſare Borgia einzureihen, unvollendet hatte ſtehen laſſen. Michelangelo führte innerhalb der nächſten drei Jahre vier von den Heiligenfiguren aus; dann ließ er dieſe Arbeit liegen, ungeachtet der Unannehmlichkeiten, welche ihm hieraus erwuchſen. Es iſt erklärlich, daß es ihm nicht mehr zuſagte, einfache Heiligen-

bilder zu meißeln. Denn die Vaterſtadt beſchäftigte ihn mit Aufgaben, welche höhere Anforderungen an ſeine Leiſtungsfähigkeit ſtellten, und in denen ſeine eigentlichſte Begabung, der Sinn für das Rieſenmäßige und Gewaltige, zur Offenbarung kommen ſollte.

Kurze Zeit nach der Unterzeichnung des Vertrags mit Franz Piccolomini, am 16. Auguſt 1501, wurde Michelangelo von den Vorſtehern des Dombaus zu Florenz, den Zunftmeiſtern der Wollenweber, mit der Ausführung eines Koloſſalſtandbilds betraut. Der Bildhauer Agoſtino di Duccio hatte im Jahre 1463 den Auftrag bekommen, einen David von neun Ellen Höhe anzufertigen, welcher oben auf dem Dom aufgeſtellt werden ſollte. Aber die Dombauverwaltung war nicht mit ſeiner Arbeit zufrieden und löſte 1466 den mit ihm geſchloſſenen Vertrag. Seitdem lag der angehauene Rieſenblock nutzlos im Hof der Dombauhütte, bis man im Jahre 1501 ſich entſchloß, ihn aufrichten und bearbeiten zu laſſen, wenn auch nicht mehr für den urſprünglichen Zweck. So trat an Michelangelo eine Aufgabe heran, welche neben der Schwierigkeit, die an und für ſich in der Geſtaltung einer Figur von ſo großem Maßſtabe lag, die größere Schwierigkeit enthielt, daß der Künſtler durch die Geſtalt, welche der erſte Bearbeiter des Blockes dieſem bereits gegeben hatte, an beſtimmte Umriſſe gebunden und ſo in der Freiheit des Schaffens gehemmt war. Michelangelo behielt den Gedanken bei, dem Rieſenbild die Geſtalt eines David zu geben. Aber er dachte ſich David nicht als den Propheten und nicht als den König, ſondern als den Helden, der, noch bevor er die Schwelle des Jünglingsalters erreicht hat, den Feind ſeines Volkes niederſtreckt; er dachte ſich den Heldenknaben in dem Augenblick, wie er mit todesmutiger Entſchloſſenheit den Feind ins Auge faßt, wie er mit dem rechten Fuß ſich feſtſtellt für den Wurf, während er mit der linken Hand die Schleuder von der Schulter nimmt und in der rechten den Stein bereit hält. Daß die Koloſſalgeſtalt die Schönheit

Abb. 9. David. Marmornes Koloſſalſtandbild in Florenz.

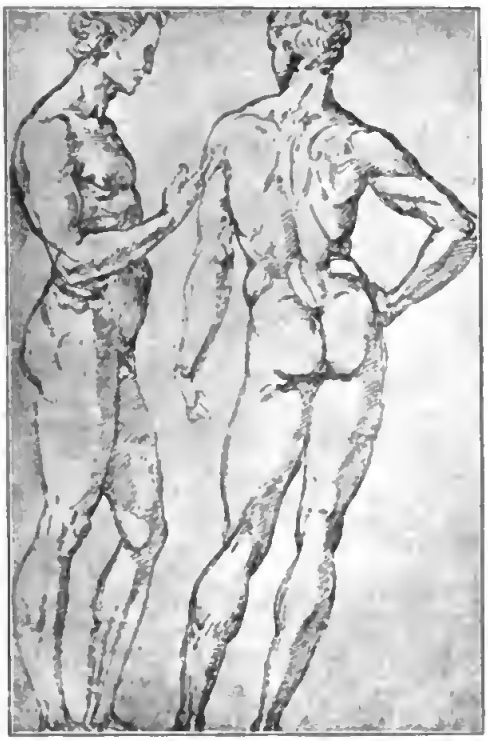


Abb. 10. Aktstudien. Federzeichnung in der Albertina zu Wien.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

ihrer Formen gänzlich unverhüllt zeigen müsse, verstand sich für Michelangelo, der die antiken Kolosse auf dem Monte Cavallo in Rom gesehen hatte, ganz von selbst, und es wurde auch von den Zeitgenossen als selbstverständlich hingenommen. Er ging mit Feuereifer an das Werk. Nachdem er eine kleine Skizze in Wachs modelliert hatte, welche noch in der Sammlung des Hauses Buonarroti aufbewahrt wird, bestieg er am 13. September 1501 das Gerüst, mit welchem die Dombauverwaltung den Marmorblock hatte umgeben lassen, und begann die gewaltige Arbeit. Anfangs 1504 war der Riese — il gigante, so wurde das Standbild meistens genannt, da das Gegenständliche, der David, als Nebensache galt — vollendet (Abb. 9). Eine vom Dombauvorstand einberufene Versammlung von dreißig Männern, unter denen sich alle berühmten Künstler der Stadt befanden, beriet über den Platz der Aufstellung. Leonardo da Vinci und mit ihm mehrere andere schlugen die Loggia dei Lanzi als geeigneten Ort vor, da hier das Marmorwerk vor den Einflüssen der Witterung geschützt bliebe. Die Mehrheit aber beschloß die Aufstellung vor dem Palast der Signoria. Das Bild des David sollte die Väter der Stadt durch seinen täglichen Anblick mahnen, daß sie dieselbe allzeit mit Entschlossenheit zu verteidigen und mit Gerechtigkeit zu regieren hätten. Mit Hilfe von Vorrichtungen, welche die Zeitgenossen umständlich beschrieben haben, wurde das 180 Zentner schwere Standbild vom Dombauhof nach der Piazza della Signoria gebracht; die Überführung dauerte vier Tage. Die Enthüllung war ein Ereignis für die Stadt, das in den Jahrbüchern sorgfältig verzeichnet wurde. Keine bildnerische Schöpfung Michelangelos hat bei den Zeitgenossen so ungeteilten Beifall gefunden, wie der „Gigante;" alle Bildwerke des Altertums glaubte man in ihm übertroffen. — Im Jahre 1527 erlitt der Marmorriese eine Beschädigung: bei einem Aufruhr traf ein unter die Belagerer des Palastes geschleuderter Mauerstein seinen rechten Arm, der herabfiel und in drei Stücke zerbrach; erst 1543 wurden die aufgehobenen Stücke wieder angesetzt. Im Laufe der Jahrhunderte stellte es sich heraus, daß diejenigen nicht Unrecht gehabt hatten, welche rieten, das Standbild unter Dach aufzustellen; die Einwirkung der Witterung machte sich, wenn auch nur wenig, bemerkbar. Darum wurde dasselbe im Jahre 1873 von seinem Platze weggenommen und in die Akademie gebracht. Eine Kopie in Erzguß ist auf der schönen Piazza Michelangelo in den neuen Anlagen im Süden der Stadt aufgestellt worden.

Auch ein Michelangelo konnte nicht unausgesetzt an einem marmornen Kolossalbild arbeiten. In den Jahren von 1501 bis 1504 schuf er, abgesehen von den Apostelfiguren für Siena, noch eine Anzahl von Werken, die ihm eine Erholung von der großen Arbeit sein mochten. Ein zweiter David, in Lebensgröße, wurde ihm 1502 von Piero Soderini, der seit kurzem unter dem Titel eines Bannerherrn auf Lebenszeit an der Spitze des florentinischen Staatswesens stand, bestellt. Diese Figur sollte in Erzguß ausgeführt werden; sie war bestimmt, als Geschenk der florentinischen Regierung an Pierre de Rohan, Marschall von Gié, geschickt zu werden; auf diesem Wege hoffte man das Wohlwollen des französischen Königs Ludwig XII, bei dem

Rohan in großem Anſehen ſtand, für die Republik zu gewinnen, die ſich durch den Krieg mit Piſa in ſchweren Verlegenheiten befand. Aber der Marſchall fiel in Ungnade, bevor das Bildwerk fertig war, und die Regierung von Florenz ſah ſich nicht mehr veranlaßt, ihm das verſprochene Geſchenk zu überſenden; ſie fand es zweckmäßiger, dasſelbe dem Schatzmeiſter Ludwigs XII, Florimond Robertet, zuzuwenden. An dieſen wurde das Erzbildwerk, in welchem Michelangelo den David als Sieger, mit dem Haupt des Goliath unter den Füßen, dargeſtellt hatte, im Jahre 1508 geſchickt.

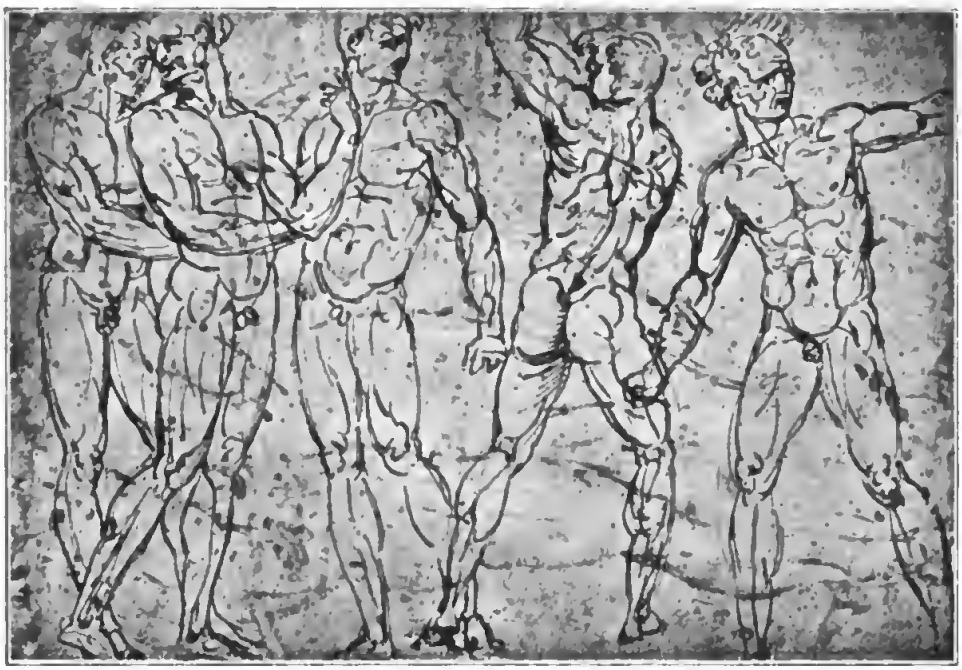


Abb. 11. Aktſkizzen. Federzeichnung in der Albertina.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Es hat in Frankreich in verſchiedenen Schlöſſern geſtanden und iſt wahrſcheinlich während der großen Revolution zu grunde gegangen.

Im Frühjahr 1503 beſtellten die Vorſteher der Wollweberzunft und die Bauverwaltung des Doms bei Michelangelo die Figuren der zwölf Apoſtel für den Dom; ſie waren ſo verſtändig, dem Meiſter Zeit zu laſſen: im Laufe von zwölf Jahren ſollte er jährlich eine Figur liefern. Aber es ſcheint, daß Michelangelo an ſolchen in Gewänder gehüllten, ruhig daſtehenden Einzelfiguren keinen Geſchmack fand. Er kam mit dieſen Apoſteln noch lange nicht ſo weit, wie mit den Heiligenfiguren von Siena. Es iſt nichts von denſelben zu ſtande gekommen, als die allererſte Anlage eines h. Matthäus. Dieſe eben angelegte Figur aber, die ſich jetzt in der Akademie zu Florenz befindet, iſt im höchſten Maße bemerkenswert, weil ſie zeigt, wie Michelangelo beim Schaffen ſeiner Marmorbilder zu Werke ging. An der einen Seite des Marmorblocks werden die Formen der Figur in ganz leichter Andeutung ſichtbar, in ſchwachem Relief, faſt wie eine Zeichnung. So ſkizzierte der Meiſter ſich das ganze Bild, wie es werden ſollte, an der Oberfläche des Blocks, und indem er in dem Maße, wie die Formen weiter zurücktreten ſollten, tiefer in den Marmor hineinarbeitete, ſchälte er ſchließlich die Figur heraus. Reliefbilder hat Michelangelo nur wenige angefertigt. Abgeſehen von jenen Arbeiten ſeiner Knabenjahre weiß man nur von zweien. Dieſe fallen beide in die Zeit, in welcher der große David im Entſtehen oder eben vollendet war. Beide ſind Madonnenbilder in Rundformat; beide wurden für Florentiner Kunſtliebhaber angefertigt und ſind nicht bis zum letzten Grade der Voll-

endung in der Ausführung gekommen. Das eine derselben befindet sich jetzt in der Akademie zu London, das andere im Nationalmuseum zu Florenz. Über dem zu Florenz befindlichen Reliefbilde, welches Maria auf einem niedrigen Steine sitzend und den Beschauer anblickend, das Christuskind an der Mutter Knie gelehnt und wie in tiefe Gedanken versunken darstellt, liegt ein eigentümlicher Reiz, eine Mischung von schwerem Ernst mit hoher Lieblichkeit. Dieselbe Empfindung lebt in der wunderbar schönen lebensgroßen Gruppe von Maria mit dem Kinde, welche Michelangelo auf die Bestellung von flandrischen Kaufleuten, Johann und Alexander Mouscron, anfertigte; dieses Madonnenbild wurde wahrscheinlich zu Carrara im Jahre 1505 ausgeführt; es befindet sich noch an seinem ursprünglichen Bestimmungsort, auf einem Seitenaltar in der Liebfrauenkirche zu Brügge. Michelangelo hat bei der Madonna von Brügge und bei dem Florentiner Relief die herkömmliche Weise, welche Jesus als ganz kleines Kind auf dem Schoße Marias sitzend darzustellen pflegte, verlassen, indem er den Knaben in einem Alter bildete, welches ihm schon auf seinen Füßchen zu stehen gestattet; so konnte er das Christuskind sich mit Freiheit bewegen lassen, und er hat den Späteren das Beispiel gegeben, die innig geschlossene Gruppe von Mutter und Kind in unendlicher Mannigfaltigkeit der Beziehungen zu gestalten.

Noch sprechender zeigt sich die Unabhängigkeit von jeder überlieferten Darstellungsweise in einem gemalten Madonnenbilde, welches Michelangelo in eben jener Zeit, um das Jahr 1503, geschaffen hat. Es ist dies die berühmte heilige Familie, welche in der Tribuna der Uffiziengalerie zu Florenz einen Ehrenplatz einnimmt. Maria sitzt auf dem Boden und reicht mit einer anmutigen Wendung des Oberkörpers und des Kopfes das Jesuskind über ihre Schulter dem Pflegevater Joseph, der sich hinter ihr auf ein Knie niedergelassen hat. Hinsichtlich der Farbe darf man keine Ansprüche an das Bild machen; denn diese ist dem Künstler augenscheinlich Nebensache gewesen, die Gruppe hätte ebenso gut in Marmor wie in Malerei ausgeführt werden können. Aber in der Zeichnung und Rundung der Formen ist es herrlich, und in der Empfindung so groß wie liebenswürdig. Höchst befremdlich für den modernen Beschauer ist die Belebung des entfernten Hintergrundes durch nackte Jünglingsgestalten, die zu dem Gegenstand der Darstellung in gar keiner Beziehung stehen. Diese Gestalten hat Michelangelo nach Vasaris Worten da angebracht, „um noch besser zu zeigen, wie sehr groß seine Kunst sei.“ Das ist so recht im Sinne der Renaissance. Genau mit dem nämlichen Gefühl und aus dem nämlichen Grunde, wie die älteren niederländischen und deutschen Maler ihre Werke mit liebevoll ausgeführten Blumen und Kräutern und Vögelein geschmückt hatten, aus reiner Lust an dem neugewonnenen Können, das der Vorzeit verborgen gewesen war, so schmückten jetzt die italienischen Maler ihre Bilder mit nackten Figuren, um ihre Kenntnis von der Schönheit der Menschengestalt der Welt freudig zu offenbaren. Und wenn irgend einer, so durfte Michelangelo sich solcher Kenntnis rühmen; wenn gar keine ausgeführten Werke von ihm vorhanden wären, seine Zeichnungen — flüchtige Skizzen und durchgebildete Studien — würden es beweisen (Abb. 10 und 11). — Der erste Besitzer des Bildes der heiligen Familie war der Kunstliebhaber Angelo Doni in Florenz, der es von dem ihm befreundeten Künstler um hohen Preis erwarb.

In die Zeit, während welcher die Riesenfigur des David entstand, fällt außer den genannten Werken aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch eine Marmorfigur, über deren Entstehung die Nachrichten fehlen, der sterbende Adonis im Nationalmuseum zu Florenz, sowie ferner ein unfertig gebliebenes Gemälde in der Londoner Nationalgalerie, welches die Grablegung Christi in eigentümlich wirkungsvoller Weise darstellt.

Nach der Vollendung des David galt Michelangelo unbestritten als der erste Bildhauer der Welt. Noch in demselben Jahre 1504 trat die Aufgabe an ihn heran, mit dem größten Maler der Zeit, mit Leonardo da Vinci, um die Palme zu ringen. — Leonardo hatte im Jahre 1482, damals ein dreißigjähriger, schon viel bewunderter Mann, seine florentinische Heimat verlassen: nach achtzehnjähriger Abwesenheit kehrte er zurück, mit dem höchsten Ruhme gekrönt. Die Vielseitigkeit seiner Unternehmungen ließ ihn auch jetzt immer nur mit Unterbrechungen in Florenz verweilen; im Anfang des Jah-

Abb. 12. Verſchiedene Köpfe. Rötelzeichnung im Kabinet Taylor zu Oxford.
Nach einer Phot. von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

res 1504 aber glaubte Soderini ihn durch einen großen und ehrenvollen Staatsauftrag enger an die Stadt gefeſſelt zu haben. — Wie reif auch Michelangelos künſtleriſche Eigenart zu dieſer Zeit entwickelt war, von dieſem einen Manne, der ſo bezaubernd ſchön zeichnete und der ſo beſtrickenden Liebreiz in Formen kleiden konnte, erfuhr auch er noch einen Einfluß. Es iſt oft bemerkt worden und auch unverkennbar, daß Michelangelo in einer ganzen Anzahl ſorgfältig ausgeführter Rötel- und Kreidezeichnungen ſich beſtrebt hat, mit der Art und Weiſe Leonardos zu wetteifern. Es ſind dies namentlich Charakterköpfe mannigfaltiger Art, bald von weicher, jugendlicher Anmut, bald von einer an die Karikatur ſtreifenden Schärfe der Kennzeichnung, ſeine Studien über die Form und den Ausdruck des menſchlichen Geſichts; auch phantaſtiſche Bildungen gehören hierhin, wie die ſeltſamen Auftürmungen des Kopfputzes über ſchönen Frauenprofilen oder verſchiedenartige fratzenhafte Masken (Abb. 12, 13, 14). Als Nachahmungen darf man indeſſen derartige an Leonardo erinnernde Zeichnungen Michelangelos keineswegs anſehen; ſeine Eigenart hat der junge Meiſter überall be-

Abb. 13. Ausdrucksstudie. Rötelzeichnung in der Sammlung der Kunstakademie zu Venedig.

wahrt. Dem Gesichtsausdruck hat Michelangelo auch unabhängig von Leonardo das eingehendste Studium gewidmet. Von der Meisterschaft, mit welcher er die unwillkürliche und flüchtige Thätigkeit der Gesichtsmuskeln wiederzugeben vermochte, gibt eine in der Uffizienſammlung zu Florenz befindliche Kreidezeichnung das berühmteſte Beiſpiel, welche unter den Namen „der Schrecken," „die Raſerei" oder „die verdammte Seele" bekannt iſt: ein Kopf mit geſträubten und in heftiger Bewegung flatternden Haaren, deſſen Augen ſich ſtarr auf irgend etwas Fürchterliches heften, und deſſen Mund ſich zu einem Schrei des raſendſten Entſetzens öffnet (Abb. 15). — Leonardo da Vinci begann in den erſten Monaten des Jahres 1504 mit der Ausführung des Auftrags, den Soderini ihm im Namen der Republik erteilt hatte. Es handelte ſich darum, den auf Savonarolas Veranlaſſung erbauten großen Ratsſaal des Regierungspalaſtes mit Freskogemälden zu ſchmücken. Der Gegenſtand, welchen Leonardo auf einer umfangreichen Wandfläche zu ſchildern übernahm, war der Sieg der Florentiner über mailändiſche Truppen bei Anghiari (im Jahre 1440). Die Ausführung des Gegenſtücks zu dieſer Darſtellung dachte Soderini dem Michelangelo zu; er hoffte, daß die beiden großen Künſtler im Wetteifer miteinander ihre Kräfte auf das höchſte anſpannen würden. Gegen den Herbſt des Jahres 1504 bekam Michelangelo den Auftrag, für die zweite Hauptwand des Ratsſaales ein Schlachtenbild aus der früheren florentiniſchen Geſchichte zu entwerfen. Er wählte einen Gegenſtand aus den Kämpfen um Piſa im XIV. Jahrhundert, deren Endergebnis die Unterwerfung dieſer Stadt unter die Botmäßigkeit von Florenz war, und zwar einen Gegenſtand, der ihm Gelegenheit gab, viele unbekleidete Geſtalten in mannigfaltiger und lebhafter Thätigkeit darzuſtellen: die Abwehr eines Überfalles, den der Feind an einem heißen Tage unternahm, während die florentiniſchen Reiter im Arno badeten. Michelangelo mag mit einem ungeſtümen Verlangen, Leonardo zu übertreffen, an die Arbeit gegangen ſein. Denn er war ein leidenſchaftlicher Nebenbuhler; er ließ ſich ſogar zu ganz ungerechtfertigter Gehäſſigkeit gegen den älteren Meiſter hinreißen, wenn ein ungenannter Zeitgenoſſe Wahres berichtet, der in einer Schrift über Leonardo da Vinci die aufbrauſenden Scheltworte anzuführen weiß, welche Michelangelo dieſem entgegenſchleuderte bei einer Gelegenheit, wo beide Künſtler von einer mit der Auslegung Dantes beſchäftigten Geſellſchaft erſucht wurden, eine dunkle Stelle der göttlichen Komödie zu erklären. — Vor dem Frühjahr 1505 hatte er den Karton zu dem Bilde aus dem Piſanerkrieg, den er abgeſchloſſen von aller Welt in einem ihm zu dieſem Zwecke eingeräumten Saal im Spital der Färberzunft anfertigte, vollendet. Den Kunſtverſtändigen der Zeit erſchien dieſe Zeichnung als die ſtaunenswürdigſte Schöpfung Michelangelos; keines ſeiner ſpäteren gewaltigen Werke erregte — wenn Vaſari Recht hat — ſolches Aufſehen in Künſtlerkreiſen; zu dem im Ratsſaal aufgeſtellten Karton, der das Emporklettern der Badenden aus dem Fluß, das haſtige Ankleiden und Waffnen, das Stürmen zum Kampf und den Beginn des Reitergefechts ſchilderte, wallfahrteten die Maler von nah und fern, um daraus zu lernen. — Zur Ausführung in Farben gelangte Michelangelos Schlachtenbild ebenſo wenig wie dasjenige Leonardos: Leonardo hatte wenigſtens einen Anfang gemacht, indem er die berühmte Gruppe der vier Reiter, welche

um eine Fahne kämpfen, auf die Wand malte; Michelangelo kam nicht einmal so weit; er wurde von Papst Julius II nach Rom berufen und blieb von da ab fast ganz ausschließlich im Dienst der Päpste thätig. — Der Karton der Pisanerschlacht ist vollständig verloren gegangen; er wurde in Stücke zerrissen, sei es nun, daß neidische Bosheit ihm dieses Schicksal bereitete, wie Vasari an einer Stelle ausdrücklich sagt, sei es, daß er von bewundernden Kunstjüngern und rücksichtslosen Sammlern zum Opfer ihrer Begeisterung gemacht wurde, wie man aus einer anderen Stelle Vasaris herauslesen könnte. Die Stücke, von denen zu Florenz liegen, um sich anderweitiger Thätigkeit zuzuwenden. Für Michelangelo begann mit dem Liegenlassen des Schlachtenbildes die Qual seines Lebens, daß das Schicksal es ihm nicht vergönnte, die großen Schöpfungen, welche er mit der mächtigsten Begeisterung begann, in der beabsichtigten Weise zu Ende zu führen.

Michelangelo hat einmal in einer bewunderungswürdigen Zeichnung die Glücksgöttin dargestellt, wie sie auf rollendem Rade dahingleitet, nach links und rechts ihre Gaben ausstreuend (Abb. 16). Ein schwerer, schmerzlicher Ernst liegt auf den Mienen der schönen Gestalt. Ihm hat die Göttin nie gelächelt.

Abb. 14. Masken. Rötelzeichnung im Museum Wicar zu Lille.

im Jahre 1575 noch einige in Mantua vorhanden waren, sind spurlos verschwunden. Wie unsere Kenntnis von Leonardos Anghiarischlacht sich auf eine von Rubens nach den vier Reitern gezeichnete Skizze, welche durch Kupferstich vervielfältigt wurde, beschränkt, so wird uns von Michelangelos bewunderter Zeichnung keine weitere Anschauung gewährt, als das wenige, was einige alte Kupferstiche aufbewahrt haben: ein paar Bruchstücke aus den Gruppen der vom Bade aufgeschreckten Soldaten, losgelöst aus dem Zusammenhange und auf willkürlich hinzugefügten landschaftlichen Hintergründen.

Leonardo da Vinci ließ leichten Herzens die angefangene Arbeit im Regierungspalast

Als er den David und den Karton der Pisanerschlacht vollendet und dadurch als Bildhauer und als Maler — wenigstens als Zeichner — einen Ruhm erreicht hatte, der ihn neben und über die größten Meister stellte, hatte er sein dreißigstes Jahr noch nicht überschritten. Mit diesen Werken schließt die Jugendzeit Michelangelos — soweit man überhaupt von Jugend sprechen kann bei einem Manne, aus dessen Leben kein Zug von jugendlichem Frohsinn spricht, und dessen früheste Arbeiten nichts von jugendlicher Unsicherheit aufweisen. Bis dahin sind die von ihm geschaffenen Gestalten, wenn auch nicht aus heiterer, so doch aus ruhiger Empfindung hervorgegangen. Aus demjenigen, was er nach dem

Jahre 1505 geschaffen hat, spricht fast überall eine umdüsterte Stimmung, ein Versenken in schwere, grübelnde Gedanken. Seine Gestalten werden die Träger von tiefen namenlosen Gefühlen, wie sie sonst nur in Tönen oder auch in Farbenstimmungen zur künstlerischen Aussprache gelangen können, für die er aber in Formen ein Ausdrucksmittel gefunden hat. Dabei kleiden sich diese Äußerungen persönlichen Gefühls in eine Großartigkeit der künstlerischen Gestaltung, wie er selbst sie bis dahin nie erreicht hat, und wie sie keinem anderen seit den Blütezeiten des klassischen Altertums auch nur annähernd erreichbar gewesen ist.

Papst Julius II, der Nachfolger Pius' III, berief Michelangelo nach Rom, damit derselbe ihm schon bei Lebzeiten ein Grabmal erbaue. Nach nicht allzulanger Zeit einigten sich beide über einen Plan von außerordentlicher Pracht; das Grabmal sollte als ein vierseitiges Gebäude in zwei Geschossen, mit mehr als vierzig überlebensgroßen Marmorfiguren und zahlreichen ehernen Flachbildwerken geschmückt, aufgeführt werden. Michelangelo begab sich alsbald nach Carrara, wo er für 1000 Dukaten Marmorblöcke ankaufte und Verträge über den Transport der gewaltigen Marmormassen abschloß. Er ließ die einzelnen Blöcke an Ort und Stelle im groben zurechthauen, und seine Ungeduld, die es nicht abwarten konnte, bis alle Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen, in dem jetzt seine ganze Seele aufging, vollendet waren, trieb ihn, schon jetzt ein paar Figuren für das Grabmal eigenhändig in Arbeit zu nehmen. Acht Monate lang, bis gegen Ende des Jahres 1505, hielten die Arbeiten in den Marmorbrüchen ihn dort fest. Der Anblick der Marmorberge soll den Gedanken in seiner Phantasie erweckt haben, einmal, wenn er Zeit hätte, eine Riesengestalt aus dem lebendigen Fels herauszuhauen, die von weither auf dem Meere sichtbar sein sollte. — Im Anfang des Jahres 1506 wurde der größte Teil der Marmorblöcke in Rom auf dem Petersplatze abgeladen; es sah aus, als ob nicht ein Grabmal, sondern ein Tempel erbaut werden sollte. Ein Haus am Petersplatz war Michelangelo als Werkstatt eingeräumt, welches durch einen Gang mit dem Vatikan verbunden wurde, damit der Papst jederzeit den Meister bei der Arbeit besuchen könnte. So stand Michelangelo im Begriffe, ein Marmorwerk von einem Umfange zu schaffen, wie Rom seit zwölf Jahrhunderten nichts Ähnliches hatte entstehen sehen, ein Werk, das wie kein anderes den Lieblingsgedanken der Renaissancezeit, die Kunst des römischen Altertums fortzusetzen, zu verwirklichen geeignet erschien. Der Boden Roms gab gerade in jener Zeit Schätze an das Tageslicht, welche die antike Bildhauerkunst in noch viel größerer Herrlichkeit zeigten, als ihre bis dahin bekannten Werke. Im Jahre 1506 wurde in der Nähe der Überbleibsel von den Bädern des Titus die Laokoongruppe ausgegraben, und Michelangelo begrüßte sie als „das Wunder der Kunst," das er von allen Werken des Altertums neben dem berühmten Herkules-Torso am höchsten schätzte. Auch den antiken Dekorationsmalereien, welche in den Bädern des Titus aufgedeckt wurden, hat Michelangelo seine Aufmerksamkeit zugewendet. Ein in der Sammlung Wicar zu Lille bewahrtes Blatt gibt Kunde davon. Auf den beiden Seiten dieses Blattes hat er mit flüssiger Feder, deren Züge das dünne Papier ganz durchdrungen haben, Skizzen niedergeschrieben, die man als Erinnerungen an einige jener kleinen Figurenbildchen erkennt, welche die antiken Zimmermaler in das Formenspiel ihres Zierwerks eingeflochten haben (Abb. 17 und 18).

Die Hoffnungsfreudigkeit, mit welcher Michelangelo sich an das große Werk begab, wurde bald enttäuscht. Die Größe des Werkes selbst gab mittelbar die erste Veranlassung, daß dasselbe nicht zu stande kam. Die alte Peterskirche bot nicht soviel Raum, daß das riesige Grabmal darin hätte aufgestellt werden können. So dachte Julius II daran, zur Aufnahme desselben die neue Chornische, deren Grundmauern Nikolaus V vor einem halben Jahrhundert hatte legen lassen, auszubauen. An diesen Gedanken reihte sich bald der größere, die ganze Peterskirche durch einen Neubau von unerhörter Ausdehnung zu ersetzen. Und als Bramante dem Papst seinen großartigen Entwurf zu einem solchen Neubau vorlegte, war die Verwirklichung des Gedankens sofort beschlossen. In der Seele des Papstes, der darin mit Michelangelo etwas Geistesverwandtes hatte, daß die größte Unternehmung ihm immer die liebste war, mußte

vor dem Plan des Neubaues der Peterskirche derjenige der Ausführung seines Grabmals in den Hintergrund treten. Auch soll Bramante, der Michelangelo diesen Auftrag nicht gönnte, dem Papst vorgeredet haben, es sei von übler Vorbedeutung, sich bei Lebzeiten sein Grab bauen zu lassen. Die immer wiederkehrenden Züge grimmiger Künstlereifersucht sind häßliche Flecken in dem sonst so prächtigen Bild der römischen Renaissance. — Julius II ließ den Gedanken an das Grabmal ganz fallen. Er wollte Michelangelo eine Entschädigung geben durch den Auftrag, die Decke der vatikanischen Kapelle, welche Sixtus IV hatte erbauen lassen, auszumalen; auch dieses soll Bramante ihm geraten haben, weil er glaubte, daß Michelangelo einer solchen malerischen Aufgabe nicht gewachsen sein und so eine beschämende Niederlage erleiden würde. Daß Michelangelo sich nicht darein schicken konnte, auf ein Unternehmen von so hoher Bedeutung, das er mit aller Begeisterung einer ruhmes- und schaffensdurstigen Seele erfaßt hatte, zu verzichten, ist leicht zu begreifen. Es kam zu einem merkwürdigen Kampf zwischen dem Papst und dem Künstler, zwei Persönlichkeiten, die ebenso, wie sie in der Vorliebe für das Großartige und Gewaltige einander glichen, auch an Heißblütigkeit und Starrköpfigkeit sich gegenseitig nichts nachgaben.

Abb. 15. „Die Raserei." Kreidezeichnung in der Sammlung der Uffizien zu Florenz.

Michelangelo selbst hat den Ausbruch dieses Kampfes aufs anschaulichste erzählt in einem Briefe, den er am 2. Mai 1506 an einen ihm und dem Papste gleichmäßig befreundeten Mann, den Architekten Giuliano da Sangallo richtete: „Ich hörte am Charsamstag den Papst sagen, als er bei Tisch mit einem Juwelier und mit dem Ceremonienmeister sprach, daß er keinen Pfennig mehr weder für große noch für kleine Steine (d. h. Marmorblöcke) ausgeben wolle; darüber geriet ich sehr in Verwunderung; doch bat ich ihn, bevor ich wegging, um einen Teil von dem, dessen ich bedurfte, um mein Werk fortzuführen (Michelangelo hatte nämlich, als die Zahlungen des Papstes für das Grabmal ausblieben, schon alles, was er besaß, für die Kosten der Arbeit geopfert); Seine Heiligkeit antwortete mir, ich solle am Montag wiederkommen; und ich kam am Montag wieder und am Dienstag und am Mittwoch und am Donnerstag; schließlich, am Freitag Morgen, wurde ich hinausgeschickt, das heißt weggejagt; und derjenige, welcher mich wegschickte, sagte, daß er mich wohl kennte, daß er aber solchen Auftrag habe. Da geriet ich, da ich am Samstag die erwähnten Worte

Abb. 16. Fortuna. Rötelzeichnung in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E.
(Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

gehört hatte und jetzt das Ergebnis ſah, in große Verzweiflung.“ Ganz außer Faſſung gebracht durch die erlittene Kränkung, beſtellte Michelangelo dem Thürhüter, er ſolle dem Papſt, wenn dieſer nach ihm fragen würde, ſagen, daß er anderswohin gegangen ſei; er begab ſich in ſeine Wohnung, beauftragte ſeine Diener, die geſamte Habe den Juden zu verkaufen, und verließ zwei Stunden nach Einbruch der Dunkelheit die Stadt. Er reiſte mit Poſtpferden, ohne Raſt zu machen, bis er die römiſche Grenze hinter ſich hatte und in Poggibonſi florentiniſches Gebiet betrat. Hier erreichten ihn fünf Eilboten, welche der Papſt ihm, ſobald er von ſeiner Flucht erfahren, nachgeſandt hatte, mit einem eigenhändigen Schreiben, daß er zurückkehren ſolle. Michelangelo aber gab den Boten nur einen kurzen Brief an den Papſt mit, des Inhalts, daß er um Verzeihung bitte, daß er aber nie zurückkehren werde; er habe für ſeine guten und getreuen Dienſte dieſen Umſchlag nicht verdient, daß er vom Angeſicht des Herrn weggejagt worden ſei wie ein Lump; und wenn Seine Heiligkeit nichts mehr von dem Grabmal wiſſen wolle, ſo ſei er dadurch ſeiner Verpflichtungen entledigt, und andere Verpflichtungen wolle er nicht eingehen. Michelangelo reiſte weiter nach Florenz. In dem oben erwähnten Briefe, den er gleich nach ſeiner Ankunft daſelbſt an Sangallo ſchrieb, mit der Bitte, denſelben dem Papſt vorzuleſen, ſpricht er von noch einer anderen Urſache ſeines Weggangs aus Rom, die er aber nicht ſchriftlich nennen könne; er ſagt darüber nur, dieſe Urſache ſei von der Art geweſen, daß ſie ihn glauben ließ, wenn er in Rom bliebe, würde ſein Grab eher gemacht werden als das des Papſtes. Was das war, iſt nie aufgeklärt worden; es iſt wohl denkbar, daß der aufgeregte und zu Argwohn geneigte Mann von dem wirklichen oder eingebildeten Haß ſeiner künſtleriſchen Nebenbuhler das Ärgſte, ſelbſt ein Verbrechen befürchtete. Ein Beweis von der Gehäſſigkeit der gegen ihn beſtehenden Eiferſucht iſt die Thatſache, daß Bramante ſich nicht ſcheute, dem Papſt gegenüber auszuſprechen, der wahre Grund von Michelangelos Flucht ſei der geweſen, daß er ſich der Aufgabe, die Decke der Sixtiniſchen Kapelle zu bemalen, nicht gewachſen gefühlt hätte; darüber wurde Bramante allerdings im Beiſein des Papſtes eine kräftige Zurechtweiſung zu teil durch den Maurermeiſter Pietro Roſſelli, einen treuen Freund Michelangelos, der dem letzteren auch ſofort über dieſes Vorkommnis nach Florenz berichtete. —

Michelangelo ließ durch Sangallo dem Papst den Vorschlag machen, wenn derselbe darauf einginge, daß die Arbeit an dem Grabmal fortgesetzt werde, wolle er sich Marmor aus Carrara nach Florenz kommen lassen und hier daran arbeiten; hier könne er bequemer und sorgloser sich der Arbeit hingeben. Julius II wollte selbstverständlich von einem solchen Vorschlag nichts wissen. Er wendete sich jetzt mit amtlichen Schreiben an die Regierung von Florenz, um den Flüchtling zurückzubekommen. „Michelangelo," heißt es in einem an Soderini gerichteten Breve vom 8. Juli 1506, „der sich grundlos und unbedachtsam von Uns entfernt hat, fürchtet sich, wie man Uns sagt, zurückzukehren. Wir zürnen ihm nicht, da Wir die Gemüter derartiger Menschen kennen. Aber damit er jeden Argwohn ablege, ersuchen Wir Eure Ergebenheit, ihm in Unserem Namen versprechen zu wollen, daß, wenn er zu Uns zurückkehrt, ihm nichts geschehen soll, und daß Wir ihn in derselben apostolischen Gnade halten werden, in der er vor seinem Weggang gehalten worden ist." Michelangelo blieb den Vorstellungen Soderinis gegenüber taub; er ließ sich durch die von einem Kardinal ausdrücklich und schriftlich gegebene Gewährleistung für seine Sicherheit ebensowenig bewegen, wie durch die Versicherungen seiner römischen Freunde, daß der Papst ihm nicht übel wolle. Anfangs versuchte er in Florenz sich durch Arbeit zu trösten; er wollte einige angefangene Werke vollenden — wir wissen nicht welche. Aber es scheint, daß der Unmut ihm den Trost der Arbeit versagte. So saß der von Sehnsucht nach großen Thaten verzehrte Künstler monatelang thatenlos in Florenz. Er dachte in allem Ernst daran, nach der Türkei zu gehen, da Franziskanermönche aus Konstantinopel ihm mitgeteilt hatten, daß der Sultan seine guten Dienste beim Bau einer Brücke von Konstantinopel nach Pera und bei anderen Unternehmungen würde gebrauchen können. Wenn es auch Soderini nicht gelang, Michelangelo zur Rückkehr zum Papst zu bewegen, so gelang es ihm doch wenigstens, ihn von dem Gedanken, zum Sultan zu gehen, abzubringen. Michelangelos Stimmung spricht am deutlichsten aus einem Sonett, das er an Julius II dichtete. Er war nämlich ein sehr begabter Dichter, der, wenn er seine Empfindungen in Versen aussprach, es damit ebenso ernst nahm, wie mit allem, was er zeichnete, malte oder meißelte; seine Gedichte füllen einen ganzen Band und mehrere seiner Lieder wurden gesungen. In jenem Sonett beklagt er sich darüber, daß der Papst den Lügnern und Verleumdern sein Ohr leihe; er seinesteils bleibe ihm derselbe gute Diener wie früher, er gehöre zu ihm wie die Strahlen zu der Sonne, aber je mehr er sich abmühe, umsoweniger erwecke er bei ihm Gefallen; er habe gehofft, durch die Höhe des Herrschers zur Höhe zu gelangen, nun mache jener sich zur Stimme des Echos; mit einer leidenschaftlichen Äußerung der Hoffnungslosigkeit, mit der Klage, daß die Tüchtigkeit verurteilt sei, von einem dürren

Abb. 17. Skizze eines antiken Rossebändigers.
Federzeichnung im Museum Wicar zu Lille.

Abb. 18. Skizzen nach antiken Darstellungen: Heimkehrende Jäger, an der Spitze des Zuges ein geharnischter Jüngling mit einem Pferd, auf dessen Rücken ein Knabe (Amor?) tänzelt; ferner eine weibliche Gewandfigur. Federzeichnung im Museum Wicar zu Lille.

Bäume Früchte zu pflücken, schließt das Gedicht.

Endlich, im November 1506, brach der Bann. Julius II hatte Rom im August verlassen, um in schnellem Siegeszuge Perugia und Bologna zu unterwerfen. Nach seinem prunkvollen Einzug in die letztere Stadt richtete er nochmals ein dringendes Ersuchen an die Regierung von Florenz, sie möge ihm den Michelangelo zuschicken, da er dort etwas für ihn zu thun habe. Und nach Bologna ging Michelangelo, das war ja nicht das ihm so sehr verleidete Rom. Er ging freilich mit einem Gefühl, nach seinen eigenen Worten, als ob er den Strick um den Hals hätte. Bei sich hatte er ein amtliches Empfehlungsschreiben der Signoria an den Kardinal von Pavia und ein persönliches von dem Oberhaupt des Staates, Piero Soderini, an dessen Bruder, den Kardinal von Volterra; es ist bemerkenswert, das Soderini, der Michelangelo ja so lange und so gründlich kannte, in seinem Schreiben die Worte gebrauchte: „er ist von der Art, daß mit guten Worten und mit Artigkeiten alles von ihm zu erlangen ist; man muß ihm Liebe zeigen und ihm Gunst erweisen, und er wird Werke vollbringen, die jeden, der sie sieht, in Staunen versetzen.“ Der Papst erwartete den zurückkehrenden Flüchtling mit Ungeduld. Michelangelo wurde gleich nach seiner Ankunft in Bologna, ehe er nur die Kleider hatte wechseln können, in das Regierungsgebäude geführt, wo Julius II bei Tische saß. Dieser sah den vor ihm Niederknieenden von der Seite an und sagte in unwilligem Ton: „Anstatt daß du zu uns gekommen wärest, hast du gewartet, daß wir zu dir kämen.“ Als darauf Michelangelo um Verzeihung bat und zu seiner Entschuldigung wieder darauf zurückkam, wie er von der Schwelle des Papstes fortgejagt worden sei, machte ein Bischof in der wohlgemeinten Absicht, etwas zu Gunsten Michelangelos zu sagen, eine ungeschickte Bemerkung über die Unwissenheit der Künstler; diese Bemerkung erregte den schnell aufflammenden Zorn des Papstes, und der Unwille desselben fiel auf das Haupt des Bischofs. Dann wandte sich Julius II gnädig zu Michelangelo und erteilte ihm als Zeichen der Versöhnung seinen Segen.

Was Michelangelo in Bologna für Julius II machen sollte, war dessen Bildnis in ganzer Figur, das überlebensgroß in

Erzguß ausgeführt und zum Andenken an die Einnahme der Stadt über dem Eingang der Hauptkirche aufgestellt werden sollte. Der Meister vollendete das Thonmodell noch vor dem Aufbruch des Papstes aus Bologna am 22. Februar 1507. Aber danach mußte er noch ein volles Jahr in Bologna verweilen; die Ausführung des Wachsmodells für den Guß nahm unerwartet viel Zeit in Anspruch, dann machte der Erzgießer, den man aus Florenz hatte kommen lassen, seine Sache schlecht, und als endlich der Guß vollendet war, erforderte das Nachbessern des großen Erzbildes eine ungeheure Mühe. Unwillig darüber, daß die Beendigung der Arbeit sich von Monat zu Monat hinauszog, voll von Verlangen, heimzukehren nach Florenz, wo die unterstützungsbedürftigen Brüder sehnsüchtig seiner harrten, nahm Michelangelo für seine Arbeit schließlich die Nächte zur Hilfe, da die Tage ihm nicht ausreichten. Dabei lebte er in geradezu kümmerlichen Verhältnissen; was er am Ende seines Aufenthalts in Bologna von 1000 Dukaten, die der Papst für das Erzbild zahlte, für sich übrig behielt, waren $4^1/_2$ Dukaten. Er mußte in Bologna bleiben bis zur Aufstellung des Bildes, die sich auch wieder verzögerte. Am 21. Februar 1508 wurde der Erzkoloß, welcher Julius II im päpstlichen Ornate thronend, die Rechte zum Segen erhoben, in der Linken die Schlüssel Petri haltend darstellte, feierlich enthüllt unter Glockengeläut und dem Klange von Pfeifen, Trompeten und Trommeln, und am Abend beschloß ein großes Feuerwerk die Feier des Tages. — Die Bolognefer hatten Julius II zugejubelt, als er in ihre Stadt einzog; aber die Wandelbarkeit der Volksgunst äußerte sich schon in den Witzworten, die man sich, an das Bild anknüpfend, zur Kennzeichnung des neuen Herrn erzählte: Michelangelo hätte den Papst gefragt, ob er der Figur ein Buch in die linke Hand geben sollte, worauf dieser geantwortet hätte: „was Buch? ein Schwert! ich meinesteils verstehe mich nicht aufs Schriftwesen;“ und die erhobene rechte Hand sollte den Bürgern drohen, wenn sie nicht artig wären. Am 30. Dezember 1511 schon wurde das Erzbild Julius' II, nachdem die Stadt den Parteigängern des von diesem vertriebenen ehemaligen Herrschergeschlechts der Bentivoglio die Thore geöffnet hatte, herabgestürzt und unter Hohn und Spott durch die Straßen geschleift; dann wurde es dem Herzog Alfons von Ferrara geschenkt, der Geschütze daraus gießen ließ.

Michelangelo begab sich nach der Enthüllung des Erzbildes sofort nach Florenz zu seinen Angehörigen. Es verdient erwähnt zu werden, daß er jetzt erst, durch eine notarielle Urkunde vom 13. März 1508, von seinem Vater für selbständig erklärt wurde. Aber er durfte nicht lange in der Heimatstadt verweilen. Da er einmal wieder in den Dienst des Papstes getreten war, mußte er auch nach Rom zurückkehren. Zwar hatte auch Soderini einen Plan mit Michelangelo vor, er beabsichtigte die Errichtung eines Gegenstückes zum David.

Abb. 19. Studie zu einer dekorativen Figur an der Decke der Sixtinischen Kapelle (vgl. Abb. 27). Rötelzeichnung in der Albertina zu Wien.

Abb. 20. Studie, mit einigen Veränderungen zu einer Figur an der Decke der Sixtinischen Kapelle benutzt. Rötelzeichnung im Kupferstichkabinet des Britischen Museums zu London.

Aber der Papst hielt den glücklich Wiedergewonnenen fest und gewährte nicht einmal die Bitte Soderinis, denselben gegen Ende des Jahres 1508 auf nur 25 Tage zu einer Reise nach Florenz zu beurlauben.

Michelangelo hoffte noch immer auf die Ausführung des Grabmals. Aber vergebens; der Papst bestand unerbittlich auf dem Ausmalen der Decke in der Sixtinischen Kapelle, und diesesmal beugte sich der Künstler dem eisernen Willen des Herrschers. Mit blutendem Herzen begann er ein Werk, das für ihn den Verzicht auf die Erfüllung seines stolzesten Künstlertraums bedeutete, und er schuf in diesem Werk das Herrlichste, was die Monumentalmalerei überhaupt hervorgebracht hat, eine Schöpfung so schön und gewaltig, daß die Nachwelt wohl das Recht hat zu glauben, der Meister habe sich hierdurch ein größeres Anrecht auf ihren Dank erworben, als wenn er jenes Riesengrabmal zur Ausführung gebracht hätte.

Papst Sixtus IV hatte bei der Anlage der nach ihm benannten Kapelle im vatikanischen Palast von vornherein die Absicht, daß dieselbe ganz mit Werken der Malerei ausgeschmückt werden sollte; darum blieb sie ohne jeden architektonischen Schmuck. Die Wände des mäßig großen, länglich viereckigen Raums sind oben durch aneinander gereihte Rundbogen begrenzt, deren an den Langwänden je sechs, an den Schmalwänden je zwei sind; unter jedem dieser Rundbogen, mit Ausnahme der beiden an der Altarwand, befindet sich ein kleines rundbogiges Fenster.

Die Decke ist ein Spiegelgewölbe; ihr ebenes Mittelfeld geht ohne jede Abgrenzung in die gewölbten vier Seitenteile über, welche durch die von den Rundbogen der Wände aus einschneidenden Kappen in zwölf spitze Zwickel, je fünf an den Langseiten und je einen an den Schmalseiten, zerlegt werden.

Das Feld, welches sich Michelangelo zum Bemalen darbot, als er am 10. Mai 1508 sich entschloß, den ersten Strich für diese Arbeit zu thun, umfaßte außer der zusammenhängenden Fläche der Decke die dreieckigen Felder der Stichkappen und die rundbogig begrenzten Wandstücke (Lünetten), welche unter den Kappen die Fensterbogen einrahmen. Die Bemalung der Wände bis zur Höhe der Gewölbansätze war schon unter Sixtus IV begonnen worden und seit geraumer Zeit vollendet. Verschiedene florentinische Meister hatten hier das Leben Christi und das Leben Moses' geschildert, nach der im Mittelalter beliebten Weise der Gegenüberstellung von einander entsprechenden Begebenheiten des alten und des neuen Testaments. Für die Deckenmalerei hatte Julius II anfänglich keineswegs einen sehr reichen Inhalt in Aussicht genommen. Michelangelo hat darüber folgendes aufgeschrieben: „Der erste Entwurf des genannten Werks waren zwölf Apostel in den Zwickeln, und das Übrige in gewisser Einteilung angefüllt mit Zierwerk nach gebräuchlicher Art; nachher, als ich das Werk begonnen hatte, schien mir, daß es ärmlich ausfallen würde, und ich sagte dem Papst, daß, wenn ich die Apostel allein dahin machte, meines Erachtens die Sache ärmlich ausfallen würde; er fragte mich, warum; ich antwortete: weil sie selbst arm waren. Da gab er mir neuen Auftrag, ich solle machen, was ich wollte, und solle zufrieden sein, und solle alles bemalen bis an die unten befindlichen Geschichtsbilder heran."

So ist der großartige Inhalt, den Michelangelo den Deckenmalereien gegeben hat, sein ureigenster Gedanke. Er stellte die Vorgeschichte der Erlösung dar: die

Schöpfung und den Sündenfall und das weitere Versinken der Menschheit in Sünde; dazu das Hoffen auf den Erlöser, die Vorherverkündigung seiner Ankunft und Vorbedeutungen der Erlösung.

Wie der Gedanke, so ist auch die Ausführung des Werks das ausschließliche Eigentum des Meisters. Als die Kartonzeichnungen — vielleicht erst diejenigen zu den Apostelfiguren — fertig waren, ließ er mehrere Maler aus Florenz kommen, die ihm bei der Ausführung behilflich sein und ihn über das Verfahren der Freskomalerei, die er niemals geübt hatte, belehren sollten. Nachdem dieselben aber angefangen hatten zu malen, fand er, daß keiner von ihnen es so machte, wie es nach seiner Absicht werden sollte, und er entließ sie wieder, nachdem er ihre Arbeit hatte herunterschlagen lassen. So malte er das große Werk ganz eigenhändig, selbst auf den Beistand eines Farbenreibers soll er verzichtet haben.

Abb. 21. Gewandstudie zur Libyschen Sibylle (in der Ausführung nicht verwendet). Rötelzeichnung in der Sammlung des Louvre zu Paris.

Von den Vorarbeiten zu den Deckenmalereien wissen wir wenig. Über den Verbleib der Kartons gibt es keine weitere Kunde als die, daß Michelangelo 1531 mehrere derselben verschenkte. Das einzige, was von den Vorbereitungen des Meisters zu dem ungeheuren Werk erzählt, sind einige kleine Blättchen mit Federzeichnungen, die sich als die ersten, ganz flüchtig hingezeichneten, aber schon vollkommen sprechenden Skizzen von einzelnen zu jener reichen Gestaltenwelt gehörigen Figuren erkennen lassen, sowie eine nicht gerade große Anzahl von mehr oder weniger durchgebildeten Studienzeichnungen (Abb. 19, 20, 21). Von den in verschiedenen Sammlungen aufbewahrten Zeichnungen, welche Teile der Deckenmalerei in sorgfältiger Ausführung wiedergeben, rührt die größte Zahl nicht von der Hand des Meisters, sondern von lernbegierigen Nachfolgern desselben her; sie sind nach den fertigen Bildern oder zum Teil auch nach den Kartons angefertigt. Doch sind auch diese Kopieen, unter denen sich Blätter von bewunderungswürdiger Ausführung befinden, wohl der Beachtung wert; sie zeigen, welchen Einfluß Michelangelos unvergleichliche Art zu zeichnen auf das mitlebende und das nachfolgende Künstlergeschlecht ausgeübt hat; bei einem Vergleich der Blätter untereinander, wie ihn die nicht hoch genug zu schätzenden Braunschen Photographieen nach den Reichtümern fast aller größeren Sammlungen von Handzeichnungen ermöglichen, ist es interessant zu sehen, wie verschiedenartig bisweilen ein und dasselbe Urbild von Verschiedenen aufgefaßt worden ist. (Fortsetzung folgt.)

Internationale Fürstenkorrespondenz vor dreiunddreißig Jahrhunderten.

Von Dr. H. Zimmern-Königsberg i. Pr.

(Abdruck verboten.)

Vor etwa zwei Jahren wurde in Ägypten ein Fund gemacht, welcher selbst in der heutigen Zeit, wo wir doch an derartige Überraschungen längst gewöhnt sind, in den zunächst beteiligten Kreisen nicht geringes Aufsehen hervorrief. Und in der That handelte es sich dabei auch um eine der interessantesten Entdeckungen aus jüngster Zeit auf dem Boden der alten Kulturstätten des Orients. Man fand nämlich in El Amarna, einer auf der rechten Nilseite, etwa in der Mitte zwischen Kairo und dem alten Theben, gelegenen Trümmerstätte, Thontafeln mit Keilschrift beschrieben, welche sich bei näherer Untersuchung als Briefe herausstellten, gerichtet an die beiden ägyptischen Könige Amenophis III (ca. 1500 v. Chr.) und dessen Sohn Amenophis IV von Königen Babyloniens, Assyriens und einiger anderer in Mesopotamien gelegener Staaten. Amenophis IV ist eine in der ägyptischen Geschichte auch sonst bemerkenswert hervortretende Persönlichkeit: es ist der sogenannte „ketzerische Pharao." Denn er war es, welcher in seiner späteren Regierungszeit gegenüber der traditionellen Religion einen radikalen Reformversuch wagte, indem er den Kultus aller übrigen Götter abschaffte und dafür den des Sonnengottes Ra für den einzig wahren und zu Recht bestehenden erklärte, also gewissermaßen eine Ersetzung des polytheistischen Kultus durch einen monotheistischen vornahm. Im Zusammenhange mit diesen Bestrebungen geschah es auch, daß er seine Residenz aus der alten Reichshauptstadt Theben nach dem oben genannten El Amarna verlegte. Freilich brach mit seinem Tode auch sein ganzes kühnes Reformwerk zusammen: die Priesterschaft verstand es, solchen ketzerischen Unternehmungen gründlich ein Ende zu machen und die alte Religion wieder zu Ehren zu bringen. Auch die Residenz wurde wieder nach ihrem früheren Sitze zurückverlegt und El Amarna blieb seit dem Tode dieses einzigen Königs, welcher daselbst residiert hatte, eine verlassene Trümmerstätte. Diesem Umstande haben wir es hauptsächlich zu verdanken, daß die genannte wichtige Thontafelsammlung, die jetzt größtenteils in den Museen von Berlin, London und Bulaq geborgen ist, bis zu ihrer Auffindung in unsern Tagen ungestört in der Erde lagern konnte.

Was nun diese Briefe selbst betrifft, so ist ja schon allein die Thatsache an sich von höchstem Interesse und überraschend gegenüber unsern bisherigen Ansichten über den Völkerverkehr in dieser alten Zeit, daß, wie wir jetzt auf Grund dieser Korrespondenz wissen, die Beziehungen zwischen den Kulturstaaten Vorderasiens und Ägyptens damals viel engere waren, als wir sie uns bisher denken zu sollen glaubten. Dazu lehrt uns dieser Fund noch weiter, daß die babylonisch-assyrische Keilschrift und Sprache, in welcher diese Briefe, selbst die nicht aus Babylonien und Assyrien stammenden, fast durchweg abgefaßt sind, in jener Zeit das internationale Verkehrsmittel in ganz Vorderasien vom Tigris bis zur Sinaihalbinsel bildete und auch in Ägypten verstanden wurde. Inhaltlich aber gewähren uns diese Schriftstücke manchen interessanten Aufschluß über die historischen Verhältnisse des vorderen Orients um diese Zeit. Indes ist es hier nicht unsere Absicht, den Leser mit dieser mehr speziell wissenschaftlichen Bedeutung des Fundes von El Amarna bekannt zu machen, vielmehr sollen im folgenden vor allem diejenigen Seiten dieses Fundes etwas näher beleuchtet werden, welche auch auf allgemeines Interesse Anspruch zu erheben geeignet sind. Gerade aber ein Brieffund aus so alter Zeit dürfte in besonderem Maße dazu angethan sein, die Beachtung weiterer Kreise auf sich zu ziehen. Haben wir es doch nur zu oft zu beklagen, daß selbst bedeutende Persönlichkeiten, namentlich der alten Geschichte, uns menschlich fern bleiben, weil wir nur von ihren ruhmreichen Thaten aus dem Berichte dritter wissen, aber kein Wort aus ihrem eignen Munde uns verkündet, was sie selbst gedacht und geredet haben, oder wir vielleicht allerdings Aufzeichnungen von ihrer eignen Hand besitzen, welche für den Historiker von großem Werte

sein mögen, aber demjenigen keinen Aufschluß geben, der wissen möchte, wie diese Personen gefühlt und empfunden haben. Freilich müssen wir bei diesen in El Amarna gefundenen Briefen stets im Auge behalten, daß es sich hier nicht um eine private Korrespondenz von Personen, welche durch Verwandtschaft oder Freundschaft aufs engste mit einander verbunden sind, handelt, sondern um einen offiziellen Briefaustausch zwischen Herrschern zweier Großstaaten, welche, selbst wenn sie auch durch Heiraten miteinander verschwägert waren, sich doch persönlich unbekannt blieben und welche, eben um ihrer hervorragenden politischen Stellung willen, mancherlei Gründe hatten, in diesen Briefen nicht ihren persönlichen Gefühlen ungehemmten Lauf zu lassen, sondern ihre innersten Gedanken aus diplomatischen Rücksichten öfters zurückzuhalten. Aber gerade auch nach dieser Seite hin ist jene Korrespondenz für unsere moderne Betrachtung der Dinge nicht ohne Interesse: gibt sie uns doch einen authentischen Beleg dafür, wie das etwas konventionelle und diplomatische Wesen bei einem derartigen Verkehre schon damals mehr oder weniger eine Rolle spielte. Auf der anderen Seite liegt es wiederum nahe, an der Hand dieser Briefe einen Vergleich zu ziehen zwischen den Begriffen von Zartgefühl damals und heute. Denn bei aller Etikette, welche sich für den internationalen höfischen Verkehr in jener Zeit bereits ausgebildet hatte, tragen diese Briefe doch vielfach wieder eine gewisse offene Naivität zur Schau, wie sie nach unserer heutigen Auffassungsweise selbst im Briefverkehr zwischen ganz Nahestehenden kaum zulässig wäre.

Doch zur Sache selbst! Die stehende gegenseitige Anrede der asiatischen und ägyptischen Herrscher in ihren Briefen ist „mein Bruder!" Den Eingang der Briefe bildet eine ziemlich stereotype Wunschformel, in welcher nicht nur den Frauen, Söhnen, Töchtern, Magnaten des Bruders Heil entboten wird, sondern auch dessen Rossen und Wagen. Bestand eine besonders enge verwandtschaftliche Verbindung zwischen den beiden korrespondierenden Königen, wie dies namentlich zwischen Amenophis III und Duschratta, König von Mitanni, einer Landschaft in Mesopotamien, der Fall war, so wird solchem Verhältnis auch in den Anreden und Briefeingängen Ausdruck gegeben. Demnach beginnen die Briefe dieses Königs Duschratta alle etwa folgendermaßen: „An Nimmurija (d. i. Amenophis III), den Großkönig, den König von Ägypten, meinen Bruder, meinen Schwiegersohn, der mich lieb hat und den ich lieb habe! — von Duschratta, dem Großkönige, Deinem Schwiegervater, der Dich lieb hat, dem Könige von Mitanni, Deinem Bruder! Mir Heil, Dir Heil, Deinem Hause, meiner Schwester, meiner Tochter und Deinen übrigen Frauen, Deinen Söhnen, Deinen Töchtern, Deinen Wagen, Deinen Rossen, Deinen Magnaten, Deinem Lande, ja Allem, was Dir gehört, gar viel, viel Heil!" Selbstverständlich erfordert es der gute Ton, der vorgekommenen freudigen oder traurigen Ereignisse in beiderseitigen königlichen Familien entsprechend zu gedenken; eine ernstliche Krankheit oder gar der Tod eines der briefschreibenden Teile erfordert unbedingt die Absendung eines speziellen Boten, um zu kondolieren, bezw. den neuen Herrscher bei seinem Regierungsantritte zu beglückwünschen. Ein Unterlassen in dieser Richtung ist geeignet, zu ernstlichen Verstimmungen Veranlassung zu geben. Wie sehr es der babylonische König Burraburijasch übelnahm, als während einer Krankheit, von der, wie er meinte, auch an den ägyptischen Hof hätte Kunde dringen müssen, Amenophis IV ihm keinen Boten zur Kondolation sandte, davon gibt der am Schlusse mitgeteilte Brief Zeugnis. Ist es die Königin, welche von Krankheit betroffen ist, so verlangt es die Aufmerksamkeit, daß nicht nur der König des befreundeten Landes, sondern auch dessen Gemahlin ihrer Teilnahme einen besonderen Ausdruck verleihe. Natürlich hat dies dann auch wieder einen entsprechenden Erkenntlichkeitsbeweis von seiten des betreffenden Gemahls zur Folge. So schickt Burraburijasch von Babylonien in einem solchen Falle an Amenophis IV außer anderen Geschenken noch zwanzig Siegelringe aus Bergkrystall als Extragabe für dessen Gemahlin zum Dank dafür, daß dieselbe während einer Krankheit der Königin von Babylonien ihre Teilnahme eigens hatte aussprechen lassen. In welcher Weise die Kondolation beim Tode eines Königs bezw. die Gratulation bei der Thronbesteigung seines Nachfolgers zum Ausdruck kam, zeigen anschaulich die Worte, welche Duschratta von Mitanni an Amenophis IV

kurz nach dessen Thronbesteigung richtete: „Als ich erfuhr, daß Nimmurija (d. i. Amenophis III) gestorben sei, da weinte ich an selbigem Tage, saß klagend da, nahm weder Speise noch Trank zu mir, sondern härmte mich ab, während ich bei mir sprach: ‚O wenn doch einer meiner Leute in meinem eigenen Lande gestorben wäre, er aber, mein Bruder, den ich liebte und der mich liebte, noch am Leben wäre!' — Als nun aber der erwachsene Sohn des Nimmurija mir die gleiche Freundschaft entgegenbrachte, da sprach ich also: ‚Nimmurija ist nicht tot; denn des Nimmurija erwachsener Sohn ist jetzt an seiner Stelle und wird in keiner einzigen Sache gegenüber früher etwas von der Stelle rücken.'"

Ein solcher Hinweis auf die guten Beziehungen, welche zur Zeit der Väter bereits bestanden haben, bildet einen stehenden Refrain in diesen Briefen, etwa in der Form: „Gleichwie unsere Väter früher gegenseitig Freundschaft hielten, so wollen auch wir miteinander desgleichen thun." Insbesondere in dem Falle wird von diesem Argumente mit Vorliebe ausgiebig Gebrauch gemacht, wenn etwa der junge Herrscher, der seinen Vater auf dem Throne gefolgt war, sich nicht ebenso bereitwillig zu greifbaren Beweisen des Freundschaftsverhältnisses zeigte, wie sein verstorbener Vater. Dann ist es ein beliebtes Mittel, die Geschenksendungen von des Betreffenden Vater in das hellste Licht zu setzen und wohl auch ausführlich aufzuzählen, um dadurch den Sohn, der es versuchen wollte, sich die Freundschaft seines Bruders in der Ferne mit etwas billigeren Mitteln zu erhalten, zu seinen Verpflichtungen zurückzurufen. So schreibt Burraburijasch von Babylonien an Amenophis IV mit Worten, die jedenfalls an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen: „Seitdem mein Vater und Dein Vater miteinander Freundschaft geschlossen hatten, da pflegten sie sich gegenseitig schöne Gaben zu schicken, sogar ohne daß es eines ausdrücklichen Wunsches in dieser Hinsicht gegenseitig bedurft hätte. Jetzt nun hat mein Bruder mir zwei Minen Gold als Gabe geschickt. Schicke aber viel Gold, ebenso viel als Dein Vater! oder schicke mir allerwenigstens halb so viel als Dein Vater! Warum hast Du mir denn nur zwei Minen Gold geschickt?" Schon etwas verblümter gibt Duschratta seinem Wunsche, von dem ägyptischen Könige, seinem lieben Schwiegersohn, eine größere Menge Goldes als bisher zu erhalten, auf folgende originelle Weise Ausdruck: „Wenn mein Bruder mir in Zukunft wieder Gold schickt, so wird's geschehen, daß, wenn ich dann frage: ‚Ist es auch genug?' es übergenug sein wird, oder wenn ich frage: ‚Erreicht es auch die gehörige Summe?' so wird es die Summe weit übersteigen. Darüber werde ich mich dann sehr freuen." In derselben mehr oder weniger zarten Weise fügt Duschratta gegen Schluß des gleichen Briefes noch hinzu: „Meine Bitte um Gold möge dem Herzen meines Bruders keine Kränkung verursachen; aber auch *mein* Herz möge mein Bruder nicht kränken, sondern mein Bruder möge mir ungezähltes Gold in großer Menge schicken!"

Wie aus dem bisherigen schon zur Genüge hervorgeht, spielen die sichtbaren Beweise eine große Rolle bei diesen Freundschaftsverhältnissen. Die asiatischen Könige sind vor allem begierig nach dem Golde Ägyptens, das ja, wie sie sich auszudrücken pflegen, in diesem Lande „so zahlreich ist wie der Staub." Ihrerseits schicken sie als Geschenke an den ägyptischen König Wagen, Pferde, Edelsteine und Schmuckgegenstände aller Art. Freilich sollen diese gegenseitigen Geschenksendungen eigentlich nicht den Eindruck hervorrufen, als ob einer der beiden Teile in dieser Beziehung von dem anderen abhängig wäre, als ob ein jedes der beiderseitigen Länder nicht im Grunde reich genug an eignen Hilfsquellen wäre; vielmehr sollen diese Gaben — wenigstens nach den Worten der Briefschreiber — eine bloße Äußerung des gegenseitigen Freundschaftsverhältnisses sein, wie dies Burraburijasch von Babylonien mit folgenden Worten ausdrückt: „Wenn man auch sagen darf: ‚In dem Lande meines Bruders ist alles vorhanden, und mein Bruder entbehrt nichts; und in meinem Lande ist alles vorhanden und ich entbehre nichts', — so soll doch das schöne Verhältnis, da unter unseren königlichen Vorfahren vor Alters das Grußentbieten, verbunden mit einer Gabe, üblich war: dieses Verhältnis soll auch zwischen uns bestehen!" Auf keinen Fall durfte ein Bote mit einem bloßen Briefe anlangen. Selbst wenn wegen

ungünstiger Witterung ein größerer Geschenktransport unmöglich war, so erforderte es die Artigkeit, daß man für den Adressaten außer dem Briefe selbst doch wenigstens vorläufig noch ein kleines persönliches Angebinde mitgab, die eigentliche Sendung auf eine spätere Gelegenheit verschiebend. Besonderer Wert wurde auch darauf gelegt, daß, wenn einmal eine Geschenksendung unter Angabe einer bestimmten Summe — etwa einer bestimmten Anzahl von Minen Goldes — zugestanden war, diese Sendung auch in ihrem vollen Betrage eintraf. Da sich nun die Beamten des ägyptischen Königs, wie aus den Briefen hervorgeht, öfters Veruntreuungen bei der Expedition zu Schulden kommen ließen, so finden wir wiederholt die Bitte an den König von Ägypten ausgesprochen, die Abfertigung der Sendungen doch persönlich leiten zu wollen; dazu wird auch den eignen Gesandten des betreffenden asiatischen Königs selbst anbefohlen, ein wachsames Auge darauf zu haben, daß hierbei alles mit rechten Dingen zugehe.

Eine hervorragende Stelle nahmen nun bei diesem ganzen internationalen Briefverkehre die Überbringer dieser Briefe selber ein. Es waren offenbar nicht persönliche Boten, die bloß den äußeren Handlangerdienst des pünktlichen Briefbestellens zu verrichten gehabt hätten, sondern sie waren gewissermaßen zugleich auch beglaubigte Botschafter und diplomatische Vertreter ihres heimischen Monarchen am befreundeten Hofe, zu welchem Zwecke sie sich unter Umständen auch längere Zeit daselbst aufhielten, während in der Regel allerdings die umgehende Abfertigung und Rücksendung eines solchen Gesandten als ein Akt besonderer Aufmerksamkeit gegenüber dem königlichen Bruder galt. Sie sollten nicht nur die Überbringer, sondern zugleich auch die Interpreten der Briefe sein, gewünschten Falles über diesen oder jenen Punkt des Schreibens noch nähere Aufklärungen geben und überhaupt durch ihre persönliche Anwesenheit alle Differenzen auszugleichen und alle Mißverständnisse zu beseitigen suchen, welche der Umstand leicht im Gefolge haben konnte, daß es den befreundeten Monarchen nicht vergönnt war, in eigner Person zu einer Entrevue zusammen zu treten. Es waren darum stets hochangesehene Beamte des Reiches, welche zu solchem Boten- oder besser Gesandtendienste Verwendung fanden. Dementsprechend war auch die Aufnahme, welche einem derartigen Brief- und Geschenküberbringer am fremden Hofe zu Teil wurde. Er wurde zur königlichen Tafel gezogen; ihm zu Ehren veranstaltete man Feste. Jedes Erscheinen dieser Gesandten, zumal sie ja nie mit leeren Händen kamen, bildete stets ein freudiges Ereignis am Hofe. So schreibt ein Assyrerkönig an Amenophis IV.: „Als ich Deine Gesandten sah, da war große Freude; nach Ninive vor mich beschied ich Deine Gesandten.“ Und Tuschratta von Mitanni äußert sich gegenüber ebendemselben folgendermaßen: „Als ich die Tafel meines Bruders, welche der Gesandte brachte, las, und von seinem Geschenk vernahm, da ward mein Herz gar froh; und als ich sah, daß die Worte meines Bruders wirklich von meinem Bruder seien, da freute ich mich an jenem Tage gar sehr gewaltig, selbigen Tag und Nacht beging ich festlich.“ Natürlich lag in der Ehrung des Gesandten zugleich auch immer eine Ehrung dessen, der ihn abgesandt hatte. Darum erwähnen die Briefschreiber gerne solche dem Gesandten erwiesene Ehrenbezeugungen, um dadurch zugleich dem fernen Bruder darzuthun, daß sie es ihm gegenüber an nichts haben fehlen lassen. Am ausführlichsten verbreitet sich darüber wieder Tuschratta: „Den Mani, den Gesandten meines Bruders, und den Dolmetscher meines Bruders, welcher zugleich mit Mani gekommen war, ehrte und feierte ich gar sehr. Wenn jetzt Mani zurückkehrt und mein Bruder ihn frägt, so kann er es meinem Bruder erzählen, wie gar sehr ich ihn geehrt habe, und mein Bruder kann es aus ihrem Munde hören, wie ich an ihnen gethan habe, daß nämlich, sobald Mani auch nur einen Wunsch nach etwas äußerte, man es ihm ohne das geringste Murren brachte.“

Gar ausführlich wird in diesen Briefen über Heiraten zwischen den asiatischen Höfen und dem ägyptischen verhandelt, zumal solche Verbindungen öfters nicht ohne weiteres zustande kamen, sondern erst auf wiederholtes Ansuchen des heiratslustigen Königs. Zwar mußte es für die asiatischen Könige als eine Ehre gelten, eine ihrer Töchter als „Gemahlin des Großkönigs von Ägypten“ und damit als „Herrin von Ägypten“ auf dem Throne der Pharaonen zu sehen. Immer-

hin aber gaben sie nicht um dieser Ehre allein willen eine ihrer Töchter dahin, sondern suchten sich stets zuvor darüber zu vergewissern, daß der künftige königliche Schwiegersohn in Ägypten seinem Schwiegervater in Asien auch die entsprechenden Leistungen dafür in Aussicht stellte, zumal es dem Brautvater zukam, eine äußerst luxuriöse und reichliche Aussteuer seiner Tochter mit auf den Weg zu geben. Andererseits hatte insbesondere der ägyptische König mit allerlei Vorurteilen seines Heimatslandes zu kämpfen, wenn er dem Verlangen eines asiatischen Fürsten, ihm eine ägyptische Prinzessin zur Frau zu geben, willfahren wollte, während doch wiederum der Asiate sich nicht damit begnügen wollte, nur einseitig seine Tochter nach Ägypten zu senden, sondern dafür auch seinerseits Anspruch auf eine ägyptische Prinzessin erhob. — Auch die Versuche der ägyptischen Könige, mit dem Hofe von Mitanni in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, stießen anfangs auf große Schwierigkeiten. Duschratta erzählt in dieser Hinsicht gelegentlich in einem seiner Briefe, wie Amenophis III fünf-, sechsmal an seinen Vater habe Boten senden müssen, bis dieser ihm schließlich, wenn auch nur ungern, seine Tochter gegeben habe. Im Gegensatze dazu rühmt es Duschratta von sich selbst, daß er gleich beim erstenmal bereitwillig auf die Bitte des Ägypterkönigs um eine Tochter eingegangen sei: „Als mein Bruder seinen Gesandten Mani schickte mit folgendem Auftrag: ‚O mein Bruder, Deine Tochter werde mir zum Weibe, zur Herrin von Ägypten!', da kränkte ich nicht das Herz meines Bruders, sondern sprach nur solches, das ihm willkommen war, und sie, welche mein Bruder begehrte, zeigte ich dem Mani, und er betrachtete sie; als er sie gesehen hatte, da freute er sich sehr u. s. w." Und anderwärts sagt derselbe Fürst, daß er von ganzem Herzen gern seine Tochter dahingegeben und den Tag, da der Gesandte um sie anhielt, zu einem Festtage gemacht habe. Ähnlich erteilt auch einmal ein babylonischer König dem Amenophis III gleich auf die erste Anfrage die bereitwillige Antwort: „Was den Punkt betrifft, daß Du durch Deinen Gesandten um meine jüngste Tochter anhältst, so freut sich das Mädchen, daß sie bereits einen Mann bekommen soll; sende nur und laß sie holen!" Aber das sind, wie gesagt, Ausnahmen. In der Regel läuft die Sache nicht so glatt ab. Und selbst Duschratta, der, wie wir sahen, im Vergleich zu seinen Vorfahren sich bereitwilliger zur Verschwägerung mit dem Ägypterkönige zeigte, sieht doch auch seinerseits sehr darauf, daß erst die nötigen Brautgeschenke aus Ägypten eintreffen, ehe er seine Tochter dorthin abgehen läßt. Dieser Standpunkt ist auch durchaus begreiflich im Hinblick auf die, wie schon erwähnt, äußerst glänzende Aussteuer, welche Duschratta seiner Tochter mitgab. Unter den Briefen des Duschratta fand sich nämlich auch eine ausführliche Liste dieser Ausstattungsgegenstände vor, welche in der That in Bezug auf Menge sowohl, wie auf Kostbarkeit das denkbar höchste Maß erreichen. Da ist alles, was man auch nur ersinnen kann, vertreten an nützlichen Gegenständen wie an Luxusartikeln: Garderobestücke in reichlichster Auswahl, kostbares Arm- und Halsgeschmeide, Zimmereinrichtungen von dem größeren Mobiliar bis zu den ausgesuchtesten Nippsachen, Haushaltungsgeräte mehr nützlicher Art, neben auserlesenen Prachtstücken künstlerischer Arbeit mit verschwenderischer Verwendung von Gold, Silber und Edelsteinen. — Außer dieser materiellen Aussteuer gibt Duschratta seiner Tochter auch die besten Wünsche für ihre zukünftige Lebensstellung mit auf den Weg: „Astarte (bezw. der dieser Göttin entsprechende mitannische Name), meine Göttin, und Ammon, der Gott meines Bruders, möge sie dem Wunsche meines Bruders entsprechend sein lassen und wohlbehalten möge ich sie in dem Lande meines Bruders wissen!"

Wie die letztgenannten Worte zeigen, enthalten die Briefe Duschrattas auch Stellen, welche religiösen Gedanken Ausdruck verleihen. Ebenso wurden zur Befestigung der freundschaftlichen Abmachungen oder für den Schutz der hin- und herziehenden Gesandten öfters von Duschratta die beiderseitigen Gottheiten, sowohl die mitannischen, als die ägyptischen, um ihren Segen angerufen. Daß Duschratta in dieser internationalen Korrespondenz auch das religiöse Gebiet streift, trotz der nationalen Verschiedenheit in diesem Punkte, hat jedenfalls seinen Grund in der besonders engen Verbindung, in welche die Höfe von Ägypten und von Mitanni miteinander getreten waren. Dagegen findet sich in den Briefen z. B. der

babylonischen und assyrischen Könige aus dieser Korrespondenz nicht der leiseste Anklang an das religiöse Gebiet. Gewiß nicht ohne Grund —, da sonst nicht der kleinste Brief in Babylonien oder Assyrien geschrieben zu werden pflegte, ohne nicht dieser oder jener Gottheit etwa in der Grußformel, oder sonst im Verlaufe des Briefes zu gedenken. Man hegte hier offenbar eine gewisse religiöse Scheu gegenüber dem Ausländer, der anderen Göttern huldigte, den nationalen, religiösen Gefühlen Ausdruck zu geben.

Daß bei einer solchen Korrespondenz zwischen Herrschern benachbarter Reiche auch politische Fragen zu Erörterung kommen, ist nicht anders zu erwarten. Insbesondere die politischen Bewegungen, welche an denjenigen Punkten stattfinden, wo die Interessensphären der korrespondierenden Fürsten sich berühren, d. i. also etwa das Gebiet von Palästina, geben öfters Anlaß zu brieflichen Erörterungen. So geschah es einmal, daß eine Völkerschaft auf dem bezeichneten Grenzterritorium Lust verspürte, einen Einfall auf ägyptisches Gebiet zu machen. Um diesen Plan mit Aussicht auf Erfolg ausführen zu können, wandten sich diese Leute zuerst an den König von Babylonien, mit der Bitte, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Dieser aber zeigt sich durchaus nicht gewillt, auf den Vorschlag einzugehen, gibt ihnen vielmehr zur Antwort: „Steht davon ab, euch mit mir verbünden zu wollen! Denn wenn ihr euch mit dem Könige von Ägypten, meinem Bruder, verfeinden und euch mit einem anderen verbünden wollt, so hütet euch, daß ich dann nicht ausziehe und euch ausplündere!“ Zugleich benutzt der König von Babylonien diese Gelegenheit, um seinen Bruder in Ägypten von diesem gegen ihn geschmiedeten Plan durch seinen Spezialkurier rechtzeitig in Kenntnis zu setzen, ein Bruderdienst, der dann natürlich zugleich auch die Berechtigung gibt, auf eine etwas beträchtlichere Geschenksendung von seiten des Bruders als bisher zu dringen. Auch das Hin- und Hergehen der beiderseitigen Gesandten, wobei dieselben mancherlei Fährlichkeiten zu bestehen hatten, indem ihr Weg sie durch Gebiete führte, über welche etwa eine Macht wie Ägypten nur eine sehr unbestimmte Oberhoheit ausübte, gab zu manchen Erörterungen über zu leistende Genugthuung bei erfahrener Unbill Anlaß. In diesem Punkte schlagen die babylonischen Könige sogar einen ziemlich kategorischen Ton an gegenüber dem Könige von Ägypten. So schreibt einmal Burraburijasch an Amenophis IV in einer solchen Angelegenheit: „Gesandte, welche von mir ausgezogen sind, wurden im Lande Kinachhi von Leuten des Schumadda und Schutadna, welche diese gegen sie ausgesandt hatten, getötet und ihr Geld ihnen geraubt. Da ich hiervon Kunde erhalten habe, so schicke ich deswegen zu Dir. Nun ist aber das Land Kinachhi Dein Land. Jedem Fürsten aber, wenn ich innerhalb Deines Landes von einem solchen vergewaltigt worden bin, dem laß hart zusetzen und ihn das geraubte Geld ersetzen. Die Leute aber, welche meine Beamten getötet haben, die laß Du gleichfalls töten, um so das Blut jener zu rächen. Wenn Du aber selbige Leute nicht töten lassen würdest, so würden sie mir wieder in den Weg kommen und eventuell auch Deine Boten töten, so daß es zwischen uns mit den Gesandtschaften ein Ende haben müßte.“ — Andererseits wird uns berichtet wie z. B. Duschratta von Mitauni, als Leute von ihm in Ägypten sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten, und der ägyptische König sich deshalb bei ihm beklagt hatte, diese Leute einer strengen Untersuchung unterzieht und die Schuldigen in Ketten legt. —

So stellt uns diese kürzlich aufgefundene internationale Fürstenkorrespondenz nach den verschiedensten Seiten hin die Völkerbeziehungen zwischen Vorderasien und Ägypten jener alten Zeit vor Augen; ja sie lehrt uns nicht allein die äußeren Vorgänge bei jenem Verkehr kennen, sondern läßt uns auch interessante Einblicke thun in die Gedanken- und Gefühlswelt der unmittelbar dabei Beteiligten. Um aber dem Leser ein möglichst anschauliches Bild von der Eigenart dieser Korrespondenz zu gewähren, geben wir als Probe zum Schlusse eine wörtliche Übersetzung eines dieser Briefe, und zwar eines solchen von Burraburijasch, König von Babylonien an Napchurija (d. i. Amenophis IV) von Ägypten:

„An Napchurija, den Großkönig, den König von Ägypten, meinen Bruder! — von Burraburijasch, dem Großkönige, König von Babylonien, Deinem Bruder.

Mir und meinem Hause, meinen Rossen

und meinen Wagen, meinen Großen und meinem Lande gar viel Heil!

Meinem Bruder und seinem Hause, seinen Rossen und seinen Wagen, seinen Großen und seinem Lande gar viel Heil!

Seit dem Tage, an welchem der Gesandte meines Bruders anlangte, befand ich mich nicht wohl, so daß jener Bote niemals bei mir zum Essen und Trinken sein konnte. Frage nur diesen Deinen Boten, so wird er es Dir bestätigen, daß ich mich körperlich nicht wohl befand und in gedrückter Stimmung war. Als nun während dieser meiner Krankheit mein Bruder mich nicht tröstete, da wurde ich von Zorn gegen meinen Bruder erfüllt, indem ich sprach: ‚Sollte mein Bruder nicht gehört haben, daß ich krank bin? Warum hat er mich denn nicht getröstet? Warum hat er denn keinen Boten geschickt, um nach mir zu sehen?' Da sprach der Gesandte meines Bruders also: ‚Die Strecke ist nicht nahe. Hätte Dein Bruder davon gehört, so hätte er Dir auch seinen Gruß entboten. Vielmehr ist dies Land fern für Deinen Bruder. Sobald aber irgend jemand ihn darüber benachrichtigen würde, so würde er irgend einen Boten entsenden, um Dir seinen Gruß zu entbieten. Sollte Dein Bruder hören, daß Du krank bist, und dir trotzdem keinen Boten zuschicken?! —' Da sprach ich also zu jenem: ‚Ist dies Land wirklich fern für meinen Bruder, oder ist es nahe?' — Jener aber erwiderte also: ‚Frage doch Deinen Gesandten, ob nicht, weil dies Land fern ist, Dein Bruder nichts von dir vernehmen und Dir deshalb auch nicht seinen Gruß entboten hat!' Als ich darauf hin meinen Boten fragte, und dieser es bestätigte, daß der Weg wirklich weit sei, da legte sich in mir der Zorn gegen meinen Bruder. — Wenn man nun auch sagen darf, daß in dem Lande meines Bruders alles vorhanden ist und mein Bruder nichts entbehrt, und daß in meinem Lande alles vorhanden ist und ich nichts entbehre, so soll doch das schöne Verhältnis, da vor Alters unter unsern königlichen Vorfahren das Grußentbieten, verbunden mit einer Gabe, üblich war: dieses Verhältnis soll auch zwischen uns bestehen! . . . .

Deinen Gesandten gab ich sogleich Auftrag und schickte ihn zurück. So gib auch Du meinem Boten umgehends Auftrag und laß ihn zurückkehren. — Da es hieß, daß der Weg schwierig, Wasser nicht vorhanden und das Wetter heiß sei, so schicke ich diesmal ein schönes reichliches Geschenk an Dich nicht mit, sondern schicke nur vier Minen schönen Bergkrystall als ein kleines Angebinde für meinen Bruder, sowie fünf Gespann Pferde für meinen Bruder. Wenn das Wetter wieder gut wird, so soll ein weiterer Bote abgehen und ein schönes reichliches Geschenk meinem Bruder überbringen. Was überhaupt mein Bruder bedarf, das möge mein Bruder schreiben, damit man es aus dem betreffenden Aufbewahrungsorte für ihn entnehme. — Da ich eine (Tempel-) Leistung übernommen habe, so schicke ich zu meinem Bruder, daß mein Bruder mir viel schönes Gold schicken möge, damit ich es für meine Leistung verwenden kann. Wenn aber mein Bruder das Gold an mich abschickt, so möge mein Bruder das nicht irgend einen Beamten überlassen, sondern mein Bruder möge selbst zusehen, es selbst versiegeln und abschicken. Denn als mein Bruder das letztemal Gold schickte, wobei mein Bruder nicht selbst zugesehen, sondern irgend ein Beamter meines Bruders es versiegelt und abgeschickt hatte, da wollte man, als ich einige Minen von dem gebrachten Golde ausgeben wollte, es nicht annehmen, sondern gab es wieder zurück. — Mein Bote Zalmu, den ich zu Dir geschickt habe, wurde zweimal unterwegs ausgeplündert. Erstens hat Birijamaza ihn ausgeplündert; zweitens hat Pamachu ihn unterwegs ausgeplündert. Da er in Deinem Lande, das doch ein mächtiges Land ist, ausgeplündert wurde, so möge mein Bruder ihm auch zu seinem Rechte verhelfen. Wenn darum dieser mein Bote vor meinen Bruder treten wird, so möge dann auch Zalmu vor meinen Bruder treten dürfen, damit man ihm sein Lösegeld zurückgebe und seinen Verlust ihm ersetze."

Schwere Laſt. Nach dem Gemälde von Fred. Morgan.

Fahren!

Eine Plauderei über die edle Fahrkunſt und einiges Andere vom Flatterer.

Mit Illuſtrationen von G. Koch.

(Abdruck verbaten.)

Fahren! Der Sandfuhrmann und die Milchfrau, die von Franzöſiſch-Buchholz aus allmorgentlich der Hauptſtadt zuklappert, um mit Bolle in den Wettſtreit zu treten, der Droſchkenkutſcher erſter und zweiter Güte, der Omnibusleiter auf ſeinem hohen Sitz, der Börſianer, der nach gethaner Arbeit in den Hallen der Burgſtraße ſeinen Dog-cart durch die ſchattigen Alleen des Tiergartens kutſchiert, der elegante Offizier im offenen Phaeton, der Trabfahrer auf dem Sulky, dem Rennwagen, — ſie alle, alle üben nach ihrer Art die edle Fahrkunſt aus, die freilich nur allzuoft herzlich wenig als Kunſt aufgefaßt und gewürdigt wird.

Auch wenn wir Sandfuhrmann, Milchfrau und Genoſſen ausſcheiden, um uns nur mit den „höheren Sphären“ der Fahrkunſtbefliſſenen zu beſchäftigen — wie unzählige Sünden gegen alle Regeln des Fahrens, wie viele Verbrechen gegen die armen, geduldigen Tiere, wie viele Vergehen gegen unſere Mitmenſchen, nicht zuletzt wie viele harte Fehler gegen den guten Geſchmack können wir nicht auf einem einzigen kurzen Spaziergang durch die Straßen etwa Berlins beobachten. Unſere ſtolze Reichshauptſtadt leiſtet in dieſer Beziehung wirklich Erſtaunliches; wenn man zum Beiſpiel aus Wien kommt und ſich an der ſchmucken Erſcheinung des dortigen Gefährtes das Herz erfreut hat, erſcheinen Geſpanne, Wagen und Wagenführer in Berlin in geradezu trübſeligem Licht. Ich denke dabei keineswegs an einen Vergleich des Wiener Fiakers und ſeines flotten Zeugels mit unſerem braven Droſchkenkutſcher, ich habe vielmehr gerade das Privatfuhrwerk im Sinn! Man kann die wirklich allen Forderungen guten Geſchmacks entſprechenden Equipagen in Berlin faſt an den Fingern herzählen, ja wenn man den Hof, einige Mitglieder unſerer höheren Ariſtokratie und unſerer Offizierkorps, vielleicht noch wenige, ſehr wenige reiche Finanzleute ausnimmt, ſo bleibt von verſtändnisvollen Förderern der Fahrkunſt und der vielen guten Dinge, die mit ihr zuſammenhängen, beinahe ſo gut wie nichts übrig. Recht bezeichnend iſt in dieſer Beziehung jede der großen Auffahrten am kaiſerlichen Schloß — ich will mich in keine beſchämenden Einzelheiten einlaſſen, aber ich kann nicht umhin zu erklären, daß ich den Zuſtand der Wagen und der Geſchirre, zum großen Teil ſogar der Pferde, häufig auch die deſolate Haltung der Herren Kutſcher bei derartigen Gelegenheiten, die in allen anderen Weltſtädten zur Entfaltung eines würdigen Aufwandes willkommen geheißen werden —, daß ich den Geſamteindruck oft faſt unwürdig gefunden habe. Ehedem hieß es einmal, „wir ſind ein armes Land, wir können und dürfen uns einen derartigen Luxus nicht geſtatten,“ und zum anderen: „wer mag ſich bei dem Berliner Straßenpflaſter beſondere Ausgaben für Pferd und Wagen bereiten!“ Beides trifft heute nicht mehr zu. Die Straßen Berlins

Dog-Cart.

Zweispänniger Landauer.

erfreuen sich einer Pflasterung, welche den Vergleich mit der keiner anderen europäischen Hauptstadt zu scheuen braucht — und was unsere Armut anbetrifft, so kann, wer Augen zum Sehen hat, gerade in Berlin nach allen sonstigen Richtungen hin alltäglich beobachten, daß diese Armut die Entfaltung jedes anderen Luxus nicht hindert.

Es liegt nicht am Geldbeutel, daß man in Berlin so unverhältnismäßig wenige gut gefahrene, gut ausgestattete Equipagen sieht — es liegt zum weitaus größten Teil am mangelnden Verständnis, am fehlenden Interesse!

Lassen Sie mich ein wenig von den Wagen, von Pferden, von der Fahrkunst, vom Trabersport plaudern! Vielleicht fällt aus meinen harmlosen Plaudereien hier oder dort ein Samenkorn auf guten Boden, eine Anregung genügt ja oft schon, um schlummernde Kräfte zu erwecken.

Es ist unmöglich, einen Wagen zu konstruieren, der sich allen Gebrauchszwecken gleich gut anpaßt. Wenn aber ein gut eingerichteter Hausstand höheren Stils mehrerer Wagen bedarf, so giebt es doch Wagenformen, welche für mehrere Zwecke wenigstens annähernd gleich verwendbar sind. Hierher gehört vor allem der vielbeliebte, aber etwas schwerfällige Landauer, der Familienwagen par excellence. Der Landauer und seine modernere Abform: das vis-à-vis, ist bei gutem und schlechtem Wetter zu gebrauchen, da das Verdeck sich völlig aufschlagen und schließen läßt, er vereint Solidität mit Eleganz; ein geschmackvoller Landauer muß meines Erachtens aber doch einen ein klein wenig ernsten Eindruck hervorrufen, er soll in dunklerer Tönung lackiert sein und auch die innere Garnierung muß dem entsprechen. Noch eleganter ist die offene Barouche; während der Landauer innen meist in Maroquin garniert wird, wählt man für die Ausstattung der Barouche häufig einen etwas helleren Atlas — sie ist ja ein Galawagen zum Spazierenfahren und soll dem fröhlichen Sonnenschein Rechnung tragen. Unter den ganz gedeckten Wagen gebührt der viersitzigen Kalesche immer noch der erste Rang, ihr schließen sich die mannigfach geformten Coupés an, die mindestens in keiner städtischen Remise fehlen dürfen. Für das Land erobern sich indessen die sogenannten Miniaturomnibusse nach dem Vorgang Englands und Frankreichs ein immer weiteres Gebiet — sie sind verhältnismäßig leicht und bieten dabei für 6—8 Personen und einiges Gepäck Raum; der kleine Omnibus ist so recht der geeignete Wagen für ein gastliches Landhaus, das häufig einige willkommene Gäste von der nächsten Bahnstation abholen läßt. Von den halbgedeckten Wagen steht der Phaeton, die Viktoriachaise, obenan, die in den sogenannten Mailphaetons zum Selbstkutschieren eine elegante Abart aufzuweisen hat; wer gern mit seiner jungen, hübschen Frau spazieren fährt und die Lenkseile selbst sicher zu führen

verſteht, dem können dieſe ſchmucken, meiſt flott gebauten und in lichteren Farben gehaltenen Wagen nur beſtens empfohlen werden.

Unter der großen Zahl der offenen Wagen müſſen wir von vornherein zwiſchen vier- und zweirädrigen unterſcheiden. Als der Grundtyp der erſteren dürfte der Break (Char à bancs) zu nennen ſein; er iſt geräumig, eignet ſich gleich vortrefflich zu Fahrten über Land, wie nach Beſeitigung der Rücklehnen als Bagagewagen und kann auch zum Einfahren junger Pferde benutzt werden. Dem Break nahe verwandt iſt der aus Amerika bei uns eingeführte T-Cart, der, wie mir ſcheinen will, dem erſteren an praktiſcher Brauchbarkeit gleichſteht, ihm indeſſen durch ſeine gefälligere Form — er wird mit Quer-, nicht mit Längsſitzen gebaut — überlegen iſt. Breaks und T-Carts zeigen gern einen dunkellackierten, vielleicht durch einige rote Streifen belebten Wagenkaſten und ein helleres Geſtell; für die innere Garnierung wählt man naturfarbenes Leder oder dunkles Tuch. — Der zweirädrigen Wagentypen iſt heutzutage Legion; meiſt laſſen ſie ſich indeſſen der Klaſſe der Dog-Carts zuzählen, jener leichten Geſtelle, die für den ſelbſtkutſchierenden Herrn faſt das Ideal eines Gefährts darſtellen. Ein chiker Dog-Cart iſt naturfarben oder hellgelb lackiert, und das wenige, was er an Garnierung aufweiſt, beſteht aus hellerem Tuch oder ebenfalls naturfarbenem Leder.

Wie und wo kauft man ſeine Wagen?

Der Wagenkauf iſt Vertrauensſache, ſintemal die ungeheure Mehrzahl aller Käufer von dem Wagenbau nichts verſteht; wenn freilich etwa ein viel erfahrener Sportsman ſich eine jener köſtlichen Mail-Coaches zulegt, bei denen nach guter Sitte und altem Gebrauch niemals ein Kutſcher, ſondern ſtets ein Gentleman auf den Bock und deſſen Genoſſen auf die Deckſitze, alle Bedienſteten aber in das Coupé gehören, dann betrachtet er ſich das hohe, kunſtvolle Gebäude natürlich auf das Eingehendſte; er mißt nach, ob die Vorderräder genau einen Meter hoch und die Hinterräder vier Centimeter höher ſind, er prüft, ob die Räder und Achſen völlig parallel zu einander ſtehen, und überzeugt ſich von der genauen Arbeit des Rades. Das Vordergeſtell ſoll ſich leicht und gut wenden laſſen, wobei die Deichſel keine „hüpfende“ Bewegung machen darf, und die Deichſel ſelbſt wird Herr tel et tel nicht nur darauf hin beſichtigen, daß ſie vollkommen gerade iſt, ſondern er wird auch ſelbſt nachſchauen, ob ſie gut in die Deichſelöſen paßt. Dabei ſorgt er dafür, daß der Wagen auf eine ganz ebene Fläche geſtellt wird und ſchaut ihn ſich bei voller Belaſtung — ein Mann auf jedem Sitz — noch einmal an: nur ſo kann er die Überzeugung gewinnen, daß die Verteilung der Laſt auf den Federn eine ganz gleichmäßige iſt und ob die Belaſtung nicht etwa auf das Schließen der Thüren eine Einwirkung ausübt. Schließlich prüft er die Lackierung, von

Coupé.

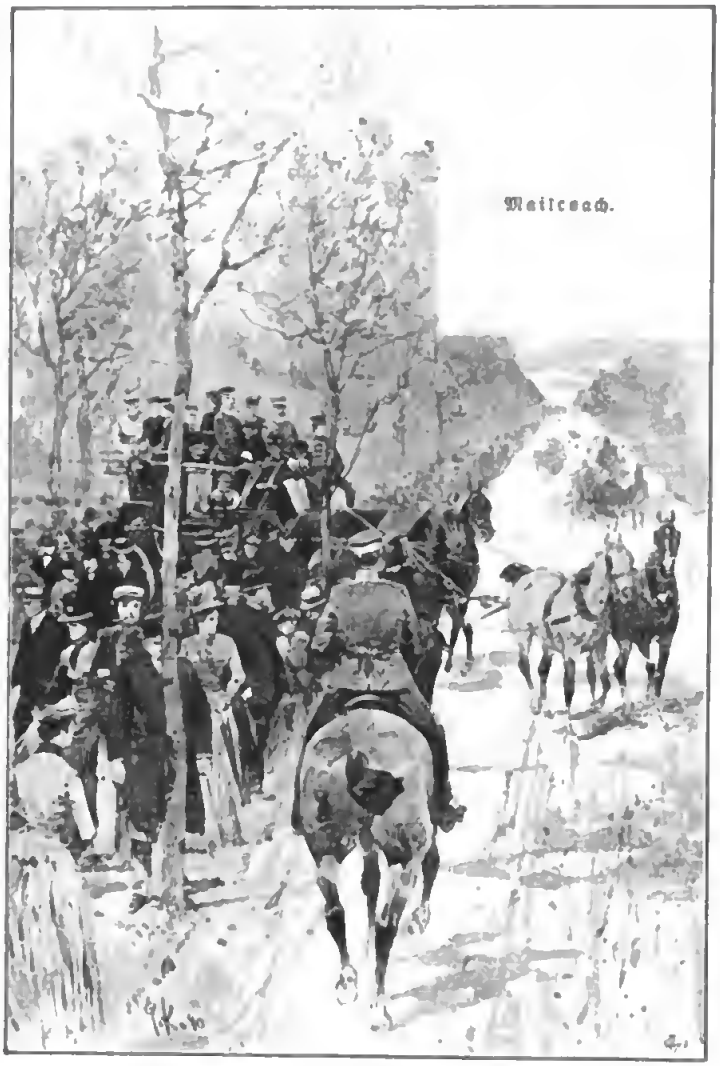
Phaeton.

welcher er sicher verlangt, daß sie fünfzehnmal aufgetragen ist, und läßt sich mindestens die Haltbarkeit der Wagenfedern auf einige Zeit garantieren.

Man könnte obigen Regeln noch einige Dutzend weitere hinzufügen — ich bin aber von der gänzlichen Nutzlosigkeit jedes solchen Versuchs überzeugt: für den Laien ist das beste Mittel, zu einem guten Wagen zu kommen, sich vertrauensvoll an einen Fabrikanten von Ruf zu wenden und bei der ersten Beschaffung nicht unnötig zu sparen. Billige Wagen werden erfahrungsmäßig recht schnell sehr teuer.

Zu einem eleganten Wagen gehört ein anständiges Geschirr. Auch hier kann ich nur den obigen Rat wiederholen — ich möchte aber hinzusetzen, daß auch das beste Geschirr in den Händen eines liederlichen Kutschers schnell verdorben werden kann und sich von vornherein schlecht präsentiert, wenn es nicht gut gehalten und gut aufgelegt ist. Wirkliche Eleganz erfordert vor allen Dingen Sauberkeit, und diese Sauberkeit ist nur durch eine aufmerksame, persönliche Kontrolle des glücklichen Besitzers zu erreichen, der sich zugleich Ärger und Unkosten erspart, seinen Pferden aber eine wahre Wohlthat erweist. Es ist vielleicht hier am Ort, einige Worte über die korrekte Haltung eines Kutschers im Dienst, d. h. auf dem Bock, zu sagen — ich komme gerade deshalb darauf, weil ich erst in den letzten Tagen in der Leipzigerstraße einen Schlingel sah, der die sonst recht elegante Equipage dadurch schmählich verunzierte, daß er gemütlich seine Zigarre paffte! Der Wagen war freilich leer, aber der Anblick darum nicht weniger schauderhaft. — Ein Kutscher soll — in gerader, aber nicht steifer Haltung, mit an den Körper geschlossenen Armen, ausgestreckten Beinen und geschlossenen Absätzen — auf der rechten Seite des Bocks sitzen und nur für seinen Dienst Augen haben; es ist unstatthaft und muß scharf gerügt werden, wenn er von seinem stolzen Sitz herab Grüße irgend welcher Art wechselt; nur beim Einsteigen der Herrschaft hat er durch Anlegen des Peitschenstocks an die Hutkrempe zu grüßen. Er darf niemals die Handschuhe ausziehen und nie mit der Peitsche knallen, und es gilt für wenig fein, wenn er selbst im Winter seinen werten Unterkörper in eine dichte Decke oder gar einen Fußsack hüllt, um in diesem womöglich eine mangelhafte Fußbekleidung zu verbergen. Es ist nicht unnötig, daß man das letztere hervorhebt: ich sah einst, wie dem Wagen eines sehr reichen Hamburger Kaufherrn mitten auf dem Jungfernstieg ein kleines Accident passierte; der große Mann auf dem Bock, der scheinbar tadellos ajustiert war, zögerte merkwürdig lange, ehe er sich aus seinen Decken herauswickelte — als er aber schließlich herabsprang, jubelte das ganze Publikum, denn der Bursche zeigte ein paar blaue wollene Strümpfe und Holzpantinen!

Über die gebräuchlichsten Arten des Ein-, Zwei- und Vierspännig-Anspannens kann ich hinweggehen, da ich die ihnen zu Grunde liegenden Prinzipien wohl als bekannt voraussetzen darf. Neuerdings sieht man aber in größeren Städten noch einige andere Arten der Bespannung, die ihrem Wesen nach weniger bekannt und doch von wirklichem Interesse sind. In Berlin sind es besonders einige Offiziere der Gardekavallerie, welche mit ihren Tandems im Tiergarten stets ungeteilte Bewunderung erregen. Die Tandem-



anſpannung beſteht kurz geſagt darin, daß zwei Pferde anſtatt nebeneinander hintereinander angeſpannt ſind — ſie ſieht ſehr elegant aus und geſtattet, zwei ſonſt in der Größe nicht recht zu einander paſſende Pferde gleichzeitig zu verwenden: das hintere Pferd geht dabei in der Gabel gleich einem Einſpänner, das Vorderpferd, zweckmäßig das kleinere von beiden, iſt entweder an dem Kummet des erſteren oder an den Enden der Gabelbäume angeſträngt. Bisweilen ſpannt man auch drei Pferde voreinander und bildet auf dieſe Art das ſogenannte Random, während der Fünferzug derart angeordnet wird, daß drei Pferde an einem Ortſcheit vorn, zwei dagegen als Hinterpferde an der Deichſel gehen. Meine Leſer werden endlich ſicher bereits von der „Anſpannung à la Daumont“ gehört und derartige Geſpanne wahrſcheinlich auch ſchon bei Hofequipagen geſehen haben, denn dieſe Anſpannung iſt recht eigentlich für Galazwecke geeignet. Iſt dabei ein Viererzug im Dienſt, ſo beſteht ſie darin, daß beide Pferdepaare von auf den Sattelpferden (den linken Pferden) reitenden Vorreitern geleitet werden, der Kutſcher fällt dann ganz fort; bei Sechſerzügen dagegen leitet der Kutſcher die Stangen- und Mittelpferde, während die Spitzenpferde von einem wiederum auf dem linken Pferde reitenden Vorreiter geführt werden.

Das Fahren mit allen dieſen beſonderen Anſpannungen erfordert ungemeine Ruhe, Sicherheit — und Übung. Es kann überhaupt nicht genug betont werden, daß die Fahrkunſt erlernt ſein will. Treffend ſagt Graf Wrangel in ſeinem ausgezeichneten „Buche vom Pferde“: es wäre vollkommen gerechtfertigt, wenn man es weit gewagter finden würde, ohne vorhergehende Ausbildung den Fahrkünſtler zu ſpielen, als ſich an einen Telegraphenapparat zu ſetzen, bevor man in die Geheimniſſe der Telegraphie eingedrungen iſt. Letzteres fällt niemand ein, wohingegen wir täglich Kutſcher ſehen können, die vom Fahren nicht mehr verſtehen, als eine Obſthändlerin vom Morſeapparat. Und kein Schutzmann fällt ihnen in die Arme! Im Gegenteil, ältliche, dicke Damen und nervöſe Jungfrauen ſetzen ſich lächelnd und freundlich nickend in den von einem ſolchen Fahrkünſtler geführten Wagen, und ihre Angehörigen nehmen mit größter Seelenruhe Abſchied von ihnen, ja weder ſie ſelbſt noch ſonſt jemand dankt der gütigen Vorſehung,

wenn sie wohlbehalten wieder bei der Schwelle des trauten Heims anlangen. Merkwürdigerweise sind die Adepten der Reitkunst nicht so selbstbewußt. Ich bin überzeugt, daß unter hundert Reitern neunzig ungezwungen zugeben würden, daß ihnen noch unendlich viel zu lernen übrig bleibt, aber niemals ist es mir gelungen, mit einem Fahrdilettanten zusammenzutreffen, der, nachdem er einmal ein paar Leitseile in der Hand gehabt, an seiner Unfehlbarkeit als Rosselenker gezweifelt hätte.

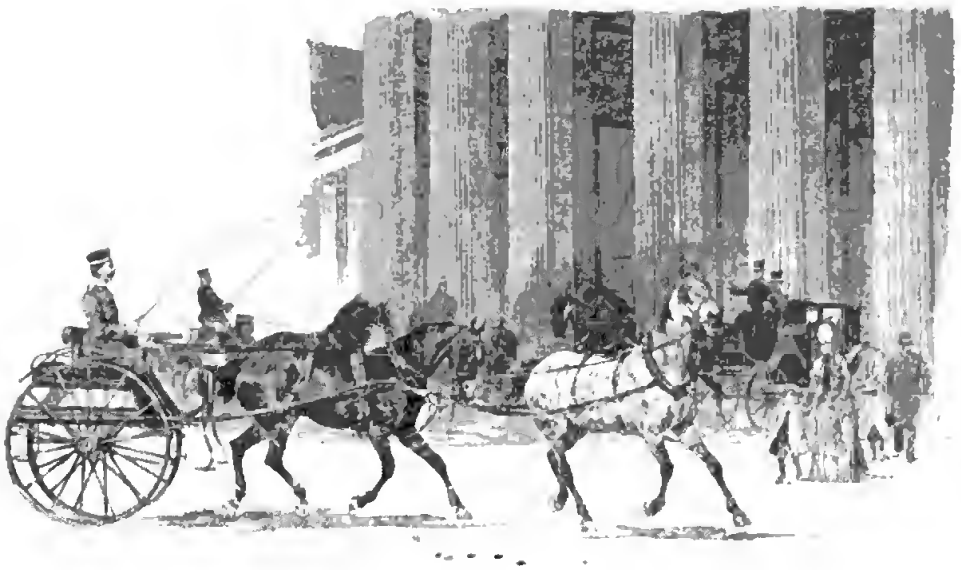
Theoretisch erlernen läßt sich die Fahrkunst natürlich nicht, wer sich aber für ihre Theorie interessiert, dem sei das Wrangelsche, leicht und verständlich geschriebene Werk angelegentlichst empfohlen; seine überall durch vortreffliche Abbildungen unterstützten Klarlegungen sind wohl geeignet, die praktische Ausführung der Lehre zu unterstützen. —

Der Kutscher wie er nicht sein soll.

Der Kutscher wie er sein soll.

Bei der richtigen Zusammenstellung einer Equipage spricht natürlich die Wahl des Pferdes in erster Linie mit — es paßt keineswegs jedes Pferd, und wenn es sonst die vortrefflichsten Eigenschaften in sich vereinte, vor jeden Wagen, für jeden Dienst. Die fürstliche Galakarosse erfordert auffallend große, schwere, ruhige Tiere, der Landauer bedingt ebenfalls noch große, jedenfalls Pferde nicht unter 165 cm., deren Formen aber immerhin wesentlich leichter sein können, als die der stolzen Karossiers — vor das Coupé gehören, besonders wenn dasselbe zweispännig gefahren werden soll, noch etwas kleinere, aber immerhin noch stattliche Pferde von lebhaftem Temperament und eleganter Aktion, für den zweiräderigen Wagen paßt am besten ein Gespann flotter, schnittiger Jucker. Auch die Farbe ist von Bedeutung: ein Paar Karossiers soll gleichfarbig und ohne Abzeichen sein, für das richtige Coupégespann bevorzugt man die dunkle Farbe, ein zweifarbiges Gespann darf eigentlich überhaupt nur vor einer Junggesellenequipage gehen. Indessen ist man in dieser Beziehung heute weniger wählerisch, denn ehedem: ich kenne z. B. in Berlin eine reizende, junge Frau, die vor ihrem Coupé links einen Rappen und rechts einen Schimmel fährt, und ich kann versichern, daß die Zusammenstellung einen hocheleganten Eindruck macht. Freilich gehört zu solch einer etwas originellen Bespannung eine im übrigen besonders chike Ausstattung: das Geschirr muß alles Auffallende vermeiden, der Kutscher im einfachen dunklen, einreihigen Rock, in knappen Beinkleidern und Stulpenstiefeln stecken und seine Peitsche mit Anstand zu halten wissen, das leichte Coupé soll etwa dunkelbraun lackiert und im Inneren mit gleichfarbigem Atlas garniert sein.

Sehen wir uns nun einmal ein wenig unter den Pferderassen um, aus welchen sich die besseren Wagenpferde rekrutieren — es wird uns diese Umschau auch zugleich zu dem Traberſport hinüberführen, in dem wir ein hochbedeutsames Mittel zur Hebung



Tandem.

der Pferdezucht, aber damit auch zur Verbesserung des gesamten Fahrwesens erblicken.

Das ideale Wagenpferd ist der Halbblütler in jener weiteren Ausdehnung des Begriffs, nach welchem man jedes zwischen dem reinen Arbeitsschlag und dem Vollblut stehende Pferd als Halbblut bezeichnet. Je höher im Adel ein Tier dabei steht, desto besser wird es, ganz allgemein gesagt, auch seine Dienste vor dem Wagen leisten. In gewisser Beziehung wäre demnach der englische Hunter, das vielgerühmte britische Jagdpferd, auch das beste Wagenpferd — wenn nicht die enormen Preise, welche für einen guten Hunter und selbst für einen Hack gezahlt werden, solcher Verwendung entgegenständen. Unter den Trabern Englands steht der Norfolkroadster (Roadster bedeutet kennzeichnend genug Straßenpferd) wohl obenan, erfahrungsmäßig wird die vorzüglichste Rasse heute aber fast ausschließlich für Zuchtzwecke produziert und sie tritt daher meist selbst weniger rein in die Erscheinung als in ihren Kreuzungen. Neben den Norfolks verdient das etwas schwerere braune Clevelandpferd besondere Beachtung, es ist kraftvoll und energisch, wenn auch ohne hervorragende Schnelligkeit.

Frankreich verdankt der Kreuzung des normannischen Landschlages mit englischem Halb- und Vollblut seine vortreffliche anglonormannische Rasse; der meist braune Normanne erreicht eine Größe von über 170 cm, zeigt einen stattlichen, stolzen Bau und glänzende Gänge — er ist der Karossier par excellence. Auch das kleinere, gutgezogene bretagnische Pferd hat seine Vorzüge der Kreuzung mit englischen Schlägen zu danken; es ist vor allem das Norfolkblut, dem wir hier wieder begegnen, während in dem südfranzösischen Tarbesschlag neben englischem auch arabisches Blut steckt.

In Österreich begegnen wir einer höchst interessanten Mannigfaltigkeit von veredelten Schlägen. Da ist zunächst die altberühmte Rasse, welche in dem kaiserlichen Hofgestüt von Kladrub gezüchtet wird: mächtige Karossiers bis zu 190 cm Höhe mit langem, geradem Rücken, breiter Brust, schweren, meist ausdrucksvollen Köpfen und fast bis zum Erdboden reichendem Schweif. Rappen oder Schimmel, werden die Kladruber Pferde fast ausschließlich an den Wiener Marstall abgeliefert und bilden vorzugsweise die eigenartig schönen Gespanne der kaiserlichen Galawagen — es steckt noch immer viel von dem alten spanisch-italienischen Blut in ihnen, aus dem sie hervorgingen: eine stolze, fast gravitätische Haltung und parademäßige Gänge; die Schimmel zumal zeigen einen eigentümlichen Trab, voll Grandezza und Zierlichkeit.

Sticht der Kladruber durch Würde und Stattlichkeit der Erscheinung hervor, so ist der auf dem Karst aus arabischem Blut gezogene kleinere Lippizaner durch seine mit

Ausdauer gepaarte Schnelligkeit, seine Gelehrigkeit und Eleganz ausgezeichnet. Das Gestüt von Lippiza versorgt nicht allein den Hof mit vortrefflichen, feurigen und doch frommen Campagne- und leichten Wagenpferden, es liefert auch zahlreiche und gesuchte Beschäler für die österreichischen und ungarischen Gestüte, unter denen Kisbér und Mezöhegyes hervortreten.

Preußens Hauptpferdezucht beruht auf der Provinz Ostpreußen und in ihr wieder auf dem Trakehner Gestüt. Das ostpreußische Pferd liefert nicht nur die Remonte für beinahe die ganze preußische, sächsische und teilweise auch die württembergischen Armeen, sondern es ist auch das gesuchteste Reit- und Wagenpferd fast in ganz Deutschland — mit seinem vortrefflichen Temperament, seinem schönen Bau, seiner großen Ausdauer repräsentiert es überhaupt wohl das edelste Halbblut, welches in unserem Vaterland gezogen wird, zumal, Dank der Verwendung bester Vollblutpferde zur Zucht, der Trakehner allmählich immer mehr Aussehen, mehr Masse bekommen hat, im Durchschnitt größer, stärker und leistungsfähiger geworden ist. Bei der hohen Bedeutung, welche das Landgestüt Trakehnen für die Zucht hat, ist es gewiß von allgemeinem Interesse, auch der Geschichte dieses Ge-Gestüts und seines gegenwärtigen Zustandes kurz zu gedenken.

Die ostpreußische Pferdezucht ist das Produkt der steten Fürsorge der preußischen Könige, denn sie datiert thatsächlich erst seit der Gründung des Trakehner Gestüts. Friedrich Wilhelm I., der unermüdliche und scharfblickende Landesverwalter, war es, welcher 1732 in Trakehnen ein großes Gestüt errichtete und dort fast das gesamte Zuchtmaterial des ganzen Staates vereinigte. Wenn die damals und in den nächsten Jahrzehnten als Beschäler verwendeten Hengste nun auch nach Abstammung und Güte äußerst verschieden und zum größten Teil recht dürftig waren, so hatte das Gestüt doch das Glück, unter ihnen drei hervorragende Tiere zu finden: zwei Orientalen und einen Engländer, deren Nachkommenschaft unzweifelhaft den Grund zur eigentlichen Trakehner-Rasse gelegt hat. Oberlandstallmeister Graf Lindenau, welcher 1786 an die Spitze des Gestüts berufen wurde, war dessen erster großer Förderer — unter den späteren Leitern müssen be-

Kaiserlicher Wagen à la Daumont bespannt.

sonders die Herren von Burgsdorf, von Schwichow und von Dassel genannt werden, die neben einzelnen hervorragenden orientalischen Hengsten vorzugsweise englisches Vollblut zur Fortbildung verwandten, gleichzeitig aber auch durch zweckmäßige Kreuzungen, stetig sich bessernde Pflege und Fütterung das Gros der Pferde zu heben bemüht waren.

Heute besteht der Pferdebestand Trakehnens aus etwa 1500 Tieren einschließlich ca. 350 Mutterstuten und, irren wir nicht, 17 Hauptbeschälern, zu denen noch jüngst unsere Rennbahnen einige Hengstmatadore lieferten. Von den Stutenstämmen steht der schwere Reitschlag auf dem Vorwerk Bajohrgallen, der leichtere, der noch am meisten an orientalische Abstammung erinnert, in Trakehnen selbst; in Guddin ist der Fuchsherde, in

Kalpakin sind die Braunen des mittelgroßen Wagenschlags untergebracht, während Gurdszen die Rappen beherbergt und mit seinen starken, stolzgebauten Nachkömmlingen den Marstall unseres Kaisers mit Karossiers versorgt — nebenbei bemerkt, so ziemlich die einzigen in Deutschland geborenen Pferde, die auf den Namen Karossiers wirklich Anspruch machen können. Jährlich giebt Trakehnen 30 bis 40 Remonten an den kaiserlichen Marstall und eine größere Anzahl Hengste an das litthauische Landesgestüt ab. Welchen Einfluß die drei Hengstdepots des letzteren (Insterburg, Gudwallen, Rastenburg) auf die Pferdezucht ausüben, geht vielleicht am besten aus der Thatsache hervor, daß von ihren Beschälern jährlich gegen 30 000 Stuten gedeckt werden.

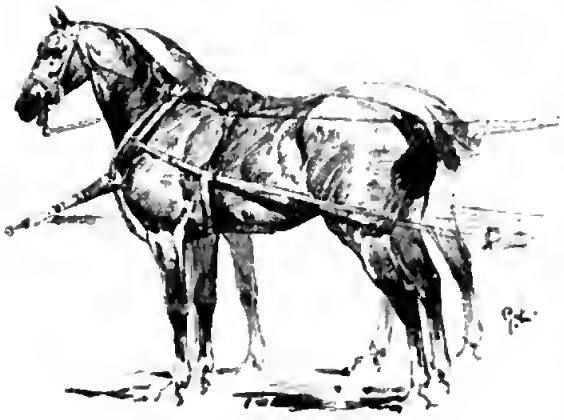
Nächst Ostpreußen ist Hannover die wichtigste Provinz für die preußische Pferdezucht; das hannöversche Pferd ist edel und gut geformt, scheint jedoch nicht ganz die Ausdauer, den Nerv des Ostpreußen zu haben. Oldenburg liefert noch immer einen guten, etwas massigen Wagenschlag, während die einst mit Recht hochberühmte Pferdezucht Mecklenburgs etwas zurückgegangen ist; der starke und zähe Mecklenburger Schlag, der einst die besten Karossiers Deutschlands hervorbrachte, ist nach dem übereinstimmenden Urteil aller Autoritäten fast ausgestorben. Ein weit erfreulicheres Bild bietet das benachbarte Schleswig-Holstein: hier finden wir in dem Kremper Marschschlag edelgezogene, kräftige Wagenpferde mit starkem Knochenbau, guten Gängen, von stattlicher Erscheinung; die Einwirkung des Norfolkblutes ist hier unverkennbar und es erscheint bezeichnend, daß neuerdings britische Aufkäufer in der Kremper Marsch Fohlen aufkaufen, die dann womöglich später nach einigem Aufenthalte auf dem grünen Rasen von Yorkshire wieder als in England geborene Tiere nach dem Continent wandern. Wohl möglich, daß das meerumschlungene Herzogtum in nicht zu ferner Zeit ein wirklich musterhaftes Wagenpferd erzeugt, auf dem richtigen Wege scheinen die holsteinischen Züchter zu sein. Auch die jüngste Pferde-Ausstellung in Berlin deutete auf gleiche Ziele hin.

In Italien sind die Fahrpferde der venetianischen und neapolitanischen Provinzen, ebenfalls vielfach mit Norfolkblut durchsetzt,

Vorreiter auf Trakehnerhengst.

berühmt, in Holland finden wir die vortrefflichen Hardtraver. Weit wichtiger für Fahrzwecke sind jedoch die reichen Pferdebestände Rußlands, die besonders in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit aller Hippologen auf sich gezogen haben. In Rußland ist — vielleicht hervorgerufen, sicher aber gefördert durch die großen Entfernungen im Reiche, welche Schnelligkeit und Ausdauer eines Pferdes besonders wertvoll erscheinen ließen — das Trabrennen zuerst zu einem im besten Sinne nationalen Sport geworden.

Gute Traber waren schon frühzeitig in Rußland ein gesuchter Artikel, und der sich stetig steigende Bedarf führte bald dazu, unter den heimatlichen Schlägen die raschesten und ausdauernsten zu ermitteln. Indessen sowohl die liv- und estländischen, wie die Pferde von Wjätka und der bitjugische Schlag lieferten zwar leidlich schnelle und ausdauernde, harte Tiere, sie waren jedoch ausnahmslos zu klein, es fehlte ihnen an energischer Aktion. Es ist erst das Verdienst des Grafen Orlow-Tschesmenskoy gewesen, durch eine glückliche Kreuzung einen wirklichen Traberschlag — die nach ihm benannten, hochberühmten Orlowtraber — geschaffen zu haben, einen Schlag, der, was Erscheinung, Gleichmäßigkeit, Schnelligkeit und im Trabe Ausdauer anbetrifft, von keiner anderen Pferderasse mindestens Rußlands übertroffen wird.



Norfolkroadster.

Wir besitzen über die Entstehung des Orlowschlages ganz genaue Kenntnis:

Im Jahre 1780 weilte Graf Orlow als Gesandter der Zarin Katharina II. in Stambul und erhielt hier einen außerordentlich schönen, ziemlich großen und schnellen arabischen Hengst bester Rasse von dem Padischah zum Geschenk.*) Dieser Hengst, den Graf Orlow Smetanka taufte, ist der Stammvater der Orlows geworden — sein Skelett, das übrigens anstatt achtzehn, neunzehn Rippenpaare zeigt, befindet sich noch heute auf dem Gestüt Chrenowoji. Smetanka deckte zunächst eine dänische Stute und der von dieser geborene Sohn Polkan I entsprach bereits einigermaßen dem angestrebten Traberideale, welches indessen erst aus seiner Paarung mit einer holländischen Stute in dem berühmten Hengst Bars I zur reinsten Vollendung gelangte. Die Orlowtraber sind daher nur sehr bedingt als nationalrussische Pferde anzusehen, sie sind vielmehr aus arabisch-dänisch-holländischem Blut hervorgegangen, aber sie haben, und das erscheint besonders bemerkenswert, ein Jahrhundert lang ihren ausgesprochenen Typus rein bewahrt. Es ist bekannt, wie Graf Orlow auf den Ruhm seines Gestüts so eifersüchtig war, daß er unter keiner Bedingung einen seiner Traberhengste verkaufte oder verschenkte; selbst nach dem Tode des großen Züchters wurde an dieser Regel noch so strenge festgehalten, daß z. B. Zar Alexander I. an Stelle der von ihm erbetenen vier Traberhengste nur einen sehr devoten Brief — und vier prächtige Wallache erhielt.

Das Chrenowoji'sche Gestüt ging 1845 in den Besitz der russischen Krone über und damit kamen die für die Pferdezucht lästigen Bestimmungen ihres Gründers in Fortfall; es giebt heute in Rußland zahlreiche Trabergestüte, welche von dem Orlowblut zehren, trotzdem hat sich indessen der wohlbewährte Ruf der in Chrenowoji selbst gezogenen Pferde immer noch mit Recht behauptet.

Der Orlowtraber erscheint auf den ersten Blick zwar als ein recht stattliches, hochbeiniges Pferd von ca. 170 cm Höhe, indessen läßt die äußere Erscheinung kaum auf eine außerordentliche Leistungsfähigkeit schließen. Der Kopf ist ziemlich plump, in der Nase häufig gebogen, der Hals schön aufgesetzt, die Brustdimension nicht sonderlich bedeutend, der Rücken selten sehr straff, sondern lang und weich; die Kruppe gesenkt und schwach; die Beine sind keineswegs hervorragend kräftig, Schweifhaare und Mähne sehr lang. Aber das Tier gewinnt in dem Augenblick ein anderes Aussehen, in dem es in Aktion geht — man muß einen Orlow traben gesehen haben, um zu begreifen, was Trab ist: bei allen Anzeichen eines lebhaften Temperaments arbeitet er mit dem Gleichmaß einer Maschine.

Die Gestütschronik von Chrenowoji erzählt einen Fall, der — wenn er auch vereinzelt dasteht — doch für die Ausdauer der ersten Orlowtraber höchst charakteristisch ist: Im Jahre 1815 wollte der Zar Alexander I. von dem Gestüt aus eine Tour nach dem Orte Tschesme machen, und es war dem Allerhöchsten Herrn dazu ein Dreigespann gestellt worden: ein Orlow in der Gabel, zwei englische Vollblüter als Wildbahnpferde zu dessen Seiten. Der Weg war schlecht, die Entfernung betrug dreißig Kilometer. Auf der Hinfahrt schon stürzten die beiden, neben dem Traber galloppierenden Engländer tot zusammen, der Orlow aber brachte nach zweistündigem Aufenthalte in Tschesme, und nachdem ihm zwei andere Genossen zugesellt waren, den Zaren wieder nach Chrenowoji zurück und kam wohlgemut und frisch im Gestüt an, während die neuen

*) Nach anderen Quellen soll der Smetanka in Morea bereits 1775 von Graf Orlow angekauft worden sein.

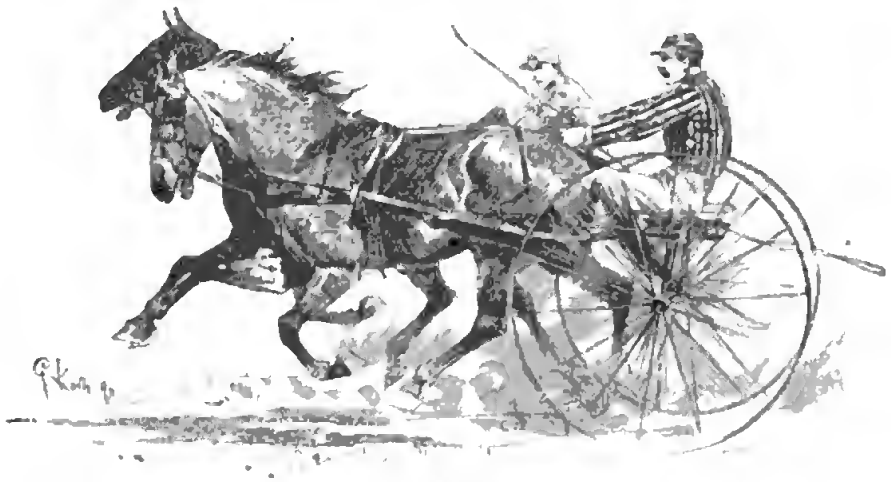
Wildbahnpferde den ersteren in den Pferdehades nachgefolgt waren.

Auf die thatsächliche Schnelligkeit der heutigen Orlows komme ich später noch eingehender zurück; ich möchte hier nur erwähnen, daß die mir bekannte beste Leistung auf der drei Werstdistanz (3208 Meter) in 4 Minuten 58 Sekunden erzielt wurde.

Später als Rußland, aber mit staunenswerten Erfolgen, ist Nord-Amerika in die Reihe derjenigen Staaten eingetreten, in denen die Zucht des Traberpferdes rationell betrieben wird — in denen die Trabrennen sich zu einem selbständigen Sport und zu einer wesentlichen Stütze der Zucht entwickelt haben.

Die amerikanische Traberrasse ist auf Traber ebenso *vererbt*, wie es bei den Orlows der Fall ist. Es erscheint bezeichnend, daß auch Erfolge italienischer Züchter, welche in dem letzten Jahrzehnt streng nach amerikanischen Prinzipien arbeiten, in hohem Grade für diese Vererbungsfähigkeit sprechen. Jedenfalls ist in Amerika im Lauf weniger Jahrzehnte eine Halbblutzucht entstanden, welche ihre Prüfung ausschließlich im Rennwagen erhält und die wahrscheinlich über kurz oder lang für die Traberzucht der ganzen Welt vorbildlich werden wird: die Resultate der amerikanischen Trotters auf allen Trabrennbahnen weisen darauf hin.

Auch einen gut gezogenen amerikanischen Traber, dessen Pedigree vielleicht unmittel-



Orlowtraber.

eine ganz andere Blutmischung zurückzuführen, als die der Orlows. Der Trotter der Union ist ein Nachkomme englischer Vollbluthengste und einheimischer Stuten; die besten Traber führen — in mehr oder weniger verbürgter Weise freilich — ihren Stammbaum auf den berühmten Hengst Messenger zurück, der Ende des vorigen Jahrhunderts nach Amerika exportiert wurde. Jedenfalls sehen wir hier die unzweifelhafte, immer wieder hervortretende Bedeutung des englischen Vollblutes klar vor Augen.

Obwohl es noch immer von manchen Seiten bestritten wird, kann man doch kaum umhin zuzugeben, daß die amerikanischen — besonders die auf den Wiesen von Tenessee und Kentucky gezogenen — Traber heute eine einheitliche Rasse repräsentieren, eine Rasse, in welcher sich die Eigenart der bar auf den großen Enkel Messengers, auf den berühmtesten aller amerikanischen Deckhengste Hambletonian, genannt Rysdyks Hambletonian, zurückführt, wird man freilich vom hippologischen Standpunkt nicht immer ein vollendet schönes Pferd nennen können. Der Kopf ist häufig etwas plump, der Hals erinnert an den Hirschhals, der Rücken ist unverhältnismäßig lang, die Schultern sind selten tadellos geformt, die Vorhand erscheint oft sehr niedrig — aber diese Tiere weisen auf der Rennbahn Leistungen auf, welche man noch vor einigen Dezennien für ganz unmöglich gehalten hatte. Während es im Jahre 1865 noch allgemeines Staunen erregte, als Goldsmiths Maid die englische Meile (1523 Meter) in 2 Minuten 26 Sekunden lief, legte Trinket dieselbe Strecke 1879 in 2 Minuten 19¾ Sekunden und

Ruſſiſches Dreigeſpann.

Maud S. 1885 in nur 2 Minuten 8¾ Sekunden zurück!

Wie das Vollblut im klaſſiſchen Flachrennen ſeine Prüfungen ablegt, wie die letzteren für ſeine Beurteilung unentbehrlich ſind, ſo bedarf die Traberzucht, um ihre Leiſtungen darthun zu können, des Trabrennens: Der Traberſport iſt daher von der allerhöchſten Bedeutung, wenn er — in die richtigen Bahnen gelenkt — die Züchter des edlen Halbbluts anſpornt und unterſtützt.

Die Organiſation unſerer Trabrennen beruht zum großen Teil auf den Turfgebräuchen Nordamerikas, und es iſt daher von beſonderem Intereſſe, ja für ihr Verſtändnis faſt unbedingt erforderlich, die letzteren etwas näher kennen zu lernen: ſelbſt dem auf dem grünen Raſen im übrigen wohlbewanderten Sportfreund treten bei den Trabrennen mancherlei andere Bezeichnungen entgegen, welche nicht ohne weiteres klar ſind.

Jede amerikaniſche Traberbahn — und es giebt in der Union deren einige hunderte — beruht auf dem Normalmaß einer engliſchen Meile. In der Mehrzahl der Fälle iſt die zu durchlaufende Strecke auch nicht größer als eine Meile, um aber dem Zufall vorzubeugen, der bei einem einzelnen Rennen über eine ſolche Strecke ein Pferd ungerecht beglücken könnte, muß jedes Pferd mehrere mal die Meile durchlaufen, ehe es ſeinen Preis erhält; jedes einzelne dieſer Teilrennen wird dann als „heat“ bezeichnet. Kämpfen zwei Pferde um den Preis, ſo werden meiſt drei heats gelaufen und dasjenige Pferd iſt der Sieger, welches zwei oder alle drei heats gewann: man ſpricht in dieſem Fall von einem Rennen „best 2 in 3“; iſt das Feld ſtärker, ſo ſetzt ſich das Rennen gewöhnlich aus fünf heats zuſammen und es iſt dann dasjenige Pferd, welches von dieſen heats drei gewann, Sieger in dem „3 in 5“ Rennen. Die geringſte Zeit, welche ein Traber brauchte, um eine Meile, ein heat, zurückzulegen, wird his best record genannt; wenn der Amerikaner alſo von ſeiner bisher unübertroffenen Maud S. ſpricht, ſo bezeichnet er ihre höchſte Leiſtung als 2 Minuten 8¾ Sekunden, oder kurzweg als 2 : 8¾ Rekord. Auf Grund dieſer Rekords teilt man die Traber in verſchiedene Klaſſen ein: man ſpricht von einer 2 : 35, einer 2 : 30, einer 2 : 20, einer 2 : 16 Klaſſe und nennt z. B. einen 2 : 20 Trotter ein Pferd, welches bereits einmal bei einem öffentlichen Rennen ſein heat in 2 Minuten 20 Sekunden lief. Nach Maßgabe der in dieſer Weiſe feſtgelegten Rennerfolge finden dann auch die amerikaniſchen Trotter und deren Nachkommen Aufnahme in das „American Trotting Register“, in welchem zur Zeit bereits gegen 6000 Traber eingezeichnet ſind — darunter, wenn ich nicht irre, über 150 „Flieger“, welche der 2 : 20 Klaſſe angehören oder noch höher ſtehen.

Faſt gleichzeitig hat der Traberſport in Wien und Berlin Wurzel geſchlagen. In Öſterreich bildeten Trabwettrennen zwar bereits ſeit Jahrzehnten ein beliebtes Vergnügen — in Linz und zumal in Wien ſelbſt — indeſſen hat ſich der Sport als ſolcher doch erſt ſeit der 1874 vollzogenen Gründung des Trabrenn-Vereins organiſiert, in deſſen Vorſtand von vornherein zahlreiche Mitglieder des hohen Adels — Fürſt Lamberg, Graf Hunyady, Graf Stockau, Graf Wolkenſtein u. a. — ſaßen. Im deutſchen Reiche wurden unſeres Wiſſens die erſten wirklichen Trabrennen zu Hamburg und bald darauf im Sommer 1878 zu Weißenſee bei Berlin abgehalten, nachdem kurz

vorher der „Berliner Traber-Club" zur Förderung der Pferdezucht in Deutschland, zur Hebung der Fahrkunst, zur Verbesserung des Berliner privaten und öffentlichen Fuhrwesens ins Leben getreten war. Damals ahnten selbst diejenigen, welche dem neuen Unternehmen die größten Hoffnungen entgegenbrachten, kaum, wie schnell und zu welcher Bedeutung sich gerade die Trabrennen in der Reichshauptstadt entwickeln würden.

Es war freilich eine stürmische Jugendzeit, welche der Trabersport auf der Weißensee'er Bahn erlebte. Die Aristokratie, die Sportsmen von Ruf standen ihm kühl bis ins Herz hinein, im besten Falle abwartend gegenüber — man zuckte wohl ein wenig spöttelnd über den Pferdehändler- und Schlächtersport „da draußen" die Achseln: Schlächtersport, sintemalen die Berliner Großschlächter von altersher auf flotte, gute Gespanne hielten, und sich unter den Gründern des neuen Unternehmens eine ganze Anzahl Männer vom blutigen Berufe befanden. Auch ging es auf der Bahn bisweilen wild genug her, es war nicht gerade stets die Creme der Gesellschaft, die sich damals in Weißensee ein Rendezvous gab, und wenn die Entscheidungen über den Verlauf eines Rennens dem lieben Publikum nicht recht paßten, dann tobte es wohl einmal, daß es nur so seine Art — oder vielmehr keine Art hatte. Man kann das alles, ohne der Sache zu schaden, heute anstandslos erwähnen, denn jene Zeiten sind, hoffentlich für immer, überwunden.

Und der gesunde Kern der Sache rang sich durch alle Mißhelligkeiten, durch Spott und Mißachtung, durch die Thorheiten mancher Beteiligten schnell genug hindurch. Schon am Schluß der Campagne des zweiten Jahres verfügten die Mitglieder des Klubs über 86, zum Teil recht gute Rennpferde — es waren Traber darunter, wie Nagard, Tiger, Wolakita — der Klub konnte bereits gegen 50 000 Mark auf seine Preise verwenden und hatte im Jahre 1879 über 70 Rennen laufen lassen. Es war dies immerhin ein recht erfreulicher Anfang und erschien auch schon einzelnen auswärtigen Traber-Sportsmen bedeutsam genug, um in den nächsten Jahren mit ihren Pferden auf der Weißensee'er Bahn zu erscheinen.

Indessen waren es fast zunächst nur russische Traber, welche in Berlin die Preise bestritten, und erst von der Einführung amerikanischer Pferde datiert der große Aufschwung, den der Berliner Trabersport nahm. In Berlin war es zuerst, wo die vielbestrittene Überlegenheit des Trotters vor dem Orlow klar hervortrat, von Berlin aus ging Herrn Ehrichs Polly mit seinem trefflichen Trainer und Fahrer Raymer nach Moskau, um dort an der Heimatsstätte des russischen Nationalsports die besten Pferde, welche das Zarenreich ihr entgegenstellen konnte, glänzend zu schlagen. In der ersten Juliwoche 1889 holte sich die ausgezeichnete braune Stute spielend den Kaiserpreis, indem sie ihre sämtlichen Gegner distanzierte, die Distanz von $4^1/_2$ Werst, gleich 4800 Metern in 7 Minuten 34 Sekunden zurücklegte und damit einen Durchschnittsrekord von $1 : 34^3/_5$ auf den Kilometer erlangte. Am 14. Juli stand der große Preis von Moskau mit 6000 Rubeln auf dem Programm, und der erste Erfolg Pollys hatte bereits derart niederschmetternd gewirkt, daß die vierzehn russischen Traber, welche ihn bestreiten wollten, vor dem Kampf zurückgezogen wurden: es traten nur zwei Kämpfer in die Schranken, die Stute des Herrn Ehrich und Blue Bell, die Vertreterin des Mariahaller Gestüts. Der große Preis

Trabrennen.

von Moskau, das wertvollste Trabrennen Rußlands, wurde derart zu einem Matsch zwischen zwei amerikanischen Pferden in deutschen Händen! Polly siegte in 7 : 29 und übertraf mit dieser Leistung diejenige Wynns, der bisher wohl als der erfolgreichste russische Traber gegolten hatte, im Jahre vorher auf der gleichen Distanz von $4^1/_2$ Werst um $6^1/_2$ Sekunden. Die Siege der Amerikanerin sind aber um so höher anzuschlagen, als ein wesentlicher Unterschied zwischen der Art des Starts auf russischen und amerikanischen Bahnen besteht: in Amerika ist nämlich der Start ein sogenannter „fliegender" — das Pferd befindet sich bereits im vollen Trab, wenn es den „Ablaufposten" passiert, während der Start auf russischen Bahnen „stehend" ist — das Pferd darf erst zu traben beginnen, wenn es den Pfosten erreicht; in diesem Augenblick werden erst die Zeitmesser, deren man zur genauesten Berechnung des Rekords auf jeder Bahn bedarf, in Gang gesetzt. Es wird jetzt auch von russischer Seite, wenn auch widerwillig, die Überlegenheit der amerikanischen Trotters, selbst auf größere Distanzen, anerkannt werden müssen. —

Seit dem vergangenen Jahre hat sich in Berlin selbst eine entscheidende Wendung in den Verhältnissen des Trabersports vollzogen, nachdem derselbe sich inzwischen auch an zahlreichen anderen Orten Deutschlands (vor allem ist hier Frankfurt a/M. zu nennen) ein dauerndes Heimatsrecht erworben hatte.

Eine Anzahl bekannter Sportmänner entschloß sich nämlich unter engerem Anschluß an den Unionklub, bei Charlottenburg eine neue, allen Anforderungen der Zeit entsprechende Rennbahn zu schaffen, um dem Trabrennen endgültig die ihm in der Reichshauptstadt gebührende Stellung zu geben. Diese neue Bahn, vollständig nach amerikanischem Muster: nicht mit Rasengeläuf, sondern in der Art einer weichen Chaussee hergestellt, ist im Sommer 1889 eröffnet worden und hat bereits die hervorragendsten Traber des ganzen Kontinents in ihren Schranken gesehen.

„Kutscher, fahren Sie mich nach Westend-Trabrennbahn!"

Es ist herzlich weit hinaus vom Centrum der Stadt bis nach der entlegenen, allerdings auch mittelst Pferdebahn und Stadtbahn zu erreichenden Villenvorstadt. Das Zauberwort „Trabrennen" ruft aber trotzdem auf dem Gesicht jedes Droschkenkutschers erster Güte ein sonniges Lächeln hervor: da ist er gewissermaßen beteiligt, er fühlt sich als Mann vom Fach! Schneller als gewöhnlich fliegt die Decke vom Pferderücken, höflicher als gewöhnlich faßt er an die Hutkrempe und es soll mich gar nicht wundern, wenn er vielleicht fragt: „Können der Herr mir vielleicht sagen, ob die Polly geht?" Auf die Polly schwört er nämlich und hofft sicher, sei es auch nur durch eine Zaunlucke, ein Stück von ihrem Schweife beim Starter vorüberziehen zu sehen.

Der Weg, der uns nach der Bahn der „Trabrenngesellschaft Berlin-Westend" hinaufführt, ist derselbe, welcher die benachbarte Bahn des Vereins für Hindernis-Rennen zum Zielpunkt hat: es ist die Charlottenburg-Spandauer Chaussee. Aber die Gesellschaft, der wir auf diesem Wege, wenn wir uns der Bahn nähern, treffen, ist eine wesentlich andere, als diejenige, welche ich in meinem Artikel „Über die Hürden"*) zu skizzieren versuchte. Der Trabersport sammelt auch heute noch, obwohl sich das Interesse der Aristokratie und besonders des Offizierkorps an ihm zusehends steigert, die Kreise seiner Hauptverehrer vorwiegend aus dem Bürgerstande. In langen Kolonnen pilgern die buntgemischten Scharen hinaus, Vatern mit Muttern an dem einen, mit einem anmutigen Freßköberchen womöglich an dem andern Arm, Gevatter Schneider und Handschuhmacher und solche die es werden wollen. Unter den Fuhrwerken überwiegt die Droschke und die bürgerliche „Equipage", deren dickbäuchige Grauschimmel es nicht verleugnen können, daß sie sonsten vor einem Bretterwagen gehen oder voll lobesamen Fleißes Mehlsäcke vom Bahnhof abholen. Ab und zu sieht man freilich auch ein besseres Gespann, einen eleganteren Wagen — den hübschen Amerikain des Schlächtermeisters aus der Potsdamerstraße mit zwei tadellos aufgeschirrten Braunen davor, das Coupé des reichen Rentners aus Berlin W., ein treffliches Gespann aus der Filiale der russischen Krongestüte, den Gig des Börsianers oder den einfach-eleganten Juckerzug eines Gardedragoners. Am Stadt-

*) Siehe Velhagen & Klasings Neue Monatshefte IV. Jahrgang, Heft 1.

bahnhof Westend ergießt sich ein neuer Strom von Fußgängern in das Gedränge — bei den ersten Straßen der hübschen Villenkolonie biegen wir links ab und sind in wenigen Minuten, an dem Riesenbau der Wasserwerke vorüber, auf der kiefernumsäumten, mit allem Komfort eingerichteten Rennbahn.

Polly, amerikanischer Traber.

Wir kommen just zur rechten Zeit — es steht ein interessantes Rennen mit einigen zwanzig Unterschriften auf dem Programm, und die Fahrer zeigen ihre Farben bereits auf der Bahn: da steht Freiher von Gienanths prächtige Fuchsstute Rosemont im Sulky, Destro, der dreijährige Hengst der Società Antenore, erprobt sein Gangwerk, und die blaue, weißbesternte Jacke des Gestüts Mariahill ist gar dreimal vertreten. Drüben an dem hübschen Holzbau des Richterpavillons steht der Vorstand: Rittmeister von Auerswald, Graf Kalkreuth, Herr Mosino — um uns wogt vor den gutgefüllten Tribünen, vom Totalisator zu den Pfosten zurückflutend, eine erwartungsvolle, erregte Menge. Da fällt auch schon die rote Flagge des Starters und im ebenmäßigen Trabe legen sich die Tiere aus, die blauweißgestreiften Farben des Herrn von Gienanths voran.

Weit vorgebeugt, die Füße nach vorn gestemmt, die Zügel fest in den Händen sitzen die Fahrer im Sulky, jede Chance des Weges erspähend. Die leichten Gefährte sausen dahin — noch wird keine Peitsche gerührt. Erst an der Gewinnseite wird der Kampf lebhafter, die blaugesternten Jacken von Mariahill tauchen in erster Linie auf, auch Prinz Galitzins Dogonai erscheint im Vordertreffen, aber Rosemont hält sich wacker.

„Ein Hurrah für Rosemont!“

„Oho — zu früh! Der Italiener kommt auf .... da — da .... die braunrote Kappe . . .“

„Nein! Rosemont! Ein Hurrah für Rosemont!“ wiederholt der enthusiastische Gönner stürmisch.

Und ein „Hurrah für Rosemont!“ tönt es diesmal aus hundert Stimmen, denn die Fuchsstute hat wirklich gehalten, was man sich von ihr versprach. Der Zielrichter erklärt sie zum Sieger, teilt seine Entscheidung dem Sekretär mit, der für die sofortige Bekanntmachung derselben Sorge trägt, während der Zeitrichter die Zeit feststellt, welche der Sieger und das zweite Pferd vom Startzeichen bis zum Passieren der Ziellinie gebrauchte: er entscheidet über deren Rekord.

„Rosemont — hab ich's euch nicht gesagt, daß Rosemont sie alle tot macht!“ jauchzt hochaufatmend der Enthusiast und eilt zu dem Totalisator, um den Gewinn in Sicherheit zu bringen.

Die Gruppe seiner Freunde bleibt kopfhängerisch stehen. „Schulze hat immer 'nen feinen Tip!“ meint endlich einer trübe und holt aus seiner Hosentasche eine handvoll

Goldstücke hervor, um sich seinen Einsatz für das nächste Rennen zurecht zu legen.

„'neu feinen Tip!“ lacht der zweite höhnisch. „Schulze kauft sich seinen Tip für zehn Pfennige.“ Er meint die für jeden Renntag von einem Berliner Sportblatt herausgegebene Tippzeitung, in welcher die nach den Ansichten der wohlweisen Redaktion chancenreichsten Pferde dem lieben Publikum kund und zu wissen gethan werden. „Keine Ahnung hat Schulze. Er kann 'nen Maulesel nicht von 'nem Trotter unterscheiden. Woher denn auch! Hat in seinem Leben kein vierbeiniges Tier sein eigen genannt.“

„Aber Glück hat er — das muß wahr sein!“

Dicht an der Tribüne stehen zwei ältere

Favorit und Kritiker.

Herren, die sich vornehm reserviert halten. Man sieht es ihnen an, daß sie Habitués des klassischen Sports sind.

„Nun, gereut es Sie, heute mit herausgekommen zu sein, lieber Baron? Das war doch ein prächtiges Rennen soeben.“

Der andere streicht sich bedächtig den grauen Vollbart. „In der That, das war es. Aber ich kann die Befürchtung doch nicht los werden, daß man die Bedeutung der ganzen Geschichte überschätzt, daß sie unseren Zielen wenig frommt. Haben Sie unter all den Tieren etwas für die Zucht wirklich Geeignetes gesehen? Ich verd— wenig. Der Trotter ist ein Kunstprodukt, dem das Fundament fehlt.“

„Oho, Sie schütten das Kind mit dem Bade aus, bester Freund. Lassen Sie erst einmal noch zehn Jahre ins Land gehen und Sie werden anders urteilen.“

„Wer weiß? Ich halte vorläufig all das schöne Geld, das hier auf die Preise verwendet wird, für ziemlich fortgeworfen und das ist doppelt schade, weil diese großen Summen uns für die Vollblutzucht dreifachen Segen bringen könnten, wenn sie etwa in Hoppegarten bestritten würden.“

„Lassen Sie nur hier erst wirkliche Zuchtrennen zur Aufstellung gelangen, wie es beabsichtigt ist, lassen Sie damit das Interesse der Trabrennstallbesitzer sich mehr auf den Import von Zuchtmaterial hinlenken und der Segen wird nicht ausbleiben.“

„Hm! Sie sehen sehr rosig in die Zukunft. Heute liegt die Sache jedenfalls so, daß irgend ein Herr tel et tel, irgend ein unternehmender Italiener meinetwegen, nach Amerika reisen und für 60—70 000 Mark dann bei uns so ziemlich für alle Rennen einen Flieger kaufen könnte, dessen Sieg tote Gewißheit wäre. Und diese Flieger sind, Sie wissen es, überwiegend Wallachen — wollte er durchaus einen Hengst oder eine Stute von gleichem Rekord drüben erstehen, so müßte er das Doppelte oder Dreifache bezahlen. Er wird sich hüten — was frommt aber ein Wallach unserer Zucht?“

„Deshalb müssen mindestens von den Zuchtrennen, in denen ich überhaupt die Zukunft unseres Trabersports sehe, die Wallachen ausgeschlossen werden. Ja, ich gehe so weit, daß ich alle größeren Rennen, Handicaps

Petrarcas Laura. Nach dem Gemälde von Conrad Kiesel.

vielleicht ausgenommen, für Stuten und Hengste reserviert wissen will!“

„Topp, mein Freund! Damit bin ich einverstanden, und Sie haben im voraus für alle derartigen Anträge meine volle Unterstützung. . . . .“

Polly-Handicap steht für die nächste Nummer auf dem Programm, und schon der Name Polly ruft in den Reihen des Publikums helle Begeisterung hervor. Von den Tribünen und dem ersten Platz aus wallfahrt es zum Totalisator und wer das besondere Eintrittsgeld zum Totalisatorraum von zehn Mark nicht erlegen will, leistet sich das Vergnügen einer kleinen Privatwette mit irgend einem guten Freunde. Am Totalisator wird auf Westend die musterhafteste Ordnung gehalten, und der steigende Erfolg der jungen Bahn, die sich, allmählich aber sicher, immer mehr Freunde unter den besten Kreisen der Hauptstadt gewinnt, ist nicht zuletzt auf diese straffe Ordnung, auf den Ausschluß aller irgend zweifelhaften Elemente zurückzuführen.

Die Sulkys fahren zur Waage, wo die Fahrer zugleich auch, wenn erforderlich, ihre Platznummer ziehen, deren Reihenfolge dann sofort dem Starter mitgeteilt wird. Das Pollyhandicap ist diesmal für eine Minimaldistanz von 3200 Meter (zweimal die Bahn) aufgestellt, ladet alle Pferde, welche in den letzten zwei Jahren einen Rekord von mindestens 1:38 für den Kilometer gezeigt haben, und bietet dem Ersten 2000 Mark, dem Zweiten 700 Mark, dem Dritten 300 Mark als Preis. Die berühmte Ehrichsche Stute ist auf 3425 Meter gehandicapt worden — kluge Leute sagen voraus, daß sie das ihr zugemessene Mehr trotz ihres außerordentlichen Gangwerks so leicht nicht erledigen wird, aber das Gros schwört trotzdem auf sie. Und sie hat gefährliche Konkurrenten: da ist der braune Hengst Grandmont und der Conte Rosso der Società Antenore, da sind des trefflichen Gestüts Mariahall Wallache Watt und Capt. George, da ist Rosemont und Herrn Barthels Bulatnaja, da waren — aber wozu die einzelnen Namen aufzählen, wir wollen hier ja nicht ein einzelnes bestimmtes Rennen beschreiben, sondern ein Bild des Ganzen in großen Zügen geben.

Auf den unteren Plätzen drängen sich die Tausende nach vorn — hier zeigt es sich so

Fachleute vom letzten Platz.

recht, in welchem Maße das Trabrennen für Berlin zu einem Volksvergnügen geworden ist. Man kann wohl sagen, daß die beiden Trabrennbahnen sich mit der Bahn des Vereins für Hindernisrennen in die Gunst der breiteren Schichtung der Bevölkerung teilen, während dieselbe den klassischen Rennen zu Hoppegarten weit kühler gegenübersteht. Wir treffen daher hier eine ziemlich gleiche Mischung der Zuschauermenge, wie bei unserem Besuch der Hindernisrennen, indessen trägt die Masse doch einen leichten Stich, ich möchte fast sagen: ins Technische. Auf die Hindernisbahn zieht die Lust am flotten, schneidigen Wagen, die Freude an dem kühnen Reiten unserer Kavallerieoffiziere unsere lieben Berliner, die Trabrennbahn lockt die Zehntausende, welche in irgend einer Beziehung zu irgend einem Fuhrwerk stehen oder eine solche Beziehung zu besitzen — sich einbilden. Der Budiker und der Droschkenkutscher, der frühere Kavallerist und der ehemalige Trainsoldat, der Mann der Pferdebahn und des Omnibus, der herrschaftliche Kutscher und der kleine selbständige Fuhrherr — sie alle machen gar zu gern einmal einen Nachmittag „blau“ und wallen hinaus nach dem gelobten Felde von Weißensee oder Westend, um für wenige Nickel ihr Herz an „ihrem“ Sport zu erfreuen. Wie sie es sind, die an den Sonntagen dem Altmeister Renz vom hohen Olymp seines neuen Riesencirkus aus zujubeln — das dankbarste aller existierenden „Publikummer“ —, so füllen sie hier den letzten Platz und jubeln sie, wenn der

wackere Raymer mit seiner Polly um die Siegespalme kämpft, so jubeln sie schließlich auch, wenn die brave Stute einmal einem anderen Pferde den ersten Platz lassen muß. Für sie liegt freilich vielleicht noch ein höherer Reiz in der nächsten Nummer des Programms: in dem Equipagenfahren!

„Juste, wenn ick Dir eenmal so in 'ne eigne Eklipage setzen könnte," meint der Vorkosthändler aus der Rosenthalerstraße zu seiner wohlbeleibten Ehehälfte, „ick jebe, ick weeß nich wat, drum — un wenn's 'ne Weiße mit 'ner Strippe sein müßte."

Und die behäbige Madame mustert doppelt aufmerksam die leichten Zweispänner, die jetzt in die Bahn rollen, und kritisiert scharf jedes einzelne Gespann. Wer weiß, vielleicht denkt sie: „Was nicht ist, kann noch werden!" und sie hat so unrecht nicht. Wenn sie nach den Logen drüben hinüberlugt, wird sie vielleicht manche stattliche Frau sehen können, die es sich einst, als sie „Jauersche" und Eisbeine verkaufte, auch nicht träumen ließ, daß sie dereinst zu den regelmäßigen Besucherinnen des grünen Rasens gehören und selbst ein paar flotte Jucker im Stall haben würde.

Auch auf den Tribünen ruft das Equipagenfahren eine neue Aufregung hervor. Hier thun sich einige Damen zusammen, um einen ihrer Ehemänner mit dem von ersparten Wirtschaftsgroschen gesammelten Fonds zum Totalisator zu entsenden, dort berät eine kleine Gruppe von Potsdamer Gardeoffizieren eifrig die Chancen der einzelnen Gespanne. Neuerdings finden sich die Vertreter des Hindernissports äußerst häufig auf der Traberbahn ein, und es ist das in gewisser Beziehung leicht erklärlich; die Endzwecke des Trabersports begegnen sich mindestens teilweise mit denen des in unserer Armee gepflegten Sports, beide wirken in der günstigsten Weise gerade auf die Hebung der Zucht des edlen Halbbluts ein, und beide sind umgekehrt auf die letztere angewiesen Zudem erscheinen, ich habe es schon einmal betont, in Berlin und in dessen Nachbarresidenz gerade die Reiteroffiziere als die berufensten Vertreter des Fahrsports im allgemeineren Sinn — sie sind es zumeist, welche uns wirklich elegante, chik zusammengestellte Gespanne vorführen und sie zu fahren verstehen. Es ist kennzeichnend, daß jüngst eine Anzahl der vornehmsten Herren — der Bruder Ihrer Majestät, Herzog Ernst Günther, Allen voran — auf der Trabrennbahn mit ihren Viergespannen um den Sieg rangen.

Die Bedingungen für das „Equipagenfahren" sind seitens der Trabrenngesellschaft Westend meines Erachtens recht zweckmäßig aufgestellt. Es ist ein Herrenfahren, Pferde im Händlerbesitz sind ausgeschlossen, und alle Traber, welche die Ehrenpreise bestreiten, müssen in den letzten vier Wochen im Privatfuhrwerk gegangen sein, dürfen auch im laufenden Jahre kein Rennen im Sulky gewonnen haben. Die Distanz beträgt 2400 Meter.

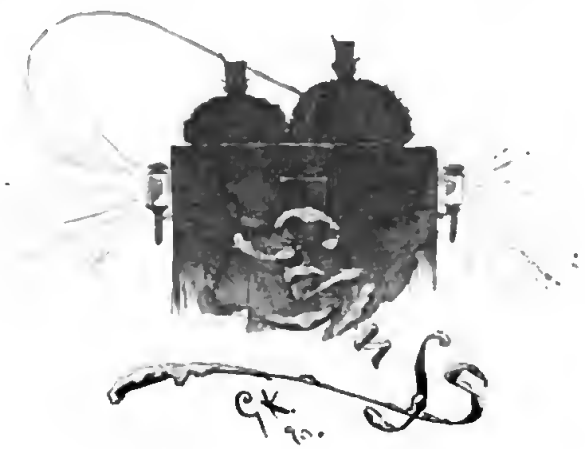
Es ist wirklich ein Vergnügen, die edlen Tiere vor den leichten Vierrädern zu sehen: Capt. George's Rapphengste Othello und Zigan etwa, Herrn Heralds Schwarzgespann Barchatni und Kotschet oder die beiden Amerikaner, welche das Gestüt Mariahall einspannte, die Fuchsstute Vanburen Girl und die famose braune Stute Lyssander Belle. Für den Sportsman bietet solch Equipagenfahren freilich weniger thatsächliche Anregung, aber auch er kann sich der Freude über das exakte Gangwerk der trefflichen Pferde, über ihre geschickte Führung nicht entziehen. Die Flagge fällt, und vorwärts brausen die Gespanne im weitausgreifenden, ebenmäßigen Trab. Nicht in Galopp fallen, gilt es auch hier: ein Pferd, welches nicht reinen Trab geht, ist an sich preisverlustig, und jedes Pferd, welches in Galopp fällt, ist durch den Führer sofort wieder in Trab zu bringen, wenn das Gespann nicht distanziert werden soll. Dadurch unterscheiden sich unsere Trabrennen so wesentlich von den Kämpfen in den Arenen des Altertums — dort jagten die Gespanne in rasender Karriere durch die Bahn, hier gilt es, im scharfen, gleichmäßigen Gange unter sorgfältiger Vermeidung jedes Zusammenstoßes die Gewinnseite zu erreichen; dann aber muß das vorderste Gespann bei Gefahr des Preisverlustes denselben Abstand von der inneren Seite der Bahn behalten, den es selbst beim Einlauf gewählt hatte, während die rückwärtigen Konkurrenten die vorderen, welche in den einmal gewählten geraden Linien zu bleiben verpflichtet sind, passieren können, wie sie wollen — vorausgesetzt, daß auch sie kein anderes Gespann dadurch behindern.

„Herald's Rappen .... da ... die dunkle Jacke, sind voran! ...." „Ernst's Talisman galoppiert, seht nur ... da, noch einmal! ..." „Unsinn, der Fahrer hat sie sicher in der

Hand. . . .“ „Nein, die dunkelrote Jacke . . . Das ſind die Hengſte von Capt. George!“ ſo ſchwirrt es durcheinander. „Jetzt kommt Mariahill auf! Natürlich, ich hab's ja gleich geſagt — die Amerikaner machen's! . . . .“ „Kein Gedanke . . . Kotſchet und Barchatni gewinnen.“

Jetzt iſt die blaue Jacke von Mariahill wirklich weit voran — ſpielend haben die beiden Stuten ihre Arbeit gethan und die Konkurrenten einen nach den andern abgeſchüttelt. Unter dem Hurrah des Publikums fährt das ſchöne Geſpann durch die Linie zwiſchen den Gewinnpfoſten, um ſich dann dem Abwieger zu ſtellen.

Alſo ein Tag auf Weſtends Trabrennbahn — auf der Stätte, von welcher, wenn nicht alles trügt, für Deutſchland eine neue Aera des Traberſports ausgeht, deren Nachwirkungen ſich gewiß für unſere geſamte Pferdezucht, für unſer ganzes Fuhrweſen in der ſegensreichſten Weiſe fühlbar machen werden. Sichtbare Erfolge kann man freilich nicht von heute zu morgen erwarten, und es gehört dazu weit, weit mehr als jenes bloße Intereſſe, welches ſich in dem Beſuch der Rennbahnen kundthut. Es gehört dazu eine kräftige Unterſtützung des Staates, eine emſige Mitarbeit vor allem derſelben einflußreichen Faktoren, welche in unſerem Vaterlande für die Hebung der Vollblutzucht ſchon ſo viel gethan haben — es gehört ein einmütiges Zuſammenwirken aller der Kreiſe dazu, die an der Pferdezucht und an unſerem Fuhrweſen ihrer Stellung, ihrem Beruf, ihrer Neigung nach Anteil nehmen. Ein wichtiger Schritt nach vorwärts iſt in dieſer Richtung gerade in der allerletzten Zeit geſchehen, indem ſeitens der größeren Trabrenn-Vereine Deutſchlands eine Enquete-Kommiſſion, aus dem um den geſamten Sport ſo hochverdienten Major Grafen von Bismarck als Vorſitzenden, den Herren Moſino und Prince-Smith als Mitgliedern beſtehend, gewählt wurde, deren Aufgabe die Ausarbeitung und Aufſtellung eines einheitlichen Programms für die Trabrenn-Vereine unter ganz beſonderer Berückſichtigung der Landespferdezucht iſt. Wie bedeutſam die Trabrennen für die Intereſſen der Pferdezucht werden *können*, beweiſt vielleicht am beſten die Thatſache, daß auf der Bahn von Weißenſee in der Kampagne von 1889 an Geldgewinnen 449 700 Mark, auf Weſtend, deſſen Saiſon erſt am 15. September eröffnete, 156 750 Mark beſtritten wurden, und daß von den hervorragenderen Rennſtallbeſitzern ſich auf dieſen beiden Bahnen allein Herr G. Barthel 55 400 Mark, Herr Ehrich 56 900 Mark und das Geſtüt Mariahall 56 700 Mark errangen. Wenn die Abſichten der leitenden Kreiſe wirklich zur Ausführung gelangen, wenn es zugleich gelingt zu verhindern, daß Privatſpekulation unter der falſchen Flagge „idealer Pferdezüchter“ die Trabrennen geſchäftsmäßig exploitieren, werden wir nicht in fünf, vielleicht auch noch nicht in zehn — gewiß aber in zwanzig, dreißig Jahren die ſegensreiche Wirkung des heutigen Strebens ſichtbar vor Augen haben.



Herbſt in der Mark.

Von Ernſt Behrend. (Abdruck verboten.)

Altweiberſommer zieht über Land,
Über die märkiſche Heide,
Und knüpft an Strauch und Stoppel ſein Band
Von weißer Marienſeide.

Altweiberſommer! — Und doch die Zeit,
Da die drallen märkiſchen Dirnen
Glückäugeln in Frühlingsſeligkeit,
Glühend an Wangen und Stirnen.

Altweiberſommer! — Und doch wie im Lenz
Ein blumigbuntes Flirren.
Schon ſieht man aus der Reſidenz
Die blitzblanken „Maikäfer“ ſchwirren.

Die Garde rückt zum Manöver aus.
Hier kommen Küraſſiere
Und hier Huſaren, Dragoner ins Haus,
Grenadier' und Füſiliere.

Der Schulze ſteht am Hofthor Wacht.
Sein Wilhelm hat's beizeiten
Zum höchſten Grad der „Gemeinheit“ gebracht,
Zur Charge des Gefreiten.

Nun ſpäht der Alte ſtolz nach dem Sohn.
Die Mädels und die Jungen,
Die ſind, eine luſtige Schwadron,
Hinaus vors Dorf geſprungen.

„Hurrah! Saldaten! Doar ſinn ſe all! —
De ſinn von de Kareſſieren! —
Nu kiek den Unt'roff'zier, de ſall
Bi'n Schulzen mitquartieren! —

„Wi kriegen den Trummpeter! — Wi 'ne Kanon'! —
Schapskopp! Ji — un Kanonen!
De kummen in't Schloß bi'n Herren Baron;
Doar ward ok de Feldmarſchall wohnen!“

Jetzt Achtung — Erzbilder Mann für Mann —
Aber Herzen unter den Panzern!
Doch was geht das die braune Dirne dort an —
Ihr Schatz ſteht bei den „Franzern.“

Und morgen kommt ihr Regiment
Ins Biwak bei Schönerlinde —
Zwei Meilen von hier — ei, Spaß am End'
Dem ſtrammen märkiſchen Kinde.

Und wenn erſt den fröhlichen Lagerkreis
Der Kiehnſcheit illuminieret —
Im Schatten beiſeite, da flüſtert es leis,
Wo heimlich Frau Minne regieret.

Dann Zapfenſtreich! Sein Hall verweht
Im luftigen Wolkengeſchiebe.
Und über die herbſtliche Heide geht
Ein Traum von Lenz und Liebe.

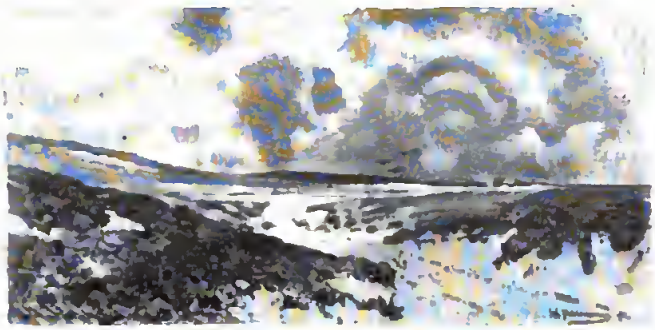
Und dann Alarm! So früh am Tag?
Noch graut es kaum im Oſten.
Was das wohl nur bedeuten mag?
Kein Schuß bei den Doppelpoſten —

Und doch Alarm! — Aus den Augen den Sand,
Ihr Jungens, und friſch auf die Beine!
Seht dort die Standart' an des Lagers Rand,
Den Purpur im Morgenſcheine:

Der Kaiſer iſt da! Heut gibt es gar
Der Mühen und Ehren viele —
O Mark, du Muſterbühne fürwahr
Der ſchneidigen Kampfesſpiele!

Ein Kaiſertag, an Jubel reich! —
Doch die letzten Salven verknattern,
Und es ſpielt der Herbſt ſeinen Zapfenſtreich,
Und die glänzenden Fäden verflattern.

Altweiberſommer! Verflattert ſind
Deine Herzens- und Augenweide —
Nun tummelt allein noch der keifende Wind
Sich auf der märkiſchen Heide.



Der Nebenbuhler.

Novelle von Marie von Ebner-Eſchenbach. (Abdruck verboten.)

I.

Graf Edmund N. an Se. Hochwürden Herrn Profeſſor Erhard.

Paris, den 10. Mai 1875.

Mein verehrter Freund!

Da bin ich, aus Marſeille eingetroffen, vor vierzehn Tagen, die mir vergangen ſind wie vierzehn Stunden.

Es iſt unmöglich, liebenswürdiger empfangen zu werden, als ich es wurde von Freunden und Verwandten. Freilich begegnet man auch nicht alle Tage einem Manne, der direkt von den Antipoden kommt, mit Menſchenfreſſern zu Mittag geſpeiſt, am Salzſee gewohnt, den ſchwarzen Turban der Kopten getragen, den Schrei auf Ceylon gehört und bei indiſchen Schlangenbändigern in die Lehre gegangen iſt.

Tante Brigitte grüßt Dich. Sie hat ſich kürzlich friſch emaillieren und perückieren laſſen, und jetzt machen wir gegenſeitig Staat miteinander. Von einer Veränderung an ihr keine Spur. Sie ſagt noch immer bei den unpaſſendſten Gelegenheiten: Ah je comprends ça! Sie ſpricht noch immer mit derſelben Schwärmerei von meiner verſtorbenen Mutter: Ihrem Kinde mehr als ihrer Schweſter, und bricht plötzlich ab mitten in der tiefſten Rührung, wiſcht ſich die Augen, winkt mit dem Taſchentuche und ſeufzt: „Va mon enfant, va te distraire.“

Lieber Freund, ich glaube immer, daß auch ſie vor Zeiten nicht verſchmäht hat, kleine Zerſtreuungen zu ſuchen in ihrem Schmerze, erſt um die Schweſter, dann um den Gatten. Heil ihr! möge noch ſo mancher Frühling friſch gemalte Roſen auf ihren Wangen erblühen ſehen. Sie iſt die gutmütigſte Egoiſtin, die ich kenne.

Ganz in Übereinſtimmung mit Dir, will ſie mich jetzt verheiraten, und gegen die junge Dame, die ſie mir ausgeſucht hat, iſt nichts einzuwenden. Sie ſtammt aus gutem Hauſe, von braven Eltern, iſt verteufelt hübſch, hat einen klaren, ſchlagfertigen Verſtand, eignes Urteil, den Mut es auszuſprechen und — was ſo unendlich mehr: Die Fähigkeit auch ein gegenteiliges anzuhören und ſogar gelten zu laſſen. Dabei gleichmäßig heiter, harmlos, unbefangen. Ich glaube, daß ſie noch nie vor einem Menſchen die Augen niedergeſchlagen hat; und es wäre ſchade wahrlich, denn ſie ſind prachtvoll; dunkelgrau wie ein Gewitterhimmel, und wenn es in ihnen aufblitzt bei irgend einem Anlaß, da gibt's einen ſchönen Anblick.

Ich hoffe, Du beſtätigſt mir heute oder morgen den Empfang meiner Sendung aus Marſeille. Kurz vor dem Einlaufen in den Hafen, an Bord des „Triomphant,“ ſchrieb ich die Schlußworte des letzten Kapitels meines Reiſetagebuchs. Streiche fort, was Dir ſentimental vorkommt, ehe Du abſchreiben läſſeſt. Nach zweijährigem Herum-

bummelu in fremden Weltteilen, hat mich die Heimkehr ins alte Europa seltsam bewegt. Plötzlich ist alles vor mir gestanden, was zu vergessen ich auf und davon gegangen . . .

Aber — sei unbesorgt, es war nur eine flüchtige Erinnerung. In die Tiefen des Oceans versenkt, in den Sand der Wüste vergraben, in die Lüfte gestreut habe ich die Leidenschaft meiner Jugend.

Und jetzt will ich glücklich und thätig sein, ein Landwirt werden, ein Familienvater, ein Bürgermeister, alles, alles — nur nicht Politiker.

Vorher indessen noch eine Zeitlang: cum dignitate otium. Es ist ein gewaltiger Strom des Lebens, der hier an einem vorüberbraust, und mit gekreuzten Armen seinem Treiben zuzusehen, hat einen großen Reiz.

Jedenfalls, Lieber, Verehrter, dürfte der Aufenthalt in Paris mir jetzt gesünder sein als vor zehn Jahren, da ich, ein laubfroschfarbiger Jüngling, in dieser Stadt der Arbeit und des Genusses erschien. Damals an Deiner Hand, mein Mentor, oder vielmehr in Deiner Hand, das reine Postpaket, aufgegeben von meinem armen, weltentfremdeten Vater in Korin an der Wottawa, abzugeben in Paris, Rue St. Dominique im Hotel der Tante. Sie hatte mich reklamiert, und Ihr liefertet mich aus für ein Jahr, in dem es mir oblag, tanzen und fechten zu lernen und mich in der Aussprache des Französischen zu vervollkommnen.

O, Ihr alten unschuldigen Kinder!

Wir haben leicht lachen heute, aber einen zwanzigjährigen, in einem Privat-Trappisten-Kloster zwischen zwei greisen Gelehrten erzogenen Menschen, nach Paris schicken, zu einer langmütigen Tante, die den Bengel vergöttert — das war ein Wagnis, das ich nicht unternehmen werde mit meinen Söhnen.

Ei, wenn er nur welche hätte! denkst Du im Stillen. Nun, Freund, vielleicht ist heute über's Jahr schon einer auf dem Wege. Sobald er sein erstes Lustrum erreicht haben wird, kommt er zu Dir in die Lehre. Du lässest einen kleinen Pfahlbau für ihn im Teiche errichten, und er stellt mit seinen Bausteinen keltische Monumente auf und getreuliche Nachbildungen der Stufenpyramiden auf Otaheiti. Alle Kinder, die überhaupt Bausteine besitzen, thun das unbewußt, die meinen werden es mit Bewußtsein thun.

Und nun für heute lebe wohl!

Dein Edmund.

II.

Professor Erhard an Edmund v. N.

Korin, den 15. Mai 1875.

Hochgeborener Herr Graf!

Mein lieber Mundi!

Ballen und Kisten glücklich einpassiert. Ei, wie köstlich! Gratuliere vornehmlich zur Erwerbung des Papyrus. Da ist Arbeit für viele Jahre in Aussicht gestellt. Möge Dein gehorsamster Diener sie zu Ende führen können. Dazu jedoch möchte die Zeit nicht langen, und wenn sein guter, gnädiger Gott ihn auch das Alter Methusalems erzielen ließe.

Daß Dein edler Vater noch lebte, sich der altägyptischen Statuette zu erfreuen, und der trefflichen Produkte textiler Kunst aus dem einstigen Reiche der Sikhs! Lieber Mundi, mein teurer Graf, Du hast im größten wie im kleinsten bei der Auswahl der von Dir nach Hause geschickten, vielfach unschätzbaren Gegenstände, Dich in einem hohen Grade umsichtig und weise erwiesen. So bist und warst Du von jeher, und ich würde mich sehr besinnen, Deiner Behauptung zuzustimmen, daß Dein hochseliger Vater und meine Wenigkeit sich in ein Wagnis eingelassen, als wir Dich vor zehn Jahren für reif erklärten zu einem Aufenthalt im modernen Babel. Wir wußten was wir thaten und durften es — wie Figura zeigt — wohl thun.

Dein Reisetagebuch wird bestens abgeschrieben werden; doch darf ich leider nicht zur Indrucklegung raten, ein Vorschlag, mit dem ich Dich zu überraschen gedachte; es fehlt gar zu oft der doch nötige Zusammenhang. Die sentimental-feurige Apostrophe an die südliche Küste Frankreichs ist eine Zierde des Manuskriptes, und müßte ich lügen, wenn ich behauptete, daß sie mich, wenn auch nur gelinde, erschreckt hat. Was Du so schwungvoll die Leidenschaft Deiner Jugend nennst (ein hübscher Ausdruck und mir durchaus neu), dürfte derzeit wohl zur Gänze erloschen sein, und Dein guter Verstand eingesehen haben, daß auf Erwiderung niemals zu hoffen, ja, daß eine solche niemals zu wünschen war. Eine vermählte, eine edle, heilig-zarte Frau, und zugleich die Deines besten Freundes, der Dich liebt wie wenn Du der Sohn wärest, den er, leider vergeblich, ersehnt — das müßte ein anderer als mein Mundi sein,

der sich da mit unerlaubten Gedanken trüge, oder getragen hätte; denn wenn sich ja dereinst etwas ähnliches in seiner schönen Seele begeben hat, liegt es derselben heute ferner als uns die Sintflut.

Glück und Segen und des Himmels auserlesenste Gunst über Dich! Ich bitte um Mitteilung des werten Namens derjenigen, die, Gott gebe es! bald den teuren Deinen tragen wird. Wolle mich, wenn Du das Haus ihrer hochschätzbaren Eltern besuchst, dort allerseits des Angelegentlichsten empfehlen.

In treuer Wertschätzung, Liebe, Ergebenheit
Dein alter Lehrer P. Erhard.

PS. In Deiner Wirtschaft herrscht beste Ordnung, in Deinem Schlosse beginnt sie bereits den Scepter zu schwingen. Auf Tritt und Schritt begegnet dem Wissenden Genuß, dem Schüler Belehrung. Der Boden der Halle, mit Ausgrabungen bedeckt, darf ohne Ruhmredigkeit verglichen werden mit einem klassischen Trümmerfeld. Aus bereits eingetretenem Mangel an Raum waren wir genötigt, die holdig-schönen, von ungemeinem antiquarischen Reiz umflossenen Mumien in Deinem Schlafgemache unterzubringen.

III.

Edmund v. N. an Professor Erhard.

Paris, den 22. Mai 1875.

Lieber, bester Freund!

Allzubreit darf das Altertum sich in meinem Hause doch nicht machen, wer weiß, ob wir nicht, in erwartbarer Zeit, darin Platz brauchen für eine junge Frau. Die Mumien lasse, wenn's nicht anders geht, in den Keller schaffen. Es gehört zu meinen Marotten, daß ich lieber in meinem Bette schlafe, als im Sarge einer Pharaonentochter.

Um die Erlaubnis, das Elternhaus Madelaines — so heißt nämlich die halb und halb Erwählte — besuchen zu dürfen, habe ich noch nicht gebeten, mich noch nicht entschlossen zu dem entscheidenden Schritt. Keineswegs aus Angst vor einem Korbe. Madelaine hat für mich „de l'amitié" — nicht zu übersetzen mit unserm deutschen „Freundschaft;" es heißt weniger und mehr und jedenfalls etwas ganz anderes. Die Mutter ist mir wohlgesinnt, und geradezu geliebt werde ich vom Vater. Der würde Dir gefallen, den würdest Du zu erwerben suchen — für unsere Sammlung. Denke Dir das schönste Exemplar einer Rasse, die wir für ausgestorben hielten, einen „chasseur du roi," wie ihn die Bretagne um 1794 nicht charakteristischer aufgestellt: Untersetzt, breitnackig, breitgestirnt, mit funkelnden Falkenaugen, kurzer Nase, runden Nüstern, Mund und Kinn wie, ziemlich grob, aus Stein gemeißelt. Ich wette, er schwört noch bei der heiligen Jungfrau von Auray und trägt unter dem Hemde mehr Amulette als Ludwig XI. In seinen Augen ist jedes Mißgeschick, von dem Frankreich seit dem Zusammentreten der Nationalversammlung betroffen wurde, eine Sühne für die Zertrümmerung des Königtums. Mit dem letzten Kriege ließ Gott die schwerste Geißel über das abtrünnige Reich des Heiligen Ludwig niedersausen. Die Deutschen sind ihm nur Werkzeuge der Rache des Allgerechten, und als solche dürfte er sie eigentlich nicht hassen, aber er haßt sie doch, und ingrimmig. Mich, als den Sohn eines „Tschèche" und einer Französin hält er für einen geborenen Widersacher seiner Feinde und zieht in meiner Gegenwart mit besonderem Schwung gegen sie los.

Da habe ich denn schon oft bemerkt, wie peinlich solche Ausbrüche des Zornes gegen uns — welch ein Schnitzer! ich sage u n s, ich „Tschèche," — auf Madelaine wirken.

Sie schweigt zwar, aber sie kämpft entschieden mit innerster Empörung; wechselt die Farbe, und gestern sah ich, wie ihre schönen Hände, die einen so ausgesprochen festen und braven Charakter haben, krampfhaft zitterten auf ihrem Schoße.

Vielleicht ahnt sie etwas von meiner wahren Gesinnung, dachte ich, und fürchtet, ich könnte mich durch die Ausfälle ihres Vaters verletzt fühlen. In der Absicht, sie darüber zu beruhigen, sagte ich ihr, daß ich Kosmopolit bin aus ganzem Herzen. Ich wiederholte, was ich so oft von Dir gehört, und was sich mir überzeugend eingeprägt hat: daß unsere Nation nur unsere erweiterte Familie ist, und daß der rechte und gute Mensch seine Familie nicht auf Kosten anderer liebt, lobt und fördert. Indessen vermöge ich jedoch, mich in die Empfindungen eines, in seinem Stolze gekränkten Patrioten hineinzudenken, und sie, trotz ihrer Verschiedenheit von den meinen, zu ehren.

Sie hörte mich aufmerksam an und nickte zustimmend, aber doch auch spöttisch, und lächelte, wie sie pflegt, wenn ich ihr gegenüber einmal einen warmen, vertrauensvollen Ton anschlage ... Es ist eine ungute Art zu lächeln, die mich aus der Fassung bringt, mich immer unvorbereitet findet und peinlich überrascht.

Das war anders dereinst! Elsbeth konnte mich nie überraschen; sie konnte mich nur stets von neuem in der hohen Meinung, die ich von ihr hatte, bestärken. Bei zahllosen Gelegenheiten fragte ich mich: Was würde jetzt das Prototyp dieser Frau thun? dachte mir das Schönste und Schwerste aus — und das war dann, was sie that, so natürlich und einfach, wie wenn es das Selbstverständliche wäre.

Ja, diese Frau! Ich habe dem Geschick für vieles zu danken, für nichts aber so heiß, als daß ich drei Jahre in ihrer Nähe leben und mit ihr verkehren durfte, fast wie ein Hausgenosse. Ohne sie wäre ich untergegangen, war auf dem besten Wege ... Sehr unrecht hast Du, es zu bezweifeln! Erinnere Dich, wie ich Euch heimkehrte, nach jenem ersten lehrreichen Aufenthalt in Paris. Ich sehe noch den Ausdruck des Schreckens im Angesicht meines armen, damals schon todkranken Vaters bei unserm ersten Tischgespräche, da ich meine neuerworbenen Ansichten vom Leben auskramte, mit meinen Erfahrungen prahlte und mich erhaben dünkte über Euch, wie ein aus dem Kriege kommender Soldat über ein paar alte Ofenhocker.

Und später — das Eis war gebrochen, es hatte schon begonnen zu tauen in meiner erwachenden Seele ... weißt Du noch? — lag ich auf den Knieen vor dem Sterbenden, und er segnete mich und sprach leise mit seinem allgütigen Lächeln: „Verliebe Dich, mein Sohn."

Wahrlich, ein väterlicher Rat ist nie treuer befolgt worden. Ich habe geliebt, wie man nicht mehr liebt im neunzehnten Jahrhundert, und wie vielleicht auch in den vorigen Jahrhunderten nur wenig Frauen geliebt worden sind.

Die Frau Deines väterlichen Freundes, sagst Du vorwurfsvoll. — Aber dieses Bewußtsein verschärfte nur die Qual und änderte nichts an der Empfindung.

Niemand vermag mir den Glauben zu nehmen, daß sie für mich und daß ich für sie geboren war, daß wir Eins gebildet haben mußten in einem früheren Leben und nun zueinander strebten mit derselben Urgewalt, wie die Fluten des durch Klippen getrennten Bergstroms, der zu Thale stürzt.

Und dennoch, so zuversichtlich ich hoffte, daß jede sehnsüchtige Empfindung meiner Seele einen Widerhall in der ihren fände, so fest war meine Überzeugung, daß Elsbeth lieber sterben würde und lieber mich sterben ließe, als ein Unrecht thun. Ich aber hatte Augenblicke — Dir, alter Mensch, darf ich's sagen, unsere Schuljungen würden mich verhöhnen — in denen alle meine Wünsche schwiegen vor dem einen, ihrer würdig, ihr Freund, ihr geistiger Genosse zu bleiben. Die ich wie eine Göttin verehrte, sollte nicht niedersteigen, um in meinen Armen eine Erdenfrau zu werden. Aber diese Augenblicke wurden immer seltener, die Selbstbeherrschung wurde mir immer schwerer, um so mehr als Elsbeth ihr Benehmen änderte, ihre Unbefangenheit zu verlieren, jedes Alleinsein mit mir ängstlich zu vermeiden schien — —

Unwandelbar derselbe blieb nur Er, der Lustspielgatte, der arglose, alberne — anbetungswürdige. Er hielt mich mit Gewalt fest, wenn ich fort wollte, er plagte sich, um mir mein kroatisches Gut zu erhalten, das ihm das seine so schön arrondiert hätte, und das schon zu Zeiten meines Vaters losgeschlagen werden sollte, weil wir Geld brauchten für die arg zurückgegangene Wirtschaft in Korin.

Aber er weigerte sich zu kaufen. Im Anfang zögernd, dann immer entschiedener. — „Es ist halt schwer, es ist halt schwer. Mir würde der Krempel passen. Du gehst mathematisch drauf zu Grund. Kennst Dich ja, bei uns, gar nicht aus."

„So kaufe! kaufe! zahle, was Du recht findest."

„Was ich recht fände, kann ich nicht zahlen, und weniger mag ich nicht zahlen, ich mache keinen Handel mit einem Menschen, der wie Du in Geschäften ein unerhörtes Mondkalb ist. Das darf man nicht. Nicht wahr, Elsbeth?"

Sie lachte. Es gibt nichts, das lieblicher wäre als ihr Lachen. Um so lachen zu können, muß man eine großartige und milde Seele haben. Gar wenige Frauen

lachen schön. „Was soll ich nur antworten, ohne entweder unhöflich oder gewissenlos zu sein?“ fragte sie, und er schmunzelte und begann seinen graublonden Knebelbart um den Zeigefinger zu wickeln: „Ja, wenn ich Kinder hätte, Gott weiß, welcher Schandthat ich fähig wäre, — aber so!“

Und später hieß es dann: „Weil ich keine Kinder habe und mathematisch keine bekommen werde, will ich deine lang vernachlässigten Interessen vertreten, du Junge du, wie wenn es die meiner Kinder sein würden.“

Nein, einen solchen Mann betrügt man nicht: „Das darf nicht sein,“ wie er sagt.

Aber so schwer als möglich hat er mir's gemacht, ein ehrlicher Kerl zu bleiben. Ich mußte am Ende heraus mit einem halben Geständnis. Da murmelte er etwas von Unsinn und wurde ein wenig rot. „Du weißt nicht mehr, was du erfinden sollst, damit man dich nur fortläßt,“ sagte er und — ließ mich ziehen.

Kommst halt wieder, wenn Du mathematisch sicher bist: ich darf mit gutem Gewissen!

Und ich darf! Ich werde mit meiner jungen Frau den ersten Winter in meinem, durch den fürsorgenden Freund bewohnbar gemachten Hause in der Nähe von Fiume verleben, gut nachbarlich mit Elsbeth und mit meinem lieben, alten Hans.

Seit drei Tagen schreibe ich an diesem Brief. Nun soll er endlich abgeschickt werden. Wir reisen morgen auf das Land.

Die Tante hat ihre Einladungen gemacht; unter den ersten Aufgeforderten waren die Eltern Madelaines samt Tochter.

Die letztere und ich hatten eben vom Ende der Saison gesprochen, vom nahen Scheiden, als die Tante herantrat mit der Kunde, daß uns ein baldiges Wiedersehen bevorstehe.

Da bereitete mir Madelaine wieder eine Überraschung — ein heller Freudenglanz überflog ihr Gesicht, leuchtete aus ihren Augen.

Dieses plötzliche Aufflammen war wirklich eigentümlich. Ich glaube, sie hat mehr „amitié“ für mich, als sich einbildete

Dein treuer Schüler.

Wenn die Eifersucht der Mumien es erlaubt, so schreibe mir doch einmal wieder, und adressiere: Les Ormeaux, Département Meurthe et Moselle, près Circy les fosses. Wie nahe der jetzt deutschen Grenze!

IV.

Edmund von N. an Professer Erhard.

Les Ormeaux, den 2. Juni 1875.

Teurer Freund!

Gestern hatte die Tante den Besuch einer merkwürdigen Frau.

Ich will sie Irina nennen.

Vor Jahren in Wien lernte ich sie kennen. Sie war reizend und sehr gefeiert. Ihr Mann, ein widerwärtiger Gesell, ein Streber, hatte sie aus Ehrgeiz geheiratet; sie galt, als „Adoptivtochter“ eines hohen Würdenträgers, für einflußreich. Der Gatte ließ ihr volle Freiheit. Welchen Gebrauch sie in Petersburg davon gemacht, weiß ich nicht, in Wien bestand ihr Hauptvergnügen darin, die Herzen ihrer zahlreichen Anbeter an langsamem Feuer zu braten. Wie niemand verstand sie sich auf die Kunst nichts zu versprechen und — alles hoffen zu lassen. An mir ging sie gerade so lange gleichgiltig vorbei als sie meine Gleichgiltigkeit nicht bemerkte. Dann begann der Kampf. Meine Seele lag in Elsbeths Banne. Ich konnte mir jederzeit ihr Bild so deutlich heraufbeschwören, daß ich sie sah wie mit körperlichen Augen, — aber kennst Du den Mann, der einer hübschen Frau gegenüber, die sich ihm an den Kopf wirft, den Spröden spielt? — Ich hatte nur den Abhub der Liebe zu vergeben, Irina begnügte sich damit, sie triumphierte. Der Rausch war kurz, aber noch vor der völligen Ernüchterung trennten uns die Verhältnisse.

Zwei ihrer Briefe beantwortete ich, den dritten und vierten nicht mehr.

Und jetzt sehe ich sie wieder; etwas gealtert, aber noch immer verlockend und, wie ich höre, noch immer sehr umworben. Eine gefährliche Frau; besonders für junge Leute, welche die Kinderschuhe eben ausgetreten haben, oder für die alten, die eben im Begriffe sind, wieder hinein zu schlüpfen.

Bei Tische würdigte sie mich keiner Aufmerksamkeit; als ich aber nachmittags in den Garten ging, um im Freien meine Cigarre zu rauchen (aus dem Hause der Tante ist der Tabak verbannt), kam sie mir nach, eine Cigarette dampfend. Wir wandelten eine Weile am Ufer des Teiches

nebeneinander und führten ein unbedeutendes Gespräch. Plötzlich blieb sie stehen, sah mich fest an und sagte in ihrer nachlässigen und sanften Weise: „Unter anderem, warum haben Sie meine letzten Briefe nicht beantwortet?“

Ich war auf diese Frage gefaßt und erwiderte ohne Zögern: „Weil ich wußte, daß Sie mir einst danken würden für diese weise Zurückhaltung.“

„Wirklich? Mir ist das nicht ausgemacht.“

„Mir hingegen mit einer Gewißheit, so groß, daß sie auslangt für Zwei.“

Wir setzten unsere Wanderung wieder fort; die Luft war drückend schwül, hinter den Hügeln an der deutschen Grenze stiegen schwere Gewitterwolken auf.

Irina zog mit einem tiefen Atemzuge den Rauch ihrer Cigarette ein und ließ ihn langsam genießend wieder herausqualmen zwischen den leicht geöffneten Lippen. — „Wenn ich nicht irre, trug ich Ihnen an, mich scheiden und mich mit Ihnen trauen zu lassen in irgend einem siebenbürgischen Gretna Green.“

„Etwas dergleichen . . . Denken Sie, wenn ich selbstsüchtig genug gewesen wäre, Sie beim Wort zu nehmen?“

„Nun?“

„Sie hätten auf alles verzichten müssen: Ihre Stellung in der Welt, Ihren Einfluß, die Liebe der Ihren, Ihr abwechslungsreiches Leben . . .“

„Und die Folge dieser Entbehrungen?“

„Daß Sie sich unglücklich gefühlt hätten.“

„Was weiter? Wer sagt Ihnen, daß Durst nach Glück mich veranlaßt hat, Ihnen den Vorschlag zu machen, der so wenig Anwert bei Ihnen fand? Es war Durst nach dem Gegenteil, nach Leid, nach Schmerz, mit einem Worte — nach Liebe.“

Ich muß sie sehr zweifelnd angesehen haben, denn sie beeilte sich, zu bekräftigen — „Liebe ja, ja. Schade, daß ich sie nur zu empfinden und nicht einzuflößen verstand. Wir wären miteinander durchgegangen, und Sie hätten mich unglücklich gemacht, und das wäre wundervoll gewesen — unglücklich durch einen Menschen, den man liebt. Die Hand, die mich schlägt, ich küsse sie mit Wonne. Quäle, mißhandle mich so viel dich's freut, mit meiner Liebe wirst du doch nicht fertig, diesen Reichtum erschöpfst du nicht . . . Und den in sich zu fühlen, den göttlichen Leidensquell . . . was ist all das kleine Glück, das sich uns im Leben bietet, gegen ein solches Unglück?“

Sie verlangsamte ein wenig ihren noch sehr jugendlichen und hübschen Gang, ihre ganze Art und Weise blieb ruhig, ja gleichgiltig, und dieser Gegensatz zwischen ihren Worten und ihrem Benehmen hatte einen eigentümlichen Reiz.

Wir nahmen Platz auf einer Gartenbank; der Himmel verfinsterte sich mehr und mehr, es herrschte ein malerisches Halbdunkel unter den Bäumen, das äußerst vorteilhaft war für Irinas farblosen, durchsichtigen Teint. Ihr feines Gesicht mit den großen grauen Augen, die zarte Gestalt im duftigen Spitzenkleide gewannen in der schmeichelnden Beleuchtung etwas Poetisches, Elfenhaftes.

„Das Glück,“ sagte ich, „mit dem Sie sich in Ermangelung des erwünschten Gegenteils begnügen mußten, hat doch auch sein Gutes, es hat Sie jung erhalten und schön.“

„Und leichtsinnig,“ setzte sie hinzu, in nur allzu überzeugtem Tone. „Wir Frauen haben einmal im Leben nichts als die Liebe, und wenn wir mit der unsern nicht an den Rechten gekommen sind, dann heißt es eben — tröste dich, wie du kannst! . . . Man sucht, man findet . . . das wohlbekannte Surrogat: Zerstreuung — ohne Liebe . . . Sie aber“ — der wehmütige Ausdruck, den ihre Züge angenommen hatten, verwandelte sich in einen übermütig schalkhaften — „Sie werden Liebe haben — ohne Zerstreuung.“

Ich verstand sie nicht gleich und brachte ein albernes „Wieso?“ vor, dessen ich mich zur Stunde noch schäme.

Der Donner grollte, einige Regentropfen fielen, sie achtete ihrer nicht, schalt mich einen Geheimniskrämer, den sie jedoch durchschaue, und gratulierte mir zu meiner bevorstehenden Heirat. Als echter Deutscher (ihr bin ich ein Deutscher) hätte ich klug und praktisch gewählt. — Das Erbfräulein ist hübsch, wohlerzogen, hat einen vortrefflichen Charakter. „Kann man mehr verlangen?“ fragte sie. „Sie treffen es gut — beinahe so gut wie — Ihre Braut. Und somit gebe ich Ihnen meinen Segen.“

Sie erhob sich rasch und streifte meine Stirn mit flüchtigem Kusse. Ich wollte

sie an mich ziehen, doch entwand sie sich mir und sprach: „O, nein ... Aus, aus! ... Ob die Liebe gar nicht kommt, ob zur unrechten Zeit, ist eins und dasselbe ... wir sind geschiedene Leute. — Wenn unsere Wege sich nicht mehr kreuzen sollten, Sie nur noch von mir hören, und nicht immer das Beste, dann gefallen Sie sich nicht zu denen, die einen Stein auf mich werfen. Sie haben kein Recht dazu," schloß sie sanft.

Ich war ergriffen und gerührt. Es ist nicht heiter, wenn jemand, mit dem wir glaubten, längst abgerechnet zu haben, vor uns hintritt und uns beweist, daß wir tief in seiner Schuld stehen.

Etwas dergleichen sagte ich auch, ohne damit einen besonderen Eindruck zu machen.

Die schwarzen Wolken am Himmel platzten und sandten einen Guß nieder wie aus hunderttausend Traufen. Irina, leicht aufatmend, bot dem strömenden Regen ihr unbedecktes Haupt und schlug ohne die geringste Eile den Heimweg ein.

Zur Albernheit verurteilt an diesem Nachmittag wußte ich nichts anderes zu sagen als: „Ihr schönes Kleid wird ganz verdorben."

„Durch Ihre Schuld!" erwiderte sie mit scherzender Anklage. „Warum mahnten Sie nicht früher zum Aufbruch ... Jetzt haben Sie auch mein Kleid auf dem Gewissen."

Triefend kamen wir nach Hause. Irina ging, sich umkleiden zu lassen, und betrat eine halbe Stunde später im Reiseanzug den Salon. Die Tante beschwor sie zu bleiben, wenigstens morgen noch, vergeblich, sie ließ sich nicht erbitten.

Wir begleiteten sie zur Bahn, im offenen Wagen. Das Gewitter hatte sich völlig verzogen, der Sommerabend war mild und hell, ein kräftiger Erdgeruch wallte aus den feuchten Feldern und Wiesen zu uns herauf. Ich saß Irina gegenüber; sie lächelte mir zu und machte sich lustig über die Melancholie, in welche mich, wie sie behauptete, ihre Abreise versetzte.

Auf der Station warteten einige Bauersleute, der Zug war schon signalisiert, Irinas Leute hatten kaum Zeit, die Bagage aufzugeben und Billets zu lösen, da brauste er heran.

Aus dem Fenster eines Coupés erster Klasse beugte sich ein junger Mensch weit heraus, ein langer, hübscher, blasser Bursche, mit keimendem Schnurr- und Backenbärtchen. Als er Irina erblickte, stieg eine dunkle Röte ihm in die Wangen, die aufrichtigste Seligkeit funkelte aus seinen unverwandt auf sie gerichteten Augen. Hastig winkte er den Schaffner herbei.

„Ach, mein Neffe Wladimir, welcher Zufall," sagte Irina mit förmlich herausfordernder Unbefangenheit und nahm Abschied. Ich führte sie zum Waggon, dessen Thür bereits offen stand. Der Jüngling in demselben hatte das Handgepäck, das der Kammerdiener hinein reichte, in Empfang genommen, stand da und hielt selbstvergessen die Reisetasche Irinas mit leidenschaftlicher Innigkeit an seine Brust gepreßt. Ich half der schönen Frau einsteigen. Der Duft frischer Blumen strömte uns aus dem Wagen entgegen; in den Netzen hingen, auf den Sitzen lagen die schönsten Theerosen-Sträuße. — Ich hörte Irina noch sagen: „Quelle folie!" Dann flog die Thür zu, die Lokomotive pfiff und pustete, die Räder setzten sich in Bewegung, ein letzter Gruß, ein Taschentuch, das man flattern sieht an einem Fenster und — alles vorüber.

Die Tante und ich fuhren nach Hause. Sie war außerordentlich aufgeräumt. Durch alle ihre Cosmetiques hindurch schimmerte der Glanz stiller Heiterkeit. In einem alten Renner, vor dessen Augen ein anderes Pferd durchgeht, mögen sich ähnliche Erinnerungen regen, wie die ihren waren in diesem Augenblicke.

Ganz gegen ihre Gewohnheit, denn sie gehört zu den harmlosesten Geschöpfen, die ich kenne, bemerkte sie nach einer kleinen Pause, während welcher wir uns unsern Betrachtungen überlassen hatten:

„Früher waren es Cousins, jetzt sind es Neffen. Ich weiß nicht, ob das ein Fortschritt oder ein Rückschritt ist."

„Mais," setzte sie seufzend hinzu, und ihre Stirn würde sich in nachdenkliche Falten gelegt haben, wenn die Crême de Lys à la Ninon eine solche Hautgymnastik erlaubt hätte — „mais je comprends ça!"

Dein Edmund.

V.

Edmund v. N. an Professor Erhard.

Les Ormeaux, den 25. Juni 1875.

Lieber, verehrter Freund!

Bereite Dich auf eine Überraschung vor. Unsere Pläne sind umgestoßen. Ich schrieb

Dir gestern in verdrießlicher Laune. Dank der Nachlässigkeit meines Dieners blieb der Brief liegen. Heute zerreiße ich ihn, schreibe einen neuen und hoffe, wenn dieser Brief in Deine Hände kommt, bin ich schon ganz versöhnt mit meinem Lose und habe eingesehen, „daß alles Segen war."

Was sich begeben hat, ist folgendes:

Neulich am Abend waren wir alle auf dem Balkon. Eine Dame aus der Nachbarschaft, die sich für eine Naturfreundin hält, hatte uns dahin beordert, um den Aufgang des Mondes zu bewundern. Sie quittierte die Oh' und Ah', die ausgestoßen wurden, und machte die Honneurs des schönen Schauspiels, als ob sie es erfunden hätte. Es verdroß sie, daß Madelaine sich schweigend verhielt. — „Die jetzige Jugend lobt nichts," meinte sie, „nicht einmal den lieben Gott in seinen Werken. Ein Anblick wie dieser läßt Euch gleichgiltig. Nicht wahr, liebe Kleine?"

Die „Kleine," von welcher die dicke Naturschwärmerin um einen halben Kopf überragt wird, sah zu ihr nieder und erwiderte rasch und lebhaft: „Sie thun mir unrecht, niemand schätzt den Mond mehr als ich, diesen liebenswürdigen Alten, dessen Glanz schon längst erloschen ist, der sich aber in Ermangelung eignen Lichtes zum Spiegel fremden Lichtes macht und uns so hold die Nacht erhellt. Ich will mir sogar ein Beispiel an ihm nehmen und bei fremdem Glücke borgen, was man so braucht, um den Schein der Heiterkeit zu haben und zu verbreiten."

„Welche Resignation!" rief ich aus.

„Eine sehr bedingte, wohl gemerkt," erwiderte sie. „Mit dem Scheine begnügt ein braves Herz sich erst, wenn das Wesen ihm unerreichbar bleibt . . . Ja, wem die Wahl frei stände . . ." sie hielt inne. Es war wieder das Aufblitzen in ihrem Gesichte, das Leuchten der Augen, das übermütig schalkhafte Lächeln —

Plötzlich warf sie einen Blick voll Entschlossenheit auf eine junge Frau hinüber, die ich längst im Verdachte hatte, die Vertraute aller ihrer Mädchengeheimnisse zu sein, und fuhr fort: „Zum Beispiel Sie, meine Damen, wenn Sie sich statt dieses Anblicks," den Arm ausstreckend deutete sie nach dem Horizont, „den eines Sonnenaufganges gönnen wollten, was so leicht geschehen kann, und — ich wette, noch nicht geschehen ist."

Einige widersprachen, ein kurzer Streit entspann sich. Am Ende beschloß die ganze Gesellschaft einstimmig, morgen mit dem Frühesten auszureiten und von einem Hügel aus, der zu Pferde in zwanzig Minuten zu erreichen war, das Erscheinen des Tagesgestirns zu erwarten.

„Seien Sie pünktlich," empfahl mir Madelaine, ehe wir uns trennten, und ich versprach's und hielt Wort. Ich war der erste beim Stelldichein im weitläufigen, kiesbestreuten Hofe, in dessen Mitte eine Fontäne plätschert. Ihr einförmiges Geräusch wurde allmählich eine Art Stimme und gurgelte: „Mach dich gefaßt! Mach dich gefaßt!" Es kam sogar zu einem Vers:

Als Junggeselle reit' ich aus,
Als Bräutigam kehr' ich nach Haus.

Nicht sehr schön, aber was kann man von einer Fontäne verlangen.

Die Pferde wurden vorgeführt, streckten die Hälse, senkten die Köpfe, alle schienen unzufrieden, gegen jede Gewohnheit so früh aus dem Stall zu müssen.

Und nun erschien Madelaine unter dem Portal. Im dunkeln, enganliegenden Reitkleid nahm ihr ganzes Wesen sich so gar jung und unfertig aus . . . Da hieß es: nicht vergleichen! nicht denken an Elsbeths wundervolle Frauengestalt.

Madelaine, die Reitpeitsche unter dem Arme, knöpfte mit der noch bloßen Rechten den Handschuh der Linken zu. Sie hatte mich gesehen, aber ohne zu grüßen hastig den Kopf gesenkt, runzelte ein wenig die breiten Brauen (die hat sie vom Vater), preßte die Lippen aufeinander . . .

Ich sage dir alles, demnach auch die Vermuthungen, die mir da in den Sinn kamen: Ah, Mademoiselle, ich zögere Ihnen wohl zu lange? Sie haben wahrscheinlich geflunkert mit Ihrer Eroberung, und nun fragen die Freundinnen: Was ist das? will der Besiegte sich noch immer nicht ergeben? . . . Die Entscheidung muß endlich herbeigeführt werden. So oder so! In der Kühlwanne läßt sich unsereins nicht halten . . . Wohlan, ich will Ihnen den Sieg nicht schwer machen, sagte ich zu mir, trat an sie heran, und wir wünschten einander einen Guten Morgen und waren gleich einig darüber, daß wir auf die übrige Gesellschaft nicht warten wollten.

„Welches Pferd befehlen Mademoiſelle?“ fragte der Stallmeiſter.

„Gleichviel, das erſte beſte,“ gab ſie zur Antwort mit kaum unterdrückter Ungeduld und ſaß im nächſten Augenblick ſchon im Sattel auf einem tüchtigen Braunen, und auch ich wählte nicht lange, — was mich ſpäter reute — ſondern beſtieg, weil er am nächſten bei der Hand war, einen hochbeinigen, langohrigen Gaul, auf dem nicht einmal der Apollo von Belvedere ſich gut hätte ausnehmen können.

Wir ritten im Schritt aus dem Hofe, dann im kurzen Trabe durch den Park und ſprengten draußen in einen munteren Jagdgalopp ein. Madelaine, des Weges kundig, führte. Es ging immer ſchneller vorwärts, eine gute Weile über das Weideland, zwiſchen flachen grünen Hügeln dem Licht entgegen, das im Oſten emporlohte.

„Wohin denn?“ fragte ich endlich. „Wo iſt das Ziel?“

Sie erwiderte: „Längſt überholt,“ hielt ihr Pferd an, lauſchte und ſpähte in die Ferne, und ich rief:

„Bravo! Wiſſen Sie, wo wir ſind? Da ſteht der Grenzpfahl — auf deutſchem Boden — in der Höhle des Löwen.“

„Jawohl, und da ſchickt er einen Abgeſandten.“

Von der flammenden Morgenröte am Himmel hob ſich der Schattenriß eines Reiters, der, wie aus dem Boden gewachſen, vor uns auftauchte. Es war ein deutſcher Offizier, ein ſchöner Menſch, ſehr ſonnverbrannt, ſehr hübſch gewachſen, vortrefflich beritten. Er legte die Hand an die Mütze und ich, dumme gute Haut, dankte ihm noch und bemerkte nicht gleich, daß der Held nur Augen hatte für Madelaine, die er voll Ehrfurcht und frommer Anbetung begrüßte.

O Lieber! und ſie ſenkte den Blick vor dem ſeinen; ich habe mich geirrt, ſie kann das doch auch.

„Madelaine,“ ſagte er, und ſeine Stimme war tief und wohlklingend und hätte mir in jedem anderen Augenblick einen angenehmen Eindruck gemacht.

„Arnold,“ ſagte ſie. Das D tönte ſo zärtlich nach, ſo liebevoll: Arnolde. Sie reichten einander die Hände.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind.“

Ihre ablehnende Gebärde drückte deutlich aus: Dafür keinen Dank! — „Morgen alſo?“ fragte ſie nach einer langen Pauſe ernſter, ſchweigender Seligkeit.

„Morgen. Vergeſſen Sie mich nicht, Sie wiſſen, wovon ich lebe.“

„Und ich? — Als neulich Ihr Brief nicht kam am beſtimmten Tage und auch am nächſten nicht — ich wäre faſt geſtorben.“

„Wie voreilig!“ ſprach er, wurde rot vor Beſtürzung und Wonne und drückte ihre Hand feſter, „liebe Madelaine. . .“

„Mein edler, mein treuer Freund.“

„Treu, ja, aber das iſt mein Schickſal, nicht mein Verdienſt.“

„Ich lobe Sie auch nicht, ich ſage nur Sie ſind es.“

„Wie Sie.“

„Das heißt: bis ans Ende.“

„Bis ans Ende.“

„Gott behüte Sie, Arnold.“

„Sie wollen mich ſchon verlaſſen?“

„Ich will nicht — ich muß.“

„Madelaine!“

„Noch einmal, noch tauſendmal: Gott behüte Sie! ich bete zu ihm für Ihr Glück.“

„— Dann beten Sie für ſich.“

Das war, glaube ich, ihr ganzes Geſpräch. Möglich, daß ich einiges überhörte. Mein Untier von einem Rotſchimmel hatte einen Anfall von Heimweh bekommen und kehrte ganz entſchloſſen um; ich wandte ihn und er wieder ſich, wir waren einer hartköpfiger als der andere und führten, indem wir uns kaffeemühlenartig auf dem Flecke herumdrehten, ein ſonderbares accompagnement auf, zu der Liebesſzene, die ſich zehn Schritte von uns abſpielte.

Nachdem der Offizier (der mich gewiß für irgend eine untergeordnete Vertrauensperſon gehalten hat) ſich empfohlen, ritten wir in entgegengeſetzter Richtung dem Ausſichtshügel zu und erblickten, an deſſen Fuß angelangt, die vom Schloſſe her trabende Cavalcade.

„Fräulein,“ ſagte ich mit verachtungswürdiger Plumpheit zu Madelaine, „wiſſen Ihre Eltern? . . .“

„Das verſteht ſich,“ fiel ſie mir ins Wort und hatte ein gar rührendes Lächeln, „ſie wiſſen es, aber ſie glauben es nicht.“

„Was nicht?“

„Daß meine Neigung alles überdauert, ihren Widerſtand, — die immerwährende Trennung. Sie meinen, endlich wird dieſe

Liebe doch erlöschen. Nur Zeit lassen, nur Geduld haben. Ein Anderer wird kommen und das Bild des Abwesenden aus ihrem Herzen verdrängen. Da stellen sie von Zeit zu Zeit Proben an. . ."

„Und Bewerber auf," rief ich ungemein beleidigt.

Sie aber erzählte in wenig Worten, das Schloß ihrer Eltern sei im Kriegsjahre zu einem Spitale gemacht worden. Mit anderen Verwundeten wurde ‚Er' gebracht, sterbend, der Arzt gab ihn auf. — „Meine Mutter aber," sagte Madelaine, „pflegte ihn gesund. Ich bin ihr kaum mehr Dank schuldig für mein Leben als er ihr für das seine. Das verpflichtet, Sie begreifen. Wir werden meine Eltern nie betrügen . . . Er hat mir einmal die Hand geküßt, in Gegenwart meines Vaters . . . Er ist einmal aus seiner Heimat nach Falaise gekommen, zwei Nächte und einen Tag gereist, um mich zu sehen, an der Seite meiner Mutter, um auf der Straße an mir vorüberzugehen und stumm zu grüßen. — Ich war krank gewesen, er hatte durch meine Freundin davon gehört . . ."

„Sublim!" spöttelte ich „Es muß Ihre Eltern rühren, sie werden endlich nachgeben."

„Sie werden nie nachgeben und wir auch nicht."

„In einem solchen Kampfe siegen die Überlebenden. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge also — die Jüngeren."

Wir waren nicht mehr allein, die Reiter hatten uns eingeholt.

Madelaine sprach mit gesenkter Stimme: „Gott erhalte mir meine Eltern!"

Oben auf dem Hügel war es herrlich. Ein feuriger Glutball, stieg sie empor, die Lichtspenderin, die Urheberin alles Lebens . . . Lieber Freund, die Schilderung des Sonnenaufgangs wirst Du mir wohl erlassen.

Dein Edmund.

VI.

Edmund v. N. an Professor Erhard.

Les Ormeaux, den 9. Juli. 1875.

Bester Freund!

Glaubst Du, daß es heutzutage einen Romancier gibt, kühn genug, um seinem Publikum ein Liebespaar wie Madelaine und Arnold vorzuführen? — Er müßte sich darauf gefaßt machen, ein lächerlicher Idealist genannt zu werden, der faden Brei rührt für litterarische Kinderstuben und Menschen schildert, die es nie und nirgends gibt.

Und doch wäre der Mann ein so treuer Darsteller der Wirklichkeit, wie nur irgend ein orthodoxer Naturalist. — Allerdings würde diese Wirklichkeit niemanden mehr interessieren.

Ich bin veraltet, mich interessiert sie. Madelaine und ich haben ein Freundschaftsbündnis geschlossen.

„Konnte ich Ihnen," sagte sie, „einen größeren Beweis von Vertrauen geben, als den, Sie zum Zeugen meiner Zusammenkunft mit Arnold zu machen? Auf Gnade und Ungnade habe ich Ihnen mein Geheimnis ausgeliefert."

Was ich vor drei Tagen miterlebte, war ein Abschied. Das Regiment Arnolds, das im Elsaß stand, hat Marschbefehl bekommen und kehrt zurück nach Bayern. Die Trennung der Liebenden wird dadurch räumlich erweitert, thatsächlich bleibt sie dieselbe. Sie sehen einander nicht, sie stehen nur in, freilich sehr eifrigem, schriftlichem Verkehr. Als Briefbote fungiert die Freundin — wie mir scheint, nicht ohne Wissen der Eltern. Die denken wohl: Schwärmt Euch aus, in *solcher* Art ist's ungefährlich; man wird ihrer müd.

Meine Meinung aber ist, daß diese beiden thun werden, wie sie sagen, und einander treu bleiben, bis ans Ende. Gestern machte ich mich in denkbarst vorsichtiger Weise zu ihrem Anwalt — bei der Mutter; an den alten Chonan wollte ich erst später heran. Aber ich traf auf den unbeugsamsten Widerstand; — so einen sanften, wohlüberlegten, gegen jeden Angriff gefeiten. Welche Kraft des Fanatismus in dieser schmächtigen, blassen Frau, deren Stimme sich nie über den Conversationston erhebt, deren Lippen ohne Beben dem Glück der armen Madelaine das Todesurteil sprechen! Sie liebt ihr Kind, sie weiß, daß Arnold ein braver Mensch ist, aber zugeben, daß ihre Tochter die Frau eines Deutschen werde — o, da würde sie *sich* doch eben so gern auf den Pranger stellen und öffentlich brandmarken lassen.

Das nenn' ich einen gehörigen Rassenhaß! . . . Etwas Gräßliches wahrhaftig und Dummes obendrein, wie denn jeder Haß, der sich gegen Menschen wendet, statt gegen das Unrecht, das sie thun . . . Weise ist nur die Liebe — halte mir den kühnen Übergang zu Gute, ich bin mir des Mangels an Folgerichtigkeit in meinem Gedankengange sehr bewußt . . . Weise ist Irina,

die dafür, daß sie nicht geliebt wurde, wie sie es erstrebt, Trost findet, indem sie sich lieben läßt. Weise ist Madelaine, die im Vollgefühl ihrer großartigen Empfindung eine höhere Befriedigung genießt als Mancher, dessen Leben eine Kette erfolggekrönter Liebesabenteuer war.

Unweise ist Elsbeth, unweise bin ich, mit meiner Selbstüberwindung, die so viel Verlogenheit in sich birgt.

Jede echte Liebe, sogar eine hoffnungslose, ist herrlich, erbärmlich und thöricht aber der Kleinmut, der verzichtet.

„Wir Frauen haben nur die Liebe," sagt Irina. So hat denn Elsbeth — nichts.

Arme Elsbeth!

Lebe wohl und schreibe doch einmal wieder Deinem treuen Edmund.

VII.

Edmund v. N. an Professor Erhard.

Wien, den 12. August 1875.

Mein verehrter Freund!

Dir schreiben, was ich vorhabe, fällt mir schwer. Es wird Dich empören, es wird Dir weh thun. Wenn Dich dieser Brief findet, mitten in einer fesselnden Arbeit, dann lege ihn weg und lies ihn erst am Abend, vor dem Einschlafen. Das ist der rechte Moment. Da bist Du in der unendlich wohlwollenden und versöhnlichen Stimmung, die jeden guten Menschen ergreift, wenn er sich, zufrieden mit seinem Tagewerk, auf das Lager streckt, und die angenehme Müdigkeit seiner Glieder, die köstliche Abgespanntheit seiner Nerven ihm eine vortreffliche Nacht verheißen ... Dann nimm dieses Blatt zur Hand. So sanft wie die Traumseligkeit, welche Dich umfängt, wird Dein Urteil sein; Du wirst denken: Sieh doch, seinem Verhängnis entgeht Keiner ... Ei, ei! — Nun, Gott mit ihm. Nach Nowidworo denn ...

Ja, nach Nowidworo, das ist das Ende vom Liede.

Ich will hintreten vor meinen alten Hans und will ihm sagen: Alles war vergeblich, die Flucht, die Trennung, der lange Kampf. Ich komme wieder als derselbe, der ich gegangen, nur daß ich erprobt habe, daß meine Liebe unüberwindlich ist. Habe ich nicht gethan, was ich konnte? Habe ich nicht sogar heiraten wollen? Danke ich's nicht ganz allein der Seelengröße Madelaines, daß der lügenhafte Bund nicht geschlossen wurde?

Mache mit mir, was Du willst, wirf mich hinaus, schieß' mich tot: ich verlange nur Eins: bevor Du es thust, frage Deine Frau, ob ihr damit ein Gefallen geschieht ... Man muß doch auch an sie denken. — Haben wir einmal Phantasie, stellen wir uns vor, daß ich um ein Jahr früher nach Fiume gekommen wäre, sie kennen gelernt und heimgeführt hätte ... Verzeih', verzeih', lieber Hans! Du bist ein Engel, und ich bin nur ein gewöhnlicher Sterblicher — aber Elsbeth wäre vielleicht mit mir glücklicher geworden als mit Dir ... Nicht wegen des geringeren Unterschieds im Alter, — was sind die Jahre! ... Im Gemüte wirst Du immer ein Jüngling bleiben. Wie oft kam ich mir, mit Dir verglichen, vor wie ein Greis.

Aber Du kennst die Frauen nicht, hast Dich nie mit ihnen befaßt, Du bist mit der Deinen wie der beste Vater ... Ich, mein teurer, treuer Hans, ich würde wahrscheinlich trotz aller Anbetung weniger zart mit ihr umgehen als Du, ich würde sie mit Eifersucht quälen, aber es gäbe nichts, was mich je von dem Gedanken an sie ablenken könnte. Immer hätte ich in ihrer Gegenwart die Empfindung eines reicheren, erhöhten Lebens, immer sie in der meinen das Bewußtsein, eines anderen Menschen köstlichstes Gut, sein Um und Auf, sein Schicksal zu sein ...

Ich würde sie nicht tage- und wochenlang allein lassen, und nachmittags, wenn ich noch so müde aus der Wirtschaft nach Hause gekommen wäre, würde ich nicht einschlafen ... und wenn ich mit ihr im Walde spazieren ginge, würde ich noch Sinn für anderes haben als für die Anzahl Raummeter, die der Holzschlag ergeben wird, und für den wahrscheinlichen Ertrag der Eichelmast ...

Hans, mein väterlicher Freund! werfen wir einmal alles über Bord: Vorurteil, die sogenannten Gesetze der Ehre, und fragen wir uns, ob Du Dich nicht ebenso zufrieden fühlen würdest wie jetzt, wenn Du ... nun, das ist wirklich schwer auszusprechen ... wenn — sagen wir, Elsbeth und ich Deine Kinder wären, Deine dankbaren, in Dir den Schöpfer ihres Glückes verehrenden Kinder ...

Lieber Hans, was ist die Aufgabe des Menschenfreundes? Nach den schwachen Kräften, die ihm als Einzelnem gegeben sind, die Summe des auf Erden vorhandenen Leids zu vermindern, die des Glückes zu erhöhen. — Mathematisch, um mit Dir zu sprechen: Ich besitze etwas, das mir Freude macht = 6; doch kenne ich Einen, dem dieses selbe etwas Freude machen würde = 100000. — Was thue ich, Menschenfreund? Ich schenke ihm den bewußten Gegenstand und erhöhe damit die Summe der Weltfreude um 99994!

Etwas dergleichen habe ich einmal gethan. Ich hatte ein Bild, das jeden Kenner entzückte. Einen mir befreundeten Maler machte der Wunsch, es zu besitzen, halb verrückt. Er sann und träumte nichts anderes; er meinte, es sein nennen zu dürfen, würde ihn beseligen und läutern und jede in seiner Künstlerseele noch schlummernde Kraft zur höchsten Entfaltung bringen.

Ich erwog das Glück, das ich diesem Menschen bereiten konnte, machte die bewußte Rechnung und — schenkte ihm das Bild.

O Freund, es handelte sich um eine bemalte Leinwand, die nichts davon wußte, ob der begeisterungstrunkene Blick eines Künstlers auf ihr ruhte, ob der meine es streifte mit flüchtigem Wohlgefallen.

Sie aber lebt, und . . . ich glaube es wenigstens, ist mir sehr gut. Eigentümlich, daß sich meiner, je näher der Augenblick des Wiedersehens kommt, Zweifel bemächtigen.

Nein doch, nein! — ich brauche mich nur der Nachmittage unter den Linden auf der Terrasse zu erinnern . . . Ich las vor — Faust von Turgenjew . . . Wie sie da horchte, mit welcher Spannung, wie sie mich ansah . . . Am selben Abend entstand ein Gedicht, das natürlich verbrannt wurde, und das ich vergessen habe, bis auf die eine Strophe:

Zu mir erhebt mit stummen Fragen
Dein dunkles Aug' sich unbewußt,
Dieselbe tiefe Sehnsucht tragen
Wir Beide in verschwieg'ner Brust . . .

So war es. Aber freilich, zu wem hätte sie auch die Augen erheben sollen? Mein Hans, ihr Hans, ich will sagen: unser Hans schlief, oder schlummerte wenigstens . . .

In zwei Tagen werde ich viel mehr wissen als heute. Ich schreibe Dir gleich noch unter dem ersten Eindruck. Was steht mir bevor?

Dein Edmund.

VIII.

Professor Erhard an Freiherrn Hans v. B.

Korin, den 12. September 1875.

Euer Hochwohlgeboren!

Hochverehrter Herr Freiherr!

Für die Belästigung auf das Höflichste um gnädige Nachsicht bittend, wage ich es, Euer Hochwohlgeboren um eine Kunde von meinem lieben Grafen zu bitten. Derselbe äußerte in seinem letzten Schreiben die Absicht, die Gegend von Fiume zu besuchen, und dürfte es bei dieser Gelegenheit schwerlich verabsäumt haben, Euer Hochwohlgeboren seine Aufwartung zu machen. Auf die Annahme dieses Falles hin, darf ich vermuten, daß es Euer freiherrlichen Gnaden bekannt sein dürfte, wohin unser theurer Reisender seine Schritte gelenkt, und dieser Vermutung wieder entspringt das oben gestellte flehentliche Ersuchen.

Genehmigen Euer Hochwohlgeboren den Ausdruck der unbegrenzten Hochverehrung, mit welcher zeichnet

Euer Hochwohlgeboren
unterthänigster Diener
P. Erhard.

IX.

Hans v. B. an Professor Erhard.

Nowidworo, den 14. September 1875.

Euer Hochwürden

setzen mich in Bestürzung.

Unser lieber Edmund hat uns nach zweitägigem Aufenthalte verlassen, um geraden Weges heimzufahren nach Korin.

Sieht aus wie das Leben, ist prächtig. Er muß seinen Plan geändert haben, ich staune, daß er nichts davon schrieb.

Mit der inständigen Bitte, mir sein Eintreffen zu Hause telegraphisch bekannt zu geben,

Euer Hochwürden
tief ergebener Hans B.

X.

Edmund N. an Professor Erhard.

Abazzia, den 20. September 1875.

Lieber verehrter Freund!

Ich habe noch eine kleine Seefahrt unternommen, bin aber jetzt auf dem Heim-

Bei der Arbeit. Nach dem

Gemälde von F. Gräffel.

wege; heftig regt sich in mir die Sehnsucht nach meinem Zuhause. Eines schönen Morgens wirst Du im Frühstückszimmer erscheinen, mit einem Schweinsledernen unter jedem Arme, und — plumps! da liegen die Folianten, Du hast sie fallen lassen, Du brauchst Deine beiden Hände, um sie vor Verwunderung über dem Kopfe zusammen zu schlagen und dann dem Freunde zu reichen, der Dir die seinen entgegenstreckt.

Freue Dich, Du Lieber und Getreuer! ich komme für lange Zeit.

Wenn Jahre zwischen heute und dem Tage lägen, an dem ich Dir zum letzten Male schrieb, eine größere Wandlung könnte mit mir nicht vorgegangen sein, ich bin, scheint mir — klug geworden.

Als ein ganzer Geck kam ich noch am Nachmittag des 14. August in Karlstadt an. Ich hatte im, natürlich reservierten, Coupé Toilette gemacht und gefiel mir selbst in meinem lichten Knickerbocker und meinem englischen, helmförmigen Hut.

Auf dem Bahnhofe wartete der Wagen aus Nowidworo, der gelbe Phaeton, den Hans nur bei großen Gelegenheiten ausrücken läßt; vorgespannt war der Zucker-Viererzug, und auf dem Bocke prangte mein dicker, schweigsamer Freund Djuro.

„Pomez Bog," rief ich und er erwiderte: „Ljubim ruka." Sein braunes Gesicht glänzte gleich einem blank gescheuerten Kupferkessel, und er lachte mich so vergnügt an, als ob ihm das verkörperte Trinkgeld entgegenträte.

Wir flogen schon ein Weilchen dahin zwischen rebenbepflanzten Hügeln und Geländen, als er sich besann, daß er etwas an mich zu bestellen habe und mir einen Brief in den Wagen reichte. — Von Hans. Sein gewöhnliches Riesenformat, der Inhalt drei Zeilen im Telegrammstil:

Willkommen! hochwillkommen, Du, mein Junge, Du! Erwarten Dich mit offenen Armen. Haben uns redlich nach Dir gesehnt.

Elsbeth und Hans.

Beide hatten unterschrieben.

Ich zerknüllte das Blatt und schleuderte es fort, denn es brannte wie eine Kohle in meiner geschlossenen Hand. Die Sonne brannte auch, der Himmel erstrahlte in feurigem Blau, zu eitel Fünkchen wurde der uns umwirbelnde Staub. Am Saume der großen Ebene dunkelten die Wälder, erhoben sich die Spitzen der Okicer Gebirge.

Mit innigem Entzücken begrüßte ich sie ... Die schönsten Bilder tauchten vor mir empor, holde Träume umfingen mich.

Mein Kutscher war plötzlich aufgestanden, schwang die Peitsche und schnalzte kräftig. Ein Leiterwagen, mit türkischem Weizen beladen, wackelte vor uns her. Die kleinen, mageren Pferde krochen nur so; ihr Lenker schlief, der Länge nach ausgestreckt, auf seiner Ernte. Djuros Peitschenknall weckte ihn, er fuhr empor, wich aus, und wir sausten weiter ...

Das Gefühl ist nicht zu beschreiben, das mich ergriff, als ich die Schloßmauern von Nowidworo durch die Bäume des Gartens schimmern sah und bald jedes Fenster am Mansardendache unterschied.

Die Luft schien mir dünner und reiner zu werden, mein Herz war so leicht, der letzte Zweifel abgethan. Ich mußte mich zusammennehmen, um nicht laut aufzujubeln.

Beim steinernen Kreuze, wo der Weg sich abzweigt, der zwischen Wallnußbäumen gerade zum Schlosse führt, lenkte Djuro nach rechts, und wir fuhren längs des Gartenzauns dem zinnengekrönten Türmchen in einer Ecke desselben, der sogenannten „Warte", zu.

Dort oben hatten Hans und Elsbeth gewiß gestanden und nach mir ausgespäht, und jetzt eilen sie die Treppe herab und zur Pforte zwischen den Pfeilern und werden gleich heraustreten ... Wenn Sie zuerst kommt, dann ist's ein gutes Zeichen. —

Das Zeichen stimmte wohl —

Sie kam zuerst, weiß gekleidet, im reichen Schmuck ihrer dunkeln Haare, in ihrem ganzen Liebreiz — ein wenig blaß kam sie mir vor im ersten Augenblick.

Hinter ihr breitete sich's chamoisfarbig; ein paar Arme fochten sinnlos in der Luft herum und bemächtigten sich meiner, als ich aus dem Wagen sprang. Es waren die Arme meines alten Hans, und er drückte mich an seine Brust wie ein Bär. Seine Augen standen voll Thränen, alle seine Gesichtsmuskeln zitterten.

„Elserl," brachte er nach vielen vergeblichen Anstrengungen endlich heraus, „umarm' ihn auch — du darfst, weil er da ist — — wenn er nicht da wäre, dürftest du nicht," sprach er in warnendem Tone und zwinkerte mir voll Verständnis zu.

Auch seine Frau verstand diese allerdings sehr einfache Logik. Sie errötete, eine tiefe Verwirrung malte sich in ihren Zügen, doch gelang es ihr bald, eine heitere Miene anzunehmen. Mit ihrer gewohnten, sanften Sicherheit blickte sie zuerst ihn, dann mich an und bot mir die Wange.

Ich küßte sie . . . das Unglaubliche geschah — ich küßte sie, und ob es mich auch durchzuckte vom Wirbel bis zu den Füßen, ob mir der Atem vergehen wollte — ich verlor meine Fassung nicht. — —

„Jetzt die Überraschung", sagte Hans zwischen Weinen und Lachen. . . „Wir haben nämlich eine Überraschung . . . Du wirst Dich wundern."

Mein lieber Freund, eine flüchtige Erinnerung an die Absicht, mit der ich gekommen, an die berühmte Rechnung, kam mir in den Sinn und mich überlief's.

Elsbeth nahm meinen Arm, sie drückte ihn herzlich mit ihrer Hand, Hans ging nebenher, klopfte mich von Zeit zu Zeit auf die Schulter und murmelte: „Du, mein Junge, du!" Er lobte und bewunderte alles an mir, mein Aussehen, meinen Vollbart, meinen Anzug, und Elsbeth stimmte ihm bei, und wenn er sich wie ein sehr erfreuter Vater benahm, so hatte sie in ihrer Art und Weise gegen mich etwas entschieden Mütterliches.

Wir näherten uns dem schattigen Platze unter den Linden, den edlen, herrlichen, die am Rande der Wiese vor dem Schlosse stehen.

Dort habe ich ihr das Meisterwerk des großen russischen Erzählers vorgelesen, diese Bäume haben leise dazu gerauscht, auf der Bank unter dem mächtigsten von ihnen hat sie gesessen, mir gegenüber in sprachloser Ergriffenheit, und mich angesehen mit jenem unvergeßlichen Blick . . .

Auf derselben Stelle, unter demselben Baum befand sich jetzt eine stattliche Frau, in halb städtischer, halb ländlicher Tracht, und neben ihr stand ein Korbwägelchen mit blauseidenem Dach.

„Spovo on?" fragte Elsbeth.

„Sada isputje," antwortete die Frau.

Das heißt: „Schläft er?" und: „Eben erwacht."

Mein dummer Kopf hatte eine plötzliche Erleuchtung. Sie war so hell — zu hell —. — sie schmerzte.

Elsbeth führte mich zu dem Wägelchen, hob die Schleier, die es verhüllten, und der Inhalt der kleinen Equipage kam zum Vorschein. Er hatte kugelrunde, rosige Wangen und dunkle Augen, machte Fäustchen, strampelte und war — mein Nebenbuhler.

Wie sie sich zu ihm herabneigte, gewann ihr Gesicht einen Ausdruck stiller, vollkommener Seligkeit, der mich sofort belehrte: Wenn je ein Funke Neigung für mich in ihrem Herzen erglomm — er ist erloschen. Der Atem dieses Kindleins hat ihn ausgeblasen.

Sein Vater warf sich in die Brust, kreuzte die Arme und betrachtete abwechselnd seinen Sohn und mich mit, — glaube mir, — fast gleicher Zärtlichkeit.

„Nun, mein Junge" rief er mich an, „was sagst Du? sag' etwas zu deinem quasi Bruder."

Aber ich konnte nichts sagen, ich war in den Anblick Elsbeths versunken.

„Wir Frauen," sagt Irina, „haben nur die Liebe, nun — Elsbeth ist reich."

Zwei Tage hielt ich es wacker aus bei ihr und ihm und dem Kinde, am dritten räumte ich dem Nebenbuhler das Feld. —

Die Frage, ob ich nicht auch ohne ihn von dannen gegangen wäre, wie ich ging, will ich einstweilen unerörtert lassen.

Auf Wiedersehen, Freund! Schalte und walte in meinem Hause, wie Dir's gefällt. Auch wenn ich nur durch eine Allee von Mumien in mein Zimmer gelangen kann — mir ist alles recht und eines gewiß: Vorläufig interessiere ich mich für keine Frau mehr, die nicht tot ist seit mindestens 3000 Jahren.

„Galgenhumor," denkst Du, und irrst; es ist der ehrliche, sehr harmlose, der einem etwas verwundeten Herzen entströmt. Aber die Wunde schließt sich schon, bald gibt es ehrenvolle Narben.

Erwarte mich ohne Bangen, ich bin geheilt.

Dein Edmund.

Lieblinge.

Aufſchriften von Adolf Schmitthenner.

(Abdruck verboten.)

Herodot.

Still! Er erzählt! —
Es rauſchen die Ruder; es klirren die Waffen.
Welch ein prächtig Gewog! Männer mit trotziger Stirn,
Liebliche Frauen ſchreiten daher, und über den Häuptern
Brütet der Ewigen Neid Untergang . . .
Still! Er erzählt!

Dante.

Einſamer Geiſt, dein Pfad iſt ſchwindelig hoch. Mir grauſet's;
Grübelnd unendlichen Sinn ſteigſt du gelaſſen empor.
Droben iſt's froſtig, ich bleibe zurück. — Da trifft mich dein Auge
Flammend . . . Ich folge. Du glühſt! Zornige Seele, du glühſt!

Erasmus.

Nein, ich ſchelte dich nicht! Die Grazie iſt ſchuldig; ſie weiſet
Seltenem Lieblinge ſtets weichlichen, ſchwellenden Weg,
Und da verzärtelt der Fuß und bebet zurück, wenn plötzlich
Dachjähe Wildnis hinan ſteigt der verwogene Pfad.

Mörike.

Wieder die Reben blühen. Vorbei den flatternden Roſen
Steig ich die Stufen hinan, trinke mit atmender Bruſt
Unſeres heurigen Weines zarteſte Seele. Da wird mir
Blütenduftrunken das Herz, Liebſter, als wäreſt du nah.

Beethoven.

Halte dein Herz, o Menſch, und preſſe die Augen, und beuge,
Beuge dich bis in den Staub! Über die Häupter hinweg
Tobet der Sturm. Gewölk jagt hin und ballt ſich, zerreißet . . . .
War es der Mond, was ſo hold leuchtete? . . . Finſtere Nacht!

Chopin.

Was für ein Dämon ſchlug mit geſpenſtigem Fittich die Harfe?
War es verzweifelnder Gram? war es verzehrende Luſt?
Was die Saiten ſchrillen, wer möchte das denken und deuten?
Aber mein ahnendes Herz lauſchet gepreßt und erſchrickt.

Schumann.

Blumige Matten locken die anderen, nahe dem Auge
Breithin leuchtende; dich locket der dämmernde Grund.
Sanftgebogenen Pfad die anderen wählen; du wandelſt
Tief in Gedanken den Hang, wo er am ſteilſten, hinab.

Die neueste Radierung von Adolf Menzel.

Von Ludwig Pietsch.

(Abdruck verboten.)

Die Arbeiten keiner anderen vervielfältigenden Kunst können sich an Reiz und innerem Wert den besten, meisterlichen Malerradierungen vergleichen. Für den Maler, der diese Technik völlig zu beherrschen gelernt hat, gibt es keine ausgiebigeren Mittel, seine bereits ausgeführten oder erst in der Phantasie concipierten Bilder zwar farblos aber mit voller, reicher Tonwirkung so zu produzieren, daß sie durch Abdruck beliebig vervielfältigt werden können, als die Radiernadel, das Ätzwasser und die Kupferplatte. Von den italienischen und deutschen Malern der Renaissance, welche in hartem, mühseligem Ringen sich allmählich die Technik des Stechens mit dem Grabstichel und die des Radierens zu eigen machten, wurde die letztere in ihrer ganzen Fähigkeit zur Erzeugung auch rein malerischer Bildwirkungen noch kaum erkannt. War doch die ganze Anschauungs- und künstlerische Empfindungsweise dieser Meister viel mehr eine zeichnerische; die Wiedergabe der Formen und ihre Modellierung durch Schatten und Licht, — das war ihnen alles, und das erreichten sie in ihren Radierungen in kaum zu überbietender Vollendung. Erst in Rembrandts Händen wurde die Radierung zu dem eminent malerischen Ausdrucksmittel, dessen Kraft und Fähigkeit nicht nur die Zeichnung, sondern auch alle Nuancen des Tons, alle Energie und alle Zartheit desselben wiederzugeben von keinem Anderen erreicht wird. Der gewaltige niederländische Meister ist so der eigentliche Be-

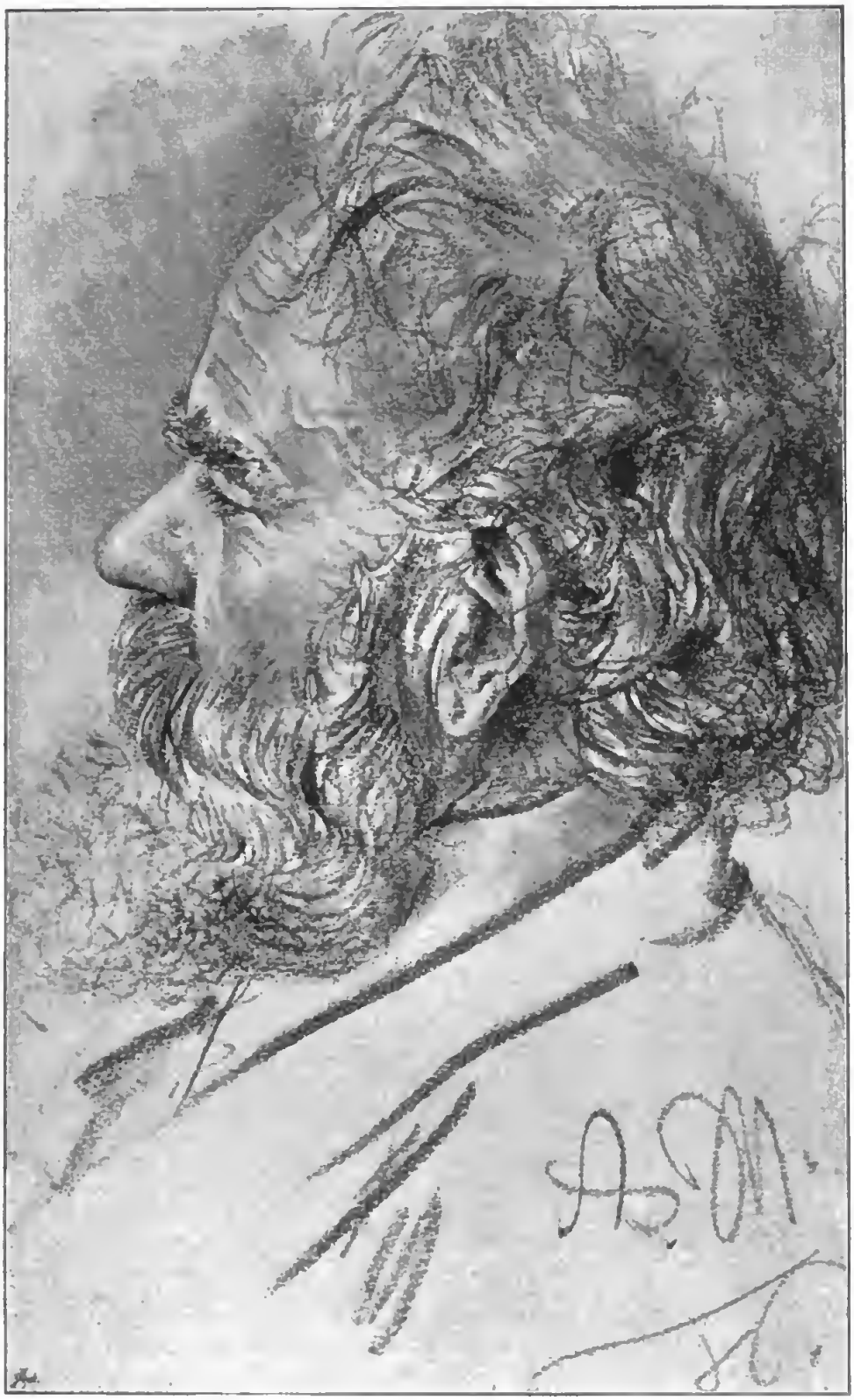
gründer, Pfadfinder und Bahnbrecher der Malerradierung geworden, welche dann von vielen seiner Zeitgenossen und seiner Nachfolger bald mit ähnlichem, bald mit geringerem Erfolge geübt worden ist. Noch im achtzehnten Jahrhundert erlebte sie eine schöne Nachblüte. Die geist- und erfindungsreichen französischen Maler und Buchillustratoren dieser Epoche haben zwar nur weniges selbst radiert; sie überließen die Reproduktion ihrer Schöpfungen außerordentlich geschickten, feinfühligen und verständnisvollen Radierern und Stechern. Wohl aber radierte der satirische Sittenschilderer Hogarth in England viele seiner eigenen Gemälde und Zeichnungen und gab ihnen damit eine ungeheure Verbreitung und Popularität. Sehr viel reicher und ausgebreiteter noch war die Thätigkeit unsers großen und liebenswürdigen Berliner Meisters, Daniel Chodowiecky, der seine Bilder aus dem Leben seiner Zeit, wie seine reinen Phantasieschöpfungen mit bewundernswürdiger Präzision der Zeichnung und Zartheit der Durchführung auf die Kupferplatte übertrug und in diesen seinen Radierungen ein künstlerisch und inhaltlich gleich unschätzbares Lebenswerk hinterlassen hat.

Wenn in Chodowieckys Radierungen schon das rein Malerische, die Tonwirkung mehr und mehr gegen die darauf verzichtende Zeichnung zurücktritt, so verlor sich der Sinn für jene, das Bedürfnis und die Fähigkeit, dieselbe auch in farblosen Darstellungen hervorzubringen, in der unter der Herrschaft des Klassizismus stehenden, folgenden Kunst- und Geschmacksepoche fast ganz und gar wie bei den Malern auch bei den Radierern. In Deutschland zumal trat während des ersten Viertels unsers Jahrhunderts ein fast gänzliches Versiegen der malerischen Empfindung und der technischen Fähigkeit ein. Damit zugleich versiegte auch das Interesse und die Lust der Maler am Radieren. Ein einziger Meister, der 1742 in Nürnberg geborene Adam Klein in München, betrieb diese technische Kunst während seines ganzen langen Lebens mit Vorliebe und gutem Erfolg. Aber ausschließlicher noch als Chodowiecky ging er auf die charakteristische Zeichnung seiner Darstellungen aus, ohne je eigentlich malerische Wirkungen zu erstreben.

Nicht unwesentlich trug zur fortschreitenden Vernachlässigung der Radierung seitens der Maler und zum Schwinden des Geschmacks an ihr die Entwickelung der Lithographie — dieses bequemsten und billigsten aller künstlerischen Reproduktionsmittel — und die Neubelebung des gänzlich vergessen und verfallen gewesenen Holzschnitts bei. Aber gerade der geniale, jugendliche Meister, welcher an der letzteren den stärksten und ruhmvollsten Anteil hat und auch der Lithographie in Deutschland völlig neue Bahnen erschloß, Adolf Menzel in Berlin, war dazu berufen, auch der deutschen Malerradierung neues frisches Lebensblut einzuflößen und die Freude an ihren Leistungen im Publikum wie an ihrer Ausübung bei den Künstlern wieder zu erwecken.

Menzel ist als Künstler wie kaum ein Zweiter, der zur Meisterschaft, zu hohem Ruhm und Ehren gelangt ist, „self-made man.“ Seine Lehrer sind die Natur, das wirkliche Leben und die Schöpfungen der großen Meister der Vergangenheit gewesen. Fast noch im Knabenalter wurde er durch den Tod seines Vaters in die Notwendigkeit versetzt, seinen Lebensunterhalt (und nicht nur für sich allein) selbst zu erwerben. Das konnte zunächst nur durch eifrigstes Arbeiten für den Kunsthandel, durch Zeichnen aller Arten von geschichtlichen und Genre-Kompositionen, von Gelegenheitsblättern, Etiquetten, Randzeichnungen, Titelschriften, Festkarten ꝛc. mit der lithographischen Feder und der Kreide auf Stein und mit dem Bleistift auf den Holzstock geschehen. Man weiß, wie Bewundernswürdiges der junge Künstler in solcher Art geschaffen, wie er jede Aufgabe, wie gering sie auch erscheinen mochte, mit voller Hingabe ergriff, jeden Gegenstand durchdrang, ihm neue, eigentümliche Seiten abgewann; wie er bei der Arbeit, ohne Anbequemung an den Geschmack des Publikums und des Verlegers, ohne Rücksicht auf die eignen Opfer an Zeit und Mühe und die Geringfügigkeit der Honorarentschädigung dafür, nur darnach trachtete, das übernommene Werk so vollendet wie irgend möglich zu gestalten und durchzuführen. Das strengste künstlerische Gewissen hat über allem, was er damals, wie in seinem späteren Dasein geschaffen, gewacht. Wenn andere Künstler in ähnlicher Lage sich durch

Studie von Adolf Menzel zu seiner Radierung „Italienisch lernen."

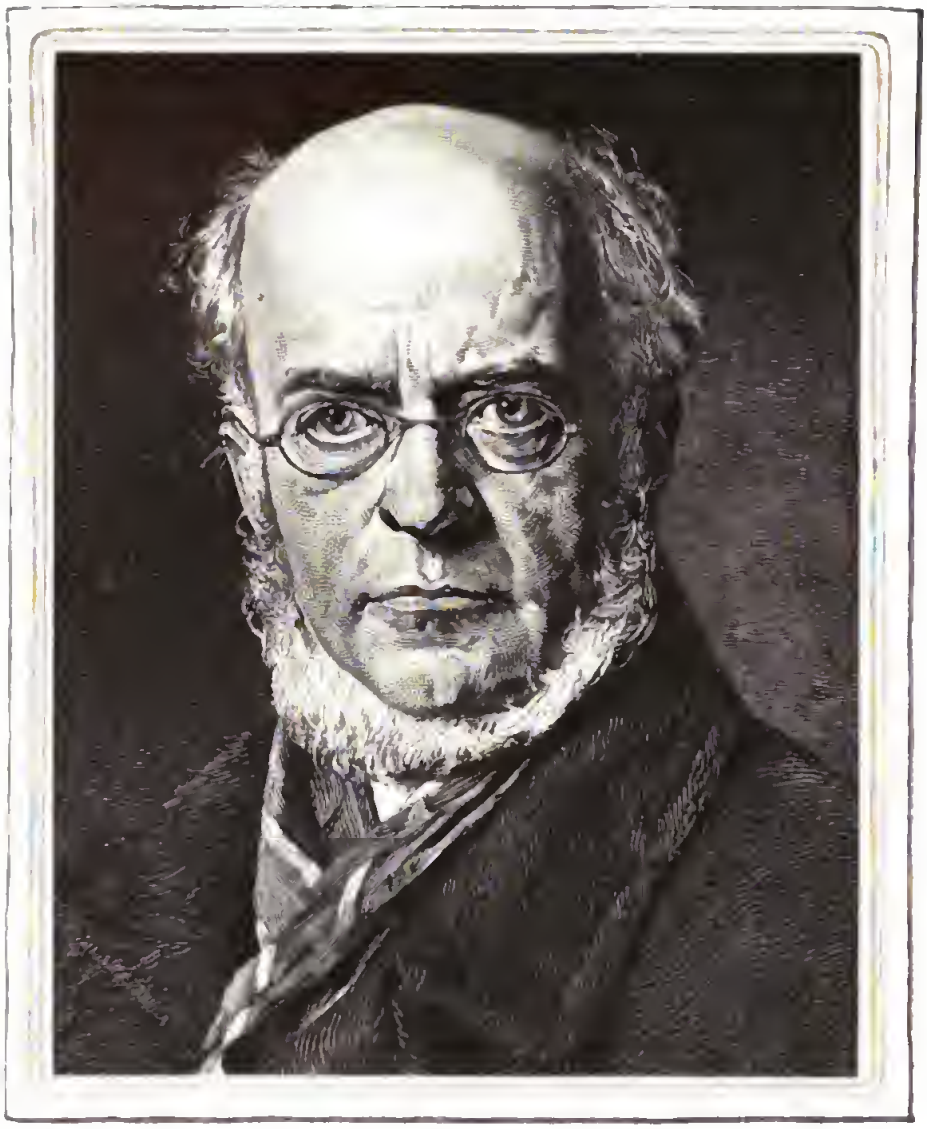


Studie von Adolf Menzel zu seiner Radierung „Italienisch lernen."

solche massenhaft produzierte „Brotarbeiten" herunterbringen, einer liebe- und interesselosen Fabrikation anheimfallen, hat Menzel es erreicht, während und mittelst dieser Thätigkeit sich immer höher und höher emporzuringen, oder, um ein schönes poetisches Gleichnis Jean Pauls anzuwenden, „grasend zu klettern, wie die Ziegen."

Jede technische Schwierigkeit zu überwinden, jedes künstlerische Ausdrucksmittel gleich vollkommen zu beherrschen, — darauf war sein Streben von Jugend auf mit ganzer Energie gerichtet. Für das Radieren war er bereits durch sein zur Virtuosität gebrachtes Federzeichnen trefflich vorbereitet. In den ersten vierziger Jahren, als er eben eines der Hauptwerke seines Lebens, die vierhundert Holzzeichnungen, mit welchen er Kuglers „Leben Friedrichs des Großen" ausstattete, vollendet und ein zweites, die Illustrierung der Prachtausgabe der Werke des großen Königs für Friedrich Wilhelm IV, begonnen hatte, unternahm er seine ersten Radierversuche. Unter diesem Titel „Radierversuche" (6 Blatt) sind die ersten reifen Früchte der Beschäftigung Menzels mit dieser Kunsttechnik 1844 im Verlage des Hofkunsthändlers Louis Sachse, welcher auch die ersten mit der Feder und mit der Kreide lithographierten Kompositionen des jungen Künstlers — Künstlers Erdenwallen, das Vater-Unser, die fünf Sinne, die Bilder zur brandenburgischen Geschichte u. a. m. — herausgegeben hatte, erschienen. Das Deckelblatt, auf dem jener Titel gedruckt ist, schmückt eins der gelungensten von allen. Es ist das kleine Bild eines auf holperiger, tief durchfurchter Landstraße zwischen Ackerfeldern dahinfahrenden Leiterwagens, in dem außer dem Kutscher ein Mann angelehnt steht, ein Junge sitzt; zur Seite ein vorübergehendes Weib und ein paar im Acker gebückt arbeitende Gestalten. —

Es wäre unrichtig, wenn man sagte, Menzel habe damals noch allein gestanden in diesen Bestrebungen, die Malerradierung wieder zu ihrer alten Bedeutung zu erheben und ihr die einstige Schätzung wieder zu erobern. Schon in der letzten Hälfte der dreißiger Jahre waren nicht wenige Maler in deutschen Hauptstädten erfolgreich bemüht, ihre Entwürfe, heitere und ernste Erfindungen, durch von ihnen selbst ausgeführte Radierungen zu vervielfältigen und so zu verbreiten. In München radierte Neureuther zahlreiche, halb ornamentale, phantastische Kompositionen zu festlichen Gelegenheiten und besonders auch Illustrationen zu Goetheschen und anderen Dichtungen. In Dresden radierte Ludwig Richter in schlichter kartonmäßiger Manier, ohne jede Tonstimmung und Wirkung, anmutig und naiv belebte, sächsische Gebirgslandschaften. In Düsseldorf vervielfältigte Adolf Schrödter seine köstlichen, phantasiereichen, phantastisch-humoristischen Zeichnungen zur Verherrlichung des Weins und zur Geschichte seines Lieblingshelden Don Quichotte, durch vortreffliche Radierungen. Seine dortigen hervorragenden Genossen, die ersten Sterne der damaligen Düsseldorfer Kunst, hatten sich mit ihm zu der Radierung ihrer Randzeichnungen für R. Reinicks „Lieder eines Malers" vereinigt, ein Werk, dessen außerordentlicher Erfolg in jeder Hinsicht wohl verdient war. Aber in der Freiheit von aller konventionellen Schultradition, in dem frischen Losgehen auf die ungeschminkte Wahrheit der Naturschilderung, im unbefangenen Realismus, in der Schärfe der Beobachtung der Wirklichkeit, in der Stärke und Feinheit des Tons und der Empfindung, wie in der malerischen Behandlung und Kraft der Radiertechnik sind jene Blätter des Menzelschen Heftes „Radierversuche" auch den besten der in dieser Epoche von deutschen Kunstgenossen ausgeführten zweifellos überlegen. Die Mehrzahl besteht aus landschaftlichen Darstellungen, deren Motive der einfachen märkischen Natur der Umgegend von Berlin entlehnt ist. Ein Blatt aber stellt einen Holzplatz mit spielenden Jungen dar, welche der Aufseher mit laut zugeschrieenem Befehl von den aufgestapelten Brettern herabscheucht, auf deren unterem Vorsprung eine alte Frau sitzt, während ein junges Weib aus dem Volke mit einem Kinde auf dem Arm vor ihr steht. Es ist ein im modernsten Sinne erfundenes Genrebild, ein Stück Leben, aus der Wirklichkeit herausgegriffen und in überzeugender Wahrheit dargestellt. Ein anderes Blatt ist mit drei ganz eminent gezeichneten Studienköpfen, — dem eines langbärtigen polnischen Juden, eines Invaliden mit kurzem, weißem Kragenbart rings um den ganzen Unterkiefer und eines langhaarigen, jungen Mannes im deutschen Rock und Halskragen, —



Gemalt von H. von Angeli. (Fragment.)

Italienisch lernen. Nach der Radierung von Adolf Menzel.
(Aus dem 4. Jahresheft [1889] des Vereins für Original-Radierung zu Berlin.)

unterhalb dieser drei mit der Darstellung einer großen Zahl kleiner Gestalten von Männern und Frauen bedeckt, welche, in Wintermäntel und Oberröcke gehüllt, über die Straße gehend von einem heftigen Windstoß getroffen werden. Je nach der Richtung, in welcher sie sich vorwärts bewegen, werden sie vom Sturm dahin getrieben oder müssen sich ihm entgegen arbeiten, der ihre Hüte entführt, die winterlichen Umhüllungen zaust und hier gegen ihren Rücken und Beine treibt, dort von ihnen abweht. Keine Augenblicksphotographie kann die natürlichen, individuellen Bewegungen von Menschen der verschiedensten Art, Größe, Lebensalter, Statur, Temperament, Trachten und Gewohnheiten schärfer aufgefaßt, treffender, lebendiger wiedergegeben zeigen, als es in diesen radierten Figürchen geschehen ist.

Bis zur *vollen* malerischen Bildwirkung ist die Radierung in diesen Menzelschen Blättern freilich nicht getrieben worden. Der Himmel, die Luft z. B. blieb fast vollständig weiß und ohne Tonlage. Besonders zahlreiche Nachfolger, welche durch das von dem Berliner Meister hier gegebene Beispiel auch ihrerseits zu Radierversuchen angeregt worden wären, hat Menzel unter den deutschen Malern zunächst nicht gehabt. Die Steinzeichnung und die Zeichnung auf Holz für den Schnitt wurde von ihnen während der fünfziger und sechziger Jahre sehr viel eifriger geübt und gepflegt, als die Radierung. Sie überließen dieselbe meist den Kupferstechern, wenn auch in Berlin, Düsseldorf, Weimar und Wien seitens einzelner Maler immer wieder gelegentlich Anläufe dazu gemacht wurden, sich ernstlich mit dieser edelsten reproduktiven Technik zu beschäftigen. Ein junger Stecher von eminent malerischem Sinn, W. *Unger* in Weimar, und einer der geist- und kunstreichsten Zeichner, Aquarellisten und Stecher in Berlin, der durch Menzel aufs Stärkste beeinflußte *Fritz Werner*, der sich später noch zu einem unserer vorzüglichsten Ölmaler entwickelt hat, waren lange neben Menzel fast die vorzüglichsten Vertreter und Meister der malerischen Radierung unter den Deutschen. Unger, welcher mit genialer Kraft die Aufgabe der Radierung erfaßte und den Kreis ihrer Ausdrucksmittel in ungeahnter Weise erweiterte, wendete dieselbe freilich ausschließlich zu Zwecken der Nachbildung und Vervielfältigung vorhandener Werke der Malerei an, während Menzel und zum Teil auch Fr. Werner nach der Weise Rembrandts und der großen modernen englischen und französischen Radierer vor allem Selbsterfundenes und in der Wirklichkeit Selbstgesehenes mit Radiernadel und Ätzwasser gleichsam auf die Platte malten. —

Von den fremden Meistern der Radierung war bis zum Frühling 1881 nur Weniges in Deutschland bekannt geworden. Man ahnte hier, außerhalb der intimen Kreise der Liebhaber und Sammler kaum, zu welcher Ausbildung diese Kunsttechnik in Frankreich und mehr noch in England durch einige Maler und nicht minder auch durch einige hochbegabte, diesem Studium mit Begeisterung hingegebene Dilettanten gebracht worden war, und welche außerordentliche Schätzung ihren besten derartigen Arbeiten in ihrem Ursprunglande zu teil wurde. Um dem kunstfreundlichen Berliner Publikum und unsern Künstlern eine Anschauung davon zu geben, was dort draußen in der Malerradierung geleistet werde, welche Talente derselben dort ihre Kraft widmeten, wurde auf Anregung des Geh. Reg. Rat Jordan, des Direktor Lippmann am Kupferstichkabinett, u. a. in den oberen Räumen der Nationalgalerie eine vielumfassende Ausstellung von Werken der ersten französischen und englischen Meister dieser Kunst veranstaltet. Durch diese unvergeßliche, die lebhafteste Teilnahme findende Ausstellung lernte man hier die Arbeiten von Lalanne, Jacquemart, Flameng, Waltner, Legros, Herkomer, Haseltine, Slocombe, Seymour-Haden, Tissot, Macbeth, Strange zuerst wahrhaft kennen. Freilich mußte unser Publikum noch erst dazu erzogen werden, den Reiz solcher Werke ganz zu empfinden, sie selbst nach ihrem vollen Werte und ihrer Bedeutung zu würdigen. Die Zeit war damals und ist auch heute noch lange nicht gekommen, wo bei uns für Abzüge von modernen Radierungen seitens der Liebhaber Preise auch nur annähernd von der Höhe gezahlt werden, wie in England für die immer in ganz wenigen Exemplaren abgezogenen Drucke der von jenen Lieblingsmeistern radierten Platten.

Von dieser Ausstellung datiert der neue kräftige Aufschwung der Malerradierung in

Studie von Adolf Menzel zu seiner Radierung „Italienisch lernen.“

Berlin. Der Geschmack und die Freude an deren Übung verbreiteten sich mehr und mehr. Die Stecher vom Fach und die Maler arbeiteten, von jenen Beispielen dessen, was in der freien künstlerischen Radierung geleistet und durch sie erreicht werden kann, angespornt, — mit frischem, verstärktem Eifer an der Weiterentwickelung und Ausbildung der technischen Hilfsmittel dieser Kunst. Der erfindungsreiche, phantastische Max Klinger, der strenge realistische Zeichner Stauffer-Bern, die treffliche Landschafts- und Architekturmalerin Frau Begas-Parmentier, der Tier- und Landschaftsmaler Geyger, der

Studie von Adolf Menzel zu seiner Radierung „Italienisch lernen."

Genremaler Röhling, der bereits in dieser Technik vielbewährte Architektur- und Landschaftszeichner Bernhard Mannfeld, thaten sich neben den Stechern Prof. G. Eilers und Hans Meyer mit manchen vorzüglich gelungenen Radierungen rühmlichst hervor. Von seiten des Ministeriums fanden diese Bestrebungen Ermunterung und Unterstützung durch direkte Aufträge zu Radierungen. Vor allem wichtig für jene Bestrebungen aber wurde die im Februar 1886 erfolgte Gründung eines Vereins, dessen erklärter Zweck Pflege und Förderung und die Erweckung der allgemeinen Teilnahme für die graphischen Künste und die Originalradierung insbesondere ist. Die Stifter dieses „Vereins für Originalradierung zu Berlin" waren Prof. Gustav Eilers, der Kupferstecher, und der Geh. Ober-Regierungsrat Bahlmann. Die anfängliche Mitgliederzahl betrug 250. Dieser Verein will die Künstler dazu ermuntern, Originalradierungen anzufertigen, die er von ihnen erwirbt, um die Abzüge der Platten gegen einen Jahresbeitrag von 15 Mark, bezw. 30 Mark an seine Mitglieder zu verteilen. Die höhere Beitragssumme berechtigt zum Empfange von Exemplaren vor der Schrift. Die Anzahl der zu erwerbenden Platten richtet sich nach den Preisen und den aus den Beiträgen zur Verfügung stehenden Mitteln. Die Jahreshefte, gewöhnlich acht Blatt enthaltend, kommen im Dezember jedes Jahres zur Verteilung. Gemäß Beschluß vom 20. April 1886 werden immer nur hundert Drucke vor der Schrift und vierhundert mit der Schrift hergestellt. Über eine Erhöhung der Auflage, anderweitige Verwertung, Aufbewahrung oder Vernichtung der Platten beschließt die Generalversammlung. Die Blätter dieser Jahreshefte gelangen nicht in den Kunsthandel, sondern sind einzig durch Mitgliedschaft zu erwerben. Im Vergleich zu den Preisen der Drucke jener englischen Radierungen ist der Preis, für welchen man hier in den Besitz von

acht derartigen Kunstblättern gelangt, ein verschwindend geringer. Aber es war notwendig, diesen Beitrag zunächst so niedrig anzusetzen, um dem Verein Mitglieder zu werben und so den bei uns noch so wenig verbreiteten Geschmack an Originalradierungen in möglichst weiten Kreisen zu erwecken. —

Seit seiner Begründung hat sich die Zahl der Vereinsmitglieder bis auf mehr als vierhundert vermehrt, die Beteiligung der Berliner Künstler an der Mitarbeiterschaft an seinen Jahresheften ist immer lebhafter und allgemeiner geworden und die Schönheit und technische Vollendung ihrer Arbeiten haben sich immer gesteigert. Vier Hefte sind bisher ausgegeben; die Platten der fünften sind gegenwärtig in der Arbeit begriffen. Das Inhaltsverzeichnis jener vier Hefte zeigt, wie ausgezeichnete künstlerische Kräfte für den Verein thätig sind. Das erste enthält (2) Radierungen von J. Ehrentraut, W. Bröker, J. Jacob, B. Mannfeld, Ad. Menzel, L. Spangenberg, O. Wisnieski; das zweite solche von R. Eschke (dem Sohn), H. Gude, E. Hildebrand, O. von Kameke, H. Kohnert, Ad. Menzel, M. Seemann, F. Skarbina; das dritte ein Titelblatt von Ad. Menzel und Blätter von W. Bröker, R. Eschke, W. Feldmann, C. Hochhaus, H. Schnee, L. Spangenberg, O. Wisnieski, denen noch das bereits früher, unabhängig von dem Verein, ausgeführte, nach der Natur radierte Bildnis G. Freytags von Stauffer-Bern beigegeben war. Zum vierten Heft haben F. Krostewitz, C. W. Allers, W. Feldmann, F. Hoffmann von Fallersleben, H. Kohnert, Ad. Menzel, F. Skarbina, F. Sturm und B. Mannfeld (siehe unsere, nach der Radierung verkleinerte Anfangsvignette) Beiträge geliefert; G. Eilers, der Vereinsstifter, welcher sich um die Anleitung, technische Belehrung und praktische Unterweisung der mitwirkenden Maler beim Radieren und Ätzen außerordentliche Verdienste erworben hat, fügte den Blättern dieses Heftes noch das von ihm nach dem Leben gezeichnete und radierte meisterhafte Bildnis Ad. Menzels hinzu. Das fünfte Heft wird Originalradierungen von Arndt, Sterry, Liebermann, Mannfeld, L. Spangenberg, R. Eschke, Seemann enthalten. Der alte Vorstand des Vereins, bestehend aus den Herren Prof. G. Eilers (dem Vorsitzenden), Prof. Carl Becker (Präsident der Akademie der Künste), Prof. E. Ewald (Direktor der Lehranstalt des Kunstgewerbemuseums), Prof. Jacobi (Kupferstecher), Dr. Jordan (Direktor der Nationalgalerie), den Malern Prof. C. Ludwig und Ad. Menzel, ist in der letzten Generalversammlung vom 1. Januar d. J. von neuem gewählt worden.

Wie im Vorstand, so finden wir den letztgenannten großen deutschen Künstlernamen auch unter den Mitarbeitern als den eines der thätigsten und eifrigsten. Heute noch, trotz seiner fünfundsiebzig Jahre, leuchtet er auch den Jüngsten in jeder Hinsicht als Meister vor. Immer originell und geistreich in seinen Erfindungen, deren Gegenstände er bald aus seiner reichen Phantasie, bald aus dem ungeheueren Schatz seiner angesammelten Beobachtungen der Natur, des Menschenlebens, der gesamten Wirklichkeit schöpft, hat er auch in seinen vier Beiträgen zu den Jahresheften des Radiervereins wieder Blätter geliefert, welche denselben zum köstlichsten künstlerischen Schmuck gereichen. Dasjenige, welches wir hier in getreuestem Faksimile verkleinert zum Abdruck bringen, ist im zuletzt erschienenen vierten Heft enthalten. „Italienisch lernen“ betitelte es unser Meister. Wir sehen einen auf einer italienischen Reise, einer Fußwanderung, begriffenen deutschen Herrn von breiter, kräftiger, untersetzter Gestalt mit vollem Bart und oben bereits etwas dünner gewordenem, großgelocktem Haupthaar, auf hochlehniger Holzbank am Tische in dem Gärtchen einer römischen Osteria ausruhen, um sich an dem feurigen, goldigen Orvieto oder dem purpurnen Chiantiwein, dem Inhalt jener strohumflochtenen, dünnhalsigen, starkbauchigen Flaschen, zu erquicken, welche das hier bedienende junge Weib herbeiträgt. Diesem Tisch hat sich ein Mann aus dem Volk, ein echter Campagnole, genähert, ein Alter mit wild wucherndem, langem, dichtem, grauem Haar und Vollbart, über der Jacke mit dem blauen Kragenmantel bekleidet, die Unterschenkel mit Riemen umwickelt. Der wandernde Signor Tedesco benutzt gern jede Gelegenheit, um sich im „Italienischlernen“ mit den Italienern zu vervollkommnen. Er hat den malerischen Alten, eine wie zum Künstlermodell geschaffene Erscheinung, herangerufen und ihn eingeladen, ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Er selbst hat die erste

Flasche, behaglich träumend unter den Olivenbäumen des Gärtchens, wenn auch recht unbequem sitzend, bereits ziemlich geleert. Der Rest, welchen er seinem italienischen Gast daraus noch einschenken kann, ist, ob er die Flasche auch gänzlich umkehrt, nur sehr gering. Die Aufwärterin kommt gerade zur rechten Zeit mit einer gefüllten zweiten Flasche. Der so Eingeladene mag den Wein, — wie jeder echte Münchener sein Bier, — nicht genießen, ohne einen Bissen dazu zu essen. Er hat ein paar rohe Zwiebeln aus seiner Tasche genommen, sie vor sich auf den Tisch gelegt und dann sein Taschenmesser herausgezogen, das er nun aufklappt, um sie zu schälen. Das alles ist in frappanter Wahrheit, die sich auf die geringste Einzelheit, auf die Bewegung und Stellung jedes Fingergliedes erstreckt, dargestellt, aber völlig im Charakter einer höchst meisterhaft gezeichneten Federskizze behandelt und gehalten. Auf eine bildartige Durchführung mit abgetöntem Hintergrunde verzichtete der Zeichner auch hier ebenso wie auf den meisten Blättern seiner „Radierversuche" von 1844. Nur leicht angedeutet ist der gewundene Stamm eines Olivenbäumchens. Alles auf diesem köstlichen Blatt hat den Charakter und die volle erste Frische des Improvisierten. Alles scheint eben nur so mit sicherer Radiernadel auf die Platte hingeworfen und dann, hier energisch, dort zart, geätzt zu sein. Aber, welche gründliche Naturstudien sind vorausgegangen, um es dem Meister zu ermöglichen, daß er diese Gestalten so hinzuschreiben vermochte! Wir sind so glücklich, unseren Lesern hier einmal einen genauen Einblick in die Art, wie dieser Künstler arbeitet, gewähren zu können, indem wir mit unbedingter Treue einige der nach dem Modell ausgeführten größeren Zeichnungen auf photographischem Wege reproduzieren, welche Menzel dann in jener kleinen Komposition verwertet hat. Da sehen wir den mit wundervoller Freiheit, Macht und Leichtigkeit teils gewischten, teils mit dem breiten Stift fest hingezeichneten Kopf des deutschen Reisenden, — man muß vielleicht selbst viel gezeichnet haben, um das ganz Außerordentliche in solch einer Studienzeichnung, wie dieser Kopf es ist, an der Behandlung der Bart- und Haupthaare und aller Gesichtsteile, völlig zu ermessen und nachzuempfinden. — Wir sehen den mit noch breiterem, kräftigerem Vortrag und in tieferen Tönen gezeichneten, langbärtigen und langmähnigen herabgebeugten Greisenkopf des Italieners, — ein wahres Wunderwerk markiger Zeichnung von völlig farbiger Wirkung und körperhaft plastischer Modellierung. Diese beiden Studienköpfe sind bereits in den Jahren 1884 und 1886 gezeichnet und vielleicht ursprünglich für ein anderes Bild als dies hier radierte ausgeführt. Fast noch merkwürdiger sind die verschiedenen, sämtlich im vorigen Jahr und für unsere Komposition gemachten Studien zu den beiden Händen, mit denen der Alte sein Klappmesser öffnet. Die Linke, welche den Griff des letzteren hält, ist, wie man sieht, in drei Varianten der Fingerstellung und -Ansicht gezeichnet, deren jede mit größter Sorgfalt und eindringendstem Verständnis in allen Details des Baues der Knochen, Nägel, Knorpel und Sehnen, wie der Verschiebungen und Fältelungen der Haut durchgeführt ist. Ähnlich genaue Studien wird der Meister unzweifelhaft auch für die Hände des Reisenden und der Frau gemacht haben. Die hier wiedergegebenen mögen als Proben der Vorarbeiten genügen, welche ein Künstler, wie dieser, für eine solche Zeichnung sich nicht ersparen zu können meint. Wenn Ad. Menzel heute bei allen Kulturnationen den Ruhm eines der ersten Meister der Kunst aller Zeiten und Völker genießt, wenn Allem, was er schafft, ein, von den Wandlungen des Modegeschmacks unbeeinflußter, unvergänglicher Wert widerspruchslos zuerkannt wird, so ist das nicht allein die Wirkung seines großen Talentes. Den gleichen Anteil daran hat jener heilige Ernst der Arbeit, jenes Versenken in jede Aufgabe, jene ausdauernde Energie, mit welcher er der Erscheinung der Dinge gleichsam ihr letztes Wort abfragt; — Eigenschaften, ohne welche die Schöpfungen auch der glücklichsten Begabung nur leicht wiegen, rasch veralten und vergessen werden, und welche in unsers Meisters größten Werken sich kaum glänzender und bewundernswerter offenbaren als in diesen Vorstudien zu der selbst radierten Komposition, mit welcher er das vierte Heft der Publikation des Berliner Vereins für Originalradierung bereicherte.

Die Geſchichte einer Büſte.

In 6 Bildern.

ATELIER
4

Die beſte Kur.

Dramatiſcher Scherz in einem Aufzuge.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Perſonen.

Kalliſthenes, ein Arzt.
Deiphobus, ein atheniſcher Bürger.
Irene, des Vorigen Nichte.
Ein Patient.
Eine Patientin.
Ein Sklave.

Das Stück ſpielt im Altertum.
Ort der Handlung: Athen.

Erſter Auftritt.

Konſultationszimmer des Arztes.

Kalliſthenes (an ſeinem Arbeitstiſche vor einem großen Buche ſitzend).

„Lang iſt die Kunſt.“ — Sehr wahr!
und auch langweilig, ach! —
„Das Leben kurz.“ — Und doch ſcheint endlos oft ein Tag.
„Das Urteil ſchwer.“ — Hm, hm, das grenzt ans Triviale,
Dergleichen hört man ja in jedem Weinlokale.
(Er klappt das Buch unwillig zu und ſpringt auf.)
Fort mit dem Bücherkram! — Wie ſchal und phraſenhaft,
Wie elend ſcheint mir heut die ganze Wiſſenſchaft! —
(Er geht ein paarmal in ſeinem Zimmer auf und ab; nach einem Weilchen fährt er fort:)
Drei Tage ſind es nun, ſeit ich zum erſtenmal
Die Süße ſah. — O Zeus, welch eine Zeit der Qual! —
Ich ging ſo hin, ich weiß nicht mehr, woran ich dachte,
Als mir entgegenkam, die mich ſo elend machte.
Sie ging zum Tempel hin mit einem Körbchen Roſen,
Da traf mit goldnem Pfeil, den Wehr- und Waffenloſen,
Cupido mich; — und ach, als Blick und Blick ſich fand,
Wie fühlt' ich gleich mein Herz im Innerſten entbrannt.

Die Augen ſchlug ſie ſchnell zu Boden, doch ihr Blick
Ließ einen andern mich, verwandelt mich zurück.
Nun folgt mir überall, durch Straße, Feld und Wald
Und in dem Traum der Nacht die lieblichſte Geſtalt.
Ich ſah ſie, ach, nicht mehr; vergeblich forſcht' ich nach
In ganz Athen, nicht fand ich das beglückte Dach,
Das ſie verbirgt, nicht weiß ich, wie das holde Kind
Sich nennt, nicht weiß ich, wer die frohen Eltern ſind.
Dies Eine weiß ich nur, ich muß ſie wiederſehn,
Soll ich vor Sehnſucht nicht, vor Liebesqual vergehn.
O daß ſich Äskulap, der Ärzte Gott, erbarme
Und führ' das einz'ge, das mich heilt, mir in die Arme.
(Bleibt eine Zeitlang in Gedanken ſtehen, dann:)
Ich Thor! Was red' ich da? bei allem, was es gibt
An ſtarken Mitteln — nein, noch bin ich nicht verliebt.
Ich, der die Weiber haßt, der Doktor, der Gelehrte!
Nein, Amor, heb' dich fort, entweich' von meiner Fährte!
Häng' dich an müß'ges Volk, bring' loſe Tagediebe
Um Appetit und Schlaf! — Ich hab' nicht Zeit zur Liebe!
Dem Wohl der Menſchheit iſt, der Wiſſenſchaft geweiht
Mein Herz, mein Geiſt. — Wie hätt' ich wohl zum Tändeln Zeit?
(Er nimmt das Buch wieder vor.)
Noch einmal will ich's mit der Wiſſenſchaft probieren,
Komm, liebes Buch, zurück! — Jetzt geht es ans Studieren.
Zu bändigen durch Kunſt die ſtörrige Natur
Erfind' ich was — und wär' es die Entfettungskur.
(Er ſetzt ſich wieder an den Studiertiſch.)

Zweiter Auftritt.

Kalliſthenes. Eine Patientin.

Patientin (eintretend).

Ach, Doktorchen, mich ſchickt der Apotheker her,
Er fragt, ob das Rezept auch ganz in Ordnung wär',
Das du mir geſtern ſchriebſt; er las es mit Erſtaunen.

Kalliſthenes.

Gib her! (Patientin reicht ihm das Rezept.)
Was wird es ſein? — 's ſind Apothekerlaunen.
(Er lieſt das Rezept und erſchrickt. Für ſich:)
O ſieh, was ſteht denn da? Arſenik ſechzehn Lot,
Strychnin — ein halbes Pfund! — Kreuzbombenſchwerenot!
Das nenn' ich ein Verſehn! (Laut:) Ja, da verſchrieb ich mich,
Ich ändr' es gleich. — Da nimm! Leb' wohl und beſſre dich.
(Die Patientin empfängt das Rezept und entfernt ſich, höflich dankend.)

Dritter Auftritt.

Kalliſthenes.

Die hätt' ich bald beſorgt! Die Doſis reichte hin. —
Ich glaube, daß ich heut für Kranke tötlich bin.
Ich bin recht aufgelegt, heut viel zu praktizieren,
Es zuckt mir in der Hand, ich muß was amputieren.
Weh jedem, den hierher heut ſein Verhängnis führt!
Was ihm auch fehlen mag, er wird beſtimmt kuriert. —
(Man hört Schritte draußen.)

Schon hör' ich einen, horch! — Dem will ich bange machen. —
Komm nur herein! Du mußt noch heut in Charons Nachen.

Vierter Auftritt.

Kalliſthenes. Ein Patient.

Patient (eintretend).

Hilf mir, Kalliſthenes, und lindre meine Pein!
Der Rheumatismus ſitzt mir hier im linken Bein.
Es zieht ein grimmer Schmerz das Bein hinauf, hinab.

Kalliſthenes.

Wart' einen Augenblick! Gleich ſchneid' ich dir es ab.

Patient.

Was denn?

Kalliſthenes.

Das Bein!

Patient.

Beim Zeus, du ſcherzeſt wohl?

Kalliſthenes.

O nein,
Es iſt mein Ernſt. Gib her! Herunter mit dem Bein!
(Er nähert ſich dem Patienten mit einem Meſſer.)

Patient (entſetzt).

Entfliehen will ich ſchnell. Er raſt, beim Herkules! —
Mir thut jetzt nichts mehr weh; — leb' wohl, Kalliſthenes!
(Patient entfernt ſich eilig.)

Fünfter Auftritt.

Kalliſthenes.

Da läuft er fort, der Tropf! — Jetzt wird er gleich erzählen,
Ich wäre toll! — Er dürft' das Richt'ge kaum verfehlen.
Heut Abend ſpricht davon bereits die ganze Stadt;
„Kalliſthenes iſt toll," ſteht morgen in dem Blatt.
Gut, daß ich raſend bin! — Denn wahrlich, wär' ich's nicht,
Käm' ich am Ende gar vors Kriminalgericht.
(Man hört draußen Schritte.)
Was iſt denn das? Da hör' ich draußen Schritte wieder. —
Sein Opfer will der Styx! Herein, du Lebensmüder!

Sechſter Auftritt.

Kalliſthenes. Sklave.

Sklave.

O Herr! komm ſchnell mit mir, dem reichen Polydor
Iſt ganz erbärmlich ſchlecht.

Kalliſthenes.

Er trinkt zu viel, der Thor!

Sklave.

Seit er zum Schmauſe war beim Stadtrat Periander,
Schreit er beſtändig: „Ach, mein Kopf geht auseinander."

Kalliſthenes.

Nur Katzenjammer iſt's. — Ein Sturzbad, möglichſt kalt,
Drei-, viermal wiederholt, kuriert ihn alſobald. —

Sklave.

O Herr, ich bitte dich, denk' doch ein wenig nach!
Wenn er das Sturzbad kriegt, rührt ihn ſogleich der Schlag.

Kalliſthenes.

Probier's, ob er ihn rührt. Wenn nicht, nehmt einen Knittel
Und ſchlagt ihn tot damit, — ich weiß kein andres Mittel.

Sklave.

Weh! komm ich jetzt nach Haus und melde ſo etwas,
Werd' ich ſofort gehängt.

Kalliſthenes (den Sklaven hinauswerfend).

Ei nun, was ſchadet das?

Siebenter Auftritt.

Kalliſthenes.

Wer heut' mich konſultiert, der kann mir's unten danken.
Wenn Ärzte raſen, dann erbarm' ſich Zeus der Kranken,
Sonſt werden ſcharenweiſ' zum Orkus ſie geſchafft. —
Entläßt der Liebesgott nicht bald mich aus der Haft,
So richt' ich in Athen ein größres Sterben an,
Als Hunger, Peſt und Krieg je fertig bringen kann.
Ich möcht' wohl aus dem Haus, mich ärgert das Gelaufe;
Doch geh' ich aus, komm' ich vom Regen in die Traufe.
Wär' ich Kalliſthenes nur nicht, der Vielgenannte!
Hätt' ich nur in der Stadt nicht gar ſo viel Bekannte!
Geh' ich nun aus, treff' ich wohl dieſen oder den,
Gleich heißt's: Wie blaß biſt du, was iſt mit dir geſchehn? —
Ja, könnt' ich unbemerkt mich zur Geliebten ſchleichen,
Sie findend, wo ein Gott mir heimlich gibt ein Zeichen!
Wie wär' mir, ſtände ſie auf einmal vor mir da!
Zwar in Gedanken bin ich ſtets der Süßen nah,
Doch will ich faſſen ſie, von Liebesglut erfüllt,
Zerfließt ſie ſchnell, wie auf bewegter Flut ein Bild. —
Jetzt fühl ich's, ich bin krank, und ſchlimm iſt die Prognoſe:
Die Krankheit, die mich quält, iſt eine hoffnungsloſe,
Wenn nicht, was ſie bewirkt, zugleich das Mittel gibt,
Das ſie kuriert: — ich lieb'! — O, würd' ich auch geliebt! —

(Er ſetzt ſich nieder und verbirgt das Geſicht in den Händen; während er noch ſo ſitzt, tritt Delphobus ein.)

Achter Auftritt.

Kalliſthenes. Delphobus.

Delphobus.

Biſt du Kalliſthenes?

Kalliſthenes (ſich unwillig umwendend).

Wenn ich es noch nicht wär',
Würd' ich's um keinen Preis. — Sag' an, was führt dich her? —

Delphobus (ſehr erfreut).

Du biſt Kalliſthenes! O Götter, ſeid geprieſen!

Kalliſthenes.

O, Götter! Wer von euch ſchickt mir jetzt auch noch dieſen?
Was willſt du, ſprich!

Delphobus.

Sogleich ſollſt du's erfahren. — Wiſſe — —
(Sich beſinnend)
Doch erſt erlaub' mir, daß ich deine Hände küſſe.

Kalliſthenes (abwehrend).

O laß das ſein!

Delphobus.

Ich bin ein Bürger von Athen,
Deïphobus, und komm', um Beiſtand dich zu flehn.

Kalliſthenes.

Worin denn?

Delphobus.

Glaube mir, unſträflich iſt mein Wandel,
Ich nähre redlich mich vom Obſt — und Sklavenhandel.

Kalliſthenes.

Was kümmert mich denn das?

Delphobus.

Kalliſthenes, hör' an:
Seit ein'gen Tagen bin ich ein geſchlagner Mann.

Kalliſthenes.

Wer ſchlug dich denn?

Delphobus.

Kein Menſch, hör', wie die Sache ſteht:
Mein Urgroßvater kam vor Zeiten aus Milet.

Kalliſthenes.

Das iſt zu ſtark.

Delphobus.

Nur ſtill, ſogleich erfährſt du mehr.
Mein Weib ſtarb, kaum vermählt mit mir.

Kalliſthenes.

Bedaure ſehr!

Delphobus.

Ich bin ein alter Mann.

Kalliſthenes.

Ich merk', daß du es biſt.

Delphobus.

Ich hab' auf Erden nichts mehr, das mir teuer iſt,
Als nur ein Nichtchen, das, frühzeitig ſchon verwaiſt,
Mir übergeben ward, und das Irene heißt.

Kalliſthenes.

Nun wären wir ſo weit, das Mädchen heißt Irene.

Delphobus.

Ein Großoheim von ihr lebt noch in Mytilene.

Kalliſthenes.

Der Teufel hol' ihn gleich. Das Mädchen alſo iſt —

Delphobus.

So ſchön als Jungfrau, wie du es als Jüngling biſt.

Kalliſthenes (nachdrücklich).

Irene alſo hat den Schnupfen!?

Deryphobus.

Nein doch, nein!

Kalliſthenes.

Dann tanzte ſie zuviel, aß zu viel Näſcherein!?

Deryphobus.

Auch das nicht! — Hör' mich an! Bis noch vor kurzer Zeit
War ſie ſo recht geſund, ein Bild der Heiterkeit,
So lieb, — ſie hatte ſtets für mich ein freundlich Wort.
Ich ſah mich jung an ihr, mein Alter lacht ſie fort. (Bewegt.)
Nun, ſeit drei Tagen iſt ſie plötzlich ganz geknickt.
Sie ißt, ſie trinkt nicht mehr, kaum daß ſie manchmal ſtrickt.
Wie ſie nun ſitzt und weint und jammernd ſich zerquält,
Ich ſeh' es an mit Angſt und weiß nicht, was ihr fehlt.

Kalliſthenes.

Ich weiß es auch nicht, Freund.

Deryphobus.

Ich hab' ſchon dran gedacht,
Sie wär verliebt. Man ſagt, daß Liebe traurig macht.
Wer aber konnte wohl ſo ſehr ihr Herz erregen?

Kalliſthenes.

Was fragſt du mich danach? Soll ich ihr Karten legen?

Deryphobus.

Du weißt als Arzt, wie du der Menſchen Schmerzen ſtillſt.
Ich weiß, du kannſt auch ihr wohl helfen, wenn du willſt.
Sieh, als ſie elend ward — man thut doch, was man kann —
Frug beim Orakel ich ſogleich in Delphi an,
Wie ihr zu helfen wär; der Bote kam zurück
Mit dieſer Antwort — wart nur einen Augenblick!
(Er zieht einen Zettel hervor und lieſt.)
„Die Krankheit fordert nicht den Arzt, wenn es indes
Ein Arzt iſt, der es iſt, ſo iſt's Kalliſthenes."
Darauf erkundigt' ich mich in der Stadt nach dir
Und fand dich auch. — Jetzt hilf! — Ein Gott verhieß es mir.

Kalliſthenes.

Unſinnig klingt dein Spruch.

Deryphobus.

Irene glaubt nicht dran;
Sie ſagt, daß ihren Schmerz kein Doktor heilen kann.

Kalliſthenes.

Da hat ſie Recht. — Jetzt geh! Was langweilſt du mich hier?

Deryphobus.

Du glaubſt wohl, ich ſei arm? Den Glauben nehm' ich dir.
(Er eilt hinaus.)

Neunter Auftritt.

Kalliſthenes.

O daß g'rad heute mich der Schwätzer quälen muß!
Bald weiſ' ich ihm die Thür, ſonſt ſterb' ich vor Verdruß.

Zehnter Auftritt.

Kalliſthenes. Derphobus.

Derphobus (mit zwei ſchweren Säcken, die er von draußen geholt hat, eintretend).
Hier! Zwei Talente ſind's, ich hab' es nachgezählt
Und ſchwöre dir beim Zeus, daß keine Drachme fehlt.
Und alle Stücke ſind vollwichtig, blank und rund.
Nimm das, Kalliſthenes, und mach' das Kind geſund!

Kalliſthenes.
Sehr wütend würd' ich jetzt, wärſt du kein alter Mann.
Gleich nimm den Plunder fort, was fang' ich damit an?

Derphobus.
Kalliſthenes, es iſt nicht alles, was ich habe,
Ich kann, wenn du es willſt, verdoppeln dieſe Gabe.

Kalliſthenes.
Ich will dein Geld nicht, Mann!

Derphobus.
Dann thu' es ohne Lohn!
Vergelten tauſendfach wird dir es Kronos Sohn.
Sieh nur das Mädchen ſelbſt, ſofort will ich ſie rufen.
Sie ſitzt, in ſich gebeugt, auf deines Hauſes Stufen,
So ſtarr, ſo ſtumm und ganz in ihr Gewand gehüllt!
Wer jetzt vorbeigeht, hält ſie für ein Marmorbild. —
(Will hinausgehen.)

Kalliſthenes (ihn zurückhaltend).
Laß ſie nur ſitzen dort; — es iſt nicht auszuſtehn! —
Ich bin verſtimmt, ich will, ich mag kein Mädchen ſehn.

Derphobus.
Sie wollte nicht herein, ihr bangt vor jedem Mann,
Jetzt aber hol' ich ſie.

Kalliſthenes.
Nein, thu es nicht! Halt an!
(Derphobus ab.)

Elfter Auftritt.

Kalliſthenes.
Nun, immer beſſer wird's. Ich freu' mich auf die Szene.
Am Ende werf' ich ihn hinaus ſamt der Irene. —
Jedoch was nützt es, daß ich Zeit und Müh' verliere?
Noch beſſer ſcheint mir's, zu verrammeln meine Thüre.
(Er will ſich eben an's Werk machen, als Derphobus und Irene eintreten. Letztere mit verhülltem Geſicht, von Derphobus geführt.)

Zwölfter Auftritt.

Kalliſthenes. Derphobus. Irene.

Derphobus.
Irene, komm!

Irene.
Hier iſt kein Trank noch Balſam gut —,
Geneſung trink ich nur aus Lethes ſtiller Flut.

Kalliſthenes.

Euch ſoll — — (Irene erblickend, fährt er zuſammen.)
O die Geſtalt!

Delphobus.

Enthülle dein Geſicht.
Der Mann iſt hart, doch wer dich anſieht, zürnt dir nicht.
(Irene läßt den Schleier ſinken.)

Kalliſthenes.

Sie iſt's! Die Augen ſind's, der Liebſten ſüßer Mund.

Irene (Kalliſthenes erblickend, ſinkt zuſammen. Delphobus und Kalliſthenes eilen auf ſie zu, um ſie zu halten).

O haltet mich! — ich ſink' — ich ſterb' — ich bin geſund.

Delphobus.

Geſund? geſund? o nein, ſie ſinkt, ja, ſie erblaßt! —
Sie atmet wieder auf, ſie hat ſich ſchon gefaßt.

Irene (zu Kalliſthenes).

Ich leb', wenn du mich liebſt.

Kalliſthenes.

Dich lieben iſt mein Leben.

Delphobus (zu Kalliſthenes).

O ſprich, was hat ſo ſchnell Geſundheit ihr gegeben?
(Zu Irene:)
Du biſt doch wohl, mein Kind, ganz wohl?

Irene.

Bin's nun ſo ſehr,
Wie, ſeit ich Odem hab', ich's niemals war vorher.

Delphobus.

Verlang' jetzt, was du willſt, Kalliſthenes, mein Sohn!
Ich geb' es dir.

Kalliſthenes (Irene an der Hand faſſend und mit ihr vor Delphobus hintretend)

So gib ſie ſelber mir zum Lohn.

Delphobus (nachdem er ein Weilchen verwundert geſchwiegen, in etwas unwilligem Tone).

Kalliſthenes, ich meint', du wärſt ein edler Mann.
Du haſt mich froh gemacht, wie es ein Menſch nur kann.
Wenn du ſie liebteſt und zur Frau begehrteſt, nun,
Bedenken würd' ich's mir und dann das Rechte thun.
Doch fürcht' ich ſehr, du treibſt mit uns ein loſes Spiel,
Weil deinen Augen, was ſo manchen reizt, gefiel.
Ich hab' auch wohl geſehn, daß Neigung ſchnell erblüht,
Wie Roſen über Nacht, und Herz zum Herzen zieht.
Doch daß ihr beide, die ihr euch noch nie vorher
Geſehn, euch plötzlich liebt, fällt mir zu glauben ſchwer.
Drum zürn' ich über dich, der ſie ſo keck begehrt,
Und zürn' auch ihr, daß ſie nicht ſelbſt dir zürnend wehrt.

Kalliſthenes.

Ich ſah ſchon einmal ſie, und nenn' ſeitdem ſie mein.

Irene.

Schon einmal ſah ich ihn, und ſeitdem bin ich ſein.

Delphobus.

So iſt es? — Nun, dann weiß ich jetzt auch, was dir fehlte:
Der Liebſte war es wohl und Lieb' war's, die dich quälte.

Irene.

O, keiner glaubt' es, wie ich rang in Schmerz und Qual,
Seit jenem Tag, als ich ihn ſah zum erſtenmal.
Ein friſcher Morgen war's, voll Tau ſtand Myrt' und Roſe,
Da traf mit goldnem Pfeil die Wehr- und Waffenloſe
Cupido mich; — und ach, als Blick dem Blick begegnet,
Wie ward mir weh! — Und doch ſei dieſer Tag geſegnet
Vieltauſendmal! — Nun bin ich jedem Schmerz entrückt,
Das Leben kehrt zurück mit allem, was beglückt.
Wie hat doch gar ſo ſchnell ſich alles umgeſtaltet,
Aus Lieb ſich Leid, aus Leid ſich höchſte Luſt entfaltet! —
Und reich ich Herz und Hand ihm nun frohblickend dar,
Er nimmt nur in Beſitz, was längſt ſein eigen war.
Längſt ſag' ich, längſt! denn ach, drei Tage voller Schmerz
Welch lange Zeit, ein Jahr ſchien jeder für das Herz.
Begreif' ich auch noch nicht, wie alles dies geſchah,
Ruf' ich doch froh: Wohl mir, daß der Geliebte da!
Und nicht mehr prüfend, ob ich deiner würdig bin,
Geb' ich, ſo wie ich bin, mich dir zu eigen hin.

Kalliſthenes.

Nicht ſagen kann ich es, Geliebte, was ich litt;
Doch dein Geneſen bringt auch mir Geneſung mit.
Durch dich iſt mir aufs neu das Leben jetzt erſchloſſen,
Und was es bringt, wird nun vereint von uns genoſſen.

Delphobus.

Nun, wenn es alſo ſteht, ſo fehlt nur noch zum Schluß
Der Götter Segen, der ja alles krönen muß.
Kalliſthenes, komm her! Irene!
(Die Hände der beiden ineinander legend.)
Alſo ſei
Geſchloſſen euer Bund! Liebt euch und bleibt euch treu. —
Und nun, ihr Kinderchen, kommt mit mir in mein Haus!
Schon morgen richt' ich euch die Hochzeit glänzend aus.
Als Mitgift wird euch dann ein hübſches Gut beſchert —

Kalliſthenes (Irene umarmend).

Nichts, als was Liebe gibt, hat heute für mich Wert.

Delphobus.

Wie macht mich Vater Zeus an einem Tage reich!

Irene.

Ich bin geheilt durch ihn.

Kalliſthenes.

Und ich durch ſie zugleich.

Irene.

So ſchnell, ſo lieblich heilt auch einzig Liebe nur.

Kalliſthenes.

Fürwahr, ſeit ich kurier', war das die beſte Kur.

(Der Vorhang fällt.)

Der Mutter Notgroſchen. Nach dem Gemälde von B. Wolyc.

Goethe und die Newtonianer.

Von Eduard Grosse.

(Abdruck verboten.)

Wenn ein Mensch alle Eigenschaften in sich vereinigte, welche den Sterblichen möglichste Vollkommenheit verleihen, so war es Goethe, unser großer Dichter und Denker. Gleichsam als wollte die Natur zeigen, welcher Bildungsfähigkeit sie mächtig ist, schmolz sie in diesen einen Körper alle Vorzüge zusammen: vollendete männliche Körperschönheit verbunden mit liebenswürdigem, heiterem Gesellschaftstalent, und in den Körper pflanzte sie einen umfassenden, alles beherrschenden Riesengeist von außergewöhnlicher Vielseitigkeit, einen Geist, welcher sich mit genialer Leichtigkeit hinaufschwang in die heiteren Gefilde der Poesie, wie er hineindrang in die Tiefe der ernsten Wissenschaft. Und überall zeigte sich der Seherblick des Genies, überall flog dieser große Geist seiner Zeit prophetisch voraus. Welche Tiefe liegt in seinen Poesien, welcher Scharfblick zeigt sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten! Letztere werden leider vom großen Publikum nicht genügend gewürdigt. Freilich ist es nicht jedermanns Sache, sich in naturwissenschaftliche Untersuchungen zu vertiefen, zu verfolgen, wie Goethe für seine Entdeckung des Zwischenkiefers eintritt, wie er sich jahrzehntelang abmüht, um eine der schwierigsten wissenschaftlichen Aufgaben zu lösen, um die Entstehung und das Wesen der Farben zu erklären, wie er rastlos im Tier-, Pflanzen- und Mineralreich forscht, wie er auf kunstwissenschaftlichem Gebiet thätig ist, überall selbständig auftretend, überall belebend und anregend wirkend.

Von den wissenschaftlichen Aufgaben, die er zu lösen versuchte, war es besonders die über Entstehung und Natur der Farben, welche ihm am Herzen lag, welche ihn ein halbes Menschenleben beschäftigte. Durch diese Forschungen wurde er auch in den leidigen Streit mit den Newtonianern verwickelt, der weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Aufsehen erregte, dem viel angefeindeten Goethe aber auch manches Jahr seines thatenreichen Lebens gründlich verbitterte. Liest man Goethes Auslassungen über diesen Streit, seine Klagen über den Schulkastengeist, seine oft bitteren und gereizten Ausfälle, so bekommt man einen Einblick in seine damalige Gemütsstimmung, so findet man es begreiflich, daß er sich sogar entschloß, die Schriften seiner Gegner zeitweilig gar nicht mehr zu lesen und einen Freund mit dieser schlimmen Arbeit zu beauftragen. Andererseits ist es aber auch wieder begreiflich, daß es ihn mit unwiderstehlicher Macht stets zu der Beschäftigung mit den Farben zurückzog, daß er immmer wieder versuchte, seiner Anschauung zum Siege zu verhelfen. War er doch von der Richtigkeit seiner Lehre fest überzeugt, ein Irrtum erschien ihm nach

all seinen mühsamen Experimenten und Forschungen fast unmöglich, und so trat er mit dem Eifer der Überzeugung für seine Anschauung ein, trotz der Zurückweisung, die er von Seiten der Newtonianer zu erwarten hatte, trotz des Widerstandes, den ihm sämtliche Physiker sofort entgegensetzten.

Wie kam nun Goethe, der weder Physiker noch Mathematiker war, zu diesem merkwürdigen Streit über die Entstehung und das Wesen der Farben? Wie ging es zu, daß er sich mit den Newtonianern, mit sämtlichen Physikern, so bitterbös verfeindete?

Sehr einfach: Goethes Geist strebte weit über das Gebiet der Poesie hinaus; er verfolgte, durchdrang und durchforschte alle Gebiete des menschlichen Wissens. Goethe war nicht nur Dichter, er war ebenso Jurist, Staatsmann, Philosoph, Naturforscher, Anatom, Altertumsforscher, Kunstgelehrter, kurz, ein Universaldenker, und auf vielen Gebieten leistete er Hervorragendes. Auf keinem aber stieß er mit seiner selbständigen Anschauung auf so kräftigen Widerspruch, wie auf dem der Farbenforschung; ganz natürlich, denn er hatte es gewagt, die Theorie des größten Mathematikers und Physikers anzugreifen, die des großen Newton, dessen Farbenlehre als die allgemein gültige von allen Schulgelehrten anerkannt war.

Newton war ein großer Geist, der bedeutendste Mathematiker, der je lebte. Er entdeckte das Gesetz der Gravitation, berechnete auf Grund desselben den Lauf der Himmelskörper, wies die Abweichungen des Mondes und der Planeten, die Gestalt der Erde nach und begründete die neuere physikalische Astronomie. Nachdem er das Weltgebäude in Zahlenwerte umgesetzt hatte, überblickte er sein Riesenwerk und sah, daß es gut war. Nun wünschte er auch einen tieferen Einblick in die Sternenwelt zu haben. Er nahm deshalb ein Fernrohr zur Hand und richtete es hinein in die dunkle Unendlichkeit mit den Billionen leuchtender Gestirne; aber er sah, daß sein Fernrohr nicht gut war. Die Gläser zeigten kein klares Bild, dasselbe war nicht rein in einen Punkt zu bringen, erschien undeutlich und war von geringen Farbenerscheinungen begleitet.

Newton nahm sich deshalb vor, das Fernrohr zu verbessern. Denn — sagte er sich — hast du die Lehre eines Copernicus und Keppler vervollkommnet, so wirst du auch solch kleines Ding, wie das Fernrohr ist, verbessern können. Aber das kleine Ding war schwerer zu vervollkommnen, als die große Lehre des Copernicus, und Newton sagte endlich ganz bestimmt: Es ist unmöglich, das dioptrische Fernrohr zu verbessern und zur Wiedergabe eines klaren Bildes zu bringen.

Bei diesen ergebnislosen Verbesserungsversuchen wurde seine Aufmerksamkeit auf die Farbenerscheinungen gelenkt, welche er nicht aus den Gläsern des Fernrohres bannen konnte. Er fand, daß sich dieselben überhaupt stets zeigen, sobald das Licht durch ein durchsichtiges Mittel fällt und dabei gebrochen wird. Solche Farbenerscheinungen sehen wir oft um uns herum; z. B. den Regenbogen, ferner die farbigen Streifen, welche sich hinter einem Wasserglase zeigen, sobald Sonnenstrahlen durch dasselbe hindurch treten und dabei gebrochen werden. Äußerst kräftig kommen die Farben zur Erscheinung, wenn man die Strahlen der Sonne durch ein im Fensterladen angebrachtes Löchelchen in ein dunkles Zimmer fallen läßt und sie dort mit einem sogenannten Glasprisma auffängt, durch welches sie beim Hindurchtritt sehr starke Brechung erleiden. Läßt man die gebrochenen Sonnenstrahlen auf einen hinter dem Prisma aufgestellten, weißen Schirm fallen, so zeigt sich auf demselben ein längliches Farbenbild, in dem sämtliche Regenbogenfarben in größter Reinheit enthalten sind. Dieses Bild nennen die Physiker das Spektrum und die in ihm enthaltenen Farben die Spektralfarben.

Newton stellte nun viele derartige Versuche mit dem Prisma in der Dunkelkammer an, deren genaue Beschreibung in jedem Lehrbuche der Physik zu finden ist. Dieselben führten ihn zu der Annahme, daß sämtliche für uns sichtbare Farben ursprünglich im Sonnenlichte enthalten seien, daß dieses aus farbigen Strahlen zusammengesetzt sei, die in ihrem Zusammenwirken weißes Licht ergeben. Durch Brechung kann das Licht mit dem Prisma in farbige Teile zerlegt werden, die das langgezogene Bild des Spektrums ergeben. Fängt man das Spektrum mit einer Sammellinse auf, so werden die farbigen Teile wieder zu weißem Licht vereinigt, welches sich in derselben runden Gestalt darstellt, welche es besaß,

bevor es durch das Prisma gebrochen wurde.

Die Lehre Newtons, daß weißes Sonnenlicht aus farbigen Teilen zusammengesetzt sei, wurde von den Physikern allgemein angenommen und eifrig weiter verbreitet. Sie bildet noch jetzt den Inhalt der allgemein gelehrten Farbentheorie. Newton hatte sie schon 1671 öffentlich ausgesprochen, um dieselbe Zeit, als er die Behauptung aufstellte, daß die dioptrischen Fernröhre nicht zu verbessern seien.

Da geschah etwas Merkwürdiges: Dollond, ein englischer Optiker, erfand 1757 das achromatische Fernrohr, welches eine große Verbesserung der dioptrischen Fernröhre bedeutete. Dazu kam noch ein Ereignis, welches zeigte, daß auch große Männer dem Irrtum unterworfen sind: Newton hatte das Wesen des Lichtes, welches aus farbigen Strahlen zusammengesetzt sein soll, mit seiner sogenannten Emissionstheorie erklärt. Er nimmt an, daß es eine eigentümliche Lichtmaterie gebe, die von leuchtenden Körpern nach allen Seiten hin mit ungeheurer Geschwindigkeit ausgesendet werde und, sobald sie auf die Augen trifft, die Empfindung des Sehens hervorbringe. Dieser materialistischen Lehre stellte Huyghens seine Undulationstheorie gegenüber und trug einen vollständigen Sieg über Newton davon. Es schien fast, als sei letzterer auf dem Gebiet der Licht- und Farbenerklärung weniger glücklich, als auf dem der Himmelserklärung. War aber auch seine Lichttheorie gefallen, an seiner Farbentheorie wagte trotzdem niemand zu rütteln. —

In der kleinen Stadt Weimar, die an der Ilm liegt und die Residenz der Regenten des weimarischen Landes bildet, lebte neben anderen vortrefflichen Männern auch der Geheimrat Wolfgang v. Goethe, welcher seinem großherzigen Gönner und Freunde, dem Herzog Karl August, das kleine Ländchen als Kammerpräsident getreulich regieren half. Obgleich es dabei so viel zu thun gab, daß die Arbeitszeit eines Normalministers ausgefüllt worden wäre, fand Goethe doch noch Zeit, allerlei Nebenbeschäftigungen zu treiben, z. B. einen Faust und andere Dichtungen zu schreiben, allerhand naturwissenschaftliche Forschungen anzustellen und anderes.

Goethe beschäftigte sich auch mit der bildenden Kunst, besonders der Malerei, und dabei wurde er auf das Gebiet der Farben geführt. Er hatte schon allerhand Betrachtungen über die Wirkung der Farben auf Gemälden angestellt, er suchte das gesetzmäßige Walten der Farbenharmonieen zu ergründen, kam jedoch zu keinem befriedigenden Ergebnis. Trotzdem ließ er sich nicht entmutigen. Rastlos bemühte er sich, tiefer in das innere Wesen der Farben einzudringen, die Gesetze der Farbenwirkung zu finden. Wohl wußte er, wie gefährlich dieses Forschungsgebiet sei und kannte auch den Ausspruch eines alten Denkers: „Hält man dem Stiere ein rotes Tuch vor, so wird er wütend, aber der Philosoph, wenn man nur überhaupt von Farbe spricht, fängt an zu rasen.“ Aber sein Wissensdrang war größer, als die Furcht, sich in einem schwer ergründlichen Forschungsgebiet zu verirren, und er ging unverzagt auf sein Ziel los.

Zunächst erhoffte er von Newtons vielgerühmter Farbentheorie Aufschluß. Er durchforschte physikalische Werke und unterrichtete sich von den Experimenten Newtons, welche dieser zur Zerlegung der Lichtstrahlen vornahm. Er erinnerte sich dunkel, als Student in Leipzig selbst derartigen Experimenten beigewohnt zu haben, konnte sich jedoch der näheren Umstände nicht mehr entsinnen. Kurz gefaßt beschloß er, alle die beschriebenen Experimente selbst nochmals vorzunehmen. Dazu fehlten aber Prismen. Goethe selbst besaß keine, wußte jedoch, daß der Hofrat Brückner im nahegelegenen Jena die nötigen Instrumente zu seinen Vorlesungen verwende. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen Brief an den stets hilfsbereiten Hofrat, in welchem er diesen bat, ihm die Prismen auf kurze Zeit zu leihen.

Der Brief wurde wohlversiegelt der alten Botenfrau übergeben, welche Merkurs Funktion verrichtete und den Botendienst zwischen den Olympiern Weimars und Jenas, zwischen Goethe, Herder, Wieland einerseits, und Schiller, Fichte und anderen bedeutenden Gelehrten andererseits besorgte. Nachdem Hofrat Brückner den Brief gelesen, packte er die wertvollen Instrumente in ein Kistchen und sendete dasselbe durch die alte Botenfrau nach Weimar.

Goethe hatte um diese Zeit als Kammerpräsident große Sorgen. Eine Gemeinde wollte Wege gebaut haben, die andere eine

Schule, die Staatskasse litt an der Schwindsucht, in der Universität Jena rebellierten die Studenten, die Ilm lief über und trat auf neutrales Gebiet der Bauern, im altertümlichen Landtage wurde opponiert, selbst der Kirchenrat Griesbach stand auf der Linken und debattierte drei Tage lang mit dem Herzog. „Da habe ich mich nun" — klagte Karl August seinem Goethe — „drei Tage lang mit dem alten Griesbach rumgestritten, und schließlich hat er doch recht behalten." Auch Herder, der Konsistorialrat, räsonierte über das geniale Regiment, welches Fürst und Dichter führten. Allerdings meinte er: „Das muß man Goethe lassen, daß der Herzog alle seine dummen Streiche in des ersteren Abwesenheit gemacht hat." Da mußte nun überall geholfen, überall zugestopft werden, und Goethe hatte alle Hände voll zu thun. Die Brückner'schen Prismen kamen dabei halb und halb in Vergessenheit.

Hatte Goethe auch die Prismen vergessen, Hofrat Brückner gedachte ihrer gar oft; ganz natürlich, sie waren ja sein Eigentum, während sie Goethe nur geliehen hatte. Brückner hätte dieselben gar zu gern wieder in seinen eignen vier Pfählen geborgen, wußte jedoch nicht, wie sie dahin bringen. Er konnte sie wohl zurückverlangen, aber mit Goethe, dem Kammerpräsidenten, mußte er rücksichtsvoll umgehen und konnte nicht verfahren, wie mit einem seiner Kollegen. Er kratzte sich verlegen hinter den Ohren und sah zu spät ein, wie gefährlich es ist, hochstehenden Persönlichkeiten etwas zu borgen.

Da kam dem armen Brückner in seiner Verlegenheit ein Freund zur Hilfe. Er übernahm das Vermittleramt, erinnerte Goethe sanft-freundschaftlich an die Prismen und teilte ihm mit, daß die Sorge um die wertvollen Instrumente dem jenaer Hofrat bereits den Schlummer mancher Nacht geraubt habe. Goethe war um diese Zeit mit dem Wechsel seiner Wohnung beschäftigt, und in dem dabei entstehenden Trubel war es ihm unmöglich, die beabsichtigten Experimente auszuführen. Deshalb bat er nochmals um eine Frist. Aber auch diese verstrich, und die Prismen standen noch immer eingepackt in dem kleinen Kistchen.

Da trat eines Tages unerwartet die alte Botenfrau in Goethes Arbeitszimmer und überreichte ein Brieflein aus Jena, dabei erklärend, daß sie auf Antwort warten solle. Goethe erbrach den Brief und las. Er enthielt die nochmalige Bitte um Zurücksendung der Prismen, welche die Botenfrau in Empfang nehmen und nach Jena befördern sollte, da der Hofrat Brückner in größter Besorgnis um die Instrumente sei und sich wenigstens von deren Vorhandensein überzeugen wollte. Er sei gern bereit, sie später wieder leihweise zu überlassen. Goethe sah ein, daß es ein Unrecht sei, dem armen Hofrat die Prismen noch länger vorzuenthalten, und er beschloß, sie sofort zurückzusenden.

Schon wollte er der alten Botenfrau das Kistchen übergeben, in welchem die Instrumente noch wohl verpackt lagen, als ihm plötzlich einfiel, zuvor wenigstens einmal durch ein Prisma zu sehen und die Farbenpracht der gebrochenen Lichtstrahlen zu bewundern. Als er dasselbe an die Augen brachte und nach der gegenüberliegenden, völlig weißen Wand sah, erwartete er, wie er selbst sagt, eingedenk der Newtonschen Theorie die ganze Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt, das von da ins Auge zurückkehrende Licht in farbige Lichter zersplittert zu sehen.

Aber wie staunte er! Die weiße Wand blieb, durch's Prisma angesehen, nach wie vor weiß. Er rieb sich die Augen, schüttelte den Kopf, beguckte und wendete das Prisma nach allen Seiten, vergebens! Die Wand war und blieb weiß und nur da, wo dieselbe durch einen dunklen Gegenstand unterbrochen wurde, zeigten sich farbige Erscheinungen. Er richtete das Prisma durch das Fenster hinaus zum lichtgrauen Himmel; aber auch dieser blieb lichtgrau und wollte durchaus nicht in Regenbogenfarben erstrahlen. Nur an den Fensterstäben zeigten sich lebhafte Farben. Sein Geist beschäftigte sich sofort eingehend mit diesem unerwarteten Ergebnis, und aufgeregt wiederholte und vervielfältigte Goethe seine Versuche. Verwundert sah ihm die alte Botenfrau zu, deren Anwesenheit er ganz vergessen hatte.

„Herr Geheemer Rat" — wagte sie sich endlich bemerkbar zu machen — „ich gloobe, Herr Geheemer Rat wollten mir ä Kistchen mit nach Jene gebe."

„Hm" — nickte Goethe — „das Kistchen werde ich wohl noch einige Tage hier behalten. Warten Sie — nehmen Sie einen

Brief mit an den Hofrat Brückner.“ Und er setzte sich an den Schreibtisch, langte einen Bogen Briefpapier hervor, ergriff die Feder und bat, den Hofrat mit freundlichen Worten beruhigend, um nochmaligen Aufschub. Er versprach, die Prismen gut zu halten und in gutem Zustande zurück zu geben. Den Brief nebst Botenlohn übergab er der alten Frau, die vergnügt von dannen zog.

Um keinen Preis hätte Goethe die Prismen jetzt aus der Hand gegeben. Er wollte sofort weiter forschen, weiter experimentieren und der Sache auf den Grund kommen. Sein Zweifel an der Richtigkeit der Newtonschen Theorie war erwacht. Denn — sagte er sich — wenn das Licht sämtliche Farben in sich enthält und durch Brechung in diese Farben zu zerlegen ist, wie Newton meint, so muß sich das Licht unter allen Umständen in Farben auflösen, sobald es nur überhaupt gebrochen wird, so müssen die Farbenerscheinungen an jedem Ort sichtbar sein und nicht nur in der Dunkelkammer, nicht nur, wenn ganz besondere Vorrichtungen angebracht sind. Eine solche Vorrichtung ist z. B. das kleine runde Löchelchen, durch welches das Licht einfällt. Sollte dieses Löchelchen nicht mehr bedeuten, als es bei oberflächlicher Betrachtung erscheint, sollte es nicht vielleicht gar die eigentliche Veranlassung der ganzen Farbenerscheinungen des Spektrums sein? Warum bohrt man dieses Löchelchen gerade in dunkles Blech, von dem das weiße Licht absticht und sozusagen begrenzt wird? Das ist verdächtig — verdächtig. —

Er richtete das Prisma wiederholt auf die Fensterstäbe. Dieselben zeigten stets Farbenerscheinungen, während der Himmel lichtgrau blieb und sich nicht veränderte. Er richtete das Prisma wieder auf die Wand. Sie blieb weiß; aber dort — ein Nagel erschien farbig begrenzt.

„Um Farbenerscheinungen durch Brechung zu erhalten, ist offenbar eine Grenze nötig, ein dunkler Gegenstand, welcher einen hellen Grund unterbricht, oder auch umgekehrt;“ sagte sich Goethe. Und schon jetzt stieg jene Meinung in ihm auf, die ihn nicht wieder verlassen hat und für welche er bis zum letzten Atemzuge kämpfte: Newtons Theorie ist nicht richtig. Die Farbenerscheinungen, welche bei der Brechung auftreten, entstehen nicht durch Zerlegung des Lichtes in farbige Teile, sondern sie entstehen dann, wenn ein heller Gegenstand von einem dunklen begrenzt ist, oder umgekehrt, und wenn diese Gegenstände durch die Brechkraft des Prismas über ihre Grenze weggerückt und teilweise übereinander geschoben werden, ungefähr wie man beim Geldzählen Thaler teilweise übereinander legt. Indem der helle Gegenstand als Scheinbild oder Nebenbild über den dunklen Grund gerückt wird, bedeckt er diesen teilweise und wirkt auf ihn als ein aufhellendes Mittel. Die schwarze Farbe des Grundes verwandelt sich durch die Einwirkung des darüberliegenden Nebenbildes in Blau, und so entstehen durch Vermischen der übereinandergerückten Bilder die Farbenerscheinungen.

Um sich von der Richtigkeit seiner Meinung zu überzeugen, machte Goethe alle denkbaren Versuche. Er nahm schwarze

Fig. 1.

Papptafeln, klebte weiße Streifen darüber — Bilder, wie er sie nennt — und sah diese durch das Prisma an. Stets erschienen die weißen Streifen in der Färbung des Sonnenspektrums. Er klebte umgekehrt schwarze Streifen auf weiße Tafeln und erhielt die umgekehrte Reihenfolge der Farben. Im ersteren Falle erhielt er folgende Farben: Gelbrot, Gelb, Grün, Blau, Blaurot; in letzterem Falle dagegen: Blau, Blaurot, Purpur, Gelbrot, Gelb.

Offenbar — sagte Goethe — rührt dieser Unterschied in der Färbung daher, daß das weiße, über den dunklen Grund gerückte Nebenbild diesen verschleiert und auf ihn als ein aufhellendes Mittel wirkt. Dadurch geht die schwarze Färbung des Grundes in Blau über, ein ähnlicher Vorgang, wie er stattfindet, wenn man Milch auf ein schwarzes Brett schüttet; ist diese dick aufgeschüttet, so erscheint das Brett hellblau, ist sie dünn aufgeschüttet, dunkelblau und violett. Bei weißen Bildern, welche durch Brechung über

den dunklen Grund gerückt werden, geht stets die blaue Farbe voran. Ist das Bild klein, so wird nun aber auch zu gleicher Zeit an der gegenüberliegenden Seite b der dunkle Grund wieder über die Grenze des weißen Bildes a weggerückt und bedeckt dieses teilweise, wie auf umstehender Fig. 1 durch punktierte Linien angegeben ist. Indem hier die weiße Farbe des Bildes a durch das dunkle Nebenbild des heruntergerückten schwarzen Grundes getrübt wird, nimmt der bedeckte Teil des Bildes a eine gelbe Färbung an. Die zwei Farben Gelb und Blau treten auf der unteren Grenze des Bildes a ineinander über und vermischen sich zu Grün, welches bekanntlich aus Mischung von Gelb und Blau entsteht. Gelb stuft sich an der obersten Grenze, wo es vom schwarzen Grunde am meisten beeinflußt wird, zu Gelbrot, Blau an der untersten Seite ebenso zu Blaurot ab. Auf diese Weise entstehen die Farben in der Reihenfolge, die bei c angegeben ist. Bei einem schwarzen Bilde auf weißem Grunde treten die Farbenerscheinungen in umgekehrter Reihenfolge auf. Hier wird zuerst der weiße Grund durch das dunkle Nebenbild getrübt, wodurch Gelb entsteht, welche Farbe voran geht. Nach der schwarzen Bildgrenze zu stuft sich Gelb zu Gelbrot ab. Der weiße Grund erzeugt, bei b über das schwarze Bild greifend, Blaurot und Blau. Indem sich alsdann noch die zwei mittleren Farbtöne Blaurot und Gelbrot vermischen, entsteht aus dieser Mischung als fünfte Farbe Purpur.

Nachdem sich Goethe diese Erklärung gebildet hatte, ging er daran, die von Newton angegebenen Experimente zur Zerlegung des Lichtes in farbige Teile genau nach dessen Vorschrift auszuführen. In seiner neuen Wohnung befand sich ein langes, schmales Zimmer, dessen einziges Fenster nach Südwest lag. Dasselbe eignete sich vorzüglich zu einer Dunkelkammer, welche Goethe mit peinlicher Sorgfalt nach Newtons Vorschrift herrichtete. Die Wände ließ er schwarz ausschlagen, den Fensterladen vollständig dicht verschließen und in denselben ein Blech einsetzen, in das er selbst mit großer Gewissenhaftigkeit ein kleines, rundes Loch gebohrt hatte, durch welches die zum Experiment nötigen Lichtstrahlen in das dunkle Zimmer fallen sollten. Diese Sonnenstrahlen wurden, genau wie Newton verlangt, durch ein zweckmäßig angebrachtes Prisma gebrochen und hinter letzterem mit einem weißen Schirme aufgefangen. Dort zeigte sich nun das Spektrum mit seinen prächtigen Farben, die nach Newton in einzelne Teile zerlegtes Licht sein sollen.

An die Newtonsche Zersplitterung und Teilung des Lichtes glaubte Goethe aber bereits nicht mehr. Er sah sich das Spektrum ruhig und gelassen an, lächelte und meinte: das sind dieselben Farben, wie sie meine weißen und schwarzen Bilder zeigen, nur daß sie durch die ungemeine Kraft des Sonnenlichtes prächtiger zur Erscheinung kommen. Nun ließ er versuchsweise den Laden öffnen, sodaß unbegrenztes Licht im Umfange des ganzen Fensters hereinbrach, und siehe da, die Spektralfarben verschwanden vollständig. Der Laden wurde wieder geschlossen, das Licht fiel durch das kleine, umgrenzende Loch herein, und das Spektrum erschien wieder.

Ja, ja — brummte Goethe — siehst du, mein lieber Newton, du hast einen großen Bock gemacht, hast die Grenze übersehen, welche das schwarze, durchlochte Blech zu den hellen Sonnenstrahlen bildet. Du meinst, durch das Löchelchen dort im Fensterladen falle ein kleines Bündelchen Lichtstrahlen herein, welches du in einzelne farbige Teile zu zerspalten meinst. Nein, mein Lieber, durch das kleine Löchelchen fällt das ganze, verkleinerte Sonnenbild herein. Wir haben hier also kein Strahlenbündel vor uns, sondern ein kleines weißes Bild der Sonnenscheibe, und dieses kleine Bild wird durch das dunkle Blech, durch welches es ins Zimmer fällt, genau so begrenzt, wie meine weißen Bilder durch den schwarzen Untergrund. Wie dort die Farbenerscheinungen, so wird auch hier das Spektrum durch Verrücken und Übereinandertreten des Sonnenbildes erzeugt, nur daß letzteres prächtiger zur Entfaltung kommt, als erstere. Wer das nicht glaubt, der warte eine partielle Sonnenfinsternis ab, lasse die Sonnenstrahlen durch das kleine Loch in die Dunkelkammer fallen, und er wird ein Bild vor sich haben, welches genau der teilweise vom Mond bedeckten Sonnenscheibe gleicht.

Letztere Behauptung Goethes hat sich, wie Beobachtungen zeigten, als wahr erwiesen. Sobald bei einer Sonnenfinsternis

nur noch ein schmaler Streifen von der Sonnenscheibe sichtbar ist, fällt auch nur ein solcher und kein runder Kreis in die Dunkelkammer, trotzdem das kleine Loch im Fensterladen rund ist. Ferner wissen die Physiker, daß im Spektrum die Sonnenbilder als runde Scheiben ähnlich wie aufgeschobene Geldstücke übereinander liegen, also übereinander gerückte Bilder und nicht zerlegte Strahlen sind. Daher zeigt auch die längliche Gestalt des Spektrums an den beiden kurzen Seiten keine geraden Abschlüsse, wie die Physiker stets in ihren Abbildungen darstellen, sondern diese beiden Seiten schließen als zwei Halbkreise ab.

Nicht so schnell, als es hier erzählt wurde, gelangte Goethe zu diesen Ergebnissen. Monate- vielleicht jahrelange Versuche und Beobachtungen gingen voraus, ehe er die Entstehung der Spektralfarben auf obige Weise erklären konnte. Nachdem er jedoch so weit war, schloß er seine Dunkelkammer zu, benützte seine Prismen im offenen, lichten Zimmer oder in der herrlichen, freien Gottesnatur und beobachtete nach seiner Art unverdrossen weiter. In dieser Zeit schrieb er vielleicht auch seine „Warnung:"

Freunde, flieht die dunkle Kammer,
Wo man euch das Licht verzwickt,
Sich mit kümmerlichem Jammer
Nach verschrobenen Bildern bückt.
Abergläubige Verehrer
Gab's der Jahre her genug;
In den Köpfen eurer Lehrer
Laßt Gespenst und Wahn und Trug.

Wenn der Blick an heit'ren Tagen
Sich zur Himmelsbläue lenkt,
Beim Sirocco der Sonnenwagen
Purpurrot sich niedersenkt,
Da gebt der Natur die Ehre,
Froh an Aug' und Herz gesund
Und erkennt der Farbenlehre
Allgemeinen ewigen Grund.

Mit Newtons Theorie hatte Goethe gebrochen. Bei ihm stand es fest, daß dieselbe auf einem wissenschaftlichen Irrtum beruhe, und er sträubte sich gegen die mechanische, materielle Auffassung der Physiker. Er bildet sich nicht ein — wie er selbst sagt — Farben durch Spaltung aus dem Lichte entwickeln zu können, sondern er gesteht den Farben Wert und Würde zu, er ist überzeugt, daß dieselben wohl vom Lichte, aber nur in Verbindung mit dem, was sich ihm entgegenstellt, also einem trübenden Mittel oder der Finsternis, hervorgebracht sind. In diesem Sinne ruft er den Physikern zu:

Spaltet nur immer das Licht! Wie öfters strebt ihr zu trennen,
Was euch allen zum Trotz Ein und ein Einziges bleibt.
Neu ist der Einfall ja nicht; hat man doch selber den höchsten
Einzigsten reinen Begriff Gottes in Teile zerlegt!

Goethe erklärt — allgemein gesagt — die Farbenerscheinungen als ein durch Trübung entstandenes Erzeugnis von Licht und Finsternis. „Die Farben sind Thaten des Lichtes, Thaten und Leiden." Wie Newton, so nimmt auch Goethe das Licht als die Ursache aller Farbenerscheinungen an, aber er widerspricht der Ansicht, daß die Farben als zerlegbare Teile bereits im Lichte enthalten seien. Er behauptet, die Farbenerscheinungen entstehen, indem einerseits das Licht durch ein trübendes Mittel gedämpft wird, wodurch die gelben und roten Färbungen entstehen, andererseits die Finsternis durch ein beleuchtetes Mittel aufgehellt werde, wodurch die blauen und violetten Färbungen zur Erscheinung kommen. Das trübende Mittel selbst kann offenbar nichts anderes sein, als die Atmosphäre, welche die Erde umgibt. Über diese Atmosphäre hinaus denkt man sich den weiten Weltenraum in Finsternis gehüllt, in welcher Sonne, Mond und Sterne als leuchtende Körper schweben.

Indem sich die Atmosphäre, welche von den Strahlen der Sonne beleuchtet ist, als Mittel zwischen uns und den finsteren Weltenraum lagert, hellt sie letzteren auf, ähnlich wie aufgegossene Milch ein schwarzes Brett, und die schwarze Färbung verwandelt sich in Blau; ist das dazwischenliegende Mittel dünn, in Dunkelblau, ist es dick, in Hellblau und schließlich in Weiß, welches als vollendete Trübung gelten kann. So sieht man auf hohen Gebirgen den Himmel königsblau, weil nur wenig feine Dünste vor dem unendlichen Raume schweben. Steigt man jedoch in die Thäler hinab, so wird das Blau heller, bis es endlich in gewissen Regionen und bei zunehmenden Dünsten ganz in Weißblau übergeht. Aus demselben Grunde erscheinen uns auch entfernte Berge blau; denn die dazwischenlagernden Dünste wirken als trübendes Mittel und lassen die

weitentfernten dunklen Berge bläulich erscheinen.

Befindet sich andererseits hinter einem trüben Mittel ein Lichthintergrund, so wird das Licht durch das trübe Mittel gedämpft und erscheint bei geringer Trübung gelb, bei zunehmender Verdichtung des Mittels orange und schließlich rot. So sieht man die Sonne in ihrem höchsten Stande ziemlich weiß; je tiefer sie sich senkt, desto dichter wird der Teil der Atmosphäre, den ihre Strahlen zu durchlaufen haben, und ihre weiße Farbe geht in Gelb und endlich beim tiefsten Stand in Rot über. Ebenso erscheint die Sonne durch Wolken gesehen gelb oder rötlich. Einen ähnlichen Vorgang kann man bemerken, wenn man reines, weißes Papier vor ein Licht hält. Der erste Bogen sieht noch weiß aus; jemehr man aber Papierbogen hinzufügt, destomehr geht die Färbung in Gelb und Orange über.

Auf diese Weise erklärt Goethe die Farbenerscheinungen. Das Wesen der Farbstoffe, welche an Körpern haften, sucht er in chemischen Wirkungen, deren Darlegung jedoch zu weit führen würde. Ferner berücksichtigt Goethe bei seinen Untersuchungen auch die Sehwerkzeuge sehr eingehend, mit denen die Farben wahrgenommen werden und durch deren Thätigkeit sie zum geistigen Bewußtsein kommen. Vom Auge nimmt er an, daß es „vom Licht für's Licht gebildet ist," daß zwischen ihm und dem Lichte eine unmittelbare Verwandtschaft bestehe; das Auge sei demnach für alle Licht- und Farbeneindrücke sehr empfänglich, ja, es erfasse und nehme dieselben entgegenkommend durch ein inneres Licht auf, durch die Thätigkeit der Sehnerven und des Gehirns. In dieser Hinsicht meint er, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt werde; denn:

Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Läg nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Durch diese Wechselwirkung, welche er zwischen Licht und Sehwerkzeugen, zwischen Farben und Sehvermögen walten läßt, erhält seine Farbenlehre den eigentlichen Ausbau, zugleich aber auch ihre Begründung und ihren Wert. Er baute auf einem Grunde, der groß genug war, neben dem Mittelflügel der naturwissenschaftlichen Farbenerklärung zugleich die prächtigen Seitenflügel einer ästhetischen Farbenlehre mit ihren wertvollen Regeln und Winken für Künstler und Kunstgewerbetreibende aufzunehmen. —

Vorläufig war Goethe mit seinen Forschungen noch nicht in die Öffentlichkeit getreten, obwohl er Freunde und Bekannte von seinen Zweifeln an Newtons Theorie, von seinen eignen Experimenten und Untersuchungen unterrichtet hatte. Als er jedoch glaubte, von Newtons Irrtum fest überzeugt zu sein, zugleich sicher war, seiner Überzeugung mit gewichtigen Gründen Ausdruck geben zu können, da säumte er nicht länger, Newtons Lehre entgegenzutreten. Doch war er sich seiner Schwäche wohl bewußt. Er war weder Physiker noch Mathematiker, und obgleich er sich mit jahrelangen Versuchen redlich abgemüht, sich durch fleißiges Studieren auf dem fremden Gebiete heimisch gemacht hatte, so zweifelte er doch wohl an seiner Kraft. Das geht daraus hervor, daß er sich eifrig bemühte, Physiker für den Weiterausbau seiner Lehre zu gewinnen. Gern hätte er seine Apparate und gesammelten Erfahrungen in berufene Hände gelegt, wäre gern selbst zurückgetreten, wenn er die Hoffnung gehabt hätte, seine Gedanken fruchtbar zu sehen. Zu seinem Leidwesen fand sich jedoch kein Fachgelehrter, welcher seinen Anschauungen beitrat, welcher Lust hatte, einer tief eingedrungenen und festgewurzelten Lehre, wie die Newtons war, entgegenzutreten und damit sämtlichen Physikern den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Überall, wohin sich Goethe wendete, hörte er abweisende Antworten. Niemand hatte Vertrauen zu einer Sache, die ein Nichtmathematiker gegen eine mächtige Gelehrtenschule auszufechten gewillt war. Doch jemehr er Widerspruch erfuhr, desto mehr erwärmte sich Goethe selbst für seine Anschauung. Rastlos arbeitete er weiter, vervielfältigte seine Experimente ins Endlose und durchwanderte mit unermüdlichem Eifer ein Forschungsgebiet, welches ihm noch vor einigen Jahren fast fremd gewesen war. Er war fast absichtslos auf dasselbe gelangt, indem er an Newtons Farbentheorie einen Stützpunkt für seine Forschungen über Malerei suchte. Diese Stütze hatte er nicht gefunden, dagegen glaubte er einen wissenschaftlichen

Aus den Ateliers berühmter Künstler:
Susanna im Bade. Von R. Begas.

Irrtum erkannt zu haben, und mit der ihm eignen Zähigkeit nahm er sich vor, diesen Irrtum auszurotten. Fand er dabei keine Hilfe bei Fachgelehrten, nun gut, so versuchte er es auf eigne Faust. Wollten engere Kreise nicht ernstlich über seine Forschungen zu Gericht sitzen, so sollte es das große Publikum thun.

Im Jahre 1791 setzte er sich fest entschlossen an den Schreibtisch und verfaßte das „erste Stück optische Beiträge," welches im Buchhandel erschien, versehen mit einem Paket Karten, auf denen die Farbenerscheinungen bildlich dargestellt waren. In dieser Abhandlung hatte er leise angedeutet, daß die Newtonsche Farbentheorie nicht vollständig genüge, um alle Farbenerscheinungen erklären zu können. So vorsichtig die Zweifel aber auch ausgesprochen waren, die Physiker verstanden sofort, wo Goethe hinaus wollte, und nun kam, was nicht ausbleiben konnte: Empört erhob sich die ganze Newtonsche Schule und ein Hagel von Widersprüchen rasselte auf den armen Verfasser nieder, über dessen Kühnheit man sich höchlichst verwunderte, auf dessen wissenschaftliche Forschungen man stolzmitleidig herunterfah, als auf die eines Nichtmathematikers, eines Laien.

Wie? — sagte man — ist dieser Goethe schon wieder auf ein Gebiet geschweift, das er nicht kennt? Was versteht er, der Jurist, von Mathematik? Er will über Optik schreiben, eine überwiegend mathematische Wissenschaft, und wer weiß, ob er das einfachste Rechenexempel lösen kann. Möge doch der Schuster bei seinem Leisten, bleiben, und möge sich dieser Goethe um Wegebauten, Wasserdämme und Straßengelder bekümmern, aber nicht um Sachen, die ihn nichts angehen. Da ist er nun schon — räsonnierte man weiter — auf das Gebiet der Dichtkunst geschweift und hat gar Manches geschrieben, was er als Jurist und Kammerpräsident füglich nicht schreiben sollte. Dann ist er den Anatomen ins Handwerk geraten, hat den Zwischenkuochen entdeckt und sie um den Ruhm der eignen Entdeckung gebracht; ferner hat er das ganze Gebiet der Kunstforschung unsicher gemacht, und voriges Jahr schrieb er sogar ein Buch, „die Metamorphose der Pflanzen," in welchem er behauptet, der ganze Formenreichtum der Pflanzenwelt sei aus einem einzigen Grundorgan hervorgegangen! Empörend! Und jetzt kommt dieser Allerweltswisser sogar auf das unerbittlich strenge Gebiet der Mathematik und Physik und will sich da breit machen? Na, warte! —

Und nun machte man Goethe den Standpunkt klar. Die Gothaischen Gelehrten-Zeitungen, die Jenaische Litteraturzeitung, die Göttingischen gelehrten Anzeigen, Gren in Halle, Fischer in seinen physikalischen Wörterbüchern und viele andere fielen über ihn her und zeigten ihm, was es bedeute, Newton und seine Schule angreifen zu wollen. Ob Goethe dabei jenes unheimliche Nervenprickeln gefühlt hat, welches minder große Schriftsteller bei ähnlichen Gelegenheiten meist verspüren, ist nicht urkundlich festgestellt. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß es ihm nicht besonders wohl zu Mute gewesen sein mag, als er alle die Gegenschriften, Gegenartikel und stolzmitleidigen Besprechungen in den gelehrten Zeitungen las. Wahrscheinlich ist ihm der Spaß am Bücherschreiben für einige Zeit verdorben worden. Wohl hatte er einen großen Namen in die Wagschale zu werfen, dadurch anderen Einfluß ausübend, als minder bedeutende Schriftsteller, aber er hatte bei einer Niederlage auch einen großen Namen zu verlieren.

Trotzdem verzagte er nicht. Im Jahre 1792 schrieb er das „zweite Stück der optischen Beiträge," welches von den sogenannten subjektiven Versuchen mit bunten Papieren handelt. In diesem Hefte ging Goethe schon weiter und versuchte, den ersten Versuch der Newtonschen Optik entschieden zu widerlegen. Daraufhin ließen es die Anhänger Newtons an Gegenschriften natürlich auch nicht fehlen.

Aber auch Goethes Sache fand schon Anhänger. Die Gelehrtenwelt begann sich zu teilen, und bald standen sich zwei Parteien gegenüber, jede mit äußerster Anstrengung für Sein und Nichtsein ihrer Theorie kämpfend. Der Federkrieg war entbrannt; die Plänkeleien zogen sich jahrelang fort und wurden in Zeitschriften und Büchern ausgefochten. Gegen Goethe standen sämtliche Physiker zusammen. Für Goethe entschieden sich Anatomen, Philosophen, Chemiker ꝛc.; z. B. Loder, Schelling, Wolf, Förster, später Hegel, Schopenhauer u. a.

Ein entschiedener Anhänger Goethes war

auch Schiller, welcher sich ungemein für des ersteren Forschungen interessierte, und, obgleich er keine tieferen physikalischen Kenntnisse besaß, doch selbst Versuche und Experimente vornahm. Nachdem beide Dichter in treuester Freundschaft Hand in Hand gingen, war es besonders Schiller, welcher den Freund durch seine reflektierende Kraft zum Weiterschreiten auf dem betretenen Wege anfeuerte, sobald dieser erlahmte und zögernd inne hielt. Selbst hat Schiller die Feder allerdings nicht für die Sache seines Freundes geführt, was bei seinen geringen physikalischen Kenntnissen auch nicht gut möglich war. Dagegen hat er auch seine und Goethes Anschauung vom Wesen der Farben, die von Licht und Finsternis abstammen, recht hübsch in dem bekannten Rätsel ausgedrückt:

Wir stammen, unser sechs Geschwister,
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.

Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So drehn wir uns in ewiger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz. ꝛc. ꝛc.

Nachdem 1792 das zweite Stück optischer Beiträge erschienen war, trat Goethe jahrelang mit keiner größeren Schrift mehr an die Öffentlichkeit. Schon triumphierten die Newtonianer, schon glaubte man, ihn für immer beseitigt zu haben, ohne zu ahnen, daß sich Goethe erst jetzt zum Entscheidungsschlage rüste. Unermüdlich arbeitete er weiter, trug sämtliche Schriften zusammen, die jemals über Farben geschrieben worden, und aus dieser fleißigen Sammelarbeit entstand zunächst seine „Geschichte der Farbenlehre," ein umfangreiches Buch von entschieden wissenschaftlichem Werte. Dieses Werk, welches in Goethes Werken einen ganzen Band umfaßt, zeugt von dem großen Fleiße und der wunderbaren Arbeitskraft Goethes. Wie viele Bücher und Schriften mußte er lesen, um diese Geschichte der Farbenlehre schreiben zu können, wie viele Jahre seines thatenreichen Lebens mußte er dieser Arbeit opfern! Dabei ist dieses Buch noch nicht sein Hauptwerk über die Farbenlehre, sondern es ist nur nebenbei als Lesefrucht aus den Studien entstanden, die er zur Ergründung der Farbenwelt machte.

Sein Hauptwerk führt den Titel: „Zur Farbenlehre, didaktischer Teil." Dasselbe füllt ebenfalls einen ganzen Band seiner gesammelten Werke. Und welche Menge von Erfahrungen, feinsinnigen Beobachtungen ist in diesen Band eingeschlossen! Hier ist die Welt der Farben in ihrer Gesamterscheinung betrachtet, vom pathologischen und ärztlichen Standpunkte, von der physikalischen, chemischen, philosophischen und kunstwissenschaftlichen Seite. Nichts ist Goethe entgangen; sowohl die Thätigkeit des Auges, der Sehnerven, die krankhaften Erscheinungen der Farbenblindheit beschreibt er, wie er in ungemein scharfsinnigen und feinfühlenden Betrachtungen Aufschluß über die Wirkung der Farben an Kunstwerken gibt. Zugleich legt er seine Theorie dar, wie sie schon oben im Abriß kurz geschildert wurde.

Goethe war einer der ersten, welcher praktische, auf tiefster Anschauung beruhende Kunstregeln für die Farbengebung aufstellte und damit den Malern und Kunsthandwerken einen großen Dienst leistete. Er war einer der ersten, welcher das ganze Gebiet der Farbenwelt vollständig umfaßte und durchdachte, welcher nicht nur, wie es die Newtonianer thun, aus dieser großen Welt einen Einzelteil, die Spektralfarben, herausnahm, beobachtete und untersuchte. Sein umfassender Geist sah die Natur vom Standpunkte einer nach höheren Gesetzen wirkenden Weltidee an, und so auch die Farben, welche der Welt als Kinder des Lichtes angehören. Er stellte alle Teile der Welt mit einander in Wechselwirkung, so auch Licht und Farbe, so auch wiederum die Farben und die Sehwerkzeuge, mit denen sie wahrgenommen werden. Deshalb ging er von dem Grundsatze aus: zur Erkenntnis des Wesens der Farbenerscheinung ist zunächst eine genaue Kenntniß unserer Sehorgane nötig, denn nur durch die Thätigkeit der letzteren kommen uns die Farbenerscheinungen zum Bewußtsein. Bei diesen Untersuchungen wurde er nun auf die sinnlich-sittliche Wirkung aufmerksam, welche die Farben auszuüben vermögen, und auf dieser Grundlage baute er die ästhetische Seite der Farbenlehre aus.

Die Wege, welche die Newtonianer und Goethe bei ihren Forschungen einschlagen, sind also wesentlich verschieden. Suchen jene die Farbenerscheinungen auf rein physikalische Weise zu erklären und glauben die

Ursache derselben einzig im Lichte zu finden, ohne auf die Thätigkeit der Sehwerkzeuge allzu großes Gewicht zu legen, so betrachtet Goethe die Farbenerscheinungen von drei Seiten: von der physiologischen, indem Gesichtssinn und Empfindung in das Bereich der Forschung gezogen werden, von der physikalischen, dem Zurückgehen auf die Urquelle der Farben als Naturerscheinungen, und von der ästhetischen, indem die sinnlich-sittlichen Wirkungen der Farben auf Empfindung und Gefühl, sowie ihre harmonischen Verhältnisse geprüft und aus den Forschungsergebnissen ästhetische Gesetze hergeleitet werden. Die Physiker kennen nur eine rein mechanisch-materielle Erklärung: Goethe bringt mit dieser stets die im Menschen wohnende Geisteskraft, das Sehbewußtsein, die Empfindung und Nerventhätigkeit in Wechselwirkung und schreibt letzterer eine gewisse Teilnahme zu.

Nehmen wir mit den Newtonianern an, daß Goethes Hypothese vom Ursprung und Wesen der Farbe auf einem Irrtum beruhe — was überdies bis jetzt noch nicht erwiesen ist — nehmen wir es aber an, so kann trotzdem ruhig behauptet werden: sein didaktischer Teil der Farbenlehre besitzt für Maler, Kunsthandwerker und Kunstgelehrte selbst dann noch einen hohen, praktischen Wert, den nur der zu schätzen weiß, welcher sich selbst mit der ästhetischen Farbenlehre beschäftigte. Ohne Goethe besäßen wir vielleicht die große Kunstlitteratur nicht, welche sich speziell mit der Farbenharmonielehre befaßt und bereits tief auf Kunst- und Kunstgewerbekreise eingewirkt hat. Die Newtonianer konnten eine ästhetische Farbenlehre, wie sie Goethe geschaffen hat, wohl überhaupt nicht ausarbeiten, selbst wenn sie den guten Willen gehabt hätten. Denn es ist ungemein schwierig, auf Grundlage ihrer mechanischen Farbenerklärung eine Lehre über die harmonische Farbenwirkung in der Kunst aufzustellen. Deshalb sagt v. Wouwermans in seiner Farbenlehre ganz mit Recht: „Die ästhetische Erklärung der Farben ist, wie man wohl bekennen muß, nach der Goetheschen Theorie am einfachsten, obwohl dieselbe mit der Hypothese vom farbigen Urlicht in direktem Widerspruch steht und deshalb von den Naturforschern verworfen wird. — Der Maler muß mit dem Naturforscher verschiedene Wege gehen, um sein Ziel zu erreichen." Dem Maler gezeigt zu haben, wie er sein Ziel erreichen kann, Kunstregeln zur harmonischen Farbengebung aufgestellt zu haben, ist zum Teil das große Verdienst Goethes.

Hätte Goethe seine Veröffentlichungen mit dem didaktischen Teile der Farbenlehre abgeschlossen, so wäre er wahrscheinlich der schroffen Behandlung entgangen, die ihm noch jetzt, nachdem er über ein halbes Jahrhundert tot ist, von Seite der Newtonschen Schule zu Teil wird. Aber er schwieg nicht, er wollte Newtons Lehre vollständig ausrotten, und das sollte mit einem dritten Teile der Farbenlehre geschehen, welchen er den „polemischen" nannte.

Der polemische Teil umfaßt ebenfalls einen ganzen Band der gesamten Werke. Goethe bespricht in demselben Newtons „Optik," welche dessen Farbentheorie enthält, und versucht, dieselbe von Satz zu Satz, von Experiment zu Experiment zu widerlegen, die vermeintlichen Newtonschen Irrtümer aufzudecken. Der sonst so gemessene, genial-heitere Goethe schwingt hier einen derben Knotenstock und schlägt damit schonungslos und oft recht grob auf Newton los, der sich leider selbst nicht mehr verteidigen konnte, da er bereits 1727 gestorben war. Aus dem ganzen Buche ist der lang verhaltene Groll Goethes herauszulesen, der sich in ihm gegen seine hartnäckigen Feinde angesammelt hatte. Hier macht er seinem Innern Luft und schüttet seine Galle über die Newtonsche Schule aus, welcher doch schließlich alle Stockschläge gelten sollten, die auf ihren toten Meister niederrasseln. Wohl hatte Goethe manch Schlimmes ertragen müssen, aber er ist hier im Wiederzahlen etwas derb gekommen. Das scheint er selbst zu fühlen, denn er sagt am Schluß wie zu seiner Entschuldigung: „Hartnäckiger als die Newtonsche Partei hat sich kaum eine in der Geschichte der Wissenschaften bewiesen . . . Sie hat mir eine frohere und vorteilhaftere Benutzung mehrerer Jahre geraubt: man verzeihe mir daher, wenn ich von ihr und ihrem Urheber alles mögliche Böse gesagt habe."

Aber die Newtonianer wollten nichts vom Verzeihen wissen, sondern sie zahlten Goethe mit grober Münze wieder heim, nachdem seine Farbenlehre im Mai 1810

erschienen war. Wurden anfangs nur Plänklergefechte geführt, so begann jetzt der Kampf mit voller Kraft und die Newtonianer rückten von allen Seiten zum Federkrieg heran in die Schlachtreihe. Das Getöse wurde so arg, daß Goethe das Kanonenfieber bekam und beschloß, sich die Ohren zu verstopfen. Er wollte nichts mehr hören, nahm sich vor, keine Schrift seiner Gegner mehr zu lesen und reiste nach Karlsbad, wo er sich mit anderen Arbeiten beschäftigte. Um jedoch bei späteren Arbeiten die Schriften seiner Gegner und Anhänger benützen zu können, beauftragte er einen Freund, alles zu sammeln, was für oder gegen seine Sache geschrieben werde. Dieser that es und hatte das zweifelhafte Vergnügen, bald einen Stoß Gegenschriften aufgehäuft zu haben.

Goethe ließ sich jedoch nicht irre machen. Er arbeitete ruhig weiter und begann 1816 die Theorie der entoptischen Farben, welche er 1820 beendete. So war er nahezu dreißig Jahre auf dem Gebiet der Farbenlehre thätig gewesen, hatte, allerdings mit zeitweiligen Unterbrechungen, zu Hause und in der Ferne Versuche gemacht, Beobachtungen angestellt und in Heften und ganzen Werken gegen seine Widersacher angekämpft. Alle Gegenschriften vermochten seine Meinung nicht zu erschüttern, für welche er bis zu seinem Ende mit dem Eifer der Überzeugung eintrat.

Ihm zur Seite standen tüchtige Denker, von denen besonders der bekannte Philosoph Arthur Schopenhauer hervorzuheben ist, welcher in seiner Schrift „Über das Sehen und die Farben" für Goethes Theorie eintrat und dieselbe weiterbildete. Auch die Gegenwart hat noch viele Anhänger Goethes aufzuweisen, und erst vor einigen Jahren erschien ein Werk „Die Farbenwelt" von Dr. Schasler, welcher auf der Goethe-Schopenhauerschen Theorie fußt und dieselbe weiter auszubilden sucht. Die Naturforscher und Physiker dagegen verwerfen die Goethesche Lehre noch heut, wie schon zu Lebzeiten ihres Urhebers. Im ganzen jedoch gelang es bisher noch keiner Partei, die Wahrheit ihrer Lehre mit überzeugenden und unumstößlichen Gründen zu beweisen; eine allgemein giltige Entscheidung muß demnach der Zukunft überlassen bleiben.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

„Zu Zdislavic in Mähren bin ich im Jahre 1830 zur Welt gekommen," beginnt Marie von Ebner-Eschenbach ihre kurze Selbstbiographie, die ihrer, in dem Heyseschen „Neuen deutschen Novellenschatz" erschienenen Erzählung: „Die Freiherren von Gemperlein" vorangestellt ist. Vor sechzig Jahren, am 13. September kann ich nach dem Ausweis des Kürschnerschen Litteratur-Kalenders hinzufügen, — das erste Heft des neuen Jahrgangs unserer „Neuen Monatshefte," das die jüngste Erzählung der Dichterin veröffentlicht, hätte also wohl Ursache, sich als ein Jubiläumsheft zu fühlen. Aber ich zweifle, daß das Feiern, und vollends das Jubiläumsfeiern, dem Geschmack der Frau von Ebner-Eschenbach entspricht; wenn man, wie Frau von Ebner in ihren „Aphorismen," die Größe und den Ehrgeiz hat zu sagen: „Was noch zu leisten ist, das bedenke; was du schon geleistet hast, das vergiß," dann hat man sich das Recht erworben, mit den üblichen Jubiläumshymnen verschont zu werden. Das Erscheinen der jüngsten Erzählung der Frau von Ebner-Eschenbach und dieses Artikels zur Zeit

Marie von Ebner-Eschenbach

ihres sechzigsten Geburtstages beruht, wie ich offen bekenne, auf einem von vornherein nicht beabsichtigten Zusammentreffen, auf das ich erst aufmerksam gemacht wurde, als ich mich im Kürschner über das Geburtsjahr der Dichterin zu orientieren suchte. Da der Zufall nun aber einmal das Zusammentreffen herbeigeführt hat, mag sich Frau von Ebner auch die Glückwünsche der „Neuen Monatshefte" gefallen lassen. Im übrigen, — man feiert einen Dichter am besten, indem man ihn zu verstehen sucht.

Es hat vieler Jahre bedurft, bis Marie von Ebner-Eschenbach verstanden worden ist. Daß ihr Name allgemein genannt wird, mag nicht viel länger als zehn Jahre zurückdatieren; sie wäre aber heute keine Dichterin, wenn sie nicht immer eine solche gewesen wäre. Es würde indessen ungerecht sein, das Publikum allein für die späte Anerkennung verantwortlich zu machen. Frau von Ebner-Eschenbach spricht in der erwähnten Selbstbiographie von der langen Zeit fruchtlosen Ringens mit liebenswürdiger Selbstironie. Sie erzählt von ihren Geschwistern. „Wir bildeten ein Fähnlein von sieben Aufrechten," heißt es da, „die fest zusammenhielten, und unter denen es drei Ehrgeizige gab, — zwei meiner Brüder und ich. Sie gedachten die Welt, ich gedachte das deutsche Theater zu reformieren. Der Weihestunde, in welcher dieser Entschluß mir ganz klar wurde, weiß ich mich noch heute zu erinnern. Der Schauplatz derselben war der Fichtenhain, der in „Lotti, die Uhrmacherin" geschildert ist, mein Alter dreizehn Jahre. Durch dreißig habe ich der Erfüllung meines Kindertraumes, mit zureichender Ausdauer und unzureichendem Talent, nachgestrebt." Ich möchte das letztere nicht unterschreiben. Daß die lange Periode dramatischen Schaffens vorübergegangen ist, ohne eine rechte Spur zu hinterlassen, läßt sich ja nicht leugnen.

Aber trotzdem hat sich in Frau von Ebner ein größeres Talent dreißig Jahre hindurch vergeblich um einen Bühnenerfolg abgemüht als in einem Dutzend unserer „erfolgreichen" Bühnenschriftsteller steckt. Man darf nur den letzten Aufzug ihres Trauerspiels „Marie Roland" lesen, und man wird mir darin beistimmen. Das ist der Akt eines Dramas, dem nicht nur bei der Lektüre, sondern auch auf der Bühne die tiefgehendste Wirkung sicher ist. Marie von Ebner Eschenbach ist nicht an ihrem „unzureichenden Talent" gescheitert, sondern daran, daß sie sich ein zu hohes Ziel steckte. Sie wollte nicht nur für die Bühne schreiben, sie wollte die Bühne „reformieren." Das aber liegt auch in der Macht des größten Dichters nicht, wenn ihn das Publikum darin nicht unterstützt, wenn das Publikum nicht instinktiv, wie der Dichter bewußt, die Notwendigkeit einer Reform empfindet. Unser heutiges Publikum aber befindet sich sehr wohl in unserm heutigen Theater und im ganzen um so wohler, je schlechter die Kost ist, die ihm vorgesetzt wird, und das Bedürfnis nach Besserem, das in der Minorität noch vorhanden ist, scheint dieser vorläufig durch die Klassiker hinreichend gedeckt zu sein. Es ist, mit einem Worte, kein Bedarf nach Werken eines modernen Dichters für die Bühne vorhanden, und wo ein solcher zu Worte kommen will, ist er genötigt, nach anderen Ausdrucksmitteln zu suchen, als sie die Bühne gewährt. Der Ehrgeiz, den Klassikern nachzuschaffen, und der Irrtum, daß die Bühne das einzige Feld sei, auf dem der wahre Dichter zu ackern habe, sind für Frau von Ebner-Eschenbach verhängnisvoll gewesen, haben sie dreißig Jahre fruchtlos kämpfen und ringen lassen.

Eine minder energische Natur wäre in diesen dreißig Jahren des Schaffens müde geworden, eine minder wahre würde verbittert und grämlich geworden sein, eine minder klare hätte verfehlt, den neuen Weg zum Ziele einzuschlagen. Marie von Ebner-Eschenbach schrieb sich die Enttäuschungen der dreißig Jahre in der Erzählung „Ein Spätgeborener" vom Herzen, die, ebenso wie der Roman „Božena" bei Cotta erschienen, wie sie selbst bescheiden sagt, „ein wenig Glück" machte. Es sind dann, — ob ich sie in richtiger Reihenfolge nenne, weiß ich nicht, — im Verlag von Gebrüder Paetel ferner erschienen: „Aphorismen," „Dorf- und Schloßgeschichten," „Neue Erzählungen," „Das Gemeindekind," „Lotti, die Uhrmacherin," „Miterlebtes," „Ein kleiner Roman," „Die Unverstandene auf dem Dorfe," „Zwei Comtessen" und der Roman „Unsühnbar."

Wo ich über das dichterische Schaffen der Frau von Ebner-Eschenbach gelesen habe, habe ich immer gefunden, daß sie, und das wurde zu ihrer besonderen Anerkennung gesagt, zu den „Realisten" gerechnet wurde. Es scheint mir nötig, dem zu widersprechen, und zwar scheint es mir notwendig aus besonderer Verehrung für die Dichterin. Ein „Realist," wie das Wort heute zur Bezeichnung einer Schule gebraucht wird, kann ein guter Erzähler, ein erfolgreicher Bühnenschriftsteller, ein gewandter Versemacher sein; auch Naturalisten und selbst „Veristen," die neuerdings ja auch, wenn auch vorläufig nur in einem einzigen Exemplar, bei uns aufgetaucht sind, können unschwer an dies Ziel gelangen, — einen Dichter aber, der nicht Idealist ist, gibt es nicht, hat es nicht gegeben und wird es nicht geben. Wenn man nicht die Neigung unserer Zeit, zu schablonieren, in Betracht zöge, müßte man sich darüber wundern, daß es überhaupt möglich gewesen ist, mit den Schlagworten Idealismus und Realismus einen Gegensatz zu bezeichnen. Realismus, Naturalismus, Verismus, — sie können nur das Handwerkszeug, die Technik charakterisieren, die Art des Schaffens, niemals die Ziele. Die stehen für den Dichter unverrückbar in den Sternen geschrieben, die sind und bleiben ideale. Aber da Idealismus im Grunde nichts anderes ist, als das Suchen nach der höchsten Wahrheit, während der Realismus sich mit der Wirklichkeit begnügt, so begegnen sich die beiden wenigstens auf verwandtem Gebiet, und viel eher, als sich gegenseitig auszuschließen, sind sie geeignet sich zu ergänzen.

Marie von Ebner-Eschenbach ist Idealistin und deshalb, weil sie Idealistin ist, ist sie eine Dichterin. Sie läßt die Fragen und Probleme, die sie stellt, nicht ungelöst, wie es meist das Leben und die Wirklichkeit thut, sondern sie gibt eine klare Antwort darauf. Solche Antworten zu geben, die uns das Leben in den meisten Fällen versagt, ist der Beruf des Dichters. Nur

die Art, wie Frau von Ebner ihre Menschen schildert, ist realistisch, wenn sie auch niemals vergißt, daß der Dichter die Wirklichkeit nicht nachzuschreiben, sondern zu adeln hat. Eine realistische Verfechterin des Idealismus könnte man sie nennen, wenn man sie in den Zielen und der Art ihres Schaffens gleichzeitig charakterisieren wollte.

Beides, das ideale Ziel ihres Schaffens und die realistische Art zu schaffen, treten in den ersten Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach ebenso klar zu Tage wie in ihren letzten. Die Erzählung „Ein Spätgeborner" ist mir bisher nicht bekannt geworden, und ich bedaure das Versäumnis um so mehr, weil die Dichterin selbst von ihr sagt, daß sie über die Enttäuschungen ihrer Hoffnungen, auf der Bühne festen Fuß zu fassen, Aufschluß gibt. Auch die Erzählung „Božena" wäre mir entgangen, wenn

Marie von Ebner-Eschenbach in ihrem Arbeitszimmer.

Zum Pferdemarkt. Nach

em Gemälde von W. Räuber.

die greise Dichterin Luise von François mich nicht auf sie aufmerksam gemacht hätte. Über den späteren Werken der Frau von Ebner, die alle im Paetelschen Verlag erschienen sind, scheinen diese beiden bei Cotta erschienenen ein wenig in Vergessenheit geraten zu sein. Von der Erzählung „Božena" kann ich sagen, mit großem Unrecht. Sie zeigt noch nicht jene mustergiltige Abrundung der Form, die absolute Beherrschung des Stoffes, die allen späteren Werken der Frau von Ebner eigen sind, aber die Heldin des Buches, die ihm auch den fremd anmutenden Namen gegeben hat, eine mährische Kindermagd, gehört zu den gewaltigsten und ergreifendsten Gestalten, welche die Dichterin geschaffen hat. Božena ist der Typus weiblicher Kraft, der Selbstverleugnung und Aufopferung. Dieses große und starke Herz ist einmal schwach gewesen, und in der Stunde ihrer Schwäche ist das ihrer Obhut anvertraute und abgöttisch von ihr angebetete junge Mädchen mit einem braven Reiteroffizier, dem der von ihrer Stiefmutter aufgestachelte Wille ihres Vaters sie verweigerte, entflohen. Božena folgt dem Paare, um Glück und Unglück mit ihm zu teilen. Nach kurzem Eheglück fällt der Offizier in Ungarn, seine Gattin folgt ihm bald im Tode nach, und nun kehrt Božena mit dem hinterlassenen Töchterchen in das Haus des Großvaters zurück. Ihre Sühne für die Stunde ihrer Schwäche soll es sein, dem Kinde der Verstoßenen die Rechte wieder zu erobern, die der Toten genommen worden sind. Sie kommt gerade zu rechter Zeit, um den Alten sterben zu sehen, der wohl den Willen, aber nicht mehr die Kraft hat, sein Testament zu ändern. Und nun ringt Božena mit der Stiefschwester ihrer angebeteten Toten, auf deren Kind sie ihre ganze Liebe übertragen hat, einen Jahre hindurch währenden Kampf, um ihrem Schützling seine Rechte wiederzugewinnen. Dieser Kampf wird zu ihren Gunsten entschieden, lange bevor sie den Sieg in ihrer Hand weiß. Für Božena selbst ist diese Stunde der Entscheidung die schwerste Stunde ihres Lebens. Ihr, der Stolzen, tritt im Kreise ihrer Freunde der seither verlotterte Mensch, dem sie in der Stunde ihrer Schwachheit zu eigen gewesen ist, entgegen und bekennt den nichtsahnenden Zeugen, daß sie seine Geliebte gewesen. Ein Verehrer Boženas stürzt auf den Trunkenen, den er für einen Verleumder hält, um ihn zu züchtigen. Da tritt Božena zwischen die Kämpfenden: „Laßt ihn. Es ist wahr!" — Die Wahrheit ist die Sühne der Sünde, und in sich selbst trägt die Wahrheit ihren Lohn. Denn als Božena schließlich vor die Tante ihres Schützlings tritt und dieser droht, der Welt zu offenbaren, daß ihr Vater sterbend die Absicht gehabt habe, sein Enkelkind wieder in alle seine Rechte einzusetzen, da gibt diese die Hälfte des erschlichenen Erbes heraus, „denn," sagt sie sich, „wird man nicht derjenigen glauben müssen, die ihre eigne Schande nicht unter einer Lüge verstecken wollte." — Wir begegnen einem ähnlichen Motiv in dem letzten größeren Werk der Dichterin, in dem Roman „Unsühnbar." Dort ein Mädchen aus dem Volke, das schwach gewesen ist, hier eine Frau der höchsten Aristokratie, die fällt, — unbegreiflicher Weise fällt, behaupten einige Kritiker. Ich bin der Ansicht, daß gerade die nicht ganz eingehende Motivierung des dunklen Punktes einen Vorzug dieses Romans ausmacht. Ich will von einer Frau, die mir, wie Frau von Ebner, in Dingen der Frauenehre maßgebend ist, nicht erzählen hören, wie eine Frau von Ehre fallen kann, — über diesen Punkt kann das Wissen der Männer durch keine Frau vermehrt werden — sondern ich will wissen, wie die Frau sich zu sich selbst stellt, nachdem sie ihre Ehre verloren hat. Man kann mir nicht erwidern, eine Frau solle sich nicht an einen solchen Stoff wagen, wenn sie nicht den Mut hat, auch den dunklen Punkt darin deutlich hervorzuheben. Dazu gehört weniger als Mut, dazu braucht die Dichterin nur zu vergessen, daß sie Frau ist. Aber noch hat keine schreibende Frau, die das vergessen hatte, ihre Leser es ebenfalls vergessen lassen können, und vor allen Dingen, — eine Frau, die das vergessen kann, ist in Beurteilung der Frauenehre nicht maßgebender, sondern sehr viel weniger maßgebend, als die Männer selbst es sind. Das Urteil der Frau von Ebner über die gefallene vornehme Frau lautet sehr viel härter als das über das gefallene Mädchen aus dem Volke. Diese sühnt, und die Wahrheit ist es, welche ihr den Weg zur Sühne bahnt, — auch jene bekennt die Wahrheit, ohne äußeren Zwang, mit dem Opfer ihres Selbst, und

dennoch fühlt sie, daß es eine Entsühnung für sie nur im Jenseits gibt. Ich habe die letzte Erzählung erst vor kurzem bei ihrem Erscheinen ausführlicher besprochen, und ich möchte deshalb nicht eingehend darauf zurückkommen, so interessant mir auch eine Parallele zwischen Božena und der Gräfin Dornach erscheint.

Auch deshalb interessant, weil die eine Figur dem Arbeiterstande, die andere der höchsten Aristokratie angehört, und weil Marie von Ebner-Eschenbach in der Schilderung dieser beiden Meisterin ist. Den Arbeiterstand lehrte die Dichterin ihr Herz in seinem Fühlen und Denken verstehen, der ersten Aristokratie gehört sie durch Geburt an, und so scharfironisch sie sich auch diesen Kreisen manchmal gegenüberstellt, kann und will sie doch niemals vergessen machen, daß sie durch Geburt und Gewöhnung sich ihnen zugehörig fühlt. Wo Marie von Ebner-Eschenbach, übrigens selten genug, das Bürgertum zu schildern unternimmt, scheint mir ihre Charakteristik häufig, wenn auch nicht von bewußter Schärfe, so doch innerlich kühl, und ihr Humor nicht immer ganz ungezwungen zu sein. Mit einer Ausnahme, — das ist „Lotti, die Uhrmacherin." Bei der Gestaltung dieser wunderbar sympathischen Frauengestalt ist die Dichterin mit ihrem ganzen Herzen beteiligt gewesen. Freilich gehört diese Lotti nicht dem behäbigen, sondern dem intensiv arbeitenden Bürgerstande an. Denjenigen, welche sich nicht nur für die Werke der Dichter, sondern auch für die Dichter selbst interessieren, kann ich übrigens verraten, daß Frau von Ebner-Eschenbach in ihren Mußestunden selbst die Uhrmacherkunst aus Passion betreibt, und daß Leute vom Fach nicht selten ihren Rat erbitten, wenn es die Reparatur eines besonders kostbaren alten Werkes gilt. Die mit solch intimer Kenntnis und Liebe geschilderte Uhrensammlung, welche „Lotti" verkauft, um ihren ehemaligen Verlobten von geistiger Sklaverei zu erlösen, ist von Frau von Ebner in langjährigem Sammeleifer zusammengetragen und hat ihren Platz in einem schönen Eckschrank in den behaglichen und vornehmen Räumen des alten Wiener Stadthauses der Dichterin.

Auch die „Lotti" ist ein Beweis, daß Marie von Ebner-Eschenbach die Gabe realistischer Schilderung nur im Dienste des Idealismus verwendet. Sie bringt das größeste Opfer, das ihr zugemutet werden kann, sie gibt ihre Uhrensammlung hin, um mit dem Erlös derselben ihrem ehemaligen Verlobten, einem talentvollen Schriftsteller, der von materiellen Sorgen auf den Abweg der Sensationsmache gedrängt ist, den Weg zur Wiedergewinnung seiner geistigen Freiheit zu bahnen. Sie bringt dies Opfer selbstlos, denn sie hat längst aufgehört ihn zu lieben, und er ist verheiratet und betet seine Frau an. Und mehr noch, sie bringt das Opfer, trotzdem sie fest davon überzeugt ist, daß es schließlich seinen Zweck doch nicht erreichen wird — sie bringt es nicht ihm, sondern sich selbst, weil sie sich selbst schuldig zu sein glaubt, es zu bringen. Und trotz der idealen Größe dieser Opferwilligkeit steckt in Lotti weder eine Hinneigung zur Sentimentalität, noch eine Neigung zur Selbstvergötterung, — sie ist nichts als ein echtes und edles Frauengemüt.

Wenn ich die Dichterin recht verstehe, so besteht ihre Erkenntnis in den zwei Hauptgesetzen, — selbstlose Opferwilligkeit und selbstlose Wahrheitsliebe. Das scheint mir zu sein, was sie immer wieder predigt, was ihr als die Grundbedingungen sittlicher Läuterung erscheint. So verzichtet in der Erzählung „Ein kleiner Roman" die Heldin lieber auf den Geliebten, als daß sie ihm die Aussicht eröffnet, sie könne sein ihr antipathisches Kind aus erster Ehe jemals lieben lernen; in der Erzählung „Das Gemeindekind" wird das ganze Leben eines tüchtigen Mannes, des Lehrers Habrecht, verpfuscht durch eine Lüge, die er im Scherz auf sich genommen hat. Hier freilich ist das „sei wahr!" nur als Nebenmotiv behandelt. Das Hauptmotiv lautet: „Du trägst dein Schicksal in dir selbst!" Und mit welcher überzeugenden Kraft ist das Ringen dieses armen, verlassenen Gemeindekindes geschildert, dessen Vater gehängt, dessen Mutter im Zuchthause ist, dem das Liebste, seine Schwester, von wohlwollenden und unverständigen Menschen entzogen wird, der überall auf seinem Wege Steine findet, und der sich immer wieder aufrafft durch sittliche Energie, deren Keime der einzige Freund, den er gefunden, in ihn gepflanzt hat. Der genialste unserer Realisten, Sudermann, — und Sudermann ist ein genialer

Realist — hat dasselbe Thema in seinem „Katzensteg“ behandelt. Die soziale Stellung der beiden Helden ist eine ganz verschiedene, die Verhältnisse, unter denen sie in die Erzählung eintreten, sind dieselben, — Feinde und Mißachtung ringsum. Sudermanns Held rettet sich in das Jenseits und sein Menschenhaß läßt ihm den Tod als Befreier erscheinen, — das Gemeindekind erzwingt sich Achtung und Liebe gleichzeitig und wird ein zufriedener Mensch. Man wird mir nicht zutrauen, daß ich auf das sogenannte „Glücklichwerden“ des Helden am Schlusse eines Romans irgend einen Wert lege; wohl aber scheint mir das die Aufgabe eines Dichters zu sein, wenn er seinen Helden überhaupt zum Träger einer Idee macht, ihn nicht eher vom Schauplatz abtreten zu lassen, als bis er den sittlichen Läuterungsprozeß an ihm sich hat vollziehen lassen. Um interessante Menschen kennen zu lernen, die von ihrer Aufgabe der Versittlichung keine Ahnung haben, hat man nicht nötig, Romane zu lesen.

Marie von Ebner-Eschenbach vermeidet es, wie mir scheint, nicht absichtslos, ihren Erzählungen die Bezeichnung „Roman“ zu geben. Und man würde in der That nach irgend etwas „Romanhaftem“ darin vergebens suchen. In allen ist die innere Entwicklung der handelnden Personen die Hauptsache, und die äußeren Geschehnisse lassen sich meist in wenigen Worten nacherzählen. Das ist kein Fehler, sondern ein Vorzug, aber nur eine Herzenskennerin und Seelenmalerin von ihrem Range kann auf das Äußerliche so ganz verzichten und doch darauf rechnen, den Leser mit jeder Zeile zu fesseln. Frau von Ebner, durch eine zarte Konstitution seit langer Zeit zu äußerster Zurückgezogenheit gezwungen, hat eine geradezu erstaunliche Fülle von Typen geschaffen, von denen jeder einzelne nicht nur ihre, sondern eine Originalmarke trägt. Zu dieser wunderbaren Menschenkenntnis gibt einer ihrer Aphorismen den Schlüssel: „Ein Dichter,“ sagt sie, „der einen Menschen kennt, kann hundert schildern.“ Dieser eine Mensch ist der Dichter selbst, aber er muß sich kennen, das heißt, er muß sich selbst erkennen.

Aus dem Schatze dieser Selbsterkenntnis ist ein großer Teil der „Aphorismen“ geflossen, wahrhaft goldene Worte, ein Buch voller Weisheit und Seelenadel, wie wir wenige haben. „Natur ist Wahrheit,“ heißt es darin, „Kunst ist die höchste Wahrheit.“

Diese höchste Wahrheit ist verkörpert in den kürzeren Novellen von Marie von Ebner-Eschenbach, die in ihrer Abrundung, in ihrem Gehalt und in ihrer Form unübertroffen sind. Die am meisten gelesenen dieser Novellen sind wohl die „Zwei Komtessen,“ und, ich glaube hinzufügen zu dürfen, die am wenigsten verstandenen. Mir scheint, sie sind nicht nur zum Ergötzen der Lesewelt geschrieben, sondern sie sind ein Warnungswort für töchtergesegnete Eltern, und nicht nur für die den Kreisen der österreichischen Aristokratie angehörigen: „Was habt ihr für ein wundervolles Material in euren Töchtern, was könntet ihr aus diesem Material bilden, und wie würdet ihr es verbilden, wenn es ganz so gefügig wäre, wie ihr es wünschtet.“ Man wird mich nicht dahin mißverstehen, als wollte ich behaupten, Marie von Ebner-Eschenbach wäre eine Tendenz-Dichterin. Sie steht im Dienste der höchsten Ideen, nicht enger Tendenzen, und man hat ihr wohl niemals mehr Unrecht gethan, als wenn man aus ihren Schilderungen der österreichischen Aristokratie ein tendenziöses Übelwollen gegen sie hat herauslesen wollen. Daß sie vor der Oberflächlichkeit nicht eine Reverenz macht, wenn sie einen adligen Namen trägt, ist richtig und gehört sicher zu ihren besonderen Verdiensten. Von welcher Objektivität die Dichterin beseelt ist, beweisen ihre „Freiherren von Gemperlein,“ zwei Brüder, von denen der eine den feudalen, der andere den liberalen Familienstil bis zur Don Quixoterie in sich entwickelt hat, und die den Leser beide gleich sympathisch berühren. Leider fehlt mir der Raum, um auf die einzelnen dieser kleineren Erzählungen näher einzugehen. An der liebenswürdigen, fast übermütigen Grazie der Novelle „Der Nebenbuhler“ werden die Leser erkennen, wie sich ein tiefsittlicher Gehalt in die anmutigste Form kleiden kann. Wir aber und unsere Leser wollen am Schluß einen Aphorismus von Marie von Ebner-Eschenbach variieren, — wir wollen ihr gedenken und ihr danken für das, was sie geleistet hat; ihr aber möge es vergönnt sein, noch lange nicht feiern zu müssen.

In der Genesung.

Du trägst in den Augen einen Schein,
Der sagt mir: — Die schwersten Stunden
Hab' ich durchlebt! Allein! Allein! —
Aber ich hab' es verwunden!

Du hast in der Stimme einen Klang,
Eine eigene, zitternde Weise,
Die sagt: Ich weinte viel' Nächte lang! —
Nun lächle ich wieder leise. — —

Du hast auf den Wangen ein zartes Rot,
Wie's den blassesten Rosen gegeben.
Das sagt: — Ich schlief schon; ich war schon tot! —
Aber nun möcht' ich noch leben!

Frida Schanz.

Eine Eisenbahn zum Kilima-Ndscharo.

Von Hanns von Spielberg.

(Abdruck verboten.)

Gleichviel ob man den kolonialen Bestrebungen mit mehr oder weniger warmer Anteilnahme gegenübersteht, das eine wird jeder, der ruhig überlegen kann und nicht völlig von Parteischlagworten voreingenommen ist, ohne weiteres zugeben müssen, daß heute an eine „Liquidierung" unserer überseeischen Besitzungen nicht mehr zu denken ist, daß wir unbedingt festhalten müssen, was wir haben. In erster Linie trifft dieser Grundsatz auf den deutschen Besitz in Ostafrika zu: an dem Bestand dieser größten und voraussichtlich wirtschaftlich weitaus bedeutsamsten Kolonie darf um so weniger gerüttelt werden, als hier unsere Herrschaft nicht ohne große Opfer fest begründet wurde. Mit dieser festen Begründung allein ist es jedoch nicht gethan, wir haben vielmehr auch die Pflicht, das Land wirtschaftlich zu erschließen, seine Hilfsquellen in rationeller Weise zu entwickeln. Wer ernten will, muß säen, daß ist nun einmal eine unleugbare Thatsache, und daß jede Aussaat Geld kostet, steht ebenso fest — wir werden uns daher an den Gedanken gewöhnen müssen, für unsere Kolonieen noch Jahre hindurch Opfer zu bringen, auch ohne sofortige greifbare Erfolge vor Augen zu haben.

Für die wirtschaftliche Erschließung des ostafrikanischen Besitzes ist die Schöpfung zweckentsprechender Verkehrswege das erste Erfordernis. Bisher ist der Mensch das einzige Transportmittel in Ostafrika, und die Straßen, welche die Karawanenzüge benutzen, sind lediglich schmale, gänzlich ungeregelte Fußpfade, die im Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte langen Gebrauch einigermaßen feststehend geworden, nur den endlosen Trägerkolonnen ein langsames, mühevolles Fortkommen gestatten. Trotz der verhältnismäßig geringen Unterhaltungskosten des einzelnen Trägers verteuert diese anetdiluvianische Art des Transportes die Waren ungeheuer, sie verlangsamt den Verkehr derart, daß ein regerer, gewinnreicher Umsatz fast unmöglich erscheint, und sie entzieht dem Lande fortdauernd eine große Anzahl gerade der willigsten und tüchtigsten Arbeitskräfte.

Eine Umgestaltung dieser Verhältnisse ist unbedingt erforderlich, es müssen zweckmäßige Verkehrswege geschaffen werden, welche eine rationellere Art des Transportes ermöglichen. Die unser Gebiet durchquerenden Wasserstraßen werden sich bei ihrem sehr wechselnden Wasserstand und da sie häufig durch Stromschnellen unterbrochen sind, nur teilweise dem Verkehr dienstbar machen lassen, während der Bau von Fahrstraßen allein, so notwendig derselbe mit der Zeit werden wird, den Bedürfnissen des Handels mit dem Hinterlande, der stets einen wesentlich schnellern Verkehr anstreben wird, nur unvollkommen genügen kann. So bleibt denn nur die Eisenbahn, die sich bisher noch überall als der thatkräftigste Kulturbringer bewährt hat, und die auch in Ostafrika sicher dieser Aufgabe gerecht werden wird. Stanley, dem niemand einen praktischen Blick und ein treffendes Urteil über afrikanische Verhältnisse absprechen kann, wie man auch sonst über ihn denken mag, hat seine Ansicht über die Bedeutung einer Eisenbahnlinie von der ostafrikanischen Küste zum Hinterlande erst vor kurzem in einem bitteren Vorwurf gegen die englische ostafrikanische Gesellschaft zusammengefaßt, indem er äußerte, daß dieselbe ihre Millionen für unnütze Streitfragen vergeude, anstatt das vor allem notwendige: den Bau einer Bahn von der Küste zum Seengebiet mit allen Kräften zu fördern.

Auf deutscher Seite ist bereits, bald nach der Erwerbung unserer Kolonie, auf die Wichtigkeit einer Bahnverbindung zwischen Küste und Hinterland hingewiesen worden, die Angelegenheit ist indessen über Erörterungen allgemeiner Natur nicht hinausgekommen, und man ist ihr um so weniger ernstlich näher getreten, als die verworrenen politischen Verhältnisse, der jetzt endgiltig niedergeworfene Aufstand zumal, andere Fragen in den Vordergrund stellten. Jetzt veröffentlicht indessen Premier-Leutnant Weiß, à la suite der II. Ingenieur-Inspektion, auf Grund eingehender, persönlicher Rekognoszierungen, in der Kolonialzeitung einen höchst interessanten Aufsatz über die Verkehrswege in Ostafrika und kommt zu positiven, wohlbegründeten Vorschlägen, die in dem Projekt

einer Bahn von Tanga an der Küste nach dem Kilima-Ndscharogebiet gipfeln.

Premier-Leutnant Weiß bespricht zunächst den bereits früher ventilierten Plan einer Bahn vom Hafenort Dar-es-Salaam nach Tabora, dem großen Mittelpunkt des Karawanenhandels zwischen Seengebiet und Küste, und weist darauf hin, wie auch der Reichskommissar, Major Wißmann, die Wichtigkeit dieses Punktes erkennt und ihr dadurch Rechnung getragen hat, daß er eine befestigte Militärstation auf der Straße nach Tabora gegen dreihundert Kilometer von der Küste nach dem Innern zu vorgeschoben hat. Es ist dies bekanntlich die Station Mpuapua. Tabora selbst liegt zwar auch in der deutschen Interessensphäre, ob es indessen bald dauernd militärisch besetzt werden wird, ist bei seiner bedeutenden Entfernung — etwa 800 Kilometer von der Küste — immerhin fraglich, wenngleich seine Besetzung durch die Expedition Emin Paschas nicht unmöglich erscheint. Eine Bahnlinie nach Tabora würde nun allerdings von hoher Bedeutung sein, aber mindestens einen Aufwand von 24 Millionen Mark erfordern, eine Summe, deren Beschaffung zur Zeit doch äußerst schwierig sein dürfte.

Wesentlich anders liegen die Dinge bei einer Bahn von der Küste zum Kilima-Ndscharogebiet. Hier ist die deutsche Herrschaft dauernd begründet, die etwa 360 Kilometer lange Strecke würde mit einem Kostenaufwand von 10 Millionen Mark herzustellen sein, und es lassen sich hier bereits wenigstens einige Anhaltspunkte für die dereinstige Rentabilität der Linie gewinnen.

Als Ausgangspunkt für die projektierte Bahnstrecke schlägt Premier-Leutnant Weiß den Hafenort Tanga vor; Pangani hat zur Zeit als Handelspunkt zwar eine größere Bedeutung, der dortige Hafen bietet wegen seiner Stromsbarre jedoch bekanntlich nur zur Flutzeit für Schiffe mittleren Tiefgangs eine schmale Durchfahrt. Der Verkehr zwischen Tanga und Pangani, bezüglich mit der nur 70 Kilometer vom Festland entfernten, durch ihre Nelkenplantagen bedeutsamen Insel Pemba, mußte später durch kleine, flachgehende Dampfer vermittelt werden. Die Bevorzugung Tangas findet übrigens auch in dem Umstand ihre Begründung, daß es wesentlich gesünder ist, als das in sumpfiger Umgebung belegene Pangani. — Die Trace soll dann über Amboni, die englische Missionsstation Magila nach Lewa, der hoffnungsvollen Plantage der Ostafrikanischen Plantagengesellschaft, geleitet werden, auf dieser Strecke anfangs eine dicht bewaldete Niederung durchschneidend, dann allmählich wachsende Steigungen überwindend. Von Lewa über Sangarawe nach dem bedeutenden Karawanenlagerplatz Mombo würde die Strecke abwechselnd durch lichte Waldungen und weite, mit hohem Gras bestandene Ebenen führen, dann in das Thal des Rmon (Pangani) hinabsteigen und im wesentlichen dem Lauf dieses Flusses bis zum Südhang des Kilima-Ndscharogebirges folgen, um bei dem Ort Klein-Aruscha ihren Endpunkt zu finden. Sie würde damit eine ganze Reihe jener Orte verbinden, welche schon heute als die größeren Marktplätze der Eingebornen eine wesentliche Bedeutung haben — hierher gehören Amboni, Umba, Mtangata, Korogwe, Masinde, die bei den allwöchentlich stattfindenden Märkten von 1000—2000 Menschen besucht sind —, sie würde weiterhin das überaus fruchtbare Usambara durchqueren, welches Major Liebert in seiner jüngsten Reichstagsrede „einfach ein Paradies" nannte, das eisenreiche Uguenogebirge berühren und schließlich das Kilima-Ndscharogebiet erschließen. In Bezug auf das letztere sind wohl alle neueren Reisenden einer Meinung: die herrliche Gebirgslandschaft, welche unser nordisches mit dem Tropenklima vereinigt, ist aller Wahrscheinlichkeit nach der wertvollste Teil unseres ganzen ostafrikanischen Besitzes; fruchtbar und gesund, von einem kräftigen Volksstamm bewohnt, bietet gerade sie auf einem Flächenraum von etwa 50 Quadratmeilen die Möglichkeit zur Ansiedelung von Europäern, die hier ein reiches Schaffensfeld finden können. Der Hang des Kilima-Ndscharo ist außerdem der gegebene Punkt zur Anlage von Gesundheitsstationen, die auf die Dauer in Ostafrika nicht entbehrt werden können — er muß einst das für uns werden, was die Thäler des Himalaya mit ihren Sanatorien für die in Ostindien thätigen Briten sind.

Als eine Pionierbahn bezeichnet Leutnant Weiß seine Linie — sie soll latenten Verkehr frei machen, sich selbst ihre Zukunft schaffen. Er weist daher ganz zu-

treffend darauf hin, daß es Grundsatz sein muß, möglichst billig zu bauen: die Strecke kann als Schmalspur mit etwa einem Meter Spurweite ihren Aufgaben vollkommen genügen, die Stationseinrichtungen, der Betrieb müssen so einfach als möglich sein. Sehr wesentlich erscheint, daß das Schwellenmaterial, sowie das Bauholz für die kleineren Brücken, endlich reichliches Heizungsmaterial (Holz) fast überall an Ort und Stelle gewonnen werden können, auch Bausteine und Mörtel sind sowohl an der Küste, wie im Usambara und Paregebirge vorhanden. Für die Masse der Erdarbeiter sind Eingeborene in Aussicht zu nehmen, welche durch einen Stamm von hundert bis hundertundfünfzig indischen Kulis verstärkt werden müßten, selbst für die Mauerarbeiten könnte man zum größten Teile mit Eingeborenen auskommen, und nur für die Oberbauarbeiten bedarf man voraussichtlich einer größeren Anzahl Europäer. Auf die eingehende Kostenberechnung näher einzugehen, verbietet uns der Raum — wir müssen uns damit begnügen, als Resultat derselben den Betrag von rund 28 000 Mark für den Kilometer Baukosten, einschließlich des Betriebsmaterials, anzugeben; die jährlichen Unterhaltungs- und Betriebskosten sind auf 1 117 000 Mark veranschlagt.

Die schwierigste Frage ist natürlich diejenige nach der voraussichtlichen Rentabilität. Die Ausfuhr aus den Haupthäfen des deutschen Küstengebietes läßt sich zur Zeit auf etwa elf Millionen Mark berechnen, von denen auf Pangani und Tanga ungefähr 2,4 Millionen entfallen. Selbst wenn man annimmt, daß auch bei dem Vorhandensein einer Eisenbahn ein bedeutender Teil der im unteren Rmonthal gedeihenden Produkte später den billigeren Wasser- oder den kürzeren Landtransport wählen würden, so muß man doch heute bereits den Wert der unbedingt der Eisenbahn zufallenden Ausfuhrwaren auf mindestens 1,9 Millionen veranschlagen. Es kommt hierbei einmal das hoch zu tarifierende Elfenbein in Betracht, dann weiter Kopra, Sesam, Schiroggo (Erbsen), Mais, Bohnen und Erdnüsse, Rindvieh und Ziegen aus Usambara, vom Paregebirge und vom Kilima-Ndscharo. Dazu würden voraussichtlich bald Tabak und Baumwolle der Plantagen treten, wie denn überhaupt ein enges Handinhandgehen der Eisenbahn- mit Handels- und Plantagengesellschaften unbedingt notwendig erscheint und sich auch von selbst ergeben wird. Welche Zukunft der deutsche Handel in jenen Gebieten noch hat, geht unter anderem aus der Thatsache hervor, daß die indischen Händler, welche heute den Elfenbeinhandel monopolisieren, bei demselben bis zu 200 Prozent verdienen und zwar trotz der hohen Unkosten des Karawanenverkehrs und trotz der durch diesen bedingten Langsamkeit des Umsatzes.

Die *Einfuhr* nach den sieben größeren Häfen betrug bisher im Jahresmittel ungefähr 17 Millionen Mark, von denen auf die engere Interessensphäre der Bahn etwa 1,45 Millionen entfallen werden. Unter Zugrundelegung dieser Zahlen und eines mäßigen Tarifs berechnet Leutnant Weiß die Einnahme aus Transporten, welche schon heute der Strecke unbedingt werden müssen, auf rund 240 000 Mark und nimmt — wir glauben, mit Recht — an, daß diese Einnahme durch die natürliche Steigerung des Verkehrs unter Hinzurechnung der Transporte aus den Plantagen und des Personenverkehrs, in wenigen Jahren derart wachsen würde, daß sie eine reichliche Verzinsung des Anlagekapitals gewährleistet. Derartige Annahmen und Berechnungen werden, es liegt das in der Natur der Sache, immer ihr Mißliches haben, denn sie können im wesentlichen nur auf Schätzungen und Mutmaßungen beruhen; auf der anderen Seite ist es indessen eine Thatsache, welche immer aufs neue und in allen Weltteilen ihre Bestätigung findet, daß derartige „Pionierbahnen," um noch einmal diesen Ausdruck zu benutzen, die auf sie gesetzten Erwartungen weit eher überflügeln, denn hinter ihnen zurückbleiben.

Nicht die finanzielle Seite der Frage ist es aber, die *uns* zunächst interessiert. Dem eisernen Schienenstrang und dem Dampfroß wohnt eine Eigenschaft inne, welche ihre Bedeutung weit über das Mehr oder Minder der Rentabilität erhebt: die Eisenbahn ist ein Kulturfaktor, dem kaum ein zweiter von gleichem Wert zur Seite gestellt werden darf. Fester und sicherer, als es irgendwie anders geschehen kann, wird eine Bahnlinie die Beziehungen des neu zu erschließenden Landes an unsere Civilisation knüpfen, sie wird besser denn jedes andere Mittel den Eingeborenen das

Bewußtsein unserer Macht und unseres Könnens einprägen und sie, neue Bedürfnisse zugleich mit der Möglichkeit, dieselben zu befriedigen zeitigend, zur regelmäßigen Arbeit erziehen helfen!

Die Linie Tanga — Klein-Aruscha muß man sich schließlich nur als Teilstrecke einer Bahn denken, welche die Küste mit dem Seeengebiet verbindet — ihre dereinstige Verlängerung über den Manjarasee und längs des Rmoanaflusses bis zum Viktoria-Nyanzasee, kann nur eine Frage der Zeit sein; sie würde aber immerhin schon etwa $^2/_3$ der ganzen Entfernung von der Meeresküste bis zum letztgenannten Binnensee umfassen und somit einen bedeutsamen Teil der ganzen Zukunftsbahn ausmachen. Wir sagen mit Absicht: der Zukunftsbahn Tanga — Viktoria Nyanza, denn wir sind uns wohl bewußt, daß noch geraume Zeit vergehen wird, ehe sich das Kapital für diese Strecke finden wird.

Zu unsern Bildern.

In seiner „Venetianerin" hat C. Grosch den edelsten Frauentypus Venedigs getroffen, wie Conrad Kiesel in seiner „Laura" dem Ideal Petrarcas unzweifelhaft nahe gekommen ist. „Sein erstes Drama" von F. Brütt scheint nicht viel Aussicht zu haben, von dem gestrengen Theaterdirektor angenommen zu werden. Die Genrebilder „Schwere Last" von Fred Morgan, „Bei der Arbeit" von F. Gräffel und „Der Mutter Notgroschen" von B. Wolze bedürfen keiner Erklärung. Höchst charakteristisch ist das Gewimmel der Pferde und Wagen auf der mittelalterlichen Landstraße von W. Räuber, und C. F. Deiker bewährt sich in seinem Bilde „Beendeter Kampf" wieder als Meister der Tiermalerei. Die „Susanna im Bade" von R. Begas wirkt trotz aller realistischen Auffassung doch edel durch ihre schönen Linien.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Bart, Ernst. — Deutschlands Weltstellung. Verlags-Magazin, Zürich.

Heiberg, Hermann. — Die Spinne. Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Jedina, Leopold von. — An Asiens Küsten und Fürstenhöfen. Lfg. 1—5. Eduard Hölzel, Olmütz.

Land und Leute in Deutsch-Ostafrika. 83 photogr. Original-Aufnahmen von Mar.-Zahlm. J. Sturz mit Schilderungen von Mar.-Pfarrer J. Wangemann. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1890.

Lööralt, W. — Baltenhetze. Duncker & Humblot, Leipzig.

Mackay, John Henry. — Das starke Jahr. Der „Dichtungen" 2. Folge. Verlags-Magazin, Zürich.

Nitzel, Otto. — Der Führer durch die Oper. I. Band. Deutsche Opern. 2. Abteil. A. G. Liebeskind, Leipzig.

Schlitzberger, S. — Unsere häufigeren eßbaren Pilze. Fein koloriert. Theodor Fischer, Kassel 1890.

— Unsere verbreiteten giftigen Pilze. Fein koloriert. Theodor Fischer, Kassel 1890.

Siegfried, Walther. — Tino Moralt. Roman. Hermann Costenoble, Jena.

* Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Ederner Thürklopfer.
Ende des XVI. Jahrhunderts.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Paulenina in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Waisenmädchen. Nach dem Gemälde von M. Liebermann.

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 2, Oktober 1890.

Ein König Lear der Sloughs.

Eine Erinnerung aus dem Westen. Von A. Frhrr. von Perfall.

(Abdruck verboten.)

Ein Riesenbild Edwin Booths als „König Lear“ prangte an allen Ecken Chicagos als Anzeige der Abendvorstellung in „McVickers Theatre.“ In den Auslagen der Cigarrenläden, an den Fensterscheiben der Bar Rooms wütete der unglückliche König, in Lumpen gehüllt, mit sturmgepeitschter Mähne: „Blast Winde, und sprengt die Backen, — Wütet, blast!“ zwischen Minstrels, Akrobaten und Trapezkünstlerinnen.

Der Amerikaner hat keine Zeit, lange Annoncen zu lesen; ein möglichst sensationelles buntes Bild, eine glücklich gewählte pikante oder grauenhafte Szene nötigt ihn, einen Augenblick stehen zu bleiben und die unten angebrachte Anzeige zu lesen. Es kommt dann abends nach vollbrachter Tagesarbeit nur darauf an, welches Farbenspiel, welche Grimasse den nachhaltigsten Eindruck auf ihn gemacht hat; dahin wendet er sich.

Selbst ein Meister der Kunst und ein Liebling des Publikums, wie Edwin Booth, darf sich, bei Gefahr vor leerem Hause zu spielen, dieser unwürdigen Reklame nicht entziehen.

Nach Wochen der Dürre im Theaterleben der großen Schlächterstadt klang mir die Anzeige wie eine göttliche Verkündigung. Es gelang mir mit genauer Not, von einem Unterhändler noch zwei Plätze zu erwerben; die große Tafel mit dem das Herz jedes Theaterdirektors beglückenden „Standing room only“ stand bereits vor dem Eingang aufgepflanzt. Es war April, ein wahrhafter Learsturm tobte von der Prärie her durch die Straßen. Doch gegen Booth kämpfen selbst Wind und Wetter vergebens. Wie ein Bienenschwarm summte, drängte es um den Eingang; von der vornehmen Lady in Silskin bis zum schwarzen Hotelportier, dem der Eintritt nur auf der Galerie gestattet ist, war alles vertreten. Es war eine bunt zusammengewürfelte Shakespearegemeinde; der große Britte selbst mit seinen berühmten 10 000 Worten, die ihm zur Verfügung standen, hätte wohl kopfschüttelnd gelauscht bei den fremdartig klingenden, gebrochenen Lauten seiner geliebten Sprache, die hier zu einem wilden Lärm sich vereinten. Irisch, amerikanisch, alt- und jüdisch-englisch, dazwischen die martervollen Laute des deutsch-amerikanischen, welche meine zahlreich vertretenen Landsleute, sich heute als Vollblutamerikaner fühlend und daher jedes deutsche Wort sorgsam vermeidend, dazwischen quatschten.

Das Orchester spielte den als Einleitung für die Tragödie passend gewählten Marsch aus der eben modernen Operette Pinafort, dann erhob sich der Vorhang, und es zeigte sich der Palast König Lears, welcher stark an eines der Häuser der 14. Straße in New-York, des Millionenviertels, erinnerte.

Was ich an Booth stets bewundere, das ist die Einfachheit der Mittel, mit denen er zu wirken weiß einem Publikum gegenüber, das ihm auch stärkere verzeihen, ja sie sogar im stillen mit Befriedigung aufnehmen würde. — Eine vornehme Künstlernatur mitten in dem wüsten, materiellen, poesielosen Getriebe seines Vaterlandes. —

Der Beifall war stürmisch, aber die nationale Eitelkeit hatte wohl mindestens ebenso viel Anteil daran, als die Begeisterung für die Dichtung und Darstellung. — In der Heideszene, wo der Schmerz und Zorn Lears mit den Elementen um die Wette rast in titanischem Ungestüm: „Rass'le nach Herzenslust, spei Feuer, flute Regen, nicht Regen, Wind, Blitz und Donner sind meine Töchter" — da brauste das Haus in echter Begeisterung. Das war nicht mehr der johlende, wüste Lärm von vorhin, das war ein wilder Aufschrei der in ihrem Innersten erschütterten Volksseele, so ursprünglich, so wahr, wie der des unglücklichen Königs selbst dort auf der Bühne. — Ein Triumph der Kunst, die in ihrer höchsten Vollendung zur ganzen Menschheit redet, unbekümmert um Farbe, Sitte, Bildung, in jeder atmenden Brust ein Echo weckt, jedes schlagende Herz bewegt. Von ihrem göttlichen Strahl nach Monden wieder getroffen, fühlte ich erst recht die arktische Nacht, die mich umgab, es fröstelte mich wie den alten Lear — den Heimatlosen, Vertriebenen. — Ein Bekannter nebenan, der Clerk meines Hotels, weckte mich aus meinem Sinnen durch einen kräftigen Schlag auf die Schulter: „Wir wollen einen ‚Drink' nehmen." Das ganze Herrenpublikum strömte in die gegenüberliegenden Bar Rooms. Der Clerk kannte die ganze Stadt; das lästige „Treaten" begann; ich wurde vorgestellt, eine Pflicht, die hier nie und niemand gegenüber, sei er auch der einfachste Arbeiter, vernachlässigt wird, und mußte mitthun. Dann kamen „drinks all round." Die Bar troff von weißem Schaum, und der Schwarze dahinter grinste lustig. — Man sprach von Weizen, Lumber (Bauholz), Grundkauf, ich erinnerte, daß das Zeichen zum zweiten Akt längst gegeben sei, fand aber wenig Gehör. Eben wollte ich mich fortstehlen, da forderte mich ein breitschulteriger Mann, der mir schon längst infolge seiner seemännischen Erscheinung aufgefallen war, mit einer Stimme zu einem „Drink" auf, die eine Weigerung von vornherein ausschloß. — Er trug eine verwetterte braune Jacke aus geteertem Segeltuch, wie es das Schiffsvolk auf den Seen zu tragen pflegt, Hosen aus demselben Stoff bis zum Knie mit Leder besetzt, einen gewirkten roten Schlips um den dunkelbraunen, von den tiefen scharfen Furchen, welche den Seeleuten eigen sind, durchzogenen muskulösen Hals. — Der weiße Backenbart leuchtete förmlich im Wiederschein des roten, breiten, gutmütigen Gesichts. —

„Lassen Sie den „old man" und trinken Sie noch eins mit mir! Ist ja doch nur Komödie; ich sage Ihnen, wenn man, wie ich, einen echten solchen Narren kennt und seine drei Mädels — König ist er allerdings nicht, der alte Johnny — dann wirkt die Geschichte nicht mehr, wenn es auch Mister Booth ist. — Ganz dieselbe Geschichte, sag' ich Ihnen, — er muß ihn gekannt haben, den alten Johnny, der — der, wie heißt er doch —"

„Der Shakespeare!" half ich ihm ein.

„Ja, ganz richtig — der Shakespeare! Er kann spielen, wie er mag, der Booth, ich sehe immer den alten Johnny mit seinem weißen, langen Bart, wie er flucht und wettert, und zuletzt — hei, das war ein Spiel! — Im Feuer und Rauch erstickte die ganze Brut!"

Er stieß an und trank den gefüllten „Sconer" aus auf einen Zug, wie um zu löschen. — „Das Beste ist — die eine Tochter, die — die Goneril, das Tier, sitzt im Theater mit ihrem Mann, dem Fischhändler Cace in der Fultonstreet. Muß ihr nicht recht wohl dabei sein! — eine verdammte Geschichte!" — Wieder trank er das Glas aus und schüttelte das breite Haupt.

„Sie machen mich wirklich neugierig."

„Auf Johnny?"

„Auf Johnny und seine Geschichte," erwiderte ich.

„Die können Sie beide haben, die Geschichte heute, den Johnny morgen, er ist nicht weit von hier."

„Wenn ich Sie nach dem Theater zu einer Flasche Wein einladen darf" — die Bar war schon völlig leer, „so bitte ich wenigstens um die erste; sagen Sie mir nur rasch, wer ist denn dieser Johnny?"

„Ein alter Entenjäger in den Sloughs am Calumetriver, weiter nichts; Sie wollen also doch hinüber, all right Sir, sehen Sie sich die Geschichte nur an. Ich habe Mister Booth oft in der Rolle gesehen, ich halte was aufs Theater — und wenn Sie dann nicht finden, daß der Shakespeare die ganze Geschichte vom alten Johnny hat, soll mich der Teufel — ich erwarte Sie hier." —

Er quetschte mir die Hand, daß sie schmerzte. Ich kam nicht mehr in die Stimmung, trotz aller Kunst, — Lear stak in langen Wasserstiefeln und fuchtelte mit einer langen Entenflinte umher. — Die Wirklichkeit, das Leben, waren mir stets die höchste Dichtung. —

Mein Auge spähte in den Rängen nach Goneril, ob ich sie wohl herausfand? — Dort sitzt sie mit den schmalen Lippen, der Blick kalt wie eine Stahlklinge, mit Gold behangen wie ein Götzenbild; — nein — dort — dort — o weh, ich finde die Rechte nimmermehr. Ich war ungeduldig; wenn die Teerjacke nicht Wort hielt! — Meine Neugierde steigerte sich zur Sehnsucht nach dem alten Johnny, dem Lear der Sloughs; seine Spur war rettungslos für mich verloren, wenn ich die Teerjacke nicht wiederfand.

Die Truppe war herzlich schlecht, selbst für Amerika, wo man gewöhnt ist an die künstlerische Mittelmäßigkeit, mit welcher die „stars" sich zu umgeben lieben. Cordelia schrie und heulte alle Rührung hinweg, — ich hoffte eine echtere zu finden, dort am Calumetriver; erst als Booth-Lear mit der toten Tochter im Arme hereinstürmte, da wirkte wieder der Zauber und ließ mich alles vergessen, die schlechten Mimen, den alten Johnny — Goneril —

Dem Ältesten war das schwerste Los gegeben,
Wir Jüngeren werden nie so viel erleben,

schnarrte Albanien in schlechtem Englisch; der Vorhang fiel. — „Was weiß der Kerl vom alten Johnny am Calumetriver! — In Feuer und Rauch die Brut erstickt. — Das muß ein anderer Aktschluß gewesen sein!" — Ich drängte mich rücksichtslos durch die Menge, von manchem Scheltwort verfolgt, — die Angst befiel mich um die Teerjacke. — Vollständig unnötig. Der Alte saß oder stand vielmehr fest an der Bar. In dem geröteten Antlitz steckte die schwarze, qualmende Holzpfeife, die spitze Wollmütze war nach hinten gerückt und zeigte volles, weißes Haar, ein Glas Whisky stand vor ihm auf der Bar, — ein Bild von Ostade!

Ich fürchtete bereits, er werde nicht mehr im stande und willens sein, zu erzählen, doch kaum sah er mich, reichte er mir die Hand.

„Kommen Sie an den Tisch dahinten, hier haben wir doch keine Ruhe; und ich will sie Ihnen ausführlich erzählen, die Geschichte vom alten Johnny, da ich einmal davon angefangen." —

Ich ließ Wein kommen, er lächelte verständnisvoll, klopfte seine Pfeife aus, schob die Mütze noch weiter zurück und begann auf gut irisch die Geschichte des alten Johnny, welche ich, die Lücken ausfüllend, möglichst getreu wiedergebe. — — — — — —

Ich bin Steuermann auf der Lizzie, Bob Wilson, und kreuze seit 30 Jahren auf dem Michiganlac. — Lumber, Sir, nichts als Lumber, seit 30 Jahren; — das nimmt kein Ende da oben. — Halb Chicago habe ich heruntergeführt auf meiner Lizzie. Ein wackeres Schiff, jetzt liegt's auf der Werft wie ein kranker Seehund, und ich habe Feiertag ein paar Wochen. — Ja, der Lac! Da schauen sie einen von oben runter an in New-York, die Salzwasserleute — sollen's nur probieren, wenn der Nordwest aufspielt — aber, ja so, Sie wollen ja von Johnny hören, nicht von mir. —

Also der Johnny — ich kenne ihn schon so lange, wie den Lac — ist ein alter Scout, Fallensteller, Jäger, einer, von denen man nicht weiß, wo sie eigentlich herkommen, wer ihre Eltern waren. Er war schon in der Gegend zu der Zeit des großen Sumpfes. Im großen Krieg kämpfte er unter Sheridan und wurde verwundet, dann tauchte er hier wieder auf. Arbeit war seine Sache nicht. Die Leute kannten sie nicht und brauchten sie nicht. Die Jagd und der Grenzkrieg ernährten sie. Als aber das Nest über Nacht emporwuchs, die Jagd immer schlechter wurde, und der Krieg mit dem roten Gesindel aufhörte, war mein guter Johnny außer Brot. — Westlich gehen, war so eine Sache, in ein paar Jahren ist dort dieselbe Geschichte, keine Wildnis war ja mehr sicher vor der Einwanderung.

Not macht erfinderisch. — Wolken von Enten strichen des Abends über die Stadt. Ihr wüstes Geschrei war damals das einzige Konzert in Chicago, das Fleisch stand hoch im Preis, Wildbret wurde immer seltener. Eines Tages nahm Johnny seine Flinte und ging in die Sloughs. — Er erzählte mir oft, wie er sich schämte, als alter Scout und Jäger mit dem Entenvolk sich abgeben zu müssen, um das er sich sein Lebtag nicht gekümmert hatte. Aber er machte ein gutes Geschäft, die Ware wurde gut bezahlt auf

dem Markt, drei bis vier Dollar des Tags waren leicht verdient. — Und am Ende, die Sloughs sind auch eine Wildnis, eine Wasser- und Schilfwildnis, die jeder Einwanderung trotzt. Es gefiel ihm dort gar nicht schlecht. Von Tag zu Tag lernte er sie besser kennen, ihre Gefahren und ihre Vorteile. — Konkurrenz war wenig, man hatte besseres zu thun. —

Auf der Prärie und im Busch ist der Jäger ohne Pferd ein hilfloses Kind. — Johnny war sich bald klar, daß es im Slough gerade so sei. Das Pferd der Sloughs konnte aber nur ein Schiff sein, und zwar ein ganz besonderes Schiff, wie die Prärie ein besonderes Pferd verlangt, geschmeidig, leicht lenkbar, — ein indianisches Kanoe, das war das Richtige.

Jetzt lernte er erst die Sloughs kennen, diese unzähligen, wirr sich kreuzenden Wasserstraßen, Seen, undurchdringlichen Schilfwaldungen mit ihrem zahllosen Wild. Er konnte sich nicht mehr trennen davon. Baut nur zu, wühlt die ganze Prärie um, — dies hier ist mein Revier, das soll mir keiner streitig machen, es nährt seinen Mann! Er versäumte oft die Heimkehr, und die Nächte sind kalt und nebelig auf dem Wasser. Ein Haus mitten im Slough, das wäre etwas. Auch das fand sich. Eine Barke, die von den oberen Seen kam, litt Havarie, sie mußte abgetakelt werden. Der Schiffsherr benutzte den Hulk zum Kohlenlager. Johnny wurde mit ihm handelseinig. Sie bugsierten ihn von der Seeseite her durch den Calumetriver in die Sloughs, wo Johnny bereits ein ihm passendes Plätzchen zur Verankerung ausgesucht. Die Barke war geräumig und noch immer wasserdicht; das Haus war fertig. Johnnys Hulk nannten sie es. Als zuviel neugierig Volk angerudert kam, das den Sonderling sehen wollte, lichtete er eines Tages den Anker, und bugsierte sein Heim tief hinein in den Slough, auf nur ihm bekannten offenen Wasserläufen, niemand fand es mehr. Nur den Knall seiner Büchse hörte man jeden Morgen und Abend, und jede Woche zweimal war er auf dem Markt mit seinem Wild, für dessen Erlös er Munition und Lebensmittel kaufte. Es blieb ihm aber ein schöner Gewinn. Doch das Handeln und Feilschen war ihm verhaßt; dazu kamen Spöttereien über sein Hotel im Sumpf, die ihm die Stadt verleideten. Wohl war es ihm auch gar zu einsam auf dem Hulk, kurz er sah sich nach einem Weib um, und soviel man lachte, er fand doch eins, das ihm in den Sumpf folgte, und zwar ein junges, hübsches Weib, eine Mestizin, ihre Mutter stammte von einem Häuptling aus dem Stamm der Irokesen, der Vater war Soldat. Jetzt fehlte ihm nichts mehr. Sein Weib richtete den Hulk wohnlich her, besorgte den Markt, und wußte außerdem ebenso gut mit der Flinte umzugehen wie er selbst. Dabei wurde die Ware immer begehrter in der rasch wachsenden Stadt. Doch Johnny war einmal ein Pechvogel. Nachdem ihm sein Weib drei Mädchen geschenkt, ertrank sie auf der Jagd im stürmischen See, und ihre Leiche kam nie mehr zum Vorschein.

Vor etwa 15 Jahren sah ich ihn zum ersten Male. Ich kam von Surgeon Bay aus dem Norden mit Lumber. Es war neblicht. Ich war außer Kurs gegen Westen getrieben; ich fand mich nicht mehr zurecht. Plötzlich taucht es schwarz auf im Nebel, vor mir, hinter mir, ringsum — reine Teufelei, denk ich mir — da kracht ein Schuß, noch einer, ich sah das Feuer aufblitzen; jetzt wurde mir schwül, das Schwarze waren die Sloughs, noch ein paar Schiffslängen weiter und die Lizzie saß fest für alle Zeiten. Rasch den Anker aus und geschrien nach Leibeskräften, ich und meine zwei Jungen. Ich mußte Auskunft haben, wo ich war. Endlich erscholl Antwort. Ein schmales Kanoe näherte sich. Ein großer, hagerer Mann saß darin, ein zottiger Hund und noch jemand, es war schwer zu erkennen, ob ein Mann oder ein Mädchen. Ein breiter Hut, hohe Stiefel, eine gelbe Wachstuchjacke; erst als sie, die Büchse in der Hand, aufstand, war ein kurzes Röckchen sichtbar — Johnny wars und seine älteste Tochter Mary. Er fragte mißtrauisch, wie ich da hereingekommen sei. Mary, ein kräftiges Mädel, stand mit gespanntem Hahn und musterte mit ihren schwarzen Augen das ganze Schiff.

Ich forderte ihn auf, an Bord zu kommen; das Mädel warf ihm einen Blick zu, und er lehnte ab. — Eine Whiskyflasche wirkt Wunder bei einem solchen Wetter. Sie ging von Hand zu Hand, auch Mary nahm einen kräftigen Schluck.

„Heute kommt ihr nicht mehr los, es

wird früh Nacht, laßt den Kasten ruhig vor Anker, morgen bringe ich euch schon heraus," meinte Johnny. „Wenn ihr Lust habt, kommt für die Nacht zu mir."

„Sind wir so nah am Lande?" fragte ich erschrocken.

„Am Lande nicht, aber im Slough sind wir, und da steht mein Haus," sagte er lachend.

Jetzt wußte ich, wen ich vor mir hatte, hütete mich aber wohl, ihn bei seinem Spitznamen „duck-Johnny" anzureden, den ich schon auf der Zunge hatte. Ich war schon lange neugierig, den Burschen kennen zu lernen. So nahm ich die Einladung an, trotz des bösen Gesichtes Marys und des knurrenden Köters. Ich übergab die Lizzie meinen Leuten und ließ mich in das Boot.

Der Nebel ward immer dichter, durch schmale Wassergassen ging es vorwärts kreuz und quer, Entenschwärme erhoben sich brausend, unsichtbar, die Nacht brach plötzlich ein, kein Teufel hätte sich mehr zurecht gefunden.

Mary bugsierte stehend das Boot, ohne daß es einmal anstieß oder in das Schilf geriet, das oft über uns zusammenschlug.

Endlich flimmerte ein Licht durch die Nacht; kurz darauf legten wir an einem schwarzen Schiffsrumpf an — Johnnys Hulk!

Eine morsche, wackliche Treppe führte auf Deck.

„Halloh, Loo, Loo!" rief der Alte.

Eine Fallthüre hob sich, ein junges bildsauberes Mädchengesicht guckte hervor, von dem Schein einer Laterne grell beleuchtet.

„Wir bringen einen Gast, Loo, mach das Diner zurecht!"

Wir stiegen hinab. Kalt, naß, hungrig, schien mir der enge Raum ganz behaglich, sonst war es ein Loch, für einen Verbrecher zu schlecht. Und Loo lachte mit dem ganzen Gesicht und summte ein Lied; es war eine Freude sie anzusehen, die frische, lustige Dirn neben ihrer Schwester mit dem bösen Blick; es ging mir wie dem zottigen Entenhund, dem „Swift," der wich auch keinen Schritt mehr von Loo.

Das Diner war vortrefflich, Entenstew mit Bohnen. Der Whisky wurde aus dem Faß getrunken, das imponierte mir. Ich war in bester Laune, auch der Alte taute auf, er erzählte aus seinem Scout- und Jägerleben. Loo hatte es mir angethan, ich pries den Alten glücklich, eine solche Tochter zu besitzen. Da wurde er verdrossen, ich solle das Mädel nicht noch verrückter machen, sie mache ihm so Kummer genug. — Das verstand ich nicht, was sollte das liebe Kind denn böses angestellt haben. Ich fragte so herum; da brach er los. Loo war in der Küche, wie sie das schwarze Loch neben ihrer Behausung nannten.

„Ein Trotzkopf, ein undankbares Kind! — Könnt' das Mädel einen braven Mann heiraten, — einen wohlhabenden Mann, einen Freund von mir, ich beziehe meinen Whisky von ihm. — Ein Geschäft! — in ein paar Jahren ist der Kerl Millionär. — Will nicht! — Will nicht, die Karausche! — Ist das nicht zum Verrücktwerden? Und warum will sie nicht —"

„Weil sie einen anderen gern hat," ergänzte ich lachend.

„Einen anderen! — einen armen Teufel, der sich selbst nicht durchschlagen kann, einen Hafenarbeiter; Sie haben gut lachen. — Aber man möchte doch auch einmal etwas zum Unterkriechen haben in seinen alten Tagen, wenn's mit dem Schießen nicht mehr geht. — Mit den anderen beiden — ich habe noch eine, die Bessy, — ist an einen Fischhändler verheiratet, Mister Cace — ist ja so nicht viel zu machen, das verdammte Indianerblut schlägt wieder durch, — aber die Loo, von der hab' ich alles gehofft — 's ist doch ein gutes Ding! — Aber wenn sie den Burschen heiratet, kenn ich sie nicht mehr."

Eben wollt' ich erwidern, ihn beschwichtigen, da erscholl eine Männerstimme oben und die Marys.

„Charley," sagte der Alte brummig, „mein Knecht. Ich kann es nicht mehr allein machen, die Gicht liegt mir in allen Gliedern, und der Bedarf wächst von Tag zu Tag. Man muß mit der Zeit gehen. — Ein braver Schütze!"

Charley stieg herab; ich sah deutlich, wie er Mary auf der finsteren Stiege einen Kuß gab und dachte mein Teil.

Ein vierschrötiger Kerl mit stechenden Augen, von oben bis unten mit Schlamm bedeckt. — Das Linke war wohl von dem ständigen Zielen kleiner geworden und gab ihm einen verschmitzten Ausdruck. Er sah

mich mißtrauisch an, gab Swift, der ihm, was mir bei einem Hausgenossen auffiel, knurrend die Zähne wies, einen Tritt, warf einen Pack Enten in die Ecke und ging an das Whiskyfaß. Man hätte ihn für alles eher als einen Knecht gehalten, seinem barschen, herrischen Benehmen nach. Mary gab sich durchaus keine Mühe, vor dem Alten und mir das Verhältnis zu verbergen, in dem sie offenbar mit Charley stand. Johnny war sichtlich verlegen darüber, wagte aber nicht einzuschreiten, wie mir schien. Loo war die Magd, selbst Charley, der Knecht, behandelte sie als solche; mich ärgerte das, ich machte ihr ein bißchen den Hof; da lachten sie spöttisch und stießen sich an, — Loo aber lachte, sang und sorgte für alles. Die Liebe zu ihrem Harry erfüllte sie ganz.

Ich war damals noch um fünfzehn Jahre jünger, unverheiratet; bei Gott, ich war eifersüchtig auf den Jungen. — Ich schlief schlecht auf meinem Schilflager. Nur durch eine bretterne Wand getrennt, lag Loo; ich hörte ihre Atemzüge — dummes Zeug — aber 's ist einmal so, meine Jugend verbracht ich auf der See, da war's aus mit Lieb und Frauenzimmern, und je später das Unglück kommt, desto schlimmer. — Dazu auf der anderen Seite ein ewiges gottverdammtes Geflüster, das mir wie Feuer durch die Knochen fuhr — Mary und Charley natürlich! Hatte der Alte keine Augen, oder wollte er nicht sehen? — Nun, mich ging's nichts an, aber gefallen hat er mir nicht, der Charley. — Den anderen Tag beim ersten Licht bugsierte uns der Alte ohne Anstand in den offenen See.

Loo warf mir einen schelmischen Blick zu und drückte mir herzhaft die Hand; einen Augenblick glaubte ich wirklich, den verhaßten Burschen ausgestochen zu haben. — Steuermann auf der Lizzie — das wird sie sich doch überlegt haben, dachte ich. — Schon will ich irgend eine Dummheit sagen, da drückt sie mir mit ihren kleinen braunen Fingern die Faust zusammen; ich fühlte etwas darin zurückbleiben. Mir stieg es in den Kopf, die ganze Lizzie drehte sich um mich. — Es war ein Brief — Loo war mir zuvorgekommen. Ich fiel dem erstaunten Alten um den Hals, küßte ihn und versprach, bald wieder zu kommen. — Kaum war das Boot außer Sicht, können Sie sich denken, wie ich über den Brief losging. — Was stand darauf?

„An Herrn Harry Kellog. Waterworks-Company. Chicago!"

Das war bitter, sehr bitter; schon holt ich aus, das Zeug in den See zu werfen, da lachte ich über mich selbst und steckte den Brief zu mir. Den anderen Tag hatte ihn Harry Kellog, ich übergab ihn persönlich. — Ein ehrliches Gesicht war es wenigstens — das freute mich.

So lernte ich Johnny kennen.

Oft kam ich wieder in seine Nähe und hörte seine Flinte knallen, kam aber nicht auf den Hulk; Loo hinderte mich.

Da bummle ich nach einem Jahr etwa den Hafen entlang und sehe mir die Arbeit bei den neuen Wasserwerken an; es war gerade Lunchzeit; die Frauen der Arbeiter brachten zu essen; auf jedem Pfahl saß ein Pärchen. Da erblick ich Harry Kellog, — ich erkannte ihn sofort, — neben ihm, mir den Rücken kehrend, ein Frauenzimmer. Beide waren in einen duftenden Oysterstew vertieft. — Es gab mir einen ordentlichen Ruck. Ich schlenderte mit gleichgültiger Miene daran vorbei. Es war Loo. Sie erkannte mich nicht, das verdroß mich.

„Was macht der Vater, Miß Loo?" fragte ich sie, plötzlich vor ihr stehen bleibend.

Sie sah mich erstaunt an, dann ward sie rot wie ein Puterhahn, entschuldigte sich, lud mich zum Stew ein.

Sie war noch schöner geworden. — Ein Prachtweib!

Ich mußte nochmals nach Johnny fragen.

Da wurde sie traurig.

„Er lebt nicht mehr auf dem Hulk. Mary hat den Charley geheiratet und hat alles übernommen."

Ich mußte lachen. „Was hat sie übernommen?"

„Unser Haus, den Hulk, das Boot, Swift, alles," entgegnete sie, „der Vater lebt jetzt bei meiner ältesten Schwester Bessy, der Fischhändlerin."

„Mistreß Cace am Fultonmarkt? — Und Sie, Miß Loo?" fragte ich.

„Mich hat er ganz verstoßen, weil ich meinen Harry geheiratet habe und nicht den reichen Liqueurhändler in der Marretstreet. — Ich hab's nicht verdient um ihn. — Ich hab ihn immer geliebt und verehrt als Vater — er thut mir recht leid —

Beſſy iſt hart mit ihm, und erſt ihr Mann — wir ſind arme Leute, aber wenn er zu uns käme — nicht wahr, Harry — es ſoll ihm an nichts fehlen."

„Wär noch ſchöner! Deinem Vater! Mit vier geſunden Armen!" ſagte dieſer.

Der Mann gefiel mir, weniger die Geſchichte mit Johnny. Er hatte offenbar eine Dummheit gemacht, ſich ganz und gar in die Hände ſeiner Töchter gegeben. — Ich ging direkt vom Hafen auf den Fiſchmarkt in der Fultonſtreet. — Ich halte mich gern auf in der Halle, wenn ich an Land bin; 's iſt ein ſo famoſer Seegeruch drinnen, und das glitſchige Zeug ſelber hab' ich gern. William Cace, ſtand auf einem Schild, und da war auch die Schweſter Marys, die ſtarke Frau, die mit einem blitzenden Beil den Fiſchen die Köpfe ſpaltete — dasſelbe kalte, braune Indianergeſicht. — Ich trieb mich eine Zeitlang herum. Es war ihr gut zuſehen, wie ſie mit ihren kräftigen nackten Armen unter den Fiſchen wütete. Der Markt war gut beſucht, der Vorrat ſchwand ſichtlich zuſammen.

Hie und da trat ſie mit zornigem Blick und zuſammengezogenen Augenbrauen aus dem Stand, als erwarte ſie jemand.

„Wo ſteckt ihr denn, faules Volk?" ſchrie ſie plötzlich die Gaſſe hinunter.

Ein kleiner Mann kam mit einem anderen, deſſen Kopf unter der Laſt eines ſchweren Fiſchkorbes gebeugt war, laut ſcheltend herauf.

„Wenn der Alte nicht vorwärts kommt!" entſchuldigte ſich der Kleine gegenüber der zornroten Frau. Es war Maſter Cace.

Der Alte ließ, am ganzen Körper zitternd, den Korb auf die Erde und richtete ſich ächzend auf. — Johnny war's!

Ich wußte alles. Ich ging auf ihn zu und drückte ihm die Hand. Er war verlegen, machte einen erzwungenen Witz über die Laſt vor ihm. Es ſei eben jetzt gerade eilig im Geſchäft, darum habe er ein bißchen ausgeholfen.

Ich fragte nach dem Hulk, nach Mary, ob er kein Heimweh habe nach dem Slough.

Er unterdrückte einen Seufzer und meinte, das ſei einmal das Los der Alten, zu wandern, wenn die Jungen daran kommen; es ſei ja kaum Platz für zwei, und in ſeinen Tagen ſei das kein Geſchäft mehr.

Miſtreß Cace rief zornig heraus, ob er wohl die Fiſche auspacken wolle, anſtatt mit jedem Eckenſteher zu ſchwätzen.

Ich zog, mich für die Schmeichelei bedankend, lachend meine Mütze.

Johnny machte ſich ſchleunigſt an die Arbeit!

Ich frug ihn raſch, wo er denn gewöhnlich ſeinen Drink nehme, damit ich ihn treffen könnte.

Er lachte ſchmerzlich: „Das iſt vorbei, ich habe ja nichts mehr."

„Warum kommſt du nicht zu Loo!" flüſterte ich ihm zu.

„Loo — meine Loo!" Ich ſah deutlich eine Thräne zu den Fiſchen fallen. „Die will von mir erſt recht nichts wiſſen, die hat auch ganz recht — aber Beſſy und die andere, — meinen letzten Cent gab ich ihnen; nun, ſie meint es nicht ſo, und Arbeit iſt keine Schande." Er ſprach das alles vornübergebeugt, in dem Fiſchkorbe kramend; jeden Augenblick fiel ihm einer der glatten Kerls wieder zu Boden. Miſtreß Cace ſchalt fürchterlich. Da raffte er einen Arm voll auf und wollte ihn in die Bude ſchleppen. Auf dem glitſchigen Boden rutſchte er aus und fiel mitten in den häßlichen Schlamm des Marktes. Um ihn tanzten, ſchlenkerten die Fiſche. Die Fiſchweiber, das dumme Volk umher lachten hell auf über den old man, auch Beſſy lachte mit; ſein weißer Bart, ſein weißes Haar war beſudelt, helle Thränen liefen ihm die Backen herab.

Mir ſtieg der Zorn auf, ich hob ihn auf. „Schämt euch," rief ich, „einen alten Mann zu verhöhnen, den ſeine eigne Tochter zum Laſttier macht." Das wirkte. Die Stimmung ſchlug vollſtändig um. Man rief drohende Worte zu Miſtreß Cace herüber, die die Arme in die Seite geſtemmt, vor mir ſtand und mir alle erdenklichen Ehrentitel beilegte. Neugierige ſammelten ſich. Ich zog Johnny fort. „Ein alter Soldat den Packeſel machen für einen Kerl wie den Cace!" — Das traf ihn. Er richtete ſich gerade auf, daß er über die ganze Menge hinausſah, und warf einen verächtlichen Blick umher, — auf ſeine Tochter.

„Unter General Sheridan mit Ehren gedient, bei Richmond verwundet," brachte er mühſam mit unterſtickter Stimme hervor.

Er folgte mir willenlos. Das Geſindel umjohlte uns auf dem Wege über den ganzen

Markt, hinter uns keifte Bessy mit ihren Nachbarinnen.

Des anderen Tages fuhr ich mit ihm in die Sloughs. Er wollte es wieder bei Mary versuchen, schlimmer, meinte er, könnte es ihm nicht gehen. Dort habe er wenigstens einen treuen Freund, Swift, den Bessy nicht bei ihm duldete; so oft er auch im Hulk durchbrannte und zu Johnny kam, immer wurde er wieder hinausgeprügelt, bis er endlich ausblieb, als der Alte eines Tages selbst ihn schlug, um den Frieden zu erhalten. Zu Loo brachte ich ihn nicht. Sein böses Gewissen litt es nicht; er hatte sie schmählich verstoßen, ihrer Heirat wegen.

Der Hulk lag am selben Platz. Mary nahm uns nicht gerade freundlich auf. Charley war auf der Jagd, — sie könne ohne ihn nichts thuen, das Geschäft ginge schlecht, sie hätten selbst gerade ihr Auskommen, — er hätte doch mit Bessy Frieden halten sollen, die in ganz anderen Verhältnissen lebe.

Johnny meinte, was er brauche, wolle er schon mit der Büchse verdienen. Ich ahnte, daß er vom Regen in die Traufe kam.

Endlich kam Charley — mit Swift. Der Hund gebärdete sich wie toll beim Anblick Johnnys, und auch dieser vergaß über dem alten Gefährten sein Leid. Er spielte und schwätzte mit dem Hund, als sei alles in Ordnung. Zum Glück war Charley duldsamer als sein Weib. Er kannte Johnny als vortrefflichen Schützen und Jäger und hoffte Gewinn von ihm. Immerhin kam er billiger als ein Knecht. Johnny blieb. Nie vergeß ich, wie er auf dem Deck des Hulk stand und mir nachblickte, den wolligen Kopf Swifts fest an sich drückend.

Den anderen Tag segelte ich nach Norden und kam ein halbes Jahr nicht mehr nach Chicago, erst im Juli wieder bei einer Knallhitze, wie man sie nur hier zu Lande kennt.

Der Erzähler hielt plötzlich inne und blickte in den Hintergrund, wo ein Paar eben lärmend aufbrach.

„Bei Gott, Bessy!“ flüsterte er.

Eine üppige, große Person rauschte in einem Seidenkleide von auffallender Farbe vorbei am Arme eines kleinen Mannes, Mister Cace und Gattin. Ich betrachtete sie mit neugierigem Grauen. Sie hatte wirklich die regelmäßigen, kalten, grausamen Züge, die den Indianern eigentümlich. An den derben roten Händen, in den Ohren, flimmerten Diamanten. Ihr Mann hatte den unheimlich glotzenden, gierigen Blick eines Dorsch. Deutlicher Fischgeruch ging von beiden aus. Wir mußten sie im eifrigen Gespräch beim Hereingehen übersehen haben.

„Hören Sie weiter,“ begann wieder Bob Wilson, „das beste kommt ja erst — der letzte Akt.“

„Es war eine Knallhitze, sagte ich — gut — alles wie ausgedorrt.“

In den Sloughs klirrte es wie Glas.

Da, eines Morgens, zur Dämmerzeit, es ging ein garstiger, heißer Wind, und ich machte eben die Lizzie klar, da zeigte sich plötzlich eine starke Röte im Norden. Donnerwetter, denke ich, hast du noch den Whisky im Kopf von gestern? Aber das ist doch Norden, also kann es die Sonne nicht sein. Sie wuchs riesig schnell, ein roter Schein fiel ringsum auf das Wasser. Es zuckte so verdächtig. Allmählich wurde es heller, jetzt unterschied ich auch eine dicke, breite, nach Norden ziehende Rauchwolke. Es war ein Brand, kein Zweifel. Auch auf den anderen Schiffen war man aufmerksam geworden; man stieg in die Boote und fuhr aus dem Hafen, um weiter sehen zu können.

Heiliger Patrick! — war das ein Anblick! — Die Sloughs standen in Flammen, meilenweit wälzte sich das Feuermeer vom Südwest getrieben gegen Norden. Ein dumpfes Prasseln war hörbar. Das Schilf war gedörrt von wochenlanger Hitze, die Sloughs fast ausgetrocknet, ein Glück, daß der Südwind ging, alles wäre sonst verloren gewesen. Da und dort liefen die Flammen bis ans Wasser, prallten ab, kehrten in Wirbeln wieder zurück, da und dort stiegen Feuersäulen in die Höhe. Die aufgehende Sonne verdarb uns den Spaß, man sah bald nur noch eine schwarze Rauchwolke. Der ganze Hafendamm war voll Menschen. Wie war es entstanden? Das war die gemeinsame Frage. Von selbst durch die Reibung des gedörrten, erhitzten Schilfes, erklärten die meisten. Mich packte ein Gedanke, und ließ mich nicht mehr los — Johnny! Das Feuer begann ganz in seiner Nähe, der Richtung nach, etwas mehr nordwärts; täuschte ich mich nicht, so war er

verloren, der ganze Hulk mit all seinen Bewohnern.

Ich ruderte allmählich, unbeobachtet von den anderen, abseits. Hinter einer Schilfzunge verborgen, ruderte ich mit aller Anstrengung gegen die Feuerlinie; sie war jetzt schon weit gegen Norden vorgerückt, eine qualmende, bis zu mir her stinkende Fläche zurücklassend, nur einzelne Feuerinseln brannten noch lichterloh. Der gewöhnliche Weg zu Johnnys Hulk war vor Rauch nicht zu nehmen, ich mußte von Süden beikommen durch den Calumetriver; ich hoffte den Flüchtlingen zu begegnen. Es war eine grausige Fahrt. Das Schilf, bis an den Wasserspiegel verbrannt, lag in wirren, glimmenden, stinkenden Haufen, hie und da zuckte noch ein Flämmchen auf, lief eine Strecke weit und verlosch dann wieder. Der Südwind schützte mich vor Rauch. Ich hielt mich an der Grenze der Brandstätte; lag der Hulk wirklich in ihrem Kreis, kam ich ohnehin längst zu spät. Südlich von mir war das Schilf unversehrt, endlich fand ich den alten Weg — der Hulk lag in voller Sicherheit, aber nur wenig Schritte vor ihm begann die Verwüstung, so daß er jetzt gegen Norden ganz frei lag; ich machte mir sofort meine Gedanken darüber. Auf Deck, vom Schilf fast verdeckt, saß jemand, dem Feuer zugewandt. Ich glaubte Johnny zu erkennen. Ich hielt an, ein sonderbarer Gesang erscholl von ihm her, wie der Totensang eines Indianers, unterbrochen von dem stoßweisen Geheul eines Hundes. Mir ward unheimlich zu Mut. Wo waren Charley und Mary? „Johnny!“ rief ich, aber er sang ruhig weiter. Ich legte an, stieg hinauf, Swift schlich winselnd auf mich zu. Jetzt sprang der Alte mit einem wilden Schrei auf. Sein Bart war verbrannt, das Gesicht schwarz von dem Rauch, die Augen traten entzündet heraus.

„Wo ist Charley?“ fragte ich. Er lachte auf, daß ich es nie vergessen werde, und deutete nach dem wallenden Rauchmeer.

„So machten wir's einmal den Wyomings. Ich war damals noch jung. — Wie sie liefen die roten Hallunken, aber alles umsonst, wir hatten sie in der Mitte, die Prärie war dürr wie heute — alles verbrannt, Weib und Kind — alles! Aber ich sage dir, Bob, die Wyomings waren Engel gegen diesen Charley und die Mary. — Das ist ein Feuerchen zum wärmen!“ Er schüttelte sich im Frost.

„Du hast doch nicht selbst . . .?“ fragte ich entsetzt.

„Um mich zu wärmen, sag ich dir, ja,“ entgegnete er grinsend, „sie schlugen mich, sie sperrten mich hinaus — vor drei Tagen war's, — ich trieb mich im Slough herum — die Nächte sind kalt für einen alten Mann, es fror mich — Whisky hatte ich auch keinen. Heute früh lauerte ich ihnen auf, als sie zur Jagd fuhren, ich bat sie, den Hulk zu öffnen, — ich fror wie ein Hund trotz des Südwinds — naß, hungrig — sie lachten mich aus und fuhren davon — da — da machte ich mir ein Feuer. Es ist ein bißchen zu groß ausgefallen, dafür kann ich nichts, aber warm wurde es doch, 's ist nur schade um die Jagd — verdorben auf ein Jahr — das war ein Gekreisch und Geflatter —“ Sein Blick war irre.

„Und Charley?“ fragte ich noch einmal.

„Wir wollen ihn suchen, Bob — dort — siehst du nicht?“

Er deutete in den Rauch. „Den schwarzen Klumpen, — ist das nicht ein Boot? — es kommt näher — Bob verlass' mich nicht — er bringt mich um, der Charley — er zielt auf mich — Bob, hilf mir, ich will nicht sterben!“

Er klammerte sich zitternd an mich. Ein verkohlter Baumstrunk schaukelte auf dem Wasser. Der Wind schlug um, der Rauch wurde unerträglich. Johnny lag zu meinen Füßen schwer athmend, bewußtlos, Swift leckte ihm das rußige Gesicht, dazwischen ein fürchterliches Geheul ausstoßend. Was machen mit dem Alten? Loo! war mein erster Gedanke. Ich mußte sofort zu ihr. Ich trug ihn in die Kammer, legte ihn auf das Schilflager und ging zu meinem Boot. Swift folgte mir winselnd, mich mit der Schnauze stoßend, auf Deck; ich fuhr, was aus den Armen ging, dem Hafen zu. Swift blickte mir unverwandt nach, erst als er mich nicht mehr sehen konnte, eilte er, ein wildes Geheul ausstoßend, unter Deck zu seinem Herrn. Eine dichte Rauchwolke lag über dem See, das Wasser hatte dem Brande ein Ziel gesetzt. Ich fuhr zur Company, bei welcher Harry immer noch arbeitet, und frug nach seiner Wohnung. Zum Glück war sie nicht weit.

Loo war in der Küche; sie hatte ein

kleines Kind im Arme und ſang wie eine Lerche. Der Atem ging mir aus, ich mußte mich an dem Thürpfoſten feſthalten.

„Kommen Sie raſch — ein Unglück iſt geſchehen — im Hulk!“

Sie ließ faſt das Kind fallen vor Schreck.

„Der Vater! — tot!“ rief ſie entſetzt.

„Nicht tot, aber ſchwer krank — allein — kommen Sie nur!“ keuchte ich, „oder wollen Sie nichts mehr wiſſen von ihm? — Dann iſt's was anderes — dann geh ich zu ihm!“

„Um Gotteswillen, nichts mehr wiſſen von ihm — alles thu ich — was ſoll ich denn — er will mich ja nicht!“

Sie irrte ratlos umher und wußte nicht, wo ſie das Kind unterbringen ſolle. — Ich nahm es ihr ab und legte es in die Wiege.

„Er *will*, ſag' ich Ihnen, kommen Sie nur.“

Wie ſie war, ging ſie mit, mich mit Fragen beſtürmend. Im Boot erklärte ich ihr das nötigſte; natürlich ſchwieg ich über den Anteil Johnnys an dem Unglück. Sie weinte über Charley, über die arme Mary, die ihr beide nur Schlimmes gethan — und ich — weinte mit, nicht über Charley und Mary, über mich ſelbſt.

Jetzt war die Verheerung, die das Feuer angerichtet, erſt recht zu überſehen, da der Rauch etwas gewichen. Ein großes, ſchwarzes Feld lag vor uns, in dem es noch kniſterte und knatterte. Der Hulk lag, von Weitem ſichtbar, frei und bloß — wie ein rieſiger Sarg.

Loo kletterte wie eine Katze hinauf, die Treppe hinab. Swiſt erzählte eine ganze Geſchichte von dem, was er ſeit meinem Abgang erlebt.

Der Alte ſaß aufrecht auf ſeinem Lager, er ſprach wirres Zeug, wie im Traume. Loo kniete vor ihm nieder. Er ſah ſie groß an. —

„Loo!“ ſchrie er dann plötzlich auf, daß es mir durch Mark und Bein ging, und preßte ſie an ſich. Einen Augenblick war's ganz ſtill. — Der Alte weinte wie ein Kind. Dann ſtieß er ſie plötzlich von ſich.

„Was willſt du hier, Loo?“

„Dich mit mir nehmen zu meinem Harry,“ entgegnete ſie, ihm die wirren Haare aus dem Geſicht ſtreichend.

„Zu Harry!“ — er ſah ſie fremd an — „das fehlte mir noch, und er hätte ganz recht, der Harry, und du; aber Beſſy und Mary, was hab ich denn denen gethan?“

Er ſtarrte mit wahnſinnigem Blick auf den Boden, dann lachte er höhniſch auf, daß Swiſt den Schweif einziehend in die Ecke kroch.

„Nu, der Mary hab ich ſchon was gethan — es war ein Feuer, wie ich es noch nie ſo ſchön geſehen, nicht einmal bei den Wyomings. — Laßt mich, ich geh nicht!“

Er ſprang jäh auf.

„Jetzt bin ich wieder Herr im Haus; hörſt du, Loo, und wenn du den Harry nicht laufen läßt — dann — dann —“

Der Wahnſinn kam zum vollen Ausbruch.

„Wer biſt denn du?“ fragte er plötzlich, als ſähe er mich jetzt zum erſtenmal. „Ach, der Sheriff! Was kann ich denn dafür, wenn der Südwind geht?“ So ſchwatzte er lauter wirres Zeug.

Endlich gelang es Loo, ihn zu beruhigen. Sie erklärte, bei ihm bleiben zu wollen, ich ſollte einen Arzt und die nötigen Lebensmittel bringen. Offen geſagt, ich war froh loszukommen; mir ſchwindelte in dem dumpfen, rauchgefüllten Raum, und meine Anweſenheit beunruhigte Johnny ſichtlich. Er ließ es ſich nicht nehmen, daß ich der Sheriff ſei. Loo blieb. Am Nachmittag kam ich mit Arzt und Lebensmitteln. Johnny lag in hitzigem Fieber. Der Arzt meinte, die Sumpfluft würde ihn töten, doch er ließ ſich nicht fortbringen, trotz unſerm Zureden. Ich mußte Harry alles mitteilen. Der gute Junge fand das Verbleiben Loos beim Vater ganz ſelbſtverſtändlich.“ Das iſt die Geſchichte vom alten Johnny. Jetzt frag' ich Sie, ob ich Miſter Booth noch zu ſehen brauche als König Lear? — Er lebt noch auf dem Hulk, er iſt nicht weg zu bringen. Zweimal in der Woche kommt Loo, ſieht nach ihm und verſorgt ihn mit dem Nötigſten. Ein liebes, gutes Geſchöpf — die Loo!“ — — —

Bob Wilſon hielt das Glas auffallend lange vor das Geſicht; als er es niederſetzte, fiel ein Tropfen auf den Tiſch — es war nicht Wein. Raſch wiſchte er mit dem Ellbogen darüber.

„Und Mary, Charley?“ fragte ich.

„Wurden nie mehr geſehen, nur das verkohlte Boot fand man.“

— — — — — — — — — — —

Wir schwiegen beide. Bob hatte recht. Was war die Tragödie drüben im Theater mit ihren fadenscheinigen Dekorationen, ihren geschminkten, mit bunten Lappen behangenen Komödianten, was war selbst der große Booth — the greatest king Lear of the world — mit all seinem kunstvollen Schmerz gegen diesen Greis in den Sümpfen des Sees.

Über Johnnys Hulk schwebte jetzt für mich der Genius des großen Briten, der, mit divinatorischem Vor- und Rückblick die ganze Menschheitstragödie umfassend, die ewigen Gestalten eines Lear, eines Othello, Hamlet oder Macbeth nur als gewaltige Sprecher endloser Chöre von Schicksalsgenossen uns vorführt.

„Wollen Sie ihn sehen, den Johnny?" fragte plötzlich Bob. „Sind Sie auch Jäger, dann garantiere ich Ihnen für ein Vergnügen, die Enten haben den Brand schon längst vergessen."

Nach heimatlicher Art — ich war noch zu kurz im Lande — beteuerte ich Bob meine Dankbarkeit mit klingender Münze.

Er spuckte ärgerlich aus.

„Lassen Sie die Dummheiten von drüben, ein Steuermann von der Lizzie braucht von Ihnen kein Geld. Ich thu's, weil ich den Alten selbst einmal wieder gern besuche und weil ich sehe, daß Sie sich auch für ihn interessieren."

Ich schämte mich der derben Zurechtweisung, um die ich den Mann hätte umarmen können. Mit Mühe gelang es mir, bei einer weiteren Flasche sein Vertrauen wieder zu gewinnen.

Doch schieden wir versöhnt. Dienstag war der Tag, an welchem Loo beim Vater zu übernachten pflegte; den bestimmten wir zu dem Jagdausflug in die Sloughs. Es war uns beiden daran gelegen, auch Loo zu treffen — Cordelia! —

— — — — — — — — — — — —

Es war ein Frühlingsabend. Warme rosige Lichter spielten auf dem leichtgekräuselten See, in der langgestreckten grauen Wolke über Chicago, über den Marmorpalästen der Reichen an den Ufern. In das dumpfe Brausen der Riesenstadt mischte sich das silberne, bald anschwellende, bald leise verklingende Rauschen des Schilfes, dem wir zufuhren — Bob Wilson, der Steuermann, und ich. Bald nahm uns die Wildnis der Sloughs auf. Die Ruder wurden eingezogen, die Bugsierstange ergriffen. Ein Labyrinth enger Wasserläufe, von hohem Schilf zu beiden Seiten überwuchert, dann wieder plötzlich ein kleiner See, Inseln, stille dunkele Buchten, wo die Wasserrose träumt in undurchdringlichem Gewirr von Stengeln und Blättern; Schilfurwälder, zwischen deren kräftigen Schäften glucksend das schwarze Wasserhuhn zieht, die Schildkröte schwerfällig sich wälzt, während oben in den buschigen Wipfeln Schwärme bunter Oriolen ihr lärmendes Wesen treiben, rot, schwarz, gelb, in buntem Farbenspiel; sausende Entenflüge, Reiherschrei, das Surren der Ralle — und doch geheimnisvolle Ruhe inmitten des lärmenden Lebens — Urwaldswonne!

Bob ruhte nicht — ich sollte zuerst das Jagdvergnügen genießen, dann erst den Hulk aufsuchen. Mit Widerstreben gab ich nach, doch bald hatte mich wieder der Jagdteufel in seinen Klauen. Das Sausen und Lärmen über unsern Köpfen war zu verführerisch.

Wir landeten an der Insel eines kleinen Sees und wählten unsern Standpunkt.

Die Sonne versank im See. Die Schilfwildnis stand einen Augenblick in Purpurglut. Ein angenehmer kühler Wind wühlte in den ernst sich senkenden Büscheln; dann mit einem Schlag zogen die Schatten herauf. — Jetzt regte es sich aller Enden.

Gluck, Gluck tönt's dicht neben mir im Rohre; die Schnepfe meckert herdenweise, Entengeschnatter erfüllt die Luft. Der Oriol überlärmt den Lärm. — Piff, Paff — Paff!

Einzeln, in Scharen erhoben sich die Enten, fallen vor mir ein, streichen kreuz und quer. Es flirrt vor meinen Augen, in allen Farben und Größen: zwischen drein die Feuerstrahlen, das Knattern der Gewehre. Im See purzelt es, flattert und quirlt es von Gefallenen. Reiher und Dommeln wälzen sich schweren Flugs dazwischen. Ein toller, wilder Jägertraum!

Allmählich verschwinden die Umrisse und die Farben; eine dunkle Masse liegt das Schilf da. Gespenstische Schatten durchschneiden die Luft. Die Nacht senkt sich herab und macht dem Mord ein Ende. Ruhe wird im Schilf, in der Luft. Die Sumpfente beginnt ihre Klage, und die ruhelose Dommel schlägt wie eine Uhr.

Wir sammelten so weit wie möglich die

bunte Beute; der Jagdfuror war vorüber — jetzt zu Lear!

Lautlos glitt der Kahn durch die schwarzen Gewässer; schwerer Sumpfgeruch stieg empor, geheimnisvolle Töne, Schluchzen und Seufzen da und dort, über uns flimmerten die Sterne — eine Märchenwelt!

Bei einer Wendung des Bootes zuckte ein feiner Lichtstrahl über das Wasser. Die Umrisse des Hulk traten aus der Nacht. Leiser Gesang ward hörbar — weiblicher Gesang; Loo war da!

Ah, that is the ship from over the see,
That is bringing my lover back to me. —

Bob senkte das Haupt tief herab, er vergaß zu rudern. — —

Das Lied war zu Ende; mit einem jähen Ruck fuhr er bis an den Hulk.

„Halloh, Johnny!" rief er mit Seemannsstimme. Die Luke öffnete sich, eine weibliche Gestalt ward sichtbar. „St! er schläft."

„Krank?" fragte Bob.

„Es geht recht schlecht mit dem armen Vater, aber kommen Sie nur, Gentlemen, es ist sonst niemand hier."

Ich stieg voran den glitschigen, moosbewachsenen Stumpf hinauf.

„Sie haben Glück gehabt, ich hörte jeden Schuß," sagte Loo, mir die Hand die finstere Treppe hinab bietend. Ich hätte sie küssen mögen, diese kleine heilige Hand. Auf den Fußspitzen schlich sie in den engen niederen Raum, den ein Lämpchen mit stumpfem, rötlichem Licht erfüllte. Im Hintergrund leuchtete etwas Weißes. Ich trat näher. In eine abgeschabte Buffalodecke gehüllt lag er da, schlummernd. Der lange weiße Bart, die gelblich-weißen Locken fielen auf die zottige Decke — der Lear der Sloughs! Daneben Loo, ihr thränenvolles Antlitz in den Händen verbergend.

Ich zog die Mütze; ein Gefühl, wie ich es in den Domen meiner Heimat oft empfand, beschlich mich in diesem düsteren, niederen Raum, eine stumme Ehrfurcht vor all dem Schmerz, all der wilden Leidenschaft, all der Liebe und Größe, die diesen Raum erfüllten.

Plötzlich schlug er die Augen auf. „Loo!" Er griff ängstlich nach seiner Tochter. „Wer sind die Leute?"

„Bob Wilson, Vater, und ein Gentleman, der auf der Entenjagd ist," entgegnete Loo, die wirren Strähnen seines Bartes zurechtstreichend.

„Bob Wilson?" Er suchte in seiner Erinnerung nach dem Namen.

„Der Steuermann der Lizzie," ergänzte Loo.

Er seufzte schwer auf.

„Bob Wilson, du kommst wieder einmal gerade recht — tritt näher — willst du mir einen Gefallen thun?"

Bob würgte ein paar unverständliche Worte hervor.

„Es geht zu Ende mit dem Johnny, und er will nicht fort von hier, nicht lebendig und nicht tot. Red' doch der Loo, meiner guten Loo da, ihre Gedanken aus betreffs der geweihten Erde. Das große Wasser, die Prärie, die Wildnis, der Slough, alles eins — ruhst auch lieber zehn Klafter tief im Nassen, auf dem du gelebt — du wirst mich verstehen, Bob, — und die vielen Laffen, die den Johnny einscharren sehen wollen, und das Gerede, und das schöne Geld meiner armen Loo. — Die Wasserrose ist auch eine schöne Blume auf einem Grab, Loo, und Schilf und Enten sorgen für die Musik. — — — Sie haben gute Jagd gemacht, Herr," wandte er sich plötzlich an mich, „ich hörte jeden Schuß, früher war es noch besser — vor —" er hielt inne.

„Dem Brande," ergänzte ich.

„Dem Brande," sagte er langsam und sah mich groß, fragend an. „Ja, ganz richtig, Bob wird Ihnen erzählt haben — sie haben mich fürchterlich gequält, Herr," sagte er in ängstlichem, wehmütigem Tone, — — — „und ich wollte mich wirklich nur wärmen, es fror mich so."

Der Fieberfrost schüttelte ihn. Unsere Gegenwart regte ihn sichtlich auf. Wir gingen in die Küche. Loo teilte ihre Aufmerksamkeit zwischen uns und dem Vater. Trotz dem arbeitsharten, strengen Zuge um Nase und Mund, trotz dem von vielem Nachtwachen gebleichten Antlitz strahlte doch eine beruhigende Heiterkeit aus den großen braunen Augen — das geheime Glück aufopfernder Liebe. Ich dachte an die Schwester, Mistreß Cace — Goneril. Sonderbares Spiel der Natur! Bob Wilson sprach kein Wort. Seine kleinen grauen Augen ruhten mit wehmütiger Wonne, die das derbe rote Gesicht verklärte, auf Loo. Sie kannte seine Gefühle und schenkte ihm herzliche Worte, freundliche Blicke. Sie ge-

hörte zu den seltenen Geschöpfen, die nur beglücken können.

Es war eine unruhige Nacht auf dem raschelnden Schilf. Helles Feuer umlohte mich, in dessen Mitte sah ich den alten Johnny, der die Totenklage der Wyomings sang.

Ich dachte am andern Morgen nicht mehr an die Jagd. Ich war des Leides übervoll, wozu noch mehr stiften.

Beim Abschied erinnerte der Alte Bob noch einmal dringend an seinen letzten Wunsch.

Als wir abstießen, stand Loo in ihrem blendend weißen Jäckchen auf dem Deck des faulenden, mit grünem, schleimigem Schlamm überzogenen Hulk, uns zuwinkend. Das Schilf schlug über dem ergreifenden Bild zusammen. Mir war recht weh ums Herz, Bob wischte sich mit der breiten Hand über das Gesicht, spuckte aus und ruderte aus Leibeskräften.

Der tolle Lärm des erwachenden Slough ringsum ließ mich nicht lange träumen.

Da war tausendfältiges, frisches Leben, ein heißes Kämpfen, Lieben und Locken, ein stürmisches, ursprüngliches Genießen des neugeborenen, fröhlichen Lichtes, der kühlen Welle, des ewig gedeckten Tisches, des absoluten Seins. Auch mich packte der Taumel.

Der modernde Hulk mit dem sterbenden Alten lag hinter mir, vor mir, im Glanz der Morgensonne, das pustende, schnaubende, tausend gewaltige Glieder reckende Chicago, die glorreiche Königin des Westens — sonniges, strotzendes Leben. — Mitten hinein! — Ich dürste darnach.

Johnnys Hulk modert noch immer an der gleichen Stelle. Nach Jahren besuchte ich sie; aus den Spalten und Fugen des geborstenen Stumpfes hingen Seegras und Algen, an den schlammigen, feuchten Wänden klammerten Schwämme in bunten Farben. Auf dem zerfallenen Deck, von dem Loo einst uns zugewinkt, der lichte Engel der Liebe, stand ein grauer Reiher auf einem Fuße, regungslos in das dichte Netz von Wasserrosen starrend, das sich um den ganzen Hulk zog und Johnnys finsteres Grab bedeckte, das Grab des Lear der Sloughs.

Mittag.

Von Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Mittagsblauen, tiefe Sonnenstille;
Glückbefangen schlummert Wunsch und Wille.
Einer Stunde Glück die Seele feiert;
Was der Abend bringt, es ruht verschleiert.

Was der Abend bringt, ich will es tragen;
Eines bleibt mir doch in allen Tagen:
Einmal fühlt' ich ganz des Lebens Wonne,
Einmal ruht' ich aus in voller Sonne.

Mut des Lebens hast du mir gegeben,
Mittagssonne du in meinem Leben.
Ob verrinnen dieses Segens Stunden,
Glück, das Glück, ich hab' es doch gefunden.

Im Warmbrunner Thal.

Von F. Erhardt.

(Abdruck verboten.)

„Ich grüße dich mit meinem schönsten Liede,
Mit meines Herzens stiller Huldigung,
Dein reizend Bild lebt tief mir im Gemüte
In süßer, lieblicher Erinnerung, —
Der lichte Wunderschein auf allen Fluren,
Des Tages Glanz, hell, wie der junge Mai,
Die Felsen, die in kräftigen Konturen
Den Himmel stürmen, mächtig, groß und frei."

Es war in Buchwald, auf dem stillen Landsitze des Grafen Reden, daß der damals siebzehnjährige Theodor Körner seiner jugendlichen Begeisterung für die ihn umgebende wunderbare Natur in diesen Versen Ausdruck gab. Allein auch jedem anderen Punkte des Hirschberger Thales könnten wir sie zurufen, — dieses herrlichen Fleckchens deutscher Erde, das, rings von mehr oder weniger hohen Bergzügen umschlossen, im Süden von der gewaltigen Kette des Riesengebirges begrenzt wird und in diesem einen großartigen Hintergrund des lieblichen, sonnenbeglänzten Gemäldes besitzt. Lieblich ist es, obwohl ihm das, was man mit Recht als das „Auge der Landschaft" bezeichnet hat, fehlt, — das Wasser. Betrachten wir das Warmbrunn-Hirschberger Thal von irgend einem günstig gelegenen Aussichtspunkte, etwa der Heinrichsburg bei Stonsdorf, aus, so erscheint selbst der Bober, der größte Fluß des Gebirges, in normalem Zustande nicht breit genug, um das „schimmernde Silberband" zu bilden, das zur Belebung eines solchen weiten Landschaftsbildes gehört. Die Teiche bei Warmbrunn, Hermsdorf, Giersdorf ꝛc. sind ebenfalls zu klein, um leuchtend hervorzutreten und den Mangel zu ergänzen. Allein, trotz desselben, — welch bunter Wechsel, welch reiches Leben! Welcher lachende Reiz ist über diese fruchtbaren, gesegneten Fluren gebreitet, von deren lichtem Grunde die dunkel bewaldeten Vorberge kontrastieren, während am Horizonte, einem mächtigen Walle gleich, der Gebirgskamm emporsteigt, von hohen Gipfeln, über deren Häupter sich wieder die Schneekoppe erhebt, überragt. Menschliche Wohnungen, Bauden genannt, vom Thale aus nur mit bewaffnetem Auge erkennbar, sind hier und da verstreut, bis hinauf zu den Bergesspitzen. Gleich den Schweizer Almen beherbergen diese Hütten zugleich das Vieh, stehen aber im Winter nicht verlassen; das ganze Jahr hindurch dampft gastliches Herdfeuer vom Dache der Holzhäuser, welche das Hirten- und Jägervolk Schlesiens bewohnen. Von der steinernen Friedhofsterrasse getragen, stiehlt sich der Turm des evangelischen Gotteshauses der Baudenbewohner, der Kirche Wang, schüchtern aus dunklem Tannengrün hervor. Scharf hebt sich die jüngst erbaute „Prinz Heinrich-Baude" hoch auf dem Kamm vom blauen Himmelsgrunde ab, ein schönes großes Gasthaus im Schweizerstil, dem der landesübliche Name der bescheidenen Gebirgshäuser eigentlich gar nicht zukommt. Nur er erinnert an eine „Baude." Hier haben wir das neueste größere Gebäude des Riesengebirges vor uns — die Burg Kynast, die mehr nach Westen hin mit ihren hohen Mauerzinnen, ihrem grauen, halb zertrümmerten Turm stolz auf die bewaldete Höhe niedersieht, auf deren Spitze sie sich erhebt, ist das älteste. Den romantischen Hintergrund des grünen Kynastberges bilden die beiden, Schneegruben genannten, Schluchten am Kamm, aus deren jäh abstürzenden Felsspalten der Schnee — ewiger, selbst im Hochsommer nicht schmelzender Schnee — hell hervorleuchtet. Bis in ihre Nähe ziehen sich zwei der größten Dörfer des Gebirges, Schreiberhau und Agnetendorf, am Abhange hin. Ebenso hoch steigen am anderen, östlichen, Ende, nahe der Koppe, die Häuser von Krummhübel herauf, kaum eine Viertelstunde unterhalb des, schon aus Bauden bestehenden Dörfchens Brückenberg. Von diesen und anderen, schon halb auf den Bergen selbst gelegenen Punkten aus dehnt sich das weite Thal mit seinen zahllosen Städten und Dörfern, Schlössern und Fabriken aus; — überall ist die Natur vom Menschengeist belebt, von der Menschenhand nutzbar gemacht. Wogende Felder, üppige Wiesenfluren, mit frischgrünem Laub oder ernsten Tannen umkleidete Hügel scheinen mit den Ortschaften und einzelnen Gebäuden einen ungeheuren Garten zu bilden, in dem alles lebt, blüht und gedeiht.

Das Völkchen, das diesen Garten bebaut, das uns im keineswegs schön oder vornehm, aber gemütlich, „anheimelnd" klingenden

ſchleſiſchen Gebirgsdialekt begrüßt, deſſen ſingender Ton an das Sächſiſche erinnert, ſieht im Ackerbau ſeine Hauptbeſchäftigung; bis zur Höhe von 600—700 Meter wird Getreide geerntet, köſtlich duftendes Gras mehrmals im Jahre gemäht. Dagegen wird Bergbau ſo gut wie gar nicht getrieben; auch in Schmiedeberg, dem einſt Eiſenwerke den Namen gegeben, iſt er verſchwunden. Um ſo mehr blüht ſonſt Handel und Gewerbe im Gebirge. Große Webereien und Spinnereien bei Erdmannsdorf, Fabriken aller Art in Hirſchberg, Schmiedeberg ꝛc., beſonders aber die Joſephinenhütte bei Schreiberhau, eine ſehr bedeutende Glashütte, geben Tauſenden Beſchäftigung. Leider verſchwinden bei den Frauen die ſchleſiſchen Trachten mehr und mehr; nur ſelten ſieht man noch die hohe, weiße Haube oder gar eine der, für hohe Feſttage beſtimmten, ganz eigentümlichen Kopfbedeckungen aus ſchwerem Goldſtoff, die uns in Muſeen und Sammlungen als „ſchleſiſche Bauernhauben“ bezeichnet werden.

Wenn nun auch die genannten Orte für das praktiſche Leben bedeutſamer und zum Teil größer ſind, ſo bildet doch der allbekannte Badeort Warmbrunn den eigentlichen Mittelpunkt des Thalkeſſels am Rieſengebirge. Nicht nur auf der Karte oder von einem hohen Ausſichtspunkte aus geſehen, gruppiert ſich alles um dies Centrum; auch der eigentliche Gebirgsverkehr, das Bade- und Sommerfriſchenleben, das im Rieſengebirge eine ſo große Rolle ſpielt, konzentriert ſich hier. Ausgenommen davon ſind die Ausflüge der wirklichen Bergſteiger auf den Kamm, für welche Krummhübel und Schreiberhau paſſendere Stationen ſind. Allein ſelbſt abgeſehen von ſeinen Heilquellen iſt Warmbrunn für alle, die im Gebirge Stärkung, Erholung, Zerſtreuung ſuchen, der günſtigſte Ausgangspunkt, weil ſelbſt die entfernteſten Punkte im Umkreis des Gebirges in wenigen Stunden von hier zu erreichen ſind.

Warmbrunn iſt durch einen niedrigen Höhenzug von dem nordöſtlich etwa eine Meile entfernt gelegenen Hirſchberg getrennt und bildet ein kleines Thal für ſich. Neben den Vorzügen, die das Bad in ſeiner lieblichen und abwechſelungsreichen Umgebung, in ſeiner für Ausflüge in die Umgegend, in die verſchiedenen Punkte des Thals und der Vorberge bequemen Lage beſitzt, fehlt ihm auch das hiſtoriſche Element nicht, das einer an und für ſich ſchönen Gegend größeres Intereſſe durch die ſich anknüpfenden Erinnerungen verleiht. Über den Häuſern des am Ufer des Zacken, eines munteren Nebenflüßchens des Bober, gelegenen Badeortes ſieht man ein hohes, ſtattliches Schloß hervorragen, einen ernſten Renaiſſancebau, den Sitz der Grafen von Schaffgotſch. Ihnen gehört faſt der ganze nördliche Abfall des Rieſen- wie des Iſergebirges, all der herrliche Boden rings umher. Es iſt ein Geſchlecht, das häufig in der Geſchichte dieſes ſchönen Landes genannt wird, der Provinz, welche Maria Thereſia durchaus nicht miſſen wollte: „lieber den Rock vom Leibe, als Schleſien von meinen Staaten.“

Freundlich, doch ein wenig von oben herab, grüßt die von alters her derſelben Familie angehörige Burgfeſte Kynaſt über Hermsdorf und Warmbrunn hinweg zum dortigen Schloſſe hinüber, im Bewußtſein des Vorranges, den ihr ehrwürdiges Alter, der phantaſtiſche Sagenkranz, der ſich um ihr graues Haupt geſchlungen, ihr geben. Das Warmbrunner Schloß aber ſcheint der verfallenden Genoſſin drüben auf grüner Bergeshöhe zuzurufen: „Du *warſt*, und ich *bin*; du erzählſt von vergangenem Leben; ich *lebe*. Um mich wogt, an mir bricht ſich der Strom der neuen Zeit, während man dich nur als ein Denkmal der Vorzeit aufſucht. Verödet ſtehſt du, wenn der Schwarm der Sommergäſte vorübergezogen; in meinen Mauern wird oft noch Glanz und Pracht entfaltet, und ſie ſehen noch die Geſtalten desſelben Geſchlechts, dem deine Ritter und Burgfräulein angehörten.“

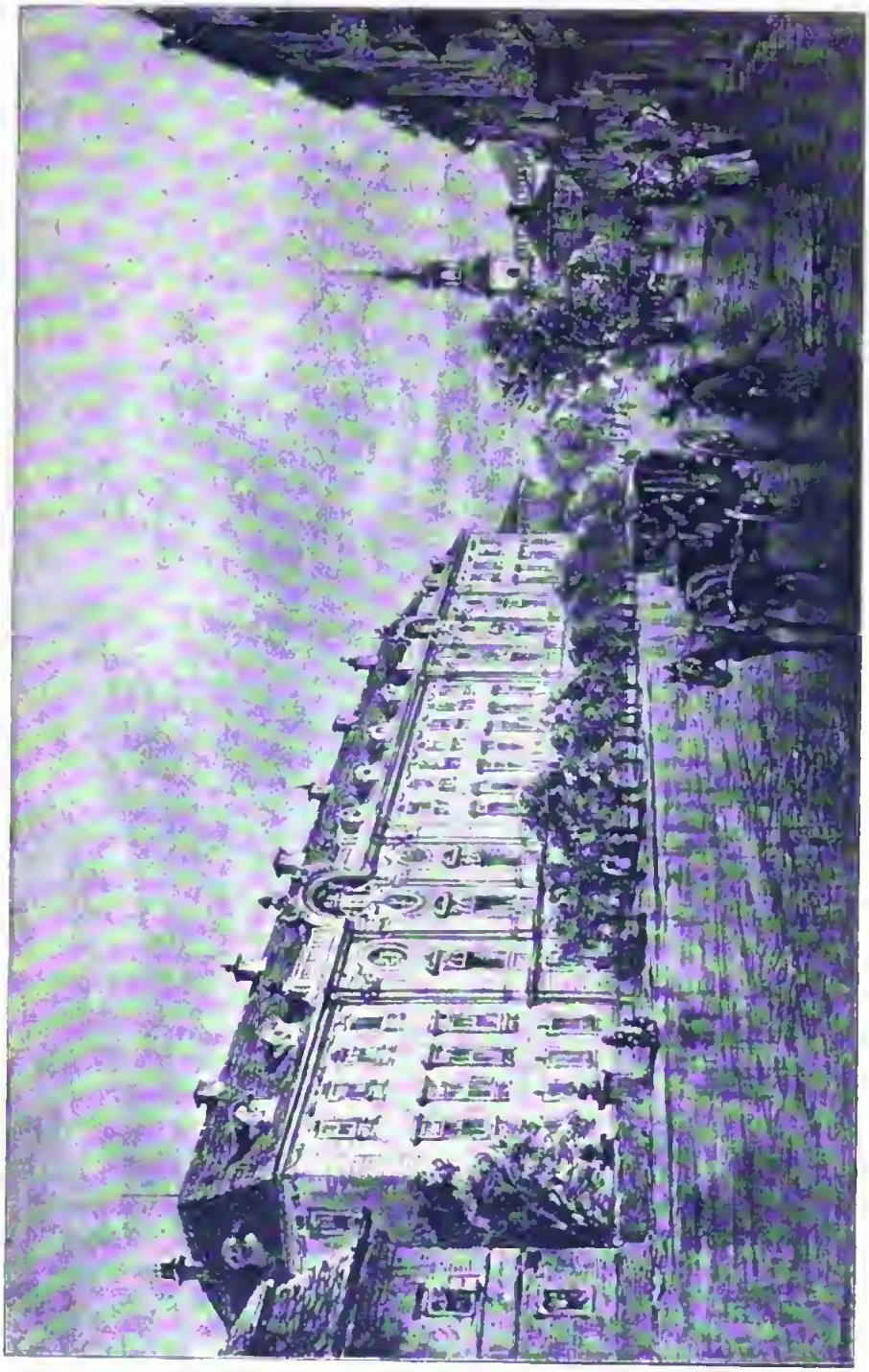
Und der Beſucher? Wem gäbe er wohl den Preis, wenn er den Streit zwiſchen den beiden Schlöſſern, die gleichſam die Vergangenheit und Gegenwart des Rieſengebirges repräſentieren, zu entſcheiden hätte? Zumeiſt würde ſein Urteil wohl zu gunſten des Kynaſt ausfallen. Webt nicht ſchon die Sage einen verklärenden Schleier um ihn, deren Zauber das deutſche Gemüt von jeher beſonders zugänglich geweſen? Was wäre das Rieſengebirge ohne ſeinen Rübezahl, der Kynaſt ohne ſeine ſpröde und grauſame Kunigunde? Allein auch an und für ſich

würde die Ruine durch die Romantik ihrer Lage auf dem Gipfel eines steilen, bewaldeten Berges von schönen Formationen, durch die kühne Anlage des halbverfallenen Baues auf zerklüfteten Felsen den Preis vor dem flach und ziemlich nüchtern an gepflasterter Straße gelegenen Schlosse zu Warmbrunn davontragen.

Das letztere ist auch nicht von besonderer architektonischer Schönheit, obwohl die Vorderseite durch die fast fürstliche Großartigkeit des massigen Gebäudes, das sicherlich den Stürmen von Jahrtausenden trotzen könnte, imponiert. An Stelle eines schlichteren Hauses ist das jetzige Schloß, das 1777 abbrannte, von 1784—1789 erbaut worden, steht also kaum hundert Jahre. Seine innere Einrichtung, zu der neben Wohnzimmern und Festsälen auch eine Kapelle gehört, entspricht an Reichtum und gediegener Pracht der Außenseite. Einen idyllischeren, freundlicheren Eindruck, als die Hauptfront, trotz ihrer durch zwei Seitenflügel noch größeren Ausdehnung, macht die dem Park zugekehrte Seite des Schlosses mit der grün umrankten Veranda, mit Blumenanlagen und in die altmodisch kleinen Scheiben der Fenster nickenden Zweigen. Ein klarer Wasserspiegel, über den langsam Schwäne gleiten, breitet sich davor aus; prächtige Baumriesen werfen ihre tiefen Schatten auf weiche Rasenflächen. Es ist eine reizende, anmutige Anlage, die gewöhnlich auch den Kurgästen zugänglich ist. Der Bau selbst ist von großer Einfachheit.

Auch die Vorderseite des Schlosses, an der hier mit einer Baumallee besetzten Straße, zeigt keinen großen Reichtum an Verzierungen. Nur die ein wenig vorspringenden Teile über den beiden Portalen sind durch Bogenfenster, steinerne Einfassungen u. dgl. geschmückt und mit einer Balustrade unterhalb des Daches gekrönt. Inmitten der letzteren sieht man, wiederum als Mittelpunkt einer großen, schildförmigen Verzierung, schön in Relief gearbeitet, das Wappen der Familie von Schaffgotsch. Es ist ein in vier Felder geteiltes Schild unter zwei offenen Turnierhelmen, auf denen sich links ein gekrönter Greif und rechts ein Schaf, das älteste Wappenzeichen der Schaffgotsch, gegenüberstehen. Zwei Felder zeigen ebenfalls Greifen, die beiden anderen, links oben und rechts unten, je vier Balken oder Streifen in erhabener Arbeit, die bei farbiger Ausführung des Wappens blutrot sind.

Ein weißes Schaf, von einem Baume beschattet, der durchaus eine Kiefer, oder vielmehr ein Kiefernast sein soll, und mit der Umschrift „gotsche schof," fand man auf einem Siegel, von dem die Chronik sagt: „In einem alten Briefe auffm Schmiedeberge, so Anno 1392 datiret, wird, so viel man erkennen kann, das Wappen also gefunden." Folgt ein Bild des Siegels. Dann fährt der aus dem Jahre 1715 stammende Bericht fort: „Dieses hochlöbliche Geschlecht hat an Ehren und Vermögen treflichen zugenommen, sich an den Böhmischen Gebürgen also ausgebreitet, daß es von Greiffenberg fast bis auf Schweidnitz die Birg-Gütter mit schönen, herrlichen Land-Güttern besessen, viele ansehnliche feste Häuser, Schlösser, Kirchen und Kapellen gebauet und also Schlesien treflichen exorniret haben. — Ums Jahr Christi Anno 1360 ohngefähr hat gelebet der berühmte Held Gotthard, oder wie er sich in der Warmbrunnischen Fundation selber nennet, Gotsche Schoff Ritter, Erb-Herr uff Kynast, Greiffenstein und Schmiedeberg, Burggrafe zu Hirschberg. Diesem Gotschen hat der mächtige Printz Boleo, der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer Hertzog, wegen seiner ritterlichen Thaten also favorisiret, daß er ihm das feste Schloß Kynast nebst dessen Pertinentien; das schöne Berg- und Birg-Gutt Schmiedeberg samt der Iser und dem Riesen-Berge eingeräumet und verehret hat." Weiter wird erzählt, daß der Vorname „Gotsche" von nun an dem Familiennamen zugefügt sei, und über die Entstehung des Wappens berichtet: „Weil aber Graf Adolph (von Nassau) in Erffurt mit seinem Volcke lag, hat der Kayser die Stadt belägert und ist ihme Gotsche Schoff neben anderem schlesischen Adel zugezogen. In einem Ausfall aber hat sich der ritterliche Held so wohl gehalten, daß er große Ehre eingeleget; darauff ihn der Kayser für sich gefordert, seine Helden-That commendiret und seine kayserliche Hand gebothen; dieweil aber der von Schoff seine Faust mit rothem Blute geferbet, hat er sie an seinen blanken Küriß abgewischt und also mit seinen vier Fingern vier rothe Strieche gezogen, ist darauf zum Ritter geschlagen und seynd ihme diese rothe und weisse Strieche ins Schild gemahlet,



Warmbrunn: Vorderansicht des Gräflich-Schaffgotschen Schlosses.

das Schaff aber ist auf den Helm verrucket worden." Ein uraltes Bild des Gotsche Schof trägt in Bezug auf diese Geschichte folgende Unterschrift:

„Ich werde recht von Dir, mein werther Stamm geehret,
„Weil ich Dir Nahmen, Ruhm und Wappen hoch vermehret.
„Die rothen Strieche hat kein Geld noch Gunst erdacht,
„Der Kayser hat sie nur gelobt, der Feind gemacht."

Indes zeigte jenes Wappen *nur* die vier roten Striche und das Schaf mit der Kiefer. Das *jetzige* verlieh Kaiser Rudolph II („Wir Ruedolf der Ander") dem Ritter Adam von Schaffgotsch und seinen Vettern in einem Diplom vom 5. Juli 1592, in welchem es ausführlich beschrieben wird.

Auch auf die Zeit vor Gotsche Schof gehen die Erzählungen zurück, verlieren sich aber hierbei größtenteils in bloßen Vermutungen. Gewiß ist, daß als die eigentliche Stammburg der Familie: Kemnitz, ein bis zwei Meilen von Hirschberg, anzusehen ist.

Warmbrunn soll nach einigen Nachrichten im selben Jahre, da der Kampf vor Erfurt stattfand (1377) in den Besitz der Schaffgotsch gekommen sein. „Im Jahr 1377," behaupten neuere Geschichtsschreiber, „sei der *warme Born*, das Dorf und Vorwerk daselbst durch Kaiser Karl IV oder Herzog Bolko II dem mächtigen Ritter Gotsche Schoff geschenkt worden." Einmal aber war Bolko II schon 1368 gestorben, konnte also diese Schenkung nicht machen, und dann heißt es in einer zweifellos echten Urkunde Wenzels IV von Böhmen vom Jahre 1387 ausdrücklich: „Gotsche II Schoff, zu Kemnitz gesessen, etwan Gotsche I Schoff's Sohn, hat das Dorf Warmbrunn mit seinen Zugehörungen, wie viele andere Güter im Weichbilde Hirschbergs zu seinem Leibe *gekauft*." Derselbe Gotsche II stiftete 1403 die Cistereienser-Probstei zu Warmbrunn.

Der Besitz der Schaffgotsch in Schlesien dehnte sich immer weiter aus. Außer Warmbrunn, Hermsdorf mit dem Kynast, Schmiedeberg, Greiffenstein im Isergebirge, Kemnitz ꝛc. werden im Laufe der Jahrhunderte fast alle Schlösser und großen Landsitze des Riesengebirges als ihr Eigentum genannt, die jetzt in den verschiedensten Händen sind, zum Teil dazwischen mehrmals den Besitzer gewechselt haben. Stonsdorf, jetzt den Fürsten Reuß, — Jauowitz mit dem als Ruine noch vorhandenen Bolzenschloß, den Stolberg-Wernigerode gehörig, — die heute verschwundene Burg Falkenstein und das von den Templern erbaute Schloß Fischbach, das durch den Bruder Friedrich Wilhelms III, Prinzen Wilhelm von Preußen, jetzt auf dessen Enkel, den Großherzog von Hessen, übergegangen ist, — Buchwald, später Eigentum des Grafen Reden, jetzt seiner Erben, der süddeutschen Familie von Rotenhan, — Boberstein, dessen graue Felsenburg vor wenigen Jahren von den Besitzern, der Familie von Decker in Berlin, durch einen neuen Prachtbau im Stil der alten Ritterschlösser ersetzt worden, — sie alle und noch viele andere verzeichnet der Historiker als Besitztum der Nachkommen von Gotsche Schoff. An viele dieser Punkte knüpfen sich einzelne interessante Erinnerungen aus unserm oder aus vergangenen Jahrhunderten, so z. B. an Buchwald und Fischbach. Das aber zeichnet Warmbrunn und den Kynast aus, daß sie nicht bald diesen, bald jenen Herrn über sich gesehen, daß ihr Name, seit er überhaupt bekannt ist, mit dem Namen derselben Familie vereint bleibt. So verschmilzt die Geschichte beider Orte mit der der hervorragenden Männer dieses Geschlechts, mit der Geschichte des Landes überhaupt. „In diesen ihren schönen Güttern," erzählt der Chronist, „hat es fast einen Überfluß. Es finden sich schöne Bergwerke. Auf dem Schmiedeberge ist ein solcher Vorrath von gutem Eisenstein, daß er schier unerschöpflich scheinet." Diese Annahme hat sich, wie erwähnt, als nicht richtig erwiesen. Die Reichtümer der Familie werden nun aufgezählt, ihre Verdienste in Kriegs- und Friedenszeiten gerühmt. Vom Gloganer Krieg, „da denn die Krieges-Leute in gantz Schlesien umher gestreiffet und viel Oerther übel verwüstet," heißt es: „So haben sich sonsten die Herren Schoff Gotschen Marte und Arte also herfür gethan, daß sie des Landes Kron und Zierde, Säul und Stütze manchmal gewesen. Herr Ulrich Schoff Gotsche, Ritter, Anno 1488 in dem Glogauischen Tumult, davon in der alten wolbestellten Rüstkammer des Schlosses Greiffenstein auf einem alten Schwerte diese Gedächtnisworte stehen: Anno Christi 1488 hat Herr Ulrich Schoff-Gotsche mit diesem Schwerd die Ritterschafft gewonnen auf der Bontzlischen

(Bunzlauer?) Heide.“ Irren wir nicht, befindet sich dies Schwert jetzt in der Waffensammlung der Warmbrunner Probstei. Ein anderer Schaffgotsch hat sich „im Kampfe wider die Sarracenen im gelobten Lande nicht feige finden lassen.“ Drei Brüder haben sich „in den Ungerischen Zügen gantz Ritterlichen erzeiget.“ Andere sind „gereiste, gelehrte und ansehnliche Herren gewesen,“ oder „werden ihrer Prudenz halben treflichen commendiret“ ꝛc. Auch an kaiserlichen Auszeichnungen fehlt es nicht. 1627 ernennt Ferdinand II „Herrn Hanns Ulrich von Schoff-Gotschen,“ auf dessen Geschichte wir noch zurückkommen, zum Freiherrn, „Des Heiligen Römischen Reichs Semper-Frey.“ Den Grafentitel, „Illustris, wormit es denen Fürsten ähnlich gemacht wurde,“ erhielt das Haus Schaffgotsch 1674 durch eine lateinische Urkunde Kaiser Leopolds.

Schon frühe scheint Warmbrunn der Hauptsitz der Familie gewesen zu sein; denn von Gotsche Schoff II ab, von dem es heißt, daß er „gestorben Anno 1419, lieget zu Warmbrunn nicht weit vom Taufstein, sein Monumentum ist hoch erhaben, ist in einem ganzen Küriß ausgehauen,“ — fanden sie fast ohne Ausnahme im dortigen Erbbegräbnis die letzte Ruhestätte. „Ulrich, welcher Anno 1508 ohne Erben gestorben und zu Schildau begraben worden, ist der erste gewesen, so unter den Nepotibus Herren Gotschen Schoffens außerhalb Warmbrunn begraben worden.“ Von der glänzenden Ausstattung des Schlosses im XVI. Jahrhundert erfahren wir durch die Geschichte Kaspar Schaffgotschs, der „Anno 1575 gestorben und in seine schöne Capell zu Warmbrunn gelegt worden.“

In dieser, von Kaspar erbauten Kapelle wurde damals protestantisch gepredigt; denn die Schaffgotsch, jetzt wieder streng zur katholischen Kirche haltend, gehörten zu den ersten und eifrigsten Bekennern der neuen

Warmbrunn: Das Gräflich-Schaffgotsche Schloß von der Parkseite.

Lehre, ja, ein Glied der Familie besiegelte seine Überzeugung mit seinem Blute. Ulrich von Schaffgotsch auf Greiffenstein, durch den zuerst wieder die Herrschaften Kynast und Warmbrunn, die lange getrennt gewesen, unter einem Besitzer vereinigt wurden, nahm 1526 mit seinem ganzen Hause, seiner Familie wie seinen Dienstleuten, die evangelische Religion an. Auch er ist, als er 1543 im Alter von neunzig Jahren starb, in Warmbrunn begraben worden. Etwas länger als ein Jahrhundert hielt sein Werk vor; vermutlich haben die Schläge, welche die Familie im dreißigjährigen Kriege trafen, ihre Rückkehr zum Katholizismus bewirkt. Der Held dieser traurigen Ereignisse hat

sich durch seine Haltung, sein allem Anschein nach unverdientes tragisches Ende einen bleibenden Namen in der Geschichte nicht nur seines Hauses, sondern seiner Heimat und seines Zeitalters erworben.

Die schlesischen Fürsten und Stände hatten gleich zu Anfang des Krieges zu ihrem Vertreter den 1595 geborenen und mit einer Tochter des Herzogs von Liegnitz vermählten Johann Ulrich von Schaffgotsch gewählt. Als ihn später auch der Kaiser zu seinem Obersten ernannte, und der Feind in Schlesien einfiel, warb er auf eigne Kosten zwei Regimenter und bewies auf jede Weise seine Treue und Tapferkeit, die vom Kaiser in dem schon erwähnten Schreiben von 1627 voll anerkannt und belohnt wurde. Als 1633 der Kriegsschauplatz sich fast ganz nach Schlesien zog, zeichnete der nunmehrige General sich weiter aus und wurde mit anderen Hauptführern der kaiserlichen Armee auf den 11. Januar 1634 zu Wallenstein nach Pilsen beschieden. Daß man bei der Ermordung des letzteren, am 25. Februar zu Eger, auch die ihm nahestehenden Befehlshaber im Verdacht der Verschwörung gegen den Kaiser hatte, ist natürlich. Mit mehreren anderen wurde auch General Schaffgotsch verhaftet und zunächst nach Glatz, später nach Budweis, Wien und Regensburg gebracht. Hier erhob man nun, nachdem er schon in Wien verhört worden, förmlich die Anklage wegen Hochverrats gegen ihn und forderte ihn zur Verteidigung auf. Da er im Bewußtsein seiner Unschuld alle Anklagepunkte und Fragen unerschrocken und genügend beantwortete, wurde er elfmal gefoltert, ohne daß man ihm jedoch ein Wort des Zugeständnisses erpreßte. Die gefährlichsten Feinde des eifrigen Lutheraners, die Jesuiten, aber erreichten trotz des völligen Mangels an Schuldbeweisen, daß Ulrich von Schaffgotsch von dem für ihn eingesetzten Kriegsgericht für schuldig erkannt und am 23. Juli 1635 auf Befehl Kaiser Ferdinands II in Regensburg hingerichtet wurde. Viele ergreifende Momente enthält die Geschichte Johann Ulrichs. So, wenn er, von seinen Freunden gemahnt, den Nachstellungen rechtzeitig zu entfliehen, erwidert: „Ich fürchte mich nicht vor dem Richterstuhl Christi, welcher mich mit Leib und Seel verdammen kann; viel weniger werde ich mich vor dem weltlichen Gericht fürchten, das mir doch nicht mehr als das Leben zu nehmen vermögend ist.“ Als man ihm den Besuch eines Geistlichen, „sich mit ihm noch ein weniges zu unterreden,“ auf seine Bitte gestattete, verlangte er mit aller Energie einen Prediger seines Bekenntnisses: „Kann ich einen evangelischen haben, — gut, — wo nicht, so will ich dennoch lutherisch und selig sterben.“ Auf seine Richter muß diese Festigkeit einen tiefen Eindruck gemacht haben; denn am Morgen seines Todes durfte er nochmals die evangelischen Geistlichen der Stadt zu sich rufen. Man stellte ihm frei, ob er in dem Zimmer, das ihm zum Gefängnis diente, sterben wolle. „Mein Gewissen ist ganz rein,“ entgegnete er. „Darum will ich lieber unter Gottes freiem Himmel sterben, als im dunkeln hingerichtet werden.“ Mit derselben Standhaftigkeit und mit heiterer Miene starb er. Die Kinder Johann Ulrichs, die er vor seinem Tode noch hatte zu sich rufen und segnen dürfen (seine Gattin war vor ihm gestorben) ließ Ferdinand II in der römisch-katholischen Religion erziehen, welcher die Familie seitdem treu geblieben. Seine zwölfjährige Tochter wurde kurz darauf kaiserliche Hofdame und heiratete zwei Jahre nach des Vaters Tode einen polnischen Grafen Weyher, Woywoden von Marienburg. Die sämtlichen Güter des Generals wurden eingezogen; im März 1684 schon nahm der Graf von Stahremberg im Namen des Kaisers die Huldigung auf den bisherigen Schaffgotschischen Besitzungen an. Jedoch wurden sie zum großen Teil noch während des Krieges wieder zurückerstattet, wie man überhaupt das begangene Unrecht zu fühlen schien und bald zu sühnen suchte. Im Jahre 1715 finden wir auf einem Widmungsblatte den Grafen Hans Anton von Schaffgotsch als „Freiherrn zu Trachenberg, Erbherrn der Herrschaften Greiffenstein, Kynast, Giersdorf, Bober-Röhrsdorf, Schoßdorf, Preilsdorf, Hartau und Buchwald“ angeredet, sodaß der weite Besitz wieder ganz abgerundet gewesen sein muß. Warmbrunn wird nicht besonders aufgeführt, also augenscheinlich mit zur „Herrschaft Kynast“ gerechnet. Eine weitere Genugthuung gab Joseph II, obwohl nicht mehr ihr Landesherr, den Nachkommen Johann Ulrichs, indem er die Akten des Prozesses untersuchen, die Unschuld des tapferen Generals öffentlich erklären und ihm ein Denkmal in Regensburg setzen ließ.

Warmbrunn: Die Gräflich-Schaffgotsche Majoratsbibliothek mit den naturwissenschaftlichen und historischen Sammlungen in der Probstei.

Durch seinen Sohn Christoph Leopold, der 1674 die Reichsgrafenwürde erhielt, wurde die Kapelle auf der Schneekoppe gestiftet, neben der erst in neuerer Zeit das Gasthaus errichtet worden.

Nach Johann Ulrich ist die geschichtlich hervorragendste Gestalt aus dem Hause Schaffgotsch merkwürdigerweise ein katholischer hoher Geistlicher, Philipp Gotthard, Fürstbischof von Breslau. Er war, als nach dem ersten schlesischen Kriege der jugendliche Preußenkönig Herrscher in Schlesien wurde, Coadjutor des Bischofs Sinzendorf und trat bei dessen Tode an seine Stelle. Das Domkapitel wählte ihn auf ausdrücklichen Wunsch des Königs, der einen erklärten Freund und Anhänger zum Bischof haben wollte. Über die Beziehungen, in denen die Schaffgotsch zum brandenburgisch-preußischen Herrscherhause gestanden, schreibt u. a. zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts ein Chronist: „Churfürst Friedrich Wilhelm, dem die Welt mit höchstem Recht den Namen des Großen beigeleget, mochte den Grafen sehr gerne um sich haben und ließ ihn niemals ohne Erlangung seines Zweckes (als Gesandter) in den ihm anvertrauten kaiserlichen Angelegenheiten von sich. Jetzt regierende Königliche Majestät in Preußen erkennten gleichfalls unterschiedene Mal schriftlich, daß sie dem Grafen viel Obligation hätten; sie trügen beständig eine sonderbare Aestime und Confidentz gegen ihn und erinnerten sich, daß Dero Herrn Vatern Chur-Fürstl. Durchlauchtigkeit von seiner gegen das Chur-Haus tragenden Affektion viele Proben empfangen hätten." Daraus erklärt sich, daß die Schaffgotsch auch bei König Friedrich in Ansehen standen und er sie für treu hielt. Im siebenjährigen Kriege jedoch wurde die Haltung des Fürstbischofs zweideutig und zog ihm Friedrichs vollständige Ungnade zu. „Ich kann Sie nicht anders als einen Verräter ansehen," schrieb der König in der durchweg sehr scharfen Antwort auf des Bischofs Entschuldigungsbrief,

„der auf die Seite meiner Feinde getreten und von freien Stücken einen Posten verlassen, den Sie in Betrachtung der Pflichten Ihres Standes niemals hätten verlassen sollen. Weder der göttlichen Rache, noch der Verachtung der Menschen werden Sie entgehen können.“ Die preußischen Güter des Grafen wurden eingezogen, und er starb auf der bischöflichen Sommerresidenz Johannesberg in österreichisch Schlesien in hohem Alter. Die Beschreibung der Exequien für ihn wird sehr ausführlich der Nachwelt überliefert.

Die Dokumente, Chroniken, Briefe und Auszeichnungen, aus denen diese und zahlreiche andere Einzelheiten über die Schaffgotsch zu ersehen sind, werden zum größten Teil in der Warmbrunner Familienbibliothek aufbewahrt, die sich jedoch nicht im Schlosse selbst, sondern in der, bei Gelegenheit ihrer Stiftung schon erwähnten Probstei befindet. Sie liegt nicht dicht beim Schlosse, sondern neben der, durch eine Straße davon getrennten katholischen Kirche, welche gute Gemälde von dem unglaublich produktiven schlesischen Maler Willmann, vor allem aber das Schaffgotschische Erbbegräbnis mit seinen zum Teil sehr interessanten Monumenten und Inschriften enthält, so z. B. das schon erwähnte Grabmal Gotsche II.

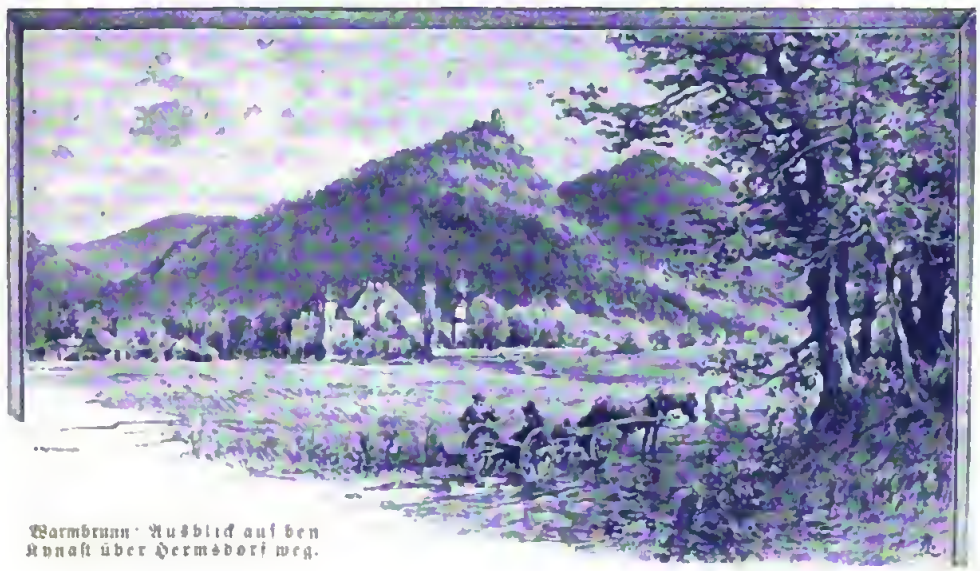
Die Probstei, einst von Cistercienermönchen des böhmischen Klosters Grüssau, zu dem sie lange Zeit gehörte, bewohnt, ist ein langgestreckter, altersgrauer Bau, der weder von außen, noch im Innern den Charakter des ehemaligen Klosters verleugnet. Die hochgewölbten Räume, zu welchen das Licht nur schwer durch die, überdies von Bäumen beschatteten Scheiben dringt, umschließen manch denkwürdiges Stück Vergangenheit. Die viele arabische, hebräische, chinesische Handschriften enthaltende, besonders aber für schlesische Geschichte wichtige Bibliothek wurde von Hermsdorf, wo sie sich früher befand, bei Wiedererwerbung der Probstei hierher gebracht; auch eine Bildersammlung gehört dazu, die manches Curiosum, z. B. die Porträts eines Warmbrunner Ehepaares von 172 und 163 Jahren, aber nichts eigentlich Wertvolles enthält.

Besonders bemerkenswert ist noch ein anderer Flügel des alten Klosters, in welchem eine reichhaltige Waffensammlung aufgestellt ist. Die ganze Umgebung entspricht, ähnlich wie im Germanischen Museum in Nürnberg, nur in kleinem Maßstabe, den uralten Rüstungen, Piken, Haubitzen, Streitkolben und anderen Kriegswerkzeugen, an die sich oft noch persönliche Reminiscenzen, wie bei dem oben erwähnten Schwerte, knüpfen. Die im selben Flügel angelegte Naturaliensammlung zeigt neben dem allgemein Interessanten manches dem Riesengebirge besonders Angehörende und dafür Charakteristische. Am bedeutendsten ist durch Reichtum und Anordnung die Abteilung für Mineralien. Doch auch die Käfer und ausgestopften Vögel ziehen neben dem Herbarium die Aufmerksamkeit auf sich. Dieses ist sehr reichhaltig an Heilkräutern; außer „Rübezahls Bart“ und der grauen, phantastisch geformten, Teufelsbart genannten, Berganemone, dem Edelweiß der schlesischen Berge, wachsen auf dem Kamm viele heilkräftige Pflanzen. Nennt doch der vielzitierte Chronist von 1715 „den Riesenberg,“ mehr originell als poetisch, „eine von der Natur angelegte Apotheke.“

Ein anderes Gebäude der Probstei, das „Lange Haus“ genannt, diente früher den Äbten von Grüssau bei ihren Besuchen in Warmbrunn als Absteigequartier und wird jetzt von der gräflichen Verwaltung an Badegäste vermietet. Fast feierlich muten noch heute die Gänge und Gemächer mit ihren gotischen Wölbungen, die tiefen Fensternischen in den starken grauen Mauern den Erholung Suchenden an, der im Langen Hause Unterkunft findet; der Geist des einstigen Klosters weht noch durch seine Räume.

Ganz in der Nähe liegen die Bäder von Warmbrunn, deren eines, ältestes auch das Probsteibad heißt. Bis ins XII. Jahrhundert reicht die Geschichte der Heilquellen; bei Gelegenheit einer Hirschjagd wurden sie von dem schlesischen Herzog Boleslaus aufgefunden, eine Überlieferung, die an die Entdeckung des Karlsbader Sprudels erinnert. Unweit der Quelle, in der sich das verwundete Wild gebadet, errichtete der Herzog eine dem heiligen Johannes geweihte Kapelle, zu der vielfach gewallfahrtet und in deren Umgebung bald das Städtchen gegründet wurde. 1403 vermachte Gotsche Schoff die Hälfte des Ortes dem im XIII. Jahrhundert gestifteten Kloster Grüssau, dessen Äbte viel für die Hebung des Ortes und die Bequemlichkeit der Kurgäste thaten.

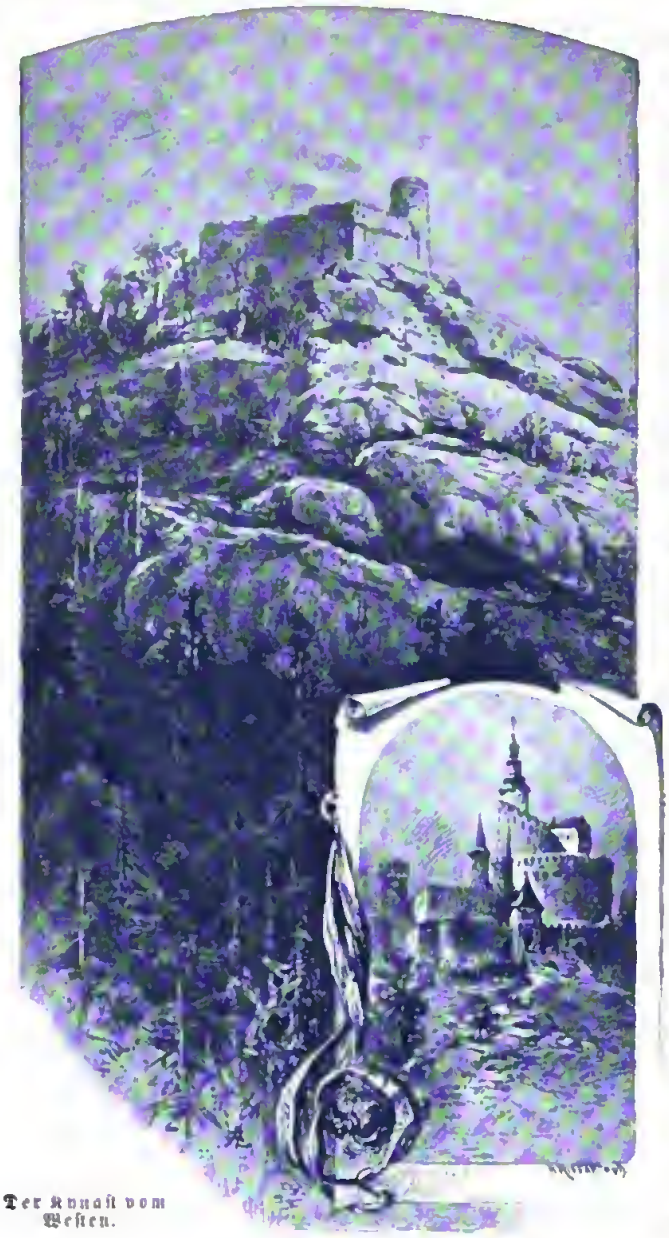
Im siebenjährigen Kriege sank Warmbrunns Blüte dahin, hob sich jedoch in unserm Jahrhundert wieder. Welche Rolle es zu Anfang desselben gespielt, sehen wir aus den jetzt herausgegebenen Briefen der Gräfin Reden in Buchwald. Merkwürdig ist auch eine Notiz von ihr, wie lange sich die Wärme des Wassers hält. „Seit dem Sonntag," schreibt sie im Oktober 1812, „braucht mein Mann hier (in Buchwald, fast zwei Meilen von Warmbrunn) Warmbrunner Bäder, und, wie es scheint, mit Erfolg. Durch Eile und guten Willen unserer Leute ist das Wasser nur um zwei Grad kälter als an der Quelle, nämlich noch 26 Grad, sodaß mein Mann es beim Hineinsteigen oft noch zu warm findet."



Warmbrunn: Ausblick auf den Kynast über Hermsdorf weg.

Gehen wir am rechten Flügel des Schlosses und dann am Kursaal entlang, die Allee hinab, an deren Ende sich der weite, vielbewunderte Blick über das Thal nach dem Gebirgskamme öffnet, so sehen wir an den Anlagen und Etablissements, daß für das Behagen der Sommergäste viel geschehen ist. Alles zeigt einen gewissen Luxus, einen Glanz, der noch aus der Zeit herrührt, als Warmbrunn der Sammelplatz der eleganten Welt Breslaus und Schlesiens, besonders des Landadels, war. Allein darüber sind einige Jahrzehnte vergangen, heute hat, ohne daß sich ein bestimmter Grund dafür finden ließe, der Besuch Warmbrunns abgenommen, sodaß es einen stillen, zuweilen fast öden Eindruck macht, weil die schönen Anlagen für eine größere Zahl Gäste berechnet sind, als sie gewöhnlich besuchen. Wohlthuend berührt, daß Rauch und Geräusch der Eisenbahnen noch nicht hergedrungen sind und den Frieden der Kurpromenaden stören.

Diese enden am Schloßplatz, im Centrum des Städtchens. Von hier gelangt man bald auf die hübsche, villenbesetzte Hermsdorfer Straße, die sich in die, bei heiterem Wetter von geradezu unbarmherziger Sonnenglut bestrahlte Chaussee verlängert. Zuweilen dringt das sanfte Murmeln des Zacken an unser Ohr; wir erfreuen uns an dem silberklaren Wasser, wünschen auch wohl, das Flußbett möge etwas mehr davon und etwas weniger Steine zeigen. Aber kaum jemals kommt uns der Gedanke, daß es diese kleinen Bäche sind, welche fast alljährlich furchtbare Verheerungen in dem fruchtbaren Thal anrichten. Bei anhaltendem Schnee oder Regen braust und tost das Wasser über die Felsstücke, die heute so ruhig und trocken im Sonnenbrande liegen, während wir unten mühsam eine schmale Wasserader sich hindurchwinden sehen. Zu solchen Zeiten überflutet der donnernd dahinschießende Bergstrom seine Ufer; wilde Wogen ergießen sich über Wald und Feld in die Häuser und zerstören ein gut Teil menschlichen Fleißes und Glückes. Großartig schön erscheint dann, zuletzt noch im Sommer



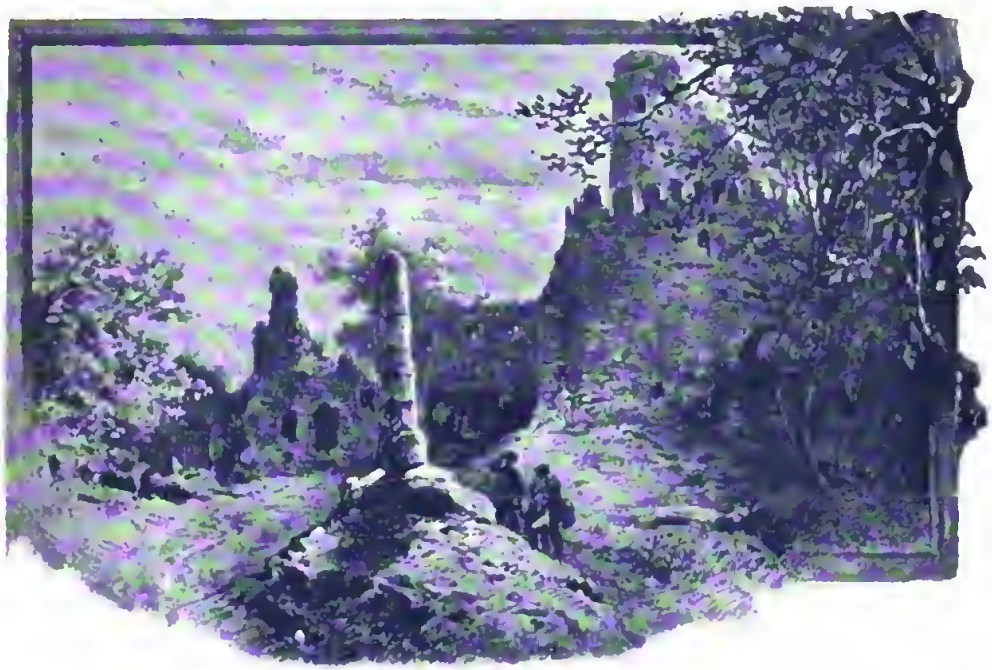
Der Kynaſt vom Weſten.

Der Kynaſt im XVI. Jahrhundert.

zum Schlage im Waſſer; niemand, der ſolche Fahrt erlebt, wünſcht wohl, ſie nochmals zu machen. — Ein Troſt auf dem heißen Wege nach Hermsdorf iſt, daß man ſein Ziel, den Kynaſt, beſtändig vor ſich ſieht, vom Ausgange Warmbrunns bis zu den Teichen, an denen die erſten Häuſer des ſtattlichen Dorfes liegen. Auch hier finden wir, etwas erhöht auf einer Art Terraſſe gelegen, ein großes, aber wenig bemerkenswertes Schloß, das hauptſächlich dem Generaldirektor der weiten Schaffgotſch'ſchen Beſitzungen zum Wohnſitz dient. — Eine Strecke vom Dorfe entfernt erhebt ſich der Kynaſtberg, den wir auf bequemen, nur allmählich anſteigenden Waldwegen mit wiederholten hübſchen Durchblicken ins Thal, oder auch auf dem kürzeren, ſteileren Pfade durch die „Hölle" erſteigen. Indes iſt auch der letzte, ſehr ſchöne und intereſſante Weg nicht ſo beſchwerlich und halsbrechend, als der ſchauerliche Name vermuten läßt. Er führt durch zerklüftete Felspartieen voll wilder Romantik an der ſchroff abfallenden Granitwand entlang und zuletzt auf Stufen an derſelben aufwärts, auf deren Höhe ſich, wie aus dem Geſtein herausgewachſen, die äußere Burgmauer des Kynaſt erhebt. Auf ihrer Zinne ſollen einſt die waghalſigen Freier der ſchönen Kunigunde den Todesritt vollführt haben und in den Abgrund, der noch heute Höllen- oder Teufelsgrund heißt, geſtürzt ſein. — Daß wir auf dem Wege auch, wie an jeder hervorragenden Partie des Rieſengebirges, an „Rübezahls Kanzel" und „Rübezahls Kegelbahn" vorbeikommen, verſteht ſich von ſelbſt. Wo hätte der Berggeiſt nicht gepredigt und Kegel geſchoben? Er ſcheint für dieſe beiden ganz heterogenen Beſchäftigungen eine beſondere Vorliebe gehabt zu haben.

1888, der Anblick des in einen großen See verwandelten Warmbrunn-Hirſchberger Thales, vom Kamm aus geſehen, — gewaltig und ſchrecklich. Auch Warmbrunner Badegäſte, die von Überſchwemmungen überraſcht worden, wiſſen ein Lied davon zu ſingen. Auf Gerüſten, die in der Eile aus übereinandergeſtellten Tiſchen und Bänken hergeſtellt ſind, müſſen ſie durch die in metertiefe Bäche verwandelten Straßen flüchten. Auf dem Wege nach Hirſchberg fährt der Wagen bis

Gehört auch viel Phantasie dazu, sich aus der heutigen Ruine die einstige stolze Burg Kynast vorzustellen, so zeigt doch der zerstörte und verfallene Bau noch die Größe, die schöne oder kühne Anlage der alten Ritterfeste. Von den zahlreichen, spitzen oder runden, zinnengeschmückten Türmen hat nur einer, der größte, bisher Widerstand geleistet, und auch er steht nur noch zum Teil, da seine, vordem hoch zum Himmel ragende Spitze der Vernichtung zum Opfer fiel. Dagegen ist der in der Sage vielfach berührte Söller ziemlich gut erhalten, und auch die gewaltigen Mauern haben an vielen



Warmbrunn: Der Burghof mit der Prangersäule in der Kynastruine.

Stellen dem zündenden Blitzstrahl getrotzt, wieviel er auch im Innern verwüstete.

Der heutige Besucher, welcher, nach einem seit Jahrzehnten bestehenden Brauch, durch Trommelwirbel empfangen, durch das äußere Thor der Mauer, das sogenannte Wachtthor, in den Burgbezirk tritt, gelangt zunächst auf den früheren Turnierplatz, der seine Bestimmung den Aufforderungen der Zeit gemäß, aber nicht eben romantisch geändert hat und jetzt zur Restauration dient. Schon hier entfaltet sich eine herrliche Aussicht, wenn sie auch dem Rundblick vom Turme nicht gleichkommt. Durch das innere Burgthor, vor dem sich sonst die Zugbrücke befand, treten wir in den inneren Burghof, in dessen Mitte ein Werkzeug altdeutscher Gerichtsbarkeit, die Staup- oder Prangersäule, erhalten geblieben. Weiter geht es durch die umfangreichen Ruinen nach der Kapelle und dem Trinksaal, durch das Pulvergewölbe und die Keller, Rüstkammer, Gefängnisse, Küche, Backhaus, Pferdeställe und Garten an die drei Brunnen, endlich auf finsterer Wendeltreppe auf die Plattform des Turmes. Der ganze Gebirgskamm einerseits und die Hirschberger Ebene andererseits liegen vor uns, in der Tiefe unter uns das Höllenthal. Die vom Fuße des Berges über Warmbrunn, an unzähligen Ortschaften mit hochragenden Türmen vorbei, nach Hirschberg führende Straße, durch das fruchtbare, liebliche Thal, können wir vollständig überblicken.

Zur Zeit, als dieser, unsern Standpunkt bildende Turm noch seine kühne Spitzen trug, bestand die Burg aus zwei, durch hohe und starke Mauern getrennten Basteien, in denen Rundele, Streichwehre und der große Turm angebracht waren. Genauer schildert sie eine der wenigen Handschriften, die beim Brande des Kynast der Zerstörung entgingen. „Wiewohl nicht ein weitläufiger Raum darin zu finden ist, so ist das Schloß dennoch in

drei unterschiedene verschlossene Teile auf dem harten Felsen dergestalt abgesondert gewesen, daß ein jeder Ort von den Brustwehren absonderlich beschirmt war. In dem unteren Stocke des Schlosses pflegte der Hauptmann seine Wohnung zu haben; in dem anderen Teile konnten die ankommenden Gäste, dafern sie über Nacht bleiben wollten, ihre bequemen Zimmer finden. Im oberen Stock waren zwei kleine Zeughäuser, mit allerlei Kriegswerkzeug reichlich versehen. In beiden Waffenzimmern war an Blei, Kugeln, Pulver kein Mangel, sodaß die Festung mit einer geringen Garnison, weil des Schlosses Umkreis nicht allzu groß war, sich einer ansehnlichen, feindlichen Macht widersetzen konnte. Im Schlosse waren drei unterschiedene Cisternen, worin das Schnee- und Regenwasser aufbehalten wurden. Auf dem obersten Stock der Festung ist der Turm. Auf der Seite desselben war eine feine Kapelle, darin der Gottesdienst gehalten worden ist."

Obwohl wiederholt belagert, angeblich 1426 durch die Hussiten, die im Lande furchtbar hausten, unter anderem im Kloster Grüssau siebzig Geistliche ermordeten, und im dreißigjährigen Krieg durch die Schweden, ist die Burg doch niemals erstürmt worden. Ihre Zerstörung wurde 1675 durch einen Blitzstrahl bewirkt, wobei zum Glück das Pulvergewölbe unversehrt blieb. Sonst wäre wohl heute jede Spur der Feste verschwunden. Fast alle auf den Kynast bezüglichen Urkunden aber sollen mit verbrannt sein, sodaß seine Vergangenheit gar nicht mit Sicherheit festzustellen ist. Nach der Überlieferung und den ältesten schlesischen Chronisten stand schon 1278 auf der Spitze des Berges ein Jagdhaus, das wahrscheinlich nur den Jägern im Gebirge gelegentlich zum Übernachten diente und nicht ständig bewohnt wurde. Dies Jagdhaus verwandelte Herzog Bolko I von Schweidnitz und Jauer 1292 in eine Burg, die anfangs den Namen Neuhaus führte und erst später ihren jetzigen Namen, vermuttich von dem Baume, dem Kiefer- oder Kien-ast, im Wappen ihrer Besitzer erhielt. Wie der Kynast an die Schaffgotsch gekommen sein soll, ist schon erzählt. Doch stehen sich hier verschiedene Berichte gegenüber, aus denen die Wahrheit nicht mehr zuverlässig ermittelt werden kann. Urkundlich wird Gotsche Schoff zuerst 1393 als Herr des Kynast genannt.

Hervortretende Momente hat die Geschichte der Burg, selbst wo wir sie verfolgen können, nicht, sondern verschmilzt mit der Familiengeschichte. Nach der Konfiskation der Güter im dreißigjährigen Kriege wurde das Schloß erst 1649 an Christoph Leopold von Schaffgotsch, den Sohn Johann Ulrichs, zurückgegeben. Mit der Hinrichtung des letzteren hängt eine der Sagen des Kynast zusammen, die Geschichte vom Wolfe, der das Lamm fraß. Wenn man den Zeitpunkt dafür um einige Jahre früher, als berichtet wird, vor 1635, setzt, so ist es nicht unmöglich, daß eine wirkliche Begebenheit der Sage zu Grunde liegt. Allerdings wird der zahme, den Bratspieß drehende Wolf immer ein sehr märchenhafter deus ex machina bleiben. Die Sage selbst ist wohl zu bekannt, um sie hier nochmals wiederholen zu dürfen. Weniger verbreitet sind einige andere Sagen, — der vom Turm hinabspringende Knappe, — der gefangene Ritter im Burgverließ u. s. w. Fast unzertrennlich vom Kynast aber ist die allbekannte Geschichte des schönen Burgfräuleins Kunigunde, die unwillkürlich jedem Besucher in Erinnerung kommt, sobald er das altersgraue Bergschloß mit der ominösen Mauer vor sich sieht. Es ist eine Erzählung, die jeden den Kynast besuchenden Dichter zu poetischer Bearbeitung reizt, und so ist die grausame „Jungfrau vom Kynast" schon die Heldin mancher Dichtung geworden. In dem Gedichte des, zur Zeit der Abfassung kaum den Knabenjahren entwachsenen Theodor Körner begegnen wir noch der besten Auffassung der Sage. Seine Kunigunde stellt die schreckliche Bedingung nur, um abzuwehren, abzuschrecken, beklagt ihre Opfer, so daß wir sie, obgleich sich später ihr Gemüt verhärtet, auch selbst beklagen. — Möge der Kynast noch den Sänger finden, der den in diesem Stoff verborgenen Schatz zu heben versteht! Das Dichterwort, das uns unwillkürlich einfällt, schauen wir vom verfallenen Turm hinab ins lachende, gesegnete Thal, — es würde dann noch in anderer Hinsicht sich hier erfüllen:

„Neues Leben blüht aus den Ruinen."

Gedichte von Emilio Praga.

(geb. 1839, geſt. 1875.)

Überſetzt von Paul Heyſe.

(Abdruck verboten.)

Emilio Praga entſtammte einer reichen Mailänder Familie, „die ſich den Luxus wohl erlauben durfte, unter ihren Söhnen einen Künſtler zu haben.“ Auch hatte der Vater ſtets eine Neigung zur ſchönen Litteratur gehegt und war mit dem großen Mailändiſchen Dialektdichter Carlo Porta befreundet, der auch den kleinen Emilio aus der Taufe hob und ſpäter Patenſtelle bei ſeinem jungen Dichterruhm vertrat. Doch wandte ſich die künſtleriſche Begabung des Jünglings zunächſt der Malerei zu. Reiſen nach Holland und Frankreich erlaubten ihm, ſein Talent für die Landſchaft auszubilden. Als aber die Vermögensverhältniſſe der Familie durch wiederholte induſtrielle Unglücksfälle ſich traurig änderten, mußte der junge Maler, der damals 22 Jahre alt war, es aufgeben, ſich ganz der Malerei zu widmen, für die der Markt damals in Italien noch ungünſtiger war als heutzutage, und da er im Jahre 1862 mit ſeinen erſten Verſen unter dem Titel La Tavolozza (Die Palette) den Beifall der Beſten und Feinſinnigſten unter den damaligen Kritikern erlangt hatte („Endlich haben wir in Italien einen echten modernen Dichter!“ begrüßte das Büchlein Antonio Ghislanzoni), ergab er ſich mit froher Begeiſterung der Dichtung, von der er freilich ebenſo geringen äußeren Lohn gewann wie von ſeinen Bildern. Eine Lehrerſtelle am Mailänder Konſervatorium friſtete ihm kümmerlich das Leben, das bald durch Sorgen aller Art und eine früh ſich einniſtende Krankheit verdüſtert wurde. Er verſuchte ſich außer in zwei weiteren lyriſchen Sammlungen (Penombre, Dämmerungen, und Transparenze) auch in dramatiſchen Arbeiten, die außerhalb ſeines Talentes lagen, und in einem trefflichen Roman Memorie del Presbiterio (Denkwürdigkeiten des Pfarrhauſes), der erſt nach ſeinem Tode von zweien ſeiner Freunde zu Ende geführt wurde.

Eine ausführliche Charakteriſtik dieſes tiefen, warmen und eigenartigen Dichters muß einer ſpäteren Gelegenheit vorbehalten werden. Einige ſeiner ſchönſten Dichtungen habe ich im 4ten Bande meiner „Italieniſchen Dichter ſeit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts“ mitgeteilt. Die hier folgenden, meiſt den Penombre entnommenen, werden ſelbſt in der unzulänglichen Nachdichtung jedenfalls dazu beitragen, das Intereſſe für einen italieniſchen Dichter zu erregen, der auf ſeiner Leier ſo manche Saiten hatte, die, mehr als man einem Romanen zuzutrauen pflegt, im deutſchen Gemüt einen Wiederhall zu wecken geeignet ſind.

1. Erinnerungen an das Pfarrhaus.

Vivis rosa grata et grata sepulcris.

O ſchöne Tage, neben dir im Pfarrhaus,
Ehrwürd'ger Freund, verfloſſen,
Der du dem jungen Gaſt
Dein reines Haus, dein keuſches Herz erſchloſſen,
Ihn Freund geheißen haſt!
Ruhſt du auch jetzt im Grabe fern von mir,
Ich ſeh' dich noch und plaudre noch mit dir.

Ich ſeh' dein weißes Haar, die milden Augen,
Den Garten und den Frieden
Des dunklen Stübchens, drin
Ein Bild ich dir zurückließ, da wir ſchieden.
Das Kreuz tritt vor mich hin,
Das ſchwärzliche, der dürren Heil'gen Schar,
Die ſtumm des Einſamen Geſellſchaft war.

Du ſiebzigjähr'ge Magd, die du geſchäftig
Herum im Hauſe hinkteſt,
Gewiß, du ſtarbſt ihm nach,
Da du dem Herrn dich unentbehrlich dünkteſt.
Glaub, ich vergaß hernach
Manch einer Liebſten liebliches Geſicht,
Doch deine Runzeln, die vergaß ich nicht.

Kam ich am Abend heim, eh noch der Alte
Mit dem Brevier zu Ende,
Thatſt du den Roſenkranz
Beiſeit, damit ich ſchnell mein Nachtmahl fände.
Und er, den heitren Glanz
Im Blicke, ſetzt dann ſich mir zur Seit'
Und ſprach: Wie lang erwartet' ich dich heut!

Die Armen, die da kamen, liebten alle
Mich auch, weil mir bewieſen
Ihr Pfarrer Lieb' und Gunſt,
Und weit und breit ward himmelhoch geprieſen
Mein bischen Farbenkunſt,
Weil in der Sacriſtei ſie ihn geſehn
Gebückt bei einem meiner Bilder ſtehn.

Ich, der ich nicht die Prieſter liebe, immer
Gedenk' ich noch mit Thränen
Des Greiſes ohne Fehle.
Zum Paradies ging ein in frommem Sehnen
Die benedeite Seele.
Der Biſchof freilich ſagt, er ſei verdammt,
Denn am Statutsfeſt feiert' er das Amt.

Ob er es that! Ich ſah, wie er voll Eifer
Den Fahnenſchmuck verteilte,
Indeſſen den Altar
Ich mit der Magd zu ſchmücken mich beeilte.
Wie hob ſich voll und klar
Beim Hochamt ſeiner Stimme Melodie
Und klang ſo freudig jugendlich wie nie!

Mein armer Freund, ade!.. Das kleine Sträußchen,
Das du, als wir geſchieden,
Mir gabſt, bewahr' ich treu.
Mit ſolchen Blumen, dir ſo lieb hienieden,
Soll jährlich immer neu
Dein Grab man ſchmücken, und noch lange ſoll
Dein die Gemeinde denken trauervoll.

2. Elegante Larven.

Nur wie durch bleichen Nebelduft im Hage
Seh' ich die alten Tage
Der Jugendzeit, geweiht der erſten Liebe,
Wo ſich mit mächt'gem Triebe
Das Herz erſchließt, wie des Jasmines Blüte,
Sobald der Tag erglühte;

Der Zeit, da Morgens, auf der Träume Schwingen
Herſchwebend, mich umfingen
Seltſame Spukgeſtalten, die in Schmachten
Das Herz mir klopfen machten.
Noch ruht das Leben jener frühen Stunde
In meines Denkens Grunde,
Und weiße Schultern, weißer Zähne Blinken,
Lächelnder Lippen Winken,
Augen voll Schwermut, ſchwarzer Augen Funkeln
Glühn vor mir auf im Dunkeln —
Ach, und nicht Eine löſt ſich aus dem Schwarme,
Die, mir zum Troſt im Harme,
Mich küßte, mir die heil'ge Liebe böte,
Den Traum der Morgenröte!
Ach, Alle waren Mädchen, nur zu glänzen
Gewohnt in üpp'gen Tänzen,
Mädchen, die Nachts verſtohlen in Ekſtaſen
Liebesromane laſen,
Mädchen, die, zwiſchen Bändern oder Spitzen,
Im Haare ließen blitzen
Perl' und Demant, und ſtatt der duftbeſeelten
Künſtliche Blumen wählten.
Und ach, ſchon wogt' in mir der Liebe Quelle,
Und in des Spätrots Helle
Aufblickend, irrt' ich auf entlegnem Pfade
Am blumigen Geſtade,
Dem Seufzer lauſchend, den die Sonnengluten
Aushauchen im Verbluten.

3. Frühmorgens.

Ach, deines Herzens ſchönſte Träume ſchweben
Oft dir ums Haupt beim frühſten Morgengraun,
Wenn am Balkon noch tiefe Schatten weben,
Die Vögel kaum zu ſingen ſich getraun.

Dann weint dein Herz vor Glück, wenn ihre Wange
Dein Mädchen glühend an die deine legt,
Und trunken wachſt du auf — beim öden Klange
Des Regens, der an deine Scheiben ſchlägt!

4. Ohne Flügel.

Du Schwalbe meiner trüben Frühlingszeit,
Flieg in mein Stübchen auf verſtohlnen Schwingen,
Wenn mir die Muſe karge Gunſt verleiht
Und ſchwer mich drückt mein hoffnungsloſes Ringen.

Komm, und von deines Lächelns holdem Licht
Wirſt hell du die Palette ſtrahlen ſehen,
Und durch die Bilder, die dein ſüß Geſicht
Entzückt, wird ein verliebtes Flüſtern wehen.

Doch ach, mein Schwälblein, ob auch lieblich ſind
Wie eines Engels Antlitz ſeine Züge,
Iſt nur ein zagend ſchwaches Menſchenkind,
Das ohne Flügel kam in ſeine Wiege.

Und wandelt's aus dem Haus, am duft'gen Rain
Von Veilchen kleine Sträuße ſich zu pflücken,
Voll Sehnſucht denkend in dem ſtillen Hain
Des Tages, da es wird der Brautkranz ſchmücken,

Dann fliegt's nicht frei umher von Ort zu Ort;
Am Boden bleibt's, und mit ihr ſeh' ich ſchreiten
Die Mutter, die ihr vors Geſicht ſofort
Den Schleier zieht, ſieht ſie mein Haus von weiten.

5. Zwei Bekannte.

Ich kannt' einmal zwei muntre alte Jungfern,
Die ganz benachbart meinem Hauſe wohnten.
Die beiden Hauben waren ſtets am Fenſter,
Und durch die Luft erklang
Gedämpft ihr frohes Schwatzen ſtundenlang.

Es glichen jene beiden weißen Häubchen
Unter den Blumen dort zwei Turteltäubchen.
Vier blanke Äuglein, bald hinabgewendet
Zur Straße, bald zum Dach,
Spähten den Vögelchen und Menſchen nach.

Faſt jeden Abend ging ich dort vorüber
Und hatte der zwei Dämchen Herz gewonnen.
Denn während Andre ſonſt mit Mädchen gingen,
Sahn ſie mich ſtets allein
Und dachten: Er muß arm und ehrbar ſein.

Auch ich war ihnen gut, und eines Tages.
Da an den Fenſtern die Staffage fehlte,
Fragt' ich nach ihnen: „Eine lieg' im Sterben,
Die andre auf den Knie'n,
Um aller Heil'gen Hülf' herabzuziehn."

Die Kranke ſtarb. Ein kurzes Epitaph nur
Am Kirchenthor, ein Seelengottesdienſt.
Die Andre kehrte dann ins Haus zurück,
Das eilig ſie verbarg
Schwarz, keuſch und enge, wie der Freundin Sarg.

Und beinah feſter noch geſchloſſen blieb es.
Als endlich ſich's der Sonne wieder aufthat,
Wie traurig ſtanden ungenetzt die Blumen!
Hinwelkend ſtarrt' umher
Die arme Alte — ach, und ſah nichts mehr!

Vergeſſen war auch ich. Nun ſchon ſeit Monden
Ändert' ich meinen Weg, ſo wie die Vögel,
Die erſt laut klagten ums verlorne Futter,
Dann flogen alle fort.
Die armen Blumen waren ganz verdorrt.

6. An meinen Erben.

Arm wie ein Kloſterbruder war ich lange,
Doch du biſt munter, ſchön, dir blüht die Wange;
Du biſt die Zukunft, Knabe,
Mein höchſt Geſetz, dem ich zu folgen habe.

Sterb' ich, mein Freund, ſo wird ein Schatz von Plagen
Zum Erbteil dir beſchert;
Doch mehr als Gold in deinen dunklen Tagen,
Das wiſſe, ſind ſie wert.

Die Illuſionen laſſ' ich dir und Träume,
Viel tauſend heitre Bilder und die Reime,
Die du gerührt wirſt leſen,
Deß denkend, dem ſein Alles du geweſen.

Mein Alter in der Locken goldnem Schimmer,
Viel ſiehſt und denkſt du ſchon,
Doch ſchlichen ſchmutz'ge Larven dir noch nimmer
Durchs Herz ins Blut, mein Sohn.

Das Beſte, was mir blieb, dir ſei's beſchieden:
Der Wunſch, den Himmel ſchon zu ſchaun hienieden,
Verachtung der Pedanten,
Den Hang, im Schmutz zu ſuchen nach Demanten.

Auch erbſt — vielleicht! — du etlich' alte Fäſſer,
Dante's Gedicht, nach dem ſo oft ich greife,
Und, daß dir Nachts die Arbeit fließe beſſer,
Eine famoſe Pfeife.

7. De profundis clamavi.

Die Stund' iſt's, wo die Vögel ſchlummertrunken
Die Köpfchen unter ihre Flügel ſtecken,
Auf allen Wieſen glühn Leuchtkäferfunken,
Die Grille ſingt ihr Nachtlied an den Hecken.

Die Luft durchſtreift ein Wind ſo ſchwach und träge,
Wie ungewiß des Ziels, in dumpfem Schweigen.
Es grüßt ihn träumeriſch auf ſeinem Wege
Der Wald, doch nicht mit ehrerbiet'gem Neigen.

Von ſchwachen, ſcheuen Blitzen kann ich ſehen
Das ferne Dunkel zuckend ſich erhellen.
Ein Liebeshauch ſcheint durch die Welt zu gehen,
Ein Laut des Mitleids ihm ſich zu geſellen.

Geh in dich, Herz! Andächtig iſt die Stunde.
In immer engern Kreiſen ſiehſt du ſchweifen
Den muntern Flug der Schwalben in der Runde;
Ein Neſtverlangen ſcheint ſie zu ergreifen.

Und ſo den Menſchen. In der bangen Stille,
Wenn ſich vom Sonnentod die Gipfel röten,
Beugt ſich dem Weltmyſterium ſein Wille
Und ſchwermutsvoll ſehnt er ſich anzubeten.

Geh in dich, Herz, mein armes Herz! O lerne
Dich ſammeln im Gebet! Gebet iſt Segen,
Kommt mit dem ſanften Strahl von jedem Sterne
Ein mildes „Ja" des Schöpfers uns entgegen.

Allmächt'ger, gib, o gib, daß nicht erkranke
Die Muſe, der ich ganz geweiht mich habe,
Der letzte Traum, den ich dem Leben danke!
Mein täglich Brot ja iſt die Liedergabe.

Führ mir den Bettler zu auf meiner Straße,
Der nur mich anblickt ohne laut zu heiſchen,
Und halt' den Tag mir fern, wo ich erblaſſe,
Weil leer die Hand muß ſeine Hoffnung täuſchen.

Gib, daß dem Volk in dieſen dürft'gen Hütten
Den Schlaf nicht ſtören böſer Wetter Tücken,
Daß ich bei ihnen ſtets ſei wohlgelitten,
Und daß die Älteſten die Hand mir drücken.

Laß mich zu dir den Blick vom Weltgetriebe,
Der Stern' und Blumen du erſchufſt, erheben!
Den Frieden gib mir und ein bischen Liebe,
Und, Herr mein Gott, laß mir den Knaben leben!

Der Rattenfänger von Hameln. Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Der Rattenfänger von Hameln. Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Michelangelo.

Von H. Knackfuß.

(Fortsetzung.) (Abdruck verboten.)

Nicht unter freudigen Verhältnissen malte Michelangelo die Deckenbilder der Sixtinischen Kapelle; das bezeugen die Berichte der Lebensbeschreiber und mehr noch seine eignen Briefe. Seine anfängliche Abneigung gegen die Arbeit, von der er sich durch den Umstand befand, daß er vom Papst, der 1510 gegen den König von Frankreich zu Felde zog, kein Geld bekommen konnte; dabei quälte ihn mehr noch als die eigne Lage die Sorge um das Wohl der Seinigen in Florenz; was

Abb. 22. Dekorative Figur an der Decke der Sixtinischen Kapelle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

erklärte, daß sie außerhalb seines Berufs läge, wurde gesteigert durch den Kampf mit den technischen Schwierigkeiten der Freskomalerei; als einmal während der ersten Zeit des Malens sich an einer Stelle Schimmelflecken zeigten, geriet der Meister in helle Verzweiflung. Doch lernte er bald das Verfahren in einer Weise beherrschen, wie es kein anderer besser gekonnt hat. Anhaltender war die bedrängte Lage, in welcher er von früherem Verdienst erübrigt und in einem Florentiner Hause angelegt hatte, stellte er seinem Vater zur Verfügung, und eine rührende Besorgnis für seine Brüder spricht aus seinen Briefen. Eine wahre Qual war die körperliche Anstrengung beim Malen an der Decke, mit stets in den Nacken gelegtem Kopf und aufwärts verdrehten Augen. Er selbst hat in einem Gedicht an einen Freund mit

Abb. 21. Von der Decke der Sixtinischen Kapelle: Die ersten Schöpfungstage. (Gesamtansicht.)
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

bitteren Scherzen geſchildert, in welchem Zuſtand ſich ſein Körper befinde, wenn er, gekrümmt wie ein ſyriſcher Bogen, das Geſicht von den herabträufelnden Farben bunt gemuſtert gleich einem reich eingelegten Fußboden, an dem Werke arbeite, von dem er nicht einmal einen guten Erfolg hoffe: „Ich ſtehe nicht am rechten Platz und bin kein Maler," ſind die Schlußworte des Gedichts. Seine Augen gewöhnten ſich ſchließlich ſo ſehr an die gewaltſame Verdrehung, daß er noch monatelang nach Vollendung der Malerei eines ſcharfen Sehens nur in der Richtung nach oben fähig war, ſo daß er beim Leſen von Briefen und beim Betrachten kleiner Zeichnungen

das Papier über seinen Kopf halten mußte. Als die Arbeit in Fluß gekommen war und einen guten Fortgang nahm, quälte ihn der Papst mit seiner Ungeduld, das Ganze fertig zu sehen. Einmal, so erzählt Vasari, gab Michelangelo auf die ungestüm drängende Frage des Papstes, wann er fertig sein würde, die treffende Antwort: „wenn ich damit zufrieden sein werde," worauf Julius II erwiderte, der Meister müsse es sich genügen lassen, wenn er, der

Abb. 24. Von der Decke der Sixtinischen Kapelle: Die Erschaffung der Pflanzen und der Himmelslichter. (Der obere Teil von Abb. 23.) Nach einer Photogr. von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertr. Hugo Grosser in Leipzig.)

Papst, zufrieden wäre. Im Herbst 1510 war der hauptsächlichste, aber räumlich kleinere Teil der Malerei, das Mittelfeld der Decke, vollendet, und im folgenden Jahre blieb dieser Teil eine Zeitlang, während Michelangelo die Kartons für das Übrige zeichnete, aufgedeckt, dem Papst und anderen zur Besichtigung. Zwei Jahre später wurde das Ganze fertig. Im Oktober 1512 konnte Michelangelo dies seinem Vater schreiben mit dem Zusatz, daß der Papst mit dem Werk zufrieden sei; er selbst dachte auch jetzt noch mehr an das Grab-

mal, als an die glücklich beendete Malerei: „die anderen Dinge," fügt er jener Meldung hinzu, „gehen mir nicht so gut; Schuld daran sind die Zeiten, die unserer Kunst" — damit meint er die Bildhauerkunst — „sehr ungünstig sind." — Gerade vier und ein halbes Jahr hatte die ganze Arbeit — mit Einschluß des ersten Versuchs mit den Apostelfiguren — gedauert; davon kamen zwanzig Monate auf das mühevolle Malen an der Decke selbst; den größeren Teil der Zeit nahmen selbstverständlich die Kartons in Anspruch, die mit der größten Genauigkeit gezeichnet werden mußten, da Michelangelo an der dicht über seinem Kopfe befindlichen Decke gar keinen Überblick über die großen Gestalten hatte, deren Verkürzungen sich — wie er gleichfalls in jenem Gedichte klagt — vor seinen Augen in der einen Richtung in die Länge dehnten und nach der anderen sich zusammenzogen.

Am 31. Oktober 1512 wurden die Gerüste aus der Sixtinischen Kapelle wegge-

Abb. 25. Von der Decke der Sixtinischen Kapelle: Die Erschaffung der Pflanzen. (Einzelfigur zu Abb. 24.) Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

räumt, und am folgenden Tag, dem Fest aller Heiligen, las der Papst die erste Messe in dem so herrlich geschmückten Raum.

Was dem Besucher der Sixtinischen Kapelle beim Betrachten der Deckenmalerei zuerst in die Augen fällt, ehe er noch dazu kommt, die überwältigende Wirkung der einzelnen Darstellungen zu empfinden, ist die geradezu unvergleichliche architektonische Gliederung, welche der Meister der großen zusammenhängenden Fläche der Decke gegeben und durch die er sich die Rahmen für seine Bilder geschaffen hat (s. d. Übersichtsblatt). An den gewölbten Seitenteilen der Decke steigt in jedem der zwölf Zwickel ein durch Kinderfigürchen, die wie die Architekturformen als Marmor gemalt sind, belebtes Pilasterpaar empor; ein durchgehendes Gesims, das die Pilaster miteinander verbindet, schließt den senkrecht gedachten Teil der Fläche ab und bildet die Umrahmung des wagerechten Mittelfeldes. Über den Pilasterpaaren der Langseiten ragen kräftige Aufsätze in das Mittelfeld hinein, und hinter oder über diesen Aufsätzen spannen sich, den Pilastern entsprechend, Marmorbalken quer über die Mittelfläche, die so in neun Bildfelder, vier größere und fünf kleinere, zerlegt wird. Dieses ganze baukünstlerische Rahmenwerk ist vollendet plastisch gemalt, aber seine ganze Anordnung schließt jeden Gedanken an die Absicht einer groben Augentäuschung aus; daß die Architektur nicht als eine wirklich zu denkende, sondern als eine ideale gelten will, erfährt seine höchste Bekräftigung dadurch, daß lebendige, in natürlichen Farben gemalte Menschengestalten den Schmuck der Aufsätze über den Pilasterpaaren bilden. Diese die Architektur bekrönenden Figuren, sämtlich nackte Jünglinge in der blühendsten Fülle der Kraft, sind die berühmten „Ignudi," die in der Wiedergabe des unverhüllten menschlichen Körpers das höchste bieten, was die Malerei jemals zu erreichen im stande gewesen ist. Äußerlich begründet ist das Vorhandensein dieser Gestalten dadurch, daß dieselben die Bänder halten, an welchen kreisrunde Erztafeln mit (nicht

mehr recht erkennbaren) inhaltlich nebensächlichen Bildchen befestigt sind; ihre wesentliche Bedeutung aber ist keine andere als diejenige des Schmückens. Die niederländischen Maler des vorhergegangenen Jahrhunderts schmückten die zierlichen Einrahmungen, mit welchen sie die reizenden kleinen Miniaturen fürstlicher Gebetbücher umgaben, mit fein gemalten Abbildungen von Nelken, Wickenblüten und ähnlichen zierlichen Naturerzeugnissen: Michelangelo gab der Umrahmung der gewaltigen Freskogemälde, welche in der vornehmsten Kapelle der Christenheit die Schöpfungsgeschichte erzählten, den denkbar großartigsten Schmuck, indem er die Krone der Schöpfung, den Menschen, in diesem Sinne verwendete. Und in der That, ein herrlicher Schmuck sind diese Gestalten; wie sie bald in der Ruhe, bald in lebhafter Bewegung die Pracht ihrer Glieder zeigen, sind sie wahre Offenbarungen von der Schönheit der Menschengestalt, und in ihrer, man kann nur sagen urweltlichen Größe und Erhabenheit stehen sie himmelhoch über allem Gewöhnlichen, Kleinen und Kleinlichen, das den Erdenbewohnern anhaftet; einzelne dieser großartigen Gestalten gehören zweifellos zu dem Schönsten und Formvollendetsten, was die Malerei in ihrer ganzen Geschichte aufzuweisen hat (Abb. 22).

Die Reihe der erzählenden Bilder nimmt ihren Anfang in dem der Altarwand zunächst liegenden Feld. Gott scheidet das Licht von der Finsternis, ist der Inhalt des ersten Bildes, das in verhältnismäßig engem Raum eine unendliche Größe entfaltet. Die überlebensgroße Gestalt des Schöpfers hebt sich empor, sie wird sozusagen plötzlich sichtbar, ihre Füße sind noch verborgen und schon erfüllt sie den ganzen Raum, den sie schräg durchschneidet, um mit gebietender Aufwärtswendung des Haupts und mit machtvoller Bewegung der Arme die Scheidung zwischen dem Licht und dem Dunkel auszusprechen (Abb. 23 unterer Teil). Das zweite Bild (Abb. 23 oberer Teil mit den Details Abb. 24, 25,

Abb. 26. Von der Decke der Sixtinischen Kapelle: Die Erschaffung der Himmelslichter. (Einzelfigur zu Abb. 24.)
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Großer in Leipzig.)

26) faßt zwei verschiedene Darstellungen in einer wunderbar wirkungsvollen Weise zusammen. Die Himmelsveste ist geschaffen. Über die Erde einher bewegt sich der Schöpfer, und ein Ausbreiten seiner Hand läßt Gras und Kräuter hervorsprießen; seine Bewegung ist kein Schweben, ist kein Fliegen; es ist ein Getragensein von eigner Kraft, ein Durchsausen des Weltenraums. Das Schrankenlose dieser Sturmesbewegung wird dem Beschauer doppelt fühlbar dadurch, daß die ganz verkürzt gesehene Gestalt sich von ihm abwendet, man glaubt, sie müsse gleich den Blicken entschwunden sein (Abb. 25). Das Planmäßige der Bewegung aber wird in einer ganz unvergleichlichen Weise verbildlicht dadurch, daß dieselbe Gestalt von der anderen Seite wieder in den Bildraum hineinsaust; ganz von vorn gesehen, zeigt Jehovah hier zuerst dem Beschauer die schreckliche Majestät seines Antlitzes (Abb. 26). Die Arme ausspannend über ungemessene Weiten, gebietet er, ohne in der Bewegung inne zuhalten, der Sonne und dem Mond, an ihren bestimmten Stellen zu sein. Diesesmal erscheint Gott nicht mehr allein; Engel sind inzwischen geworden, die sich seiner Bewegung anschließen und den Schöpfer und seine Werke staunend bewundern. Das dritte Bild (Abb. 27 unterer Teil) zeigt den Schöpfer, von Engeln begleitet, über der Wasserfläche schwebend; seine Linke streckt sich aus, die Rechte hebt sich empor, und im Wasser regt sich das Tierleben. — Von nun an wird die Erde der Schauplatz der Darstellungen. Die Bewegung des Schöpfers, die im ersten Bilde als eine mächtig aufwärtssteigende, dann als eine das Weltall durchkreisende — stürmisch im zweiten, etwas ruhiger im dritten Bilde — erschien, verwandelt sich im vierten Bild (Abb. 27 oberer Teil) in eine abwärtsschwebende: Gott läßt sich auf die Erde hernieder, um den Menschen ins Dasein zu rufen. Es ist der letzte Tag der Schöpfungsarbeit; in einer halb ruhenden Stellung, von den begleitenden Engeln gestützt, begibt sich Jehovah an die Vollendung des Werks. Dieser zur Ruhe neigende Jehovah ist eine der allergewaltigsten Schöpfungen von Michelangelos fast übermenschlich zu nennender Erfindungskraft: man sieht, es ist nicht das Bedürfnis, sondern der Wille zu ruhen, was hier dargestellt ist; auch in der Lage eines Ruhenden bewegt die Gestalt des Schöpfers sich aus ureigner Kraft vorwärts, die tragenden Engel werden von dieser Kraft mitgenommen. Zu einem wunderbaren Gegensatz hierzu steht die Gestalt des Erschaffenen, welche die Kraft sich zu bewegen eben erst empfängt. Auf der Erde, die in erhabener Einfachheit durch zwei hintereinander ansteigende Berglinien angedeutet ist, ruht der Leib des ersten Menschen; Jehovah streckt die Rechte aus, und wie sein Finger den Finger des Menschen berührt, wird in dem Leib die Seele lebendig; der Oberkörper der prachtvollen Riesengestalt richtet sich langsam auf, noch schwer lastend auf dem stützenden rechten Arm, zugleich zieht das linke Bein sich an, um das Aufstehen vorzubereiten, der Kopf hebt sich empor und wendet sich, der erste Blick der geöffneten Augen schaut das Angesicht Gottes (Abb. 28). Dieses Erwachen aus der Leblosigkeit zum Leben ist ebenso einzig, ebenso urgewaltig geschildert, wie die Unbegrenztheit ewiger Kraft in den Gestalten des schaffenden Gottes. Michelangelos Schöpfungsbilder überragen auf einsamer Höhe unermeßlichweit alles, was vorher und nachher an Versuchen, das Unbegreiflichste in begreifliche Formen zu kleiden, gemacht worden ist. Den Schluß der Schöpfungsbilder macht die Erschaffung der Eva. Der Herr ist auf die Erde herabgestiegen; auf dem Boden wandelnd naht er sich dem Geschöpf nach seinem Ebenbilde. Mahnender Ernst und wohlwollende Milde zugleich sprechen aus seinem Angesicht, wie er die Rechte erhebt; und dem gebietenden Zuge dieser Hand folgend, erhebt sich aus der Seite des in tiefen Schlaf versunkenen Adam das Weib; mit freudiger Dankbarkeit begrüßt sie das Leben, sie neigt sich zum Niederknieen und streckt die gefaltenen Hände anbetend dem Geber des Daseins entgegen (Abb. 29). Das folgende Bild vereinigt die beiden Darstellungen der Sünde und der Strafe des ersten Menschenpaars. Auf der einen Seite sehen wir die beiden Prachtgestalten des Adam und der Eva unter dem Baum der Erkenntnis; das Weib sitzt zu den Füßen des Mannes am Boden, den Rücken gegen den Baum gekehrt; die Versuchung naht heimlich, überraschend. Die Schlange, deren Körper oben in Weibesgestalt übergeht, hat sich am Stamm des Baumes emporgeringelt, der Frauenleib setzt zwischen den Ästen die schleichende Bewegung fort und das Haupt

Abb. 27. Von der Decke der Sixtiniſchen Kapelle: Der fünfte und ſechſte Schöpfungstag.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

verbirgt ſich im Schatten der dichten Zweige. Man glaubt zu hören, wie die Verſucherin der Eva leiſe zuruft; dieſe wendet den Kopf, und beim Anblick der Frucht, die jene ihr hinhält, ſtreckt ſie auch ſchon begehrlich die Hand aus, um dieſelbe anzunehmen; und da das Gebot einmal übertreten iſt, greift Adam ohne Zaudern in die vollen Zweige. Der Erkenntnisbaum bildet die Abgrenzung der beiden Bildhälften gegeneinander. In einer eigentümlich wirkungsvollen Zuſammenſtellung erſcheint unmittelbar neben der Verſucherin der Racheengel, und wie jene in geſchmeidiger Bewegung die verbotene Frucht hinabreicht, ſo ſtreckt dieſer mit wuchtiger Kraft das richtende

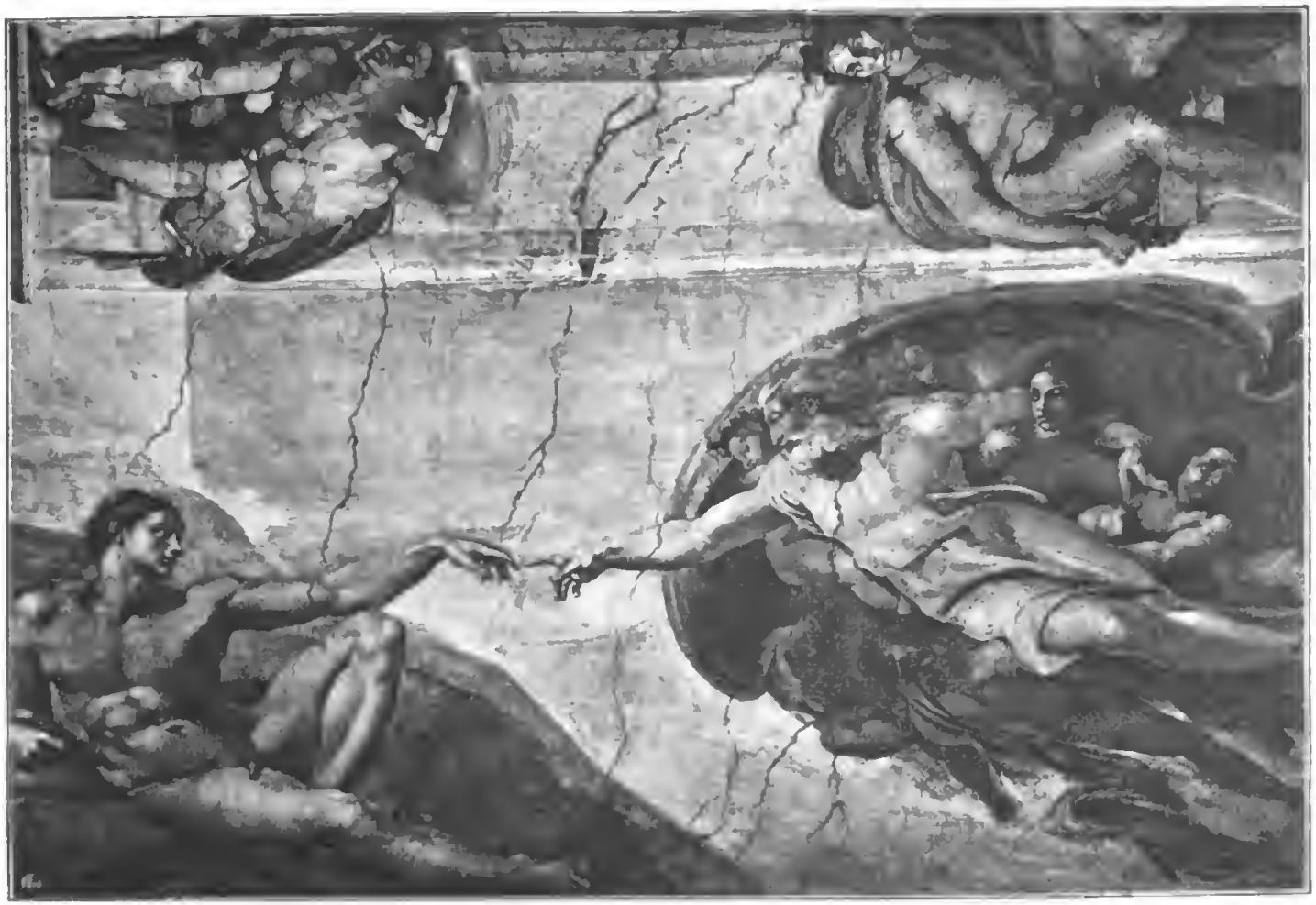


Abb. 28. Von der Decke der Sixtiniſchen Kapelle: Die Erſchaffung Adams.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Schwert gegen die der Strafe verfallenen Menſchen aus. Voll Schmerz und Zerknirſchung einander anblickend, der Mann mit einer Geberde leidenſchaftlicher Klage, in ſchamvoller Verzweiflung das Weib, ſo verläßt das erſte Menſchenpaar das Paradies. Unvergleichlich in ihrer Einfachheit und Größe iſt die Andeutung der Landſchaft: auf der Paradiesſeite genügen einige leichte Bewegungen der Linie, welche die Erde gegen den Himmel abgrenzt, um

Abb. 29. Von der Decke der Sixtiniſchen Kapelle: Die Erſchaffung des Weibes.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

im Verein mit den herabhängenden dichten Zweigen des Baumes den Eindruck geſegneter Üppigkeit hervorzurufen; bei der Verſtoßung verläuft der Erdboden in eine kahle Ebene, die den Eindruck troſtloſer Öde hervorruft (Abb. 30). — Die drei letzten Bilder der Reihe verlaſſen den überlebensgroßen Maßſtab; hier werden irdiſche Begebenheiten in Figuren von natürlicher Größe dargeſtellt. Den Anfang macht das Opfer Kains und Abels, als der Beginn des Verſinkens der Menſchheit in Sünde. Das Bild erſcheint beim erſten Anblick befremdlich durch ſeinen Figurenreichtum; der Künſtler hat angenommen, daß Adams Familie ſchon zahlreich geworden iſt zu der Zeit, wo die beiden Opfer dargebracht werden. Adam und Eva ſtehen, hochbetagt, hinter dem aufgebauten Altar; Abel ſtreut die Feldfrüchte in die Opferflamme, Kain ſchickt ſich an, den Widder zu ſchlachten, während andere noch weitere Opfertiere herbeibringen, Holz zum Feuer tragen und das Feuer anblaſen (Abb. 31 unterer Teil). Dann folgt die Sintflut. Verzweifelte Menſchen erklimmen die letzten aus dem Waſſer ragenden Höhen; Mütter tragen ihre Kinder, Männer ihre Weiber hinauf, andere haben ſich mit Habſeligkeiten beladen; mühſam ſchleppt ein kräftiger Greis den lebloſen Körper ſeines erwachſenen Sohnes auf ein kleines Eiland, auf dem eine Anzahl ſchon früher angelangter Flüchtlinge ein Zelt aufgeſchlagen hat, unter dem ſie in dumpfer Hoffnungsloſigkeit das ſteigende Waſſer anſtarrt; weiter in der Ferne drängen ſich einige in Kähnen, die gleich verſinken müſſen; ganz

Abb. 30. Von der Decke der Sixtinischen Kapelle: Der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

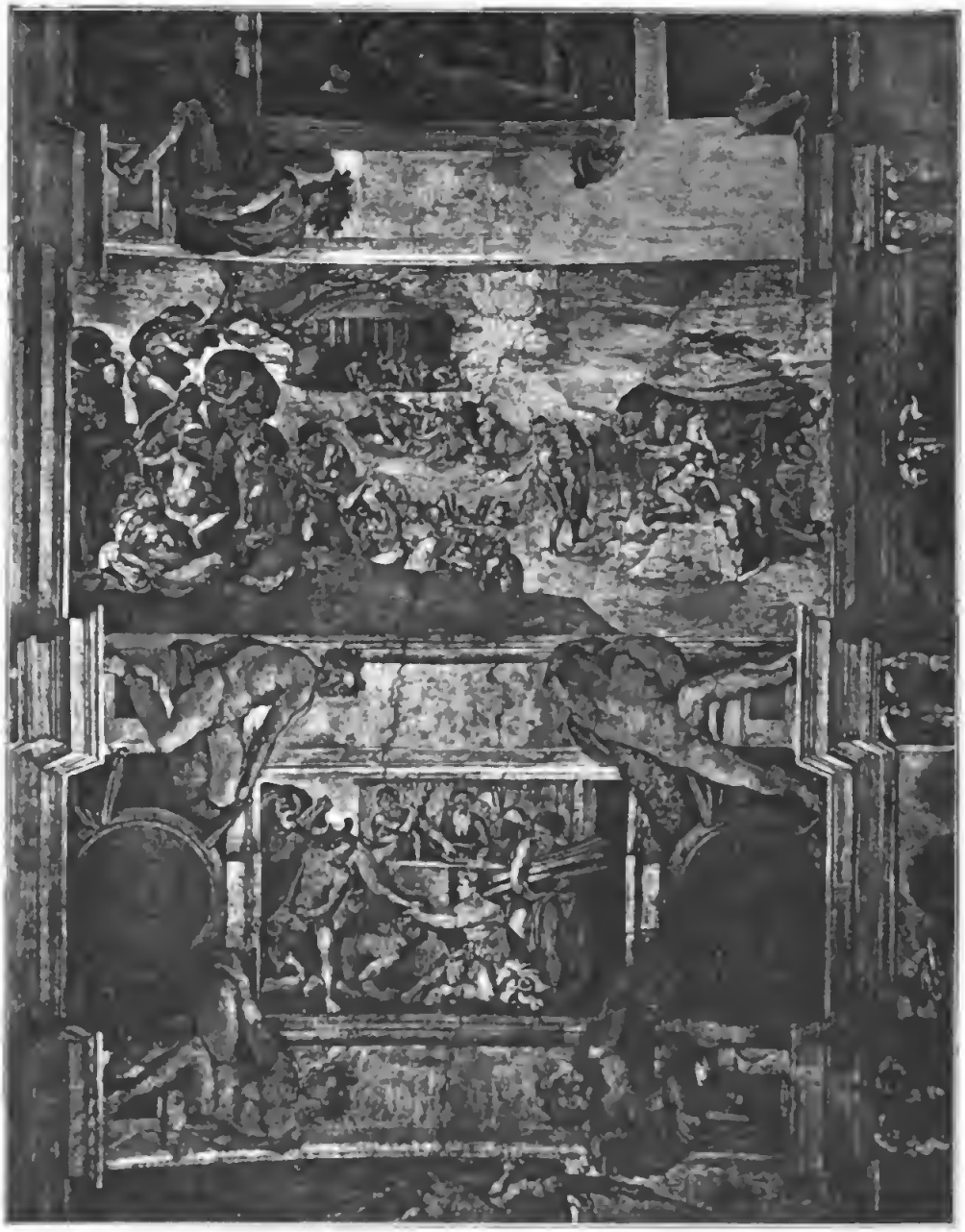


Abb. 31. Von der Decke der Sixtiniſchen Kapelle: Das Opfer der Söhne Adams; Die Sintflut.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

im Hintergrund des Bildes, auf dem kein Horizont die endloſe Waſſerfläche begrenzt, ſchwimmt die Arche (Abb. 31 oberer Teil). Den Schluß der Bilderreihe macht die Darſtellung des trunkenen Noah mit ſeinen Söhnen, von denen der eine ihn verſpottet: auch die aus der großen Flut Geretteten ſind im Banne der Sünde, und das von dem zweiten Stammvater ausgehende Menſchengeſchlecht bedarf der Erlöſung.

Daß die Erlöſung kommen würde, ward dem Menſchengeſchlecht verheißen, und die gottbegnadeten Seher, durch deren Mund die Verheißung ausgeſprochen wurde, ſind es, deren Geſtalten ringsum an der Decke in dem Architekturgerüſt, welches das Mittelfeld einfaßt, erſcheinen. Jedes der gemalten Pfeilerpaare in den zwölf Zwickelfeldern wird durch eine Marmorwand und einem Marmorſitz derartig verbunden, daß das Ganze

gleichſam einen mächtigen Thron bildet. In dieſen Thronniſchen ſitzen die Propheten und Sibyllen, zu denen ſich, um ihre Verbindung mit der überirdiſchen Welt anzudeuten, jedesmal ein Paar von Engelkindern geſellt. Die Annahme, daß dem Heidentum durch die Sibyllen ähnliche Vorherverkündigungen des Erlöſers zu teil geworden ſeien, wie dem Judentum durch die Propheten, war ſchon im Mittelalter ausgeſprochen worden; wenn die Kirche dieſe Anſicht auch niemals förmlich anerkannte, ſo mißbilligte ſie dieſelbe doch nicht, und die heidniſchen Sibyllen als Gegenbilder der jüdiſchen Propheten hatten ſchon vor der Renaiſſancezeit in der chriſtlichen Kunſt einen Platz gefunden, wie ja auch in dem ergreifenden alten Kirchenliede „Dies irae“ neben David die Sibylle als Zeugin des kommenden Weltgerichts genannt wird. Gewöhnlich werden zehn verſchiedene Sibyllen aufgezählt. Michelangelo hat ſich mit der Zahl der Propheten und Sibyllen nach den vorhandenen Räumen gerichtet. Er ließ an den beiden Langſeiten der Decke die männlichen Geſtalten mit den weiblichen abwechſeln, und zwar in der Weiſe, daß jedesmal ein Prophet und eine Sibylle einander gegenüberſitzen; an die beiden Schmalſeiten malte er Propheten. Es ſind im ganzen alſo ſieben Propheten und fünf Sibyllen. Die Namen der doppelt lebensgroßen Geſtalten ſind auf Täfelchen zu leſen, welche unterhalb der Fußbank eines jeden Thrones ein Engelknabe über ſeinem Kopfe hält. Durch dieſe Inſchriftträger wird das unterſte ſpitzige Ende eines jeden Zwickelfeldes auf das trefflichſte ausgefüllt; die neben den Thronpfeilern übrig bleibenden dreieckigen Felder an den Spitzen der Gewölbekappen ſind mit lediglich deko-

Abb. 32. Von der Decke der Sixtiniſchen Kapelle: Der Prophet Jeremias.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Abb. 33. Von der Decke der Sixtiniſchen Kapelle: Die Libyſche Sibylle (nebſt den in das Mittelfeld der Decke hineinreichenden dekorativen Geſtalten).
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

rativen Figuren ausgefüllt, die in dunklen Bronzetönen gemalt ſind (ſ. d. Überſichtsblatt u. Abb. 12). Wenn es ſtatthaft wäre, von einem Übertreffen der Schöpfungsbilder Michelangelos zu ſprechen, ſo könnte man ſagen, daß dieſelben überboten ſeien durch die mächtigen Geſtalten der Seher und Seherinnen, die bis in das tiefſte Innere der Seele von der ihnen zu teil gewordenen Offenbarung ergriffen ſcheinen, die in ihrem ſtummen Daſitzen Empfindungen gewahren laſſen, wie der gewöhnliche Sterbliche ſie nicht mitempfinden, ſondern nur mit ehrfurchtsvollem Schauer ahnen kann; ſie entrücken den Beſchauer dem alltäglichen Daſein und laſſen ihn teilnehmen an einem über-

menschlich großartigen, von unergründlichen Geheimnissen erfüllten Seelenleben. — Gleich neben dem ersten Schöpfungsbilde erblicken wir zwei der allerherrlichsten unter diesen unvergleichlichen Gestalten. Rechts (vom Altar aus) sitzt der Prophet Jeremias, das ergreifende Bild eines Mannes, dessen thatkräftigen Körper die Last der schweren Gedanken niederbeugt; man sieht in ihm, wie Vasari treffend sagt, „die Schwermut, das Grübeln, das Nachsinnen und den bitteren Gram um seines Volkes willen." Seine Empfindungen spiegeln sich wieder in Haltung und Antlitz der Engelknaben, welche hinter seinen Achseln stehen (Abb. 32). Die Sibylle ihm gegenüber, an der linksseitigen Anwölbung der Decke, ist als die libysche bezeichnet. Die Tochter der afrikanischen Wüste erscheint in fremdartiger Tracht. Sie ist ganz von innerer Glut erfüllt; sie hat die Niederschrift ihrer Eingebung vollendet, und um das große Buch beiseite zu legen und zu schließen, dreht sie sich mit lebhafter Bewegung auf dem Sitze um, hält aber dabei den Kopf nach dem Beschauer hingewendet, abwärts über die Schulter blickend. Geheimnisvoll raunen die Engelkinder miteinander, welche sie begleiten (Abb. 33). Auf Jeremias folgt die persische Sibylle, die, im Gegensatz zu der jugendkräftigen Libyerin, als eine uralte Matrone dargestellt ist; sie ist tief eingehüllt in faltenreiche Gewänder, und mit gekrümmtem Nacken hält sie die Schrift, wie um sie zu überlesen, dicht vor ihre Augen. In der Blüte der Jugend erscheint ihr gegenüber Daniel, der mit glühendem Eifer den Inhalt des Buches, das er auf dem Schoße hält und zu dessen Unterstützung einer der Engelknaben sich zwischen seine Knie gestellt hat, auf einer seitwärts stehenden Tafel auf einzelne Blätter überträgt (Abb. 34). Die cumäische Sibylle, welche auf Daniel folgt, ist wieder eine alte Frau; aber ihr Alter ist nicht das einer gebrechlichen Greisin; sie ist nicht von der Art gewöhnlicher Sterblicher, sie ist ein Riesenweib, das einem längst vergangenen Geschlecht entstammt, das Jahrhunderte kommen und gehen gesehn hat. Fast mit Scheu blicken die Engelknaben in das Buch, in welchem die Vorweltriesin blättert, jenes Buch, in dem die Geschicke Roms verzeichnet waren (Abb. 35). Während diese Sibylle mit eisiger Ruhe ihre Schicksalssprüche liest, ist der Prophet Ezechiel ihr gegenüber von flammender Begeisterung erfaßt; seine kräftige Gestalt, die an der Grenze des Mannes- und des Greisenalters steht, ist von Bewegung durchzittert, sein Kopf wendet sich mit einer Heftigkeit, welche das morgenländische Schultertuch flattern macht, dem aufwärts deutenden Engelknaben zu, die linke Hand ist mit der Schriftrolle herabgesunken, während die rechte sich öffnet, wie um mit lebhafter Geberde die Worte einzuleiten, welche von den erhabensten Gesichten reden sollen. In wirksamem Gegensatz zu diesem Feuer steht die kalte Ruhe der nächsten Figur; es ist die erythräische Sibylle, die jüngere Nachfolgerin der cumäischen, ein muskelstarkes Weib gleich jener, aber doch nicht von so übermenschlich gewaltigen Formen; sie schlägt mit unerschütterlicher Gelassenheit die Blätter des Schicksalsbuches der ewigen Stadt um, während der Engelknabe über ihrem Haupt eine Lampe mit seiner Fackel entzündet (Abb. 36). Der erythräischen Sibylle gegenüber ist der Prophet Jesaias dargestellt in dem Augenblick, wo er die göttliche Offenbarung empfängt. Der Prophet, ein noch jugendlicher Mann, hat in einem Buche geforscht; er war ganz versunken in das Forschen, sein Haupt ruhte in der aufgestützten linken Hand. Da sind die Himmelsboten herabgestiegen, der eine der lieblichen kleinen Engel, dessen Gewand noch in der Luft flattert, läßt sich an der Schulter des Mannes nieder, um ihm verborgene Wahrheiten zuzuflüstern; und nun schließt sich das Buch, der Kopf hebt sich empor aus der stützenden Hand und wendet sich nach dem Engel hin; die ganze Seele des Mannes lauscht, man glaubt zu sehen, wie er den Atem anhält (Abb. 37). Auf Jesaias folgt die delphische Sibylle. Sie hebt ihre Schriftrolle empor mit einer Bewegung, als ob sie sich scheue, deren Inhalt der heidnischen Welt mitzuteilen; die heilige Begeisterung, welche die Seherin ergriffen hat, läßt ihre Augen leuchten und durchschauert die feierlich dasitzende Gestalt mit einer unwillkürlichen Bewegung. Ein Windstoß treibt die unter dem Kopftuch der Seherin hervorwallenden Locken in die Höhe und macht die Haare der beiden Engel flattern, von denen der eine sich in das Buch der Weissagungen

Abb. 31. Von der Decke der Sixtinischen Kapelle: Der Prophet Daniel.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

vertieft (Abb. 38). Die delphische Sibylle gibt der linksseitigen Reihe der Seher und Seherinnen einen Schluß, der ebenso prächtig ist wie der Anfang; diese wundervolle Gestalt steht der libyschen Sibylle an malerischer Schönheit nur wenig nach, an Formenschönheit ist sie ihr fast überlegen. Michelangelo fand selten Gefallen daran, weibliche Schönheit zu verbildlichen; wo er aber solche als dem Inhalt seiner Gedanken entsprechend darstellen wollte, da that er es mit Meisterschaft; und er wollte sie darstellen, wie früher bei den verschiedenen Madonnenbildern, so hier bei der Vertreterin Griechenlands. Den Schluß der rechtsseitigen Reihe macht der Prophet Joel. Er ist ein nubärtiger Mann mit hoher Stirn und ergrauendem Haar; seine Augen fliegen über die Schriftrolle, die er mit beiden Händen hält, Kopf und Haltung bezeichnen eine Persönlichkeit, die zu entschlossenem Handeln bereit ist, die laut und rückhaltlos die Worte der Zukunft verkündigen wird. Über der Eingangswand der Kapelle erscheint der Prophet Zacharias. Diese ehrwürdige Greisengestalt mit kahlem Schädel und langem Bart, die mit unerschütterlicher Ruhe Blatt für Blatt in dem Buche der Strafen und der Verheißungen umschlägt, ist vielleicht die allerschönste unter all diesen erhabenen Gestalten. Die beiden Engel stehen in schweigender Ehrfurcht hinter dem Rücken des Greises, sie halten einander umschlungen und blicken über seine Schulter in das Buch (Abb. 39). Die überall durchgeführte Anordnung, daß zwischen den einander gegenüber befindlichen Gestalten eine lebhafte Wechselwirkung durch Gegensätze besteht, kommt am sprechendsten zur Geltung bei den beiden Propheten der Schmalseiten.

Abb. 35. Von der Decke der Sixtiniſchen Kapelle: Die Cumäiſche Sibylle (mit dem Anſchluß an das Mittelfeld der Decke).
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Über der Altarwand, alſo dem Zacharias gegenüber, iſt Jonas dargeſtellt; wie jener der ruhigſte, ſo iſt dieſer der bewegteſte von allen; jener iſt ganz eingehüllt in die weiten Falten von Rock und Mantel, dieſer entbehrt des Gewandes. Jonas iſt dargeſtellt in dem Augenblick, wie er aus dem Rachen des Meerungeheuers, das ſeitwärts, ein Gegenſtand des Staunens für die Engelknaben, ſichtbar wird, wieder ans Licht gekommen iſt. Noch nicht ganz Herr ſeiner Glieder, hat er den Oberkörper hintenüber geworfen und atmet mit tiefen Zügen die Himmelsluft ein; mit Blicken unausſprechlichen Dankes wendet ſich ſein Kopf nach oben, und der Prophet erſchaut die verheißungsvolle Bedeutung ſeiner Geſchichte.

Die Geſchichte des Jonas hat von jeher

Überf
Nach

chtsblatt über M
einer Photographie

Abb. 36. Von der Decke der Sixtinischen Kapelle: Die Erythräische Sibylle (mit dem Anschluß an das Mittelfeld der Decke).
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

als eine Vorbedeutung der Auferstehung Christi gegolten; es ist daher nicht Zufall, daß Michelangelo ihm den Platz über dem Altar angewiesen hat.

Das Bild des Jonas, der nicht sowohl durch seine Worte, als vielmehr durch seine Erlebnisse Prophet ist, leitet hinüber zu den Bildern, in denen vorbedeutende Begebenheiten aus der Geschichte des alten Bundes geschildert sind. In den gewölbten Zwickelfeldern, welche in den vier Ecken der Kapelle aus der Verschmelzung von je zwei Stichkappen entstehen (siehe das Übersichtsblatt), hat Michelangelo Ereignisse dargestellt, welche als Errettungen des auserwählten Volkes von drohendem Untergang

Abb. 37. Gleichzeitige Zeichnung nach Michelangelos Prophet Jeſaias an der Decke der Sixtiniſchen Kapelle. Im Muſeum zu Weimar.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

einen vorbildlichen Hinweis auf die Erlöſung enthalten; die bildliche Wiedergabe dieſer Ereigniſſe ſchließt ſich dem Sinne nach unmittelbar an die bildliche Darſtellung der Vorherverkündiger des Erlöſers an. Links von Jonas iſt die Erhöhung der ehernen Schlange in der Wüſte dargeſtellt, eine Begebenheit, welcher die beſondere Bedeutung innewohnt, daß ſie nach den Worten des Heilands ſelbſt ein Vorbild der Erhöhung Chriſti am Kreuze iſt. Die größere Hälfte des Gemäldes, das ſich in dem beſchränkten und unbequemen Raum in überaus großartiger, überſichtlicher Kompoſition entfaltet, wird durch die Opfer der feurigen Schlangen eingenommen; die Unglücklichen, welche nicht nach dem aufgerichteten Heilszeichen hinblicken, ſuchen in ausſichtsloſer Flucht ſich vor den vom Himmel herabregnenden Schlangen zu retten oder in verzweifeltem Ringen ſich der todbringenden Umſchlingungen zu erwehren; in einem ſchrecklichen Knäuel haſten und ſtürzen ſie durcheinander. In einem wunderbar wirkungsvollen Gegenſatz zu dieſer wildbewegten Gruppe der dem Verderben Verfallenen ſteht an der anderen Seite des Bildes das zuſammengeſcharte Häuflein der Gläubigen; die unverſehrt Daſtehenden und die ſchon getroffen am Boden Liegenden, aber im Glauben noch Rettung Findenden bilden eine enggeſchloſſene Gruppe, deren ruhige Umrißlinie nur durch die in der Richtung der Blicke nach der am Pfahle hängenden Erzſchlange emporgeſtreckten Hände unterbrochen wird (Abb. 40). Nach der zeitlichen Reihenfolge der Begebenheiten folgt auf dieſes Bild aus der Zeit der Wanderſchaft der Iſraeliten das ihm gegenüber, links vom Eingang befindliche Gemälde, eine Darſtellung aus den Kämpfen mit den feindlichen Stämmen, welche den Iſraeliten den Beſitz des gelobten Landes ſtreitig machten: die Beſiegung des Philiſters Goliath. Der Rieſe liegt von dem Steinwurf des Hirtenknaben niedergeſtreckt am Boden; über den ſchweren Körper des Gefallenen, der vergebliche Anſtrengungen ſich aufzurichten macht, ſchreitet David und holt mit dem Schwerte aus, um ihm das Haupt vom Rumpfe zu trennen. Die Geſtalt Davids hebt ſich von der hellen Wand eines Zeltes ab, zu deſſen Seiten die Krieger dem Vorgang mit Spannung zuſchauen. An dieſe Darſtellung reiht ſich die daneben, rechts vom Eingang befindliche; in der Tötung des Holofernes wird hier ein Bild aus der Zeit der Bedrängniſſe durch die Aſſyrier vorgeführt. Judith ſteht auf der Schwelle des Gemachs, außerhalb deſſen man in einiger Entfernung den eingeſchlafenen Wächter gewahrt, und wirft einen Blick zurück auf den Leichnam des Holofernes, während ſie ſich anſchickt, den von der Magd aufgenommenen Korb mit dem abgeſchlagenen Haupt des Feindes mit einem Tuch zu verhüllen. Das gegenüberſtehende Bild, an der rechten Seite der Altarwand, verſetzt uns in die Zeit der Perſerherrſchaft. Die

Abb. 38. Von der Decke der Sixtinischen Kapelle: Die Delphische Sibylle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Beſtrafung Hamans iſt hier in einer dreiteiligen Kompoſition dargeſtellt. In der einen Bildecke erblicken wir den König Ahasver auf ſeinem Ruhebett, wie er, nachdem er aus den alten Jahrbüchern von den Verdienſten des Mardochai gehört hat, ſich aufrichtet, um zu befehlen, daß dieſer geehrt werde; auf der anderen Seite ſehen wir das Mahl bei der Königin Eſther, wie dieſe dem König den Haman als Feind ihres Volkes bezeichnet; die Mitte des Bildes nimmt die Geſtalt des gekreuzigten Haman ein. In der Verkürzung dieſer Geſtalt — das Kreuz ſteht ſo, daß man es von der Seite ſieht — erblickt Vaſari das Meiſterſtück in der Überwindung der größten Schwierigkeit der Malerei; in der That hatte niemand vor Michelangelo es vermocht, eine derartige Körperhaftigkeit gemalter Figuren auch in ganz verkürzten Anſichten zu erreichen.

Der Inhalt des geſamten Bilderkreiſes erhält ſeine Ergänzung zu einer erſchöpfend vollſtändigen Verbildlichung der Vorgeſchichte der Erlöſung durch die Darſtellung der leiblichen Vorfahren Chriſti. Dieſe Darſtellungsreihe hat in den Wandlünetten, welche die Fenſterbogen einſchließen, und in den dreieckigen Feldern der Stichkappen ihren Platz gefunden (ſ. d. Überſichtsblatt). Die Namen der zweiundvierzig Glieder des Stammbaums, welche der Evangeliſt Matthäus aufzählt, hat Michelangelo auf viereckigen Tafeln verzeichnet, die mit ihrer Umrahmung ein jedes Bogenfeld in zwei Hälften teilen. Er hat aber darauf verzichtet, die Geſtalten, mit welchen er dieſe Namenstafeln umgab, als die geſchichtlichen Träger beſtimmter Namen zu kennzeichnen. Er ſchilderte an dieſen Stellen in Familiengruppen, welche im Gegenſatz zu den von

Abb. 39. Von der Decke der Sixtiniſchen Kapelle: Der Prophet Zacharias.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

überirdiſchem Geiſte erfüllten Geſtalten der Seher mehr ein allgemeinmenſchliches Gepräge tragen, den Schmerz und die Hoffnung der auf den Erlöſer harrenden Menſchheit. Die Reihe begann in den beiden Bogenfeldern der Altarwand; die hier befindlichen Darſtellungen aber mußten ſpäter dem über dieſe ganze Wand ausgebreiteten Gemälde des Jüngſten Gerichts weichen. Daher kommt es, daß jetzt die Namen, welche wir an den erſten Stellen, rechts und links zunächſt der Altarwand, leſen, diejenigen von Aminadab und von Naaſſon ſind; die ſieben erſten Namen waren auf den zerſtörten Feldern angebracht. In den vierzehn noch vorhandenen Bogenfeldern iſt jedesmal eine Familie in der Weiſe angeordnet, daß in der einen Hälfte der Lünette der Mann, in der andern die Frau ſitzt. In den acht dreieckigen Feldern der Gewölbkappen erſcheint jedesmal eine Familie zu einer engen Gruppe zuſammengeſchloſſen. — Es iſt leicht erklärlich, daß beim Betrachten der Deckenmalereien in der Sixtiniſchen Kapelle der Blick von den überwältigenden Geſtalten der Propheten und Sibyllen derartig gefeſſelt wird, daß man es verſäumt, den zwiſchen und unter ihren Reihen in den Feuſterniſchen gemalten Gruppen der Vorfahren Chriſti — denn ſo müſſen wir im allgemeinen dieſe Figuren bezeichnen, wenn ſie auch im einzelnen namenlos bleiben — die gebührende Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Und doch haben ſie ein ſehr hohes Anrecht auf die aufmerkſamſte Beachtung. Es iſt geradezu wunderbar, wie der Meiſter es verſtanden hat, in einer Anzahl von gleichmäßig angeordneten Kompoſitionen, die ohne Handlung nur der Ausdruck einer im weſentlichen ſich gleich bleibenden Stimmung ſind, eine Fülle von Abwechſelung zu bringen, in jeder Gruppe trotz aller Gleichartigkeit ein Bild von neuer und feſſelnder Wirkung zu ſchaffen. In den

Darstellungen der Bogenfelder läßt sich ein allmähliches Abwandeln der Empfindungen verfolgen, von der dumpfen Trostlosigkeit jener Zeiten an, denen die Ankunft des Erlösers noch in unermeßlicher Ferne liegt, bis zu denen, welche sie nahe bevorstehn sehen. Auf dem ersten der noch vorhandenen vierzehn Bilder, rechts von der Altarwand, sehen wir einen Mann, der in regungslosem Brüten vor sich hinstarrt, und ein Weib, das schwer in sich zusammen gesunken ist; die Hoffnung liegt so fern, daß ihr Schimmer die Gemüter der Menschen noch nicht zu erhellen vermag. Im nächsten Bilde, gegenüber dem ersten, hat die Frau sich

Abb. 40. Gleichzeitige Abbildung (nach dem Karton) von Michelangelos Gemälde „Die eherne Schlange" an der Decke der Sixtinischen Kapelle. In der Albertina zu Wien.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

aufgerichtet; sie scheint ihren Mann darauf aufmerksam zu machen, daß trostgewährende Verheißungen niedergeschrieben worden seien, und dieser starrt von weitem in das Buch. Das nächste Paar erscheint in der Gestalt müder Pilger, gleich als ob sie sich aufgemacht hätten, dem verheißenden Ziel entgegenzugehen; der Mann stützt sich auf seinen Stab und schaut in die Ferne, ermattet läßt das Weib, dem ein Säugling in den Armen ruht, den Kopf sinken. Man mag bei den Pilgern auch an eine geschichtliche Andeutung denken: die Namen der entsprechenden Tafel leiten aus der Zeit des Umherirrens in der Wüste in die Zeit der Richter über. In der folgenden Gruppe äußert sich schon mehr inneres Leben. Mit tiefem Ernst zwar, aber doch gehobenen Hauptes, blickt die königlich stolze Gestalt des Mannes, bei dem die Namenreihe der Könige beginnt, vor sich hin; das Weib arbeitet mit Emsigkeit; man fühlt, daß ihre Gedanken kreisen wie die Garnwinde, welche sie handhabt. Das folgende Paar hingegen — bei den Namen der sündhaften Könige Roboam und Abias — erscheint wieder in tiefste Niedergeschlagenheit versunken; die Frau läßt den Kopf schwer zur Seite hängen, der Mann birgt, völlig gebrochen, sein Gesicht zwischen den Knieen. An der Seite des Mannes erscheint hier, und ebenso in dem vorhergehenden Bilde, ein teilnahmsvoll blickendes größeres Kind. Die Kindergestalten fehlen von jetzt ab in keinem der Bilder, und ihr harmloses Wesen bringt häufig eine wohlthuende Milderung in den schweren Ernst der Stimmung. In dem nächsten Bild drängt sich eine ganze Schaar von Kleinen um die Mutter und läßt sie unter ihren Liebkosungen die Schwermut auf einen Augenblick vergessen; auch der Mann, der sich mit Schreiben beschäftigt, scheint frei von allzu düsteren Empfindungen; die Namen der Könige Asa und Josaphat, die thaten

was recht war vor dem Herrn, rechtfertigen die lichtere Stimmung dieses Bildes. Aber in der folgenden Gruppe herrscht bei Mann und Weib wieder tiefer Gram, den die bei beiden befindlichen Kinder nicht zu zerstreuen vermögen. In noch gesteigertem Maße kommt der Gram im nächsten Bilde zum Ausdruck; eine ergreifende Gestalt ist diese junge Mutter, die leidvoll den Säugling auf dem Schoße betrachtet, während der Mann, in seinen Mantel gehüllt, sich ganz dem düsteren Grübeln hingibt. In der anschließenden Gruppe scheint der Mann der Frau Trost zuzusprechen, während in der nächstfolgenden Mann und Weib sich gegenseitig ansehen, als ob eins vom anderen Trost erwarte. Von nun an fühlt man, daß die Zeit der Erfüllung herannaht. Im nächsten Bilde blickt der Mann mit ahnungsvollem Sinnen ins Weite, während die Frau ihren Knaben belehrt: mit dem Ausdruck unerschütterlicher Gewißheit scheint sie auf die kommende Zeit der Erlösung hinzuweisen (Abb. 41). Die folgende Gruppe bringt ein geduldiges Harren zum Ausdruck. In den letzten beiden Bogenfeldern, an der Eingangswand, ist die Anordnung insofern verändert, als jetzt in jeder Hälfte des Feldes eine ganze Familie erscheint. Hoffnungsfreudig blicken die Gestalten des vorletzten und in gespannter Erwartung diejenigen des letzten Bildes. — In den acht Gruppen der Gewölbekappen, welche sich alle, der spitzbogigen Begrenzung der Bildfläche entsprechend, in einer mehr oder weniger entschieden betonten Dreiecksgestalt des Gesammtumrisses aufbauen, geht in unendlich feinen Abstufungen die Empfindung eines tiefen, unstillbaren Schmerzes durch, dem nur das innige Zusammenschmiegen der liebenden Familie einen Teil seiner Bitterkeit nimmt. Meistens ist die Mutter die Hauptfigur der Gruppe, und wie sie bald in dumpfer Betäubung oder in gramvoller Niedergeschlagenheit, bald in der Aufwallung einer stummen Klage oder in der Ruhe einer mühsam errungenen Fassung dasitzt, spiegelt sich in ihren Zügen das namenlose Weh des Bewußtseins, daß den Kindern, denen sie das Dasein gegeben, die Erlösung noch fernbleibt (Abb. 42). — Je mehr man sich in diese aus dem innersten Wesen Michelangelos hervorgegangene Gestaltenwelt versenkt, um so mehr offenbart dieselbe von den tiefen Schätzen ihrer innerlichen Schönheit.

Leider ist die Zeit nicht spurlos vorübergegangen an Michelangelos riesengewaltiger malerischer Schöpfung. Mehrere klaffende Risse zeigen sich in der Decke, und der Dampf des Weihrauchs und der Kerzen hat im Lauf der Jahrhunderte den Gemälden einen dunklen Anflug gegeben. Doch beeinträchtigen weder die Risse die Wirkung der mächtigen Formen, noch auch verbirgt der schwärzliche Hauch die Schönheit der Farbe. Obgleich Michelangelo sich selbst als einen Bildhauer betrachtete, der nur nebenbei malte, so hat er in diesem Werke doch — was man nach den Staffeleibildern seiner Jugend nicht erwarten sollte — als ein echter Maler der Farbe ihr volles Recht gegeben. Was er in jenen Temperagemälden kaum angestrebt zu haben scheint, einen wohllautenden Einklang der Farbentöne, das hat er in dieser großen Freskomalerei in vollem Maße erreicht. An der Decke der Sixtinischen Kapelle ist die Farbe nicht ein nur äußerlich den Erfindungen des Künstlers umgehängtes Kleid, sondern sie ist ein Wesensbestandteil der künstlerischen Erfindung selbst. Die wunderbar großartige und erhaben einfache Farbenstimmung ist das unmittelbare Ergebnis der nämlichen Stimmung, welche die mächtigen Formen entstehen ließ, und diese Einheit von Form und Farbe erst verleiht dem Ganzen die weihevolle Wirkung höchster Kunst, die wohl jeder Beschauer, auch der weniger kunstempfängliche, empfindet, so daß er unwillkürlich ein ehrfurchtsvolles Schweigen beobachtet. Die weiße, bräunlich angelaufene Marmorarchitektur bindet den gesamten Deckenschmuck kräftig zusammen. Die Einzelgestalten, die mehr durch Schatten und Licht, als durch Farbengegensätze wirken, fügen sich diesem Gerüst als gleichsam mit dazu gehörig ein.

Anders verhalten sich die Mittelbilder der Decke, die als selbständige Gemälde in die plastisch gemalte Umgebung eingelassen erscheinen. Sie sind in engerem Sinne malerische Schöpfungen, und in ihnen wechselt, bei aller Einheitlichkeit des Tons, die Farbenstimmung je nach dem Gegenstand. Ganz besonders bewundernswürdig ist die mittelste Bildergruppe der Decke, von der Erschaffung Adams bis zur Vertreibung aus dem

Paradies, in Bezug auf die Farbenſtimmung — eine wahre Urwettſtimmung — und nicht minder in Bezug auf die maleriſche Behandlung, die bei den Geſtalten der Stammeltern in unübertrefflicher Weiſe die maleriſchen Reize einer weichen Haut, unter welcher ſpannkräftige Muskeln lagern, wiedergibt.

wurde, genoſſen hatte, fand er den treffenden Ausdruck in den Worten: „Ich bin in dem Augenblicke ſo für Michelangelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn ſchmeckt, da ich ſie doch nicht mit ſo großen Augen, wie er, ſehen kann.“

Während Michelangelo die Deckenmale-

Abb. 41. Gruppe von einem Bogenfeld der Sixtiniſchen Kapelle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Goethe hat in wenigen, unvergleichlichen Worten von dem Eindruck Kunde gegeben, welche die Betrachtung der Sixtiniſchen Decke auf ihn ausübte. Als er ſie das erſtemal geſehen hatte, ſchrieb er: „Ich konnte nur ſehen und anſtaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meiſters, ſeine Großheit geht über allen Ausdruck.“ Und nachdem er ein zweites Mal den Anblick „des größten Meiſterſtücks,“ durch den ſein Auge „ausgeweitet und verwöhnt“

reien in der Sixtiniſchen Kapelle ihrem Ende entgegenführte — mit mehr Mühe als je ein Menſch ausgeſtanden, in ſchlechter Geſundheit, mit größter Anſtrengung und mit Geduld, wie er im Juli 1512 ſeinen Bruder ſchrieb —, vollzogen ſich in Florenz große Umwälzungen. Die Mediceer konnten ſich nicht in den Verluſt der Herrſchaft ſchicken, welche ihre Familie ſo lange Zeit hindurch über ihre Mitbürger ausgeübt hatte, und ſie boten alles auf, um dieſelbe

wiederzugewinnen. Im Jahre 1512 willigten Papst und Kaiser in die gewaltsame Wiedereinführung der beiden noch lebenden Söhne Lorenzos des Herrlichen — der älteste, Piero, war inzwischen in französischen Diensten in der Schlacht am Garigliano umgekommen — in Florenz. Ein spanisches Heer, das zu diesem Zwecke gegen die Republik aufbrach, verbreitete durch die Erstürmung und grausame Plünderung der florentinischen Stadt Prato solchen Schrecken vor sich her, daß die Florentiner, nachdem sie Soderini zur Abdankung gezwungen, sich gutwillig zur Wiederaufnahme der Mediceer verstanden. Giuliano, der jüngste Sohn Lorenzos, war der erste des verbannten Geschlechts, der die Vaterstadt wieder betrat. Nach ihm kam am 11. September 1512 der ältere Bruder, der Kardinal Giovanni de' Medici, der mit einem Gefolge von 400 Geharnischten seinen Einzug hielt und sofort die Stellung eines Oberherrn von Florenz wieder einnahm.

Michelangelo verfolgte mit bebendem Herzen die Vorgänge in der geliebten Heimat. Die zahlreichen Briefe mit Ratschlägen und Verhaltungsmaßregeln, welche er den Seinigen schrieb, geben Kunde von seiner fürchterlichen Aufregung. Er hatte Soderini so vieles zu verdanken; das Schicksal von Prato hatte ihn gegen die Mediceer erzürnt. Aber andererseits war er mit diesem Hause durch die Bande alter Anhänglichkeit verknüpft. Als die Entscheidung gefallen war, brachte er zu gunsten seines Vaters, der über die Härte einer ihm aufgelegten Schatzung von 60 Dukaten (ungefähr 600 M.) jammerte, die alten Beziehungen in Erinnerung; er schrieb ein paar Zeilen an Giuliano de' Medici, und er hatte den Erfolg, daß dem greisen Lodovico Buonarroti alsbald das Amt wiederverliehen wurde, welches derselbe vor der Vertreibung der Mediceer innegehabt hatte.

Giovanni de' Medici blieb nicht lange Herrscher von Florenz. Schon im nächsten Frühjahr wurde er zu einer höheren Stellung berufen: er wurde der Nachfolger Julius' II.

Julius II, den die Geschichte als einen Kriegsfürsten zu bezeichnen pflegt, ist als Förderer der Künste von keinem anderen Papst übertroffen worden. Das herrlichste Denkmal seines Kunstsinns ist die von Michelangelo gemalte Decke der Sixtinischen Kapelle. Der Papst war wohl berechtigt, dieses Werk mit seinem Wappen bezeichnen zu lassen — wir erblicken das Wappen, dessen Figur ein Eichbaum (rovere) ist, unterhalb des Propheten Zacharias an der sonst durch einen Engelknaben eingenommenen Stelle, und ursprünglich befand es sich auch unterhalb des Jonas —; und Michelangelo hatte Recht, das Ansinnen eines späteren Papstes, der sein eignes Wappen demjenigen Julius' II gegenüber angebracht zu sehen wünschte, freimütig zurückzuweisen. Nach der Beendigung der Sixtinischen Decke hielt Papst Julius den Meister nicht länger von der Ausführung seines Grabmals zurück. Er fühlte wohl, daß er selbst die Vollendung dieses Werkes nicht mehr erleben würde; aber er trug Sorge dafür, daß dasselbe auch nach seinem Tode ebenso prächtig, wie er es mit Michelangelo verabredet hatte, zu stande kommen sollte. In seinem letzten Willen übertrug er seinem Notar Lorenzo Pucci — nachmals Kardinal der Kirche Santi Quattro — und seinem Vetter Bernardo Grossi della Rovere, Kardinal von Agen, die Verpflichtung, das Grabmal in der von ihm und dem Künstler beabsichtigten Weise ausführen zu lassen.

Julius II starb am 21. Februar 1513. Am 11. März einigte sich das Konklave über die Wahl Giovanni de' Medicis, der als Papst den Namen Leo X annahm. Die Welt begrüßte den jugendlichen Mediceer auf dem Stuhl Petri mit den höchstgespannten Erwartungen. Die Männer der Künste und Wissenschaften verkündeten laut, daß jetzt „das Zeitalter Minervas" anbreche. Michelangelo hatte insbesondere allen Grund, das beste zu hoffen. War er doch mit dem jetzigen Papst, der mit ihm in ganz gleichem Alter stand, durch gemeinsame Jugenderinnerungen verbunden; von ihrem vierzehnten bis siebzehnten Lebensjahre waren sie beide Haus- und Tischgenossen gewesen im Palast Lorenzos des Herrlichen.

Nur das eine schien zu befürchten, daß Leo X den ihm so nahe stehenden Künstler alsbald zu eignen Aufträgen verwenden und ihn so an der Ausführung des Juliusdenkmals verhindern würde. Darum beeilten sich die beiden von Julius II beauftragten Herren im Verein mit Michelangelo, durch einen genau aufgesetzten Vertrag

die Denkmalsangelegenheit rechtskräftig zu ordnen. Am 6. Mai 1513 wurde der Vertrag in aller Form abgeschlossen, und so schien es vollkommen sicher gestellt, daß der letzte Wille des verstorbenen Papstes und Michelangelos heißester Wunsch zur Erfüllung kämen. Dem Vertrag, dessen Urschrift im Buonarrotischen Hausarchiv zu Florenz aufbewahrt wird, hat Michelangelo eine Beschreibung von der damals geplanten und durch ein Holzmodell veranschaulichten Gestalt des Grabmals beigefügt. Ein wesentlicher Unterschied gegen den früheren Entwurf war durch eine Veränderung der Absicht hinsichtlich der Aufstellung bedingt. Während das Grabmal früher als ein von allen Seiten gleichmäßig sichtbarer Freibau gedacht war, hatte man sich jetzt zu einer derartigen Aufstellung entschlossen, daß dasselbe nur drei freie Seiten haben, mit der vierten aber an die Wand der Kirche stoßen sollte. Wenn das Werk auf diese Weise eine Schauseite verlor, so sollte es darum doch nichts an Pracht einbüßen. Als Ersatz für den wegfallenden Figurenschmuck der vierten Seite sollte sich oben auf dem Grabgebäude, an die Kirchenwand angelehnt, ein kapellenartiger Aufbau mit Figurenschmuck erheben. Michelangelo selbst berichtet, daß das Werk in seiner jetzigen Fassung noch größer werden sollte, als nach dem ersten Plan. Dem entsprach es, daß der Preis von 10 000 Dukaten auf 16 500 erhöht wurde. Die Zeit der Vollendung wurde auf sieben Jahre bemessen. Michelangelos Beschreibung gewährt ein ziemlich deutliches Bild. Der viereckige Unterbau, der in der Frontbreite 20 Palmen (ungefähr 5 Meter), in der Länge von der Vorderfront bis zur Kirchenwand 35 und in der Höhe 14 Palmen messen soll, bildet eine geschlossene Masse, die an jeder ihrer drei freien Seiten über einem ringsum laufenden Sockel durch zwei

Abb. 42. Ein Stichkappenfeld (nebst dem anschließenden Stück der Deckenwölbung) von der Decke der Sixtinischen Kapelle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Abb. 43. Überlebensgroßes Marmorstandbild eines Gefangenen (für das Julusgrabmal bestimmt). Im Nationalmuseum des Louvre zu Paris.

von Pilastern eingeschlossene Nischen belebt wird. In jede der sechs Nischen kommt eine Gruppe von zwei Figuren, vor jeden der zwölf Pilaster eine einzelne Figur; diese 24 Figuren sind um ungefähr ein Siebentel größer als lebensgroß. In den Flächen zwischen den Tabernakeln — so werden die Nischen mit Einbegriff ihrer architektonischen Umrahmung von Pilastern, Fries, Architrav und Gesims genannt — werden halberhabene Bildwerke angebracht, bezüglich derer die Entscheidung noch aussteht, ob sie in Marmor oder in Erzguß ausgeführt werden sollen. Auf dem Unterbau steht ein von vier Füßen getragener Sarkophag, auf welchem die Figur des Papstes Julius ruht; zu seinem Häupten befinden sich jederseits zwei Figuren; außerdem umgeben sechs sitzende Figuren (über jedem Tabernakel eine) den Sarkophag. Diese 11 Figuren bekommen doppelte Lebensgröße. In dem Kapellchen, welches an der Wand über die Figuren des Obergeschosses emporwächst, befinden sich fünf Figuren, die, weil sie vom Auge des Beschauers am weitesten entfernt sind, größer werden als alle übrigen. Die Höhe des Kapellchens, über dessen bauliche Formen die Beschreibung keine Angaben enthält, wird auf 35 Palmen bemessen, sodaß die Gesamthöhe des Grabmals ungefähr 12 $^1/_2$ Meter betragen würde.

Was die Figuren des Grabmals vorstellen sollten, darüber erfahren wir einiges aus den von Condivi und Vasari aufgezeichneten Beschreibungen des älteren Entwurfs. Von den Figuren des Obergeschosses werden hier sechs namhaft gemacht. An den vier Ecken desselben saßen zwei weibliche und zwei männliche Gestalten, von denen die ersteren das thätige und das beschauliche Leben verbildlichten, die letzteren den Moses und den Apostel Paulus darstellten; diese beiden heldenhaften Männer mochte wohl Julius II selbst als die Vorbilder seiner eignen Bestrebungen gewählt haben. Unmittelbar am Sarkophag befanden sich zwei Gestalten, welche von Condivi als ein lachender und ein weinender Engel bezeichnet, von Vasari aber näher gekennzeichnet werden als die Verbildlichungen des Himmels und der Erde, von denen diese darüber trauert, einen solchen Mann wie Julius II verloren zu haben, während jener sich über die Aufnahme desselben freut. Über die Figuren am Unterbau erfahren wir, daß an den Wandpfeilern, die als Termini (Hermen) gebildet in bekleidete Büsten endigten, auf deren Köpfen das Abschlußgesims des Unterbaus ruhte, angebundene nackte Gefangene standen. Nach Condivi stellten dieselben die freien

Künſte vor, „eine jede mit ihren Kennzeichen, ſo daß ſie leicht daran erkannt werden könnten; dadurch ſollte angezeigt ſein, daß zugleich mit Papſt Julius alle Tüchtigkeiten in den Banden des Todes lägen, da ſie nie im ſtande wären, jemanden zu finden, von dem ſie in ſolchem Maße begünſtigt und gefördert würden wie von ihm.“ Vaſari ſpricht ebenfalls von dem Vorhandenſein der gefeſſelten Geſtalten aller Tüchtigkeiten und erfindenden Künſte, aber die Figuren an den Pfeilern bezeichnet er als „alle von dieſem Papſt unterworfenen und unter die Botmäßigkeit des Kirchenſtaats gebrachten Provinzen.“ Die Figurenpaare, welche die Niſchen füllten, werden von keinem der beiden Schriftſteller ausdrücklich erwähnt. Doch iſt es außer Frage, daß Vaſari dieſe Gruppen im Sinne hatte, als er ſchrieb: „Er (Michelangelo) begann einige nackte Viktorien, welche Gefangene unter ſich haben.“ Dem entſpricht auch dasjenige, was eine dritte Quelle, eine in der Sammlung der Uffizien bewahrte, gezeichnete Skizze vom unteren Teil des Grabmals, über die beabſichtigte Geſtalt des Werkes bekundet. Dieſe Zeichnung ſtimmt mit den Beſchreibungen überein. Sie zeigt am Unterbau die Niſchen zwiſchen Hermenpfeilern, und an den Pfeilern ſtehen gefeſſelte Jünglinge; in den Niſchen aber erblickt man Engel, zu deren Füßen niedergeworfene Männergeſtalten liegen. Über die Bedeutung der verſchiedenen ſinnbildlichen Figuren am Untergeſchoß des Grabmals kann man nach alledem immer noch im Zweifel ſein. Gewöhnlich nimmt man an, daß durch die Niſchengruppen die weltlichen Siege Julius II verbildlicht werden ſollten; dann würden die Figuren an den Pfeilern, wie Condivi ſagt, die in Banden liegenden Künſte und Tüchtigkeiten darſtellen. Man könnte bei den Siegesengeln auch wohl an die in der mittelalterlichen Kunſt beliebte Verbildlichung des Sieges der Tugenden über die Laſter denken; dann würde Vaſari Recht haben, wenn er in den Gefangenen einen Hinweis auf die unterworfenen Provinzen erblickt; aber er würde eines ſchwer be-

Abb. 44. Überlebensgroßes Marmorſtandbild eines Gefangenen (für das Julinsgrabmal beſtimmt). Im Nationalmuſeum des Louvre zu Paris.

greiflichen Irrtums zu zeihen sein, wenn er statt von siegenden Tugenden, von gefesselten Tugenden oder Tüchtigkeiten (das Wort virtù besagt beides) spräche. Jedenfalls erscheint es uns weniger befremdlich, wenn besiegte Länder, als wenn die trauernden Künste durch gebundene Gefangene dargestellt werden. Von den Kennzeichen, welche Condivi erwähnt, ist in der Skizze nirgendwo etwas zu gewahren. Übrigens ist es ziemlich nebensächlich, welches die ursprüngliche und richtige Deutung dieser Gestalten sein mag. Für Michelangelo waren sie eine Gelegenheit, die tiefste Seelenqual zu schildern; kraftvolle Gestalten, die durch unzerreißbare Banden der Freiheit und der Fähigkeit, Thaten zu vollbringen beraubt sind, in vielfältiger Abwandelung des gleichen Grundgedankens zu schildern, das war ihm eine Aufgabe, in welche er sich mit grausamer Lust versenkte. Gerade diese Aufgabe reizte ihn am meisten. In demjenigen, was an Zeichnungen und kleinen Wachsmodellen von seinen Vorarbeiten für das Grabmal erhalten ist, stehen Entwürfe für verschiedene der Gefangenen an erster Stelle. Zwei von diesen Figuren waren das erste, was er im großen für das Werk fertig machte, dessen architektonischen Teil er im Sommer 1513 durch den Steinmetzenmeister Antonio del Ponte a Sieve in Angriff nehmen ließ. Jene zwei Figuren, von denen man mit Sicherheit annehmen kann, daß sie im Jahre 1513 entstanden sind, sind die bewunderten beiden Gefangenen oder, wie man sie gewöhnlich nennt, Sklaven, welche sich zu Paris im Museum des Louvre befinden. In der einen dieser Gestalten sehen wir einen Dulder, dessen Widerstandsfähigkeit völlig gebrochen ist. Die Formen dieser in der schönsten Blüte des Jugendreizes prangenden Gestalt verraten eine titanenhafte Kraft. Aber der Jüngling denkt nicht daran, seine Kraft zu gebrauchen; die Schmach der Fesseln — die durch ein über die Brust gespanntes Band und durch einen Reif am linken Handgelenk angedeutet sind — hat ihn gelähmt und betäubt; das Wehgefühl der Hilflosigkeit durchzieht wie Todesschmerz die Gestalt; die Augen haben sich geschlossen, und sterbensmüde sinkt das Haupt zurück, während die rechte Hand nach der Gegend des Herzens greift. Mit Recht gilt diese Figur als die formenschönste von Michelangelos Schöpfungen; sie ist zugleich die ergreifendste in der Empfindung und die meisterhafteste in der Ausführung (Abb. 43). Der andere der beiden Gefangenen ist das gerade Gegenteil von diesem. In ihm kommt das Widerstreben gegen die Fesselung zum Ausdruck; er windet sich und zerrt an den Banden, die ihm die Arme im Rücken zusammenschnüren; die Muskeln sind krampfhaft gespannt, der ganze Körper bebt, und mit einem Blick verzweifelten Schmerzes wendet der Kopf sich aufwärts (Abb. 44).

Ferner führte Michelangelo jetzt eine von den großen sitzenden Figuren aus, welche das Obergeschoß des Grabmals schmücken sollten, und zwar den Moses. In diesem Moses schuf er wieder eine jener urgewaltigen Gestalten, wie wir sie in den Propheten der Sixtinischen Kapelle bewundern. Wir erblicken einen Helden, der von feuriger Thatkraft durchglüht ist; wie er in majestätischer Haltung dasitzt, scheint er nur mühsam die innere Glut zu beherrschen. Am stärksten spricht die Erregung aus den wunderbar schönen Händen, von denen die Rechte sich auf die Gesetztafeln stützt und zugleich in den wallenden Locken des malerisch weichen Bartes wühlt, und aus dem machtvollen Kopf, über dessen gewölbter Stirn die hervortretenden Strahlen nach altem Herkommen durch kurze Hörner angedeutet sind; ganz treffend gibt Vasari den Eindruck des Kopfes wieder, wenn er sagt, aus dem Antlitz des schrecklichen Fürsten leuchte der göttliche Glanz, den der Herr ihm verliehen, so blendend, daß man ihn bitten möchte, das Tuch zu nehmen und sein Gesicht zu verhüllen. In dem künstlerischen Gegensatz zwischen dem innern Feuer und der äußerlichen Ruhe der Haltung liegt das Hauptgeheimnis der Wirkung von Michelangelos Moses (Abb. 45). Leider kann der Beschauer bei der Aufstellung, welche die Figur endlich in der Kirche S. Pietro in vincoli gefunden hat, diese Wirkung nur sehr unvollkommen genießen. Denn ein großer Teil von der Absicht des Künstlers, der die Verhältnisse der Gestalt danach bemessen hat, daß sie von einem hohen Standpunkte aus — die Fußlinie vier Meter über dem Boden — auf den Beschauer herabblicken sollte, geht dadurch verloren, daß die Figur zu ebener Erde aufgestellt worden ist; und eine allzu enge Nische bedrückt die auf eine

Abb. 45. Moſes. Marmorne Koloſſalfigur am Grabmal Julius II in S. Pietro in vincoli zu Rom.

freie Aufstellung berechneten Umrisse der Figur.

Ungeachtet des Eifers, mit welchem Michelangelo seine ganze Kraft dem Grabmal widmete, nahm das Werk nicht einen derartigen Fortgang, daß sich die baldige Vollendung desselben erwarten ließ. Vielleicht war dieses der Grund, daß die Testamentsvollstrecker des Papstes Julius sich zu einer erheblichen Verkleinerung des Grabmals entschlossen. Michelangelo willigte, anscheinend ohne Widerstreben, ein. Das Grabmal sollte immerhin noch in sehr stattlicher Gestalt ausgeführt werden, wie sich aus der, dem neuen Vertrag, der am 8. Juli 1516 abgeschlossen wurde, beigefügten Beschreibung ergibt. Die Verkleinerung des Ganzen sollte in einer Verringerung der Tiefe bestehen, so daß der Unterbau, dessen Gliederung durch Pilaster und Nischen, dem schon begonnenen Figurenschmuck entsprechend, beibehalten wurde, an den Seitenwänden nur je eine Nische bekäme. Die Vorderfront sollte auf das Maß von elf Ellen verbreitert werden; die Verbreiterung war dadurch geboten, daß bei der jetzigen Anordnung, welche die früheren Langseiten zu Schmalseiten machte, der Sarkophag so aufgestellt werden mußte, daß er anstatt des Fußendes eine seiner Langseiten nach vorn kehrte.

Der architektonische Aufbau des Obergeschosses sollte in Breite und Tiefe dem Untergeschoß gleich werden, die sitzenden Kolossalfiguren, deren Zahl, der Verringerung der Nischenzahl am Unterbau entsprechend, von sechs auf vier beschränkt wurde, sollten nicht mehr vor der Architektur, sondern im Rahmen derselben aufgestellt werden; in der Tiefe des Oberbaues, in einer Art von Tribuna, sollte das Bild des Papstes mit zwei Nebenfiguren Platz finden. Auf der Bekrönung des Ganzen sollte sich ein großes Madonnenbild erheben. Die Frist der Fertigstellung wurde bis zum Jahre 1525 verlängert. Michelangelo bekam für diese Zeit ein Haus in Rom zur Verfügung gestellt, und es wurde ihm die Freiheit gewährt, nach seinem Belieben in Rom, Florenz oder Carrara an dem Werk zu arbeiten; dafür aber verpflichtete er sich, kein anderes bedeutendes Werk vor Vollendung des Grabmals zu übernehmen.

Es war nicht Michelangelos Schuld, daß er dieser Verpflichtung nicht treu bleiben konnte. Er mußte sich dem Willen eines Mächtigeren unterwerfen. Im Spätherbst 1516 erhielt Michelangelo in Carrara, wo er verweilte, um Marmorblöcke auszuwählen, und wo ihn im November die Nachricht von einer lebensgefährlichen — aber bald nachher glücklich überwundenen — Erkrankung seines Vaters in schwere Aufregung versetzte, von Papst Leo X den Befehl, zu ihm nach Rom zu kommen zum Zwecke einer Besprechung über den Bau der Fassade der S. Lorenzokirche zu Florenz.

Leo X war der erste Mediceer und der erste Florentiner, der zur päpstlichen Würde gelangte. Als er am 30. November 1515 bei Gelegenheit seiner Reise nach Bologna, wo er mit dem König von Frankreich zusammenkam, die Vaterstadt besuchte, entfaltete er bei seinem Einzug allen Glanz des geistlichen und weltlichen Herrschers, und voll Stolz bereitete die Stadt ihrem so hoch gestiegenen Sohn einen Empfang von unerhörter Pracht. Der Papst besuchte in der Kirche S. Lorenzo, die einer seiner Vorfahren hatte erbauen lassen, und welche die Pfarr- und Begräbniskirche seines Hauses war, das Grab seines Vaters. Dieser Kirche fehlte eine stattliche Schauseite, und es lag nahe, daß jetzt dem Papst der Gedanke kam, diesen Mangel zu beseitigen und zur Ehre seiner Familie und zum Schmucke seiner Vaterstadt hier ein großartiges Denkmal seiner Kunstliebe zu errichten. Nachdem Leo X diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ er sich von mehreren der angesehensten Baukünstler Entwürfe für die Fassade von S. Lorenzo einreichen; aber er wurde von keinem derselben befriedigt, sondern bestimmte, daß Michelangelo dieses Bauwerk ausführen sollte. Michelangelo leistete allen Widerstand, der ihm möglich war. Die Kardinäle Pucci und della Rovere versuchten dem Papst gegenüber ihre Ansprüche an die Thätigkeit des Künstlers geltend zu machen; aber sie ließen sich durch die Zusage Leos, daß Michelangelo zwischendurch in Florenz an den Grabmalfiguren sollte arbeiten dürfen, vorläufig beruhigen. Da ließ Michelangelo unter Thränen, wie seine beiden Lebensbeschreiber berichten, von dem Werke ab, dem er seine ganze Liebe gewidmet hatte, und übernahm den Bau der Fassade von S. Lorenzo.

Dieses Unternehmen war unter den großen Enttäuschungen, welche ihm das Leben verbitterten, eine der schwersten: es endigte nach vier Jahren ohne jedes Ergebnis. Michelangelo dachte sich die Fassade als einen mächtigen, ganz aus weißem Marmor herzustellenden Bau; derselbe sollte unten mit einer Säulenhalle beginnen, sich dann in mehreren Geschossen erheben und oben mit einem Giebel abschließen; das Bauwerk sollte mit einer Menge von überlebensgroßen Marmorbildern und mehreren Erzfiguren, sowie mit einer Anzahl stark erhabener Reliefstafeln von verschiedener Gestalt und am Giebel mit dem Wappen der Mediceer geschmückt werden. Eine solche Aufgabe hätte den Meister wohl für die Zurückstellung des Juliusgrabmals entschädigen können. Im Beginn des Jahres 1517 war Michelangelo schon in Carrara damit beschäftigt, Marmorblöcke für die Fassade zurechthauen zu lassen. Es ist bezeichnend für seine Art und Weise des Schaffens, daß er das Ganze schon so fertig vor Augen hatte, daß er die Maße der Einzelteile bestimmen konnte, ehe noch ein ausführliches Modell vorhanden war; und bezeichnend für seine Zuversichtlichkeit, daß er die Arbeit im großen begann, ehe noch ein Vertrag die Bedingungen derselben festgesetzt hatte. Mit der Anfertigung eines Holzmodells nach seinen Zeichnungen hatte er den Architekten Baccio d'Agnolo und den Bildhauer Jacopo Sansovino beauftragt. Als ihm aber im März das Modell gezeigt wurde, verwarf er dasselbe als „Kinderwerk." Die Mitwirkung anderer Künstler bei seiner Arbeit sagte ihm überhaupt nicht zu. Im Mai übermittelte er dem Papst und dessen Vetter, dem Kardinal Giulio de' Medici, welcher als Erzbischof von Florenz bei der Angelegenheit beteiligt war, eine Erklärung des Inhalts, daß er den Mut in sich fühle, in der Fassade von S. Lorenzo ein Werk zu schaffen, daß hinsichtlich der Baukunst und der Bildhauerkunst für ganz Italien ein Musterbild sein sollte; aber Bedingung sei, daß der Papst und der Kardinal sich rasch entschlössen, ob er es machen sollte oder nicht, und sie müßten ihm die Arbeit verdingen und sich in jeder Beziehung ganz auf ihn verlassen; wenn seine Vorschläge nicht gefielen, so wolle er die schon gehabten Auslagen auf seine Rechnung nehmen und einen Betrag von 1000 Dukaten, den er als Anzahlung bekommen, dem Papst zurückgeben. Darauf bekam er umgehend die Antwort, daß der Papst und der Kardinal mit seinen Vorschlägen sehr einverstanden seien; nur wünschte der Papst ein Modell des Baues zu sehen. Michelangelo hatte in Carrara schon eigenhändig ein Modell aus Thon angefertigt; aber dieses war zu schnell getrocknet und brüchig geworden, so daß er es dem Papst nicht schicken konnte. Darum begab er sich nach Florenz und ließ unter seiner eignen Leitung ein Holzmodell herstellen, an welchem er den Figurenschmuck in Wachs ausarbeitete. Als dieses Modell in Rom ankam, fand es bei dem Papst und bei dem Kardinal die vollste Bewunderung. Wohl erregte der Umfang, den der Fassadenbau nach Michelangelos Absicht annehmen sollte, einiges Bedenken; aber als der Meister auf Ersuchen des Papstes im Beginn des Jahres 1518 selbst nach Rom kam, schwanden vor dem Eindruck, den seine Begeisterung für das Werk hervorrief, alle Bedenken. Am 19. Januar wurde der Vertrag unterzeichnet, wonach die Fassade ganz so prächtig, wie der Meister sie sich gedacht hatte, ausgeführt werden sollte.

Die Grundmauern des Fassadenbaues hatte Michelangelo schon im Jahre zuvor legen lassen. Aber darüber hinaus gedieh das Werk auch nicht. Die Beschaffung des Marmors verursachte eine endlose Reihe von Verdrießlichkeiten. Der Papst und der Kardinal Mediei wünschten, in Übereinstimmung mit der Regierung von Florenz, die Marmorberge von Serravezza im Gebiet der seit 1482 zum florentinischen Staat gehörigen Stadt Pietrasanta nutzbar zu machen. Michelangelo sollte zwar die Steine für die Fassade nach seinem Gutdünken aus Carrara oder aus Pietrasanta beschaffen dürfen; aber eine Bevorzugung der florentinischen Marmorbrüche wurde mit großer Entschiedenheit gewünscht; der Kardinal sprach letzteres sehr deutlich in einem Brief an Michelangelo aus, worin er diesem sogar vorwarf, daß er aus eigennützigen Gründen dem Papst zu trotzen und den Marmor von Carrara demjenigen von Pietrasanta vorzuziehen schiene. Die Carraresen andererseits ließen Michelangelo ihren Verdruß darüber, daß sie durch die neu zu erschließenden Steinbrüche einen Teil ihres Verdienstes

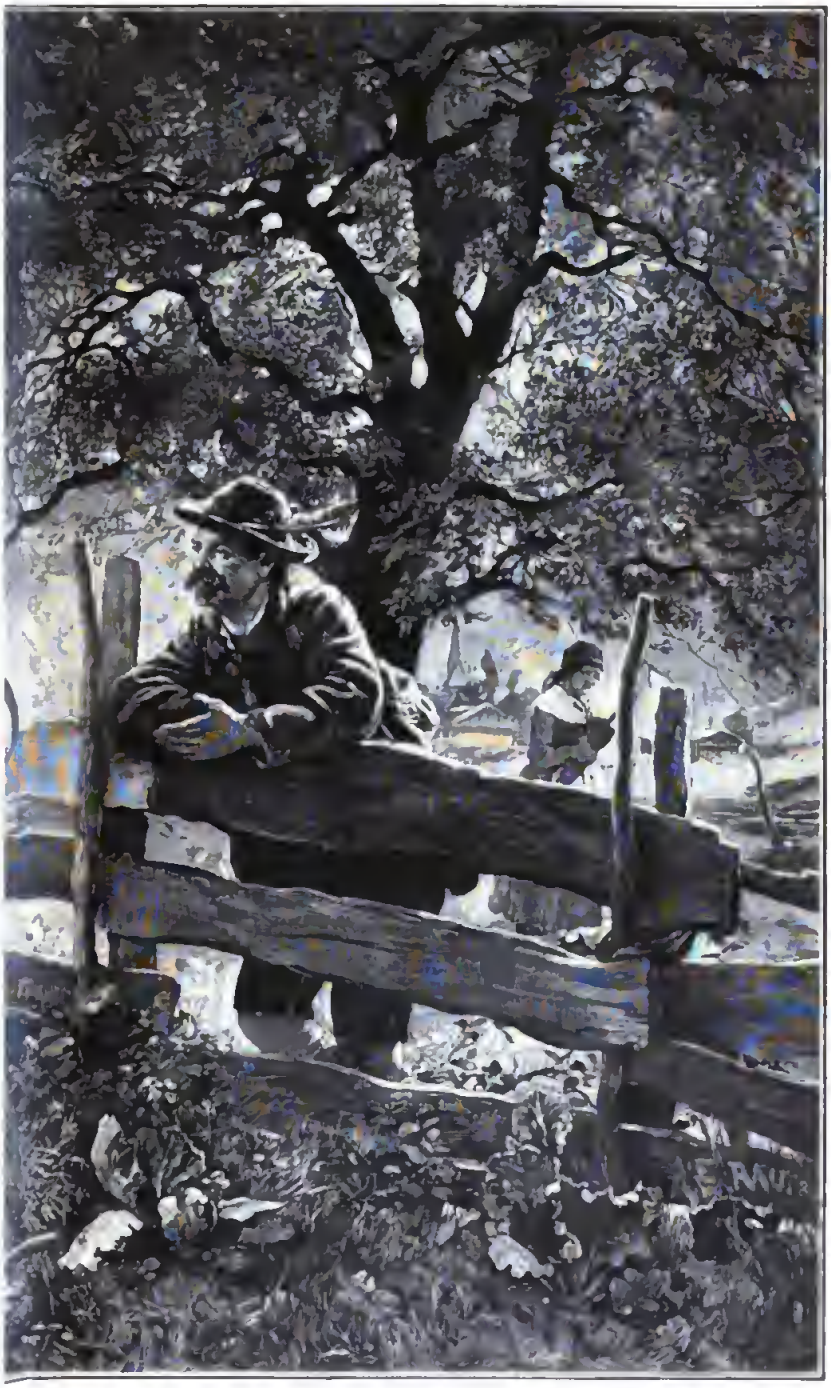
verlieren sollten, bitter empfinden. Sie weigerten sich, die früher eingegangenen Verträge über Lieferung und Verschiffung von Marmor zu halten. Michelangelo sah sich gezwungen, bis nach Genua zu gehen, um Frachtschiffe zur Verladung der bereits zugehauenen Marmorblöcke zu mieten. Aber in Carrara wurden die Führer dieser Schiffe bestochen, daß sie die Verladung unterließen. Nicht besser erging es ihm, als er andere Schiffe aus Pisa kommen ließ. So blieb ihm nichts anderes übrig, als sich nach Pietrasanta zu wenden. Natürlich entstand ein ungeheurer Zeitverlust dadurch, daß an die Stelle von Marmorbrüchen, welche sich in wohlgeordnetem Betrieb befanden, solche traten, die erst erschlossen werden mußten. Sogar die Straße zur Beförderung des Marmors aus den Bergen von Serravezza zum Meer mußte Michelangelo mit großer Mühe bauen lassen. Dabei hatte er obendrein noch Ärgerlichkeiten mit den Florentiner Behörden, welche Abgaben von den neuen Marmorbrüchen erheben und die Fahrstraße nach ihren, nicht nach Michelangelos Anordnungen angelegt wissen wollten. Diesen Ansprüchen gegenüber behauptete er allerdings die Oberhand. Aber damit hörten die Schwierigkeiten nicht auf. Die Steinarbeiter aus Settignano, welche Michelangelo hatte nach Serravezza kommen lassen, verstanden sich nicht auf die Behandlung des Marmors, und Michelangelo hatte allen Grund, sich über die verlorene Zeit und das weggeworfene Geld auf das bitterste zu beklagen. Als endlich eine Säule fertig zugehauen war, stürzte sie beim Herablassen infolge des Zerspringens eines schlecht gearbeiteten eisernen Reifens und zersprang in hundert Stücke, so daß Michelangelo durch die umherfliegenden Splitter in große Lebensgefahr geriet. Von fünf Säulen, die nach Florenz geschickt wurden, zerbrachen vier unterwegs. Im Frühjahr 1519 war endlich die Sache soweit in Gang gebracht, daß der Meister in Florenz mit den Bildhauerarbeiten für die Fassade beginnen zu können glaubte. Aber nun geriet er in Uneinigkeit mit dem Kardinal Medici. Dieser beklagte sich darüber, daß das Unternehmen nicht vorwärts kam, er fing an, bösen Zungen Gehör zu schenken, welche sagten, daß Michelangelo selbst daran schuld sei; und der letztere geriet in Zorn darüber, daß der Kardinal in Nichtachtung der Verträge, welche die Marmorbrüche von Pietrasanta zur ausschließlichen Verfügung Michelangelos stellten, fremde Arbeiter dorthin schickte, um Steine für einen neuen Fußbodenbelag des Florentiner Doms zu brechen. Das Ende der Auseinandersetzungen war, daß der Kardinal sich erbot, Michelangelo von allen seinen Verpflichtungen dem Papst gegenüber zu befreien, und daß Michelangelo sich bereit erklärte, den Auftrag in die Hände des Papstes zurückzugeben. So geschah es. Papst Leo erklärte, wie eine eigenhändige Aufzeichnung Michelangelos vom 10. März 1520, die im Buonarrotischen Hausarchiv aufbewahrt wird, berichtet, alle bisher für die Fassade von S. Lorenzo gemachten Ausgaben als durch Michelangelos Straßenbau in Pietrasanta und das Brechen und Zurechthauen von Marmorblöcken daselbst ausgeglichen; er sprach seine Zufriedenheit mit Michelangelo aus und erklärte denselben für frei und ledig von allen ihm gegenüber bis zum genannten Tage eingegangenen Verbindlichkeiten, so daß derselbe niemandem Rechenschaft schuldig sein sollte über irgend etwas, das er mit ihm oder mit anderen für seine Rechnung zu thun gehabt hätte.

Michelangelo befürchtete, die Kränkung erleben zu müssen, daß der Papst jetzt den Bau der Lorenzofassade einem anderen übertragen würde. Aber das blieb ihm erspart. Leo X verzichtete auf die Ausführung des so großartig beabsichtigten Werkes; die Geldverlegenheiten, in welche der lombardische Krieg ihn brachte, mochten ihm den Verzicht erleichtern.

Es ist bezeichnend für den Schaffensmut Michelangelos, daß er über all den Unannehmlichkeiten, welche er mit der geplanten Lorenzofassade hatte, noch an neue Unternehmungen denken konnte.

(Schluß folgt.)

Edelweiß. Nach dem G



Gemälde von E. Nau.

Klare Lüfte.

Von Reinhold Fuchs.

(Abdruck verboten.)

Ferne Hügel, ferne Wälder,
O wie scheint ihr heut so nah;
Rote Dächer, Stoppelfelder,
Alles liegt zum Greifen da!

Jedes Rinnsal im Gesteine,
Jeder schmale Wiesensteig
Tritt hervor im Abendscheine,
Jeder Baum und jeder Zweig.

Wob der Sommertage Schwüle
Schleier euch aus blauem Duft,
Zeigt euch unverhüllt die kühle,
Wunderklare Herbstesluft.

Ach wie wollt' ich freudig grüßen
All die lichtumflossne Pracht,
Wüßt' ich nicht, daß wir sie büßen
Mit manch finstrer Winternacht!

In den bunten Waldbezirken,
In der Buchen tiefem Rot,
In dem Gold der schlanken Birken
Lauscht verstohlen schon der Tod.

Und mich faßt ein irr' Verlangen
Nach dem Glücke, lang entbehrt,
Und ein namenloses Bangen,
Daß es niemals wiederkehrt . . .

Wenn man liebt.

Ein Roman in vier Büchern von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Seinen Ersatzmann hatte der Pastor heute früh aus Köln erwartet; er bezog die leere Wohnung des Gefallenen, wie sich's gehörte, und Mamsell Doris, die kleine, buckelige Dorfnähterin, war schon in aller Herrgottsfrühe zur Stadt gepilgert, um im katholischen Kapellchen zu beichten. So fühlte sie sich dem „Calvinschen" gegenüber gewappneter. Seit sie im evangelischen Dreukhorster Organistenhäuschen ihr stilles Stübchen unter dem Dache bewohnte, hatte sie jedem der orgelspielenden Ketzer passive Feindschaft geschworen und aktive Freundschaft bewiesen.

„Morgen werden wir ja von ihm hören, wenn Doris zum Nähen kommt," dachte Elisabeth. „Nun wird all die Bettwäsche ausgeflickt und fortgepackt!" Sie blickte melancholisch zu den offenen Fenstern des ersten Stockes empor. — Dort mahnte kein Klageruf, kein mattes Auge die junge Pflegerin mehr an ihre freiwillig geübte Liebespflicht.

Sie blieb inmitten des Gartenweges stehen, drehte das Ästchen voll brauner Blattknospen, das sie sich vom nahen Fliederstrauch gepflückt hatte, mechanisch zwischen den Fingern hin und her und dachte noch einmal sehnsüchtig an ihre Lieblinge unter

den Verwundeten zurück. An den hübschen, munteren Fähnrich, der keine Ahnung davon hatte, daß Doktor Hankes ihm kaum noch ein Lebensjahr gab, und an den Unteroffizier aus der Mark, der so wütend politisierte und immer nur nach den neuesten Berichten fragte; — eine dritte Erinnerung aber schob sie gewaltsam von sich, die an ihren „Ritter Huldbrand“ — (Elisabeth schwärmte für Fouqués „Undine!“), den schönen Ostpreußen, der ihr erst am Abschiedstage ganz zufällig anvertraut hatte, daß er heimlich verlobt sei, und das Wiedersehen mit seiner „heißgeliebten Braut“ kaum noch erwarten könne. Und wie reizend war das Bild dieser beneidenswerten „Heißgeliebten“ in „Ritter Huldbrands“ Medaillon gewesen, und wie oft hatte, ehe sie es mit Augen geschaut, Elisabeth im Nacht- und Tagestraum an Ritter Huldbrands Herzen geruht! — Was Wunder, daß ihr jetzt der knospende Lenz kalt und arm erschien! Gott sei nur Dank dafür, daß keine Seele dies bittere Geheimnis kannte. Diakonissin werden oder gar Nonne, das wäre am besten. Nur nicht das nüchterne Alltagsgetriebe bei so wundem Herzen! —

Abermals biß Elisabeth die Lippen fest aufeinander, und abermals drängten sich heiße Tropfen zwischen ihren Wimpern hervor. Ein schrankenloses Mitleid für das eigne Ich überfiel sie. Erst neunzehn Jahre alt und schon zum Tode unglücklich! Schweigen und leiden, mit leerem Herzen einsam verblühen, — so würde es sein! Fortgeweht war die Weihestimmung, und die Glockenklänge des Friedens tönten an tauben Ohren vorüber. Ach ja! wie inbrünstig schwärmt sich's mit neunzehn Jahren! Wie gern nennt solch' unerfahrene Jugend ihr Herz die Welt und ihr erstes Leid das grausame Leben!

Es war gut, daß die Professorin, mit dem lustigen Hänschen an der Hand, Elisabeth aus ihren Schwermutsgedanken riß. „Wie viele haben *dich* schon geliebt! Mich liebt keiner —“ dachte Elisabeth im letzten Nachzittern der trüben Stimmung, als sie ihren Arm, behutsam, wegen des weißen, gekreuzten Brusttuches aus Tüll, zu dem die große, unter dem Kinn geschlossene Rüschenhaube genau paßte, um den gebeugten Rücken der Großmutter legte. Die Professorin nahm das gesenkte Mädchengesicht zwischen ihre beiden Hände, zog es zu sich nieder und küßte den traurigen Mund. Nach der Ursache dieser sichtlichen Traurigkeit fragte sie nicht.

„Dies ist ein herrlicher Freudentag, nun wollen wir all' unsere Trübsal abwerfen,“ sagte sie und blickte mit ihren braunen Augen so, wie nur sie zu blicken verstand: bis in die Tiefen von Elisabeths verzagter Seele. „Sieh, mein liebes Mädchen, heute sollst du hier in der Stille auch dein wohlverdientes Ehrenkreuz für deine Teilnahme an diesem Kriege empfangen, wenngleich nicht in sichtbarer Gestalt. Deine alte Großmutter dankt dir im Namen derer, denen du selbstverleugnend und unermüdlich wohlgethan hast. Mein Lob kommt von ganzem Herzen, das darfst du wissen und sollst es dir zum Sporn dienen lassen.“ Sie schwiegen beide und hielten einander fest umschlungen, und unter dem selten gespendeten Danke der alten Frau löste sich Elisabeths selbstische Wehmut in beschämte Demut auf.

„Ich werde schon neue Arbeit finden, du Liebste,“ sagte sie getrösteter und zuversichtlicher. Schwerlich aber ahnte sie, wie prophetisch ihre Worte gewesen, als sie sich im nämlichen Augenblicke aus den umschlingenden Armen der alten Frau losmachte, um dem Bübchen zu Hilfe zu kommen, das sich umsonst mit der widerspenstigen Klinke des Gartenthors abmühte. Es war Sibyths, des Drenkhorster Bäckers, Nesthäkchen, ein sechsjähriger, pausbäckiger Weißkopf, unter Zuthat von Wasser und Bergamottöl spiegelglatt gekämmt und, des Friedensfestes halber, im Sonntagskittel mit Stahlknöpfen. — Er zog sein Pudelmützchen und wickelte die Dorfzeitung auseinander, in der ein großgefalteter Brief, auf gelbem Konzeptpapier geschrieben, lag; das erbrochene Siegel zeigte den strahlenumgebenen Büßerstrick des Lünumer-Klosterwappens.

— „'ne Empfehlung van Mumsell Doris —, un' Mumsell Doris — — un' — — un' Mumsell Doris —“

„Und Mumsell Doris könnte nicht zum Nähen kommen, weil sie wieder Asthma hätte, nicht wahr, Jasperken?“ half Elisabeth ein.

„Sie wollte wohl ganz gerne, und den Aßmar hätte sie auch nich, aberst 't ginge man nich gut, sagte Mumsell, weil sie da im Haus 'n lüttkes Kind gekriegt hätte, un'

Mumsell müßte nödig 'n paar Tage binnen bleiben un' t' lüttke Kind wahren. — Un' Arbeit wollte sie man lieber solange nich annehmen, sagte Mumsell —."

Wie Asche vor dem Winde zerstob der schwache Rest von Elisabeths Weltschmerzstimmung bei dieser drolligen und rätselhaften Botschaft der jungfräulichen und soliden Dorfnähterin. Sie lachte hell, nahm den Jungen an die Hand und hieß ihn der Professorin seinen Auftrag wiederholen.

„Frau Persester sollte auch den Brief lesen," fügte er mit ehrbarer Miene hinzu und überreichte das Schriftstück mit dem thalergroßen Siegel. „Un' ob Fräulein Lisabeth nich mal bei Mumsell kommen wollte, aberst van Avends, ehr' dat ihr lüttkes Kind schliefe. Van Frau Persester könnte Mumsell dat nich verlangen, sagte Mumsell."

„Du bist ein gelungener Bote, Jasperken!" rief Elisabeth immer belustigter. „Spring du mit Hänschen hinauf in die Kinderstube und laß dir einen schönen Bilderbogen schenken. Du weißt schon, Hänschen, die Soldaten zu Pferd! — — Hast du deine Augen in der Tasche, Großmutter? Wir müssen doch gleich den allmächtigen Brief lesen. Sieh nur, aus Lünum-Kloster — was heißt das? Bist du nicht neugierig? Mumsell Gerrit und ein lüttkes Kind!"

„Ich sehe da irgend eine schwere Last für unsere gute, alte Doris im Hintergrunde," meinte die Professorin ernst, holte ihre große, horngefaßte Brille hervor und überflog den kurzen Brief. „Von Schwester Clementine — du darfst ihn lesen," sagte sie, und Elisabeth blickte ihr über die Schulter in den Bogen gelben Konzeptpapieres, mit der Gänsefeder beschrieben.

Es war ein ganz eigentümlicher Brief. Kein Name genannt, kein Wort des Näheren von Briget Vannees. Die Aufschrift: „An Jüffer Dorothea Gerrit: zu eignen Händen."

„Liebe Schwester eines achtbaren Mannes!

Das Kind einer Unglücklichen, an dem ein gebrochener Mensch Vaterstelle vertritt, lege ich an Ihr frommes Herz, liebe Schwester, das über den Unterschied des Bekenntnisses hinwegsehen möge, wie wir es thun um der christlichen Erbarmung willen, die da alles duldet und alles trägt und sich nicht ungebärdig stellet. Ich empfehle dieses verlassene Lämmchen auch den Reichen an, denen Sie mit Ihrer Hände Arbeit dienstbar und nützlich sind. Möchten die Reichen Ihnen, liebe Schwester, beistehen in Ihrem Liebeswerke, nicht nur mit milder Hand, sondern zuvor mit mildem Herzen, das nicht blind verdammt, sondern bußfertig in sich selber hineinblickt und der eignen Kinder und Anverwandten dabei gedenkt. Und möchte die Gutthat glücklicherer Mitmenschen in der dunklen Seele der hartgeprüften Mutter dieses unbefleckten Kindes das Geisteslicht neu entzünden helfen, durch die Gnade Gottes und seiner Heiligen, wenn es anders in der ewigen Vorherbestimmung für sie beschlossen liegt."

„Wie schön und wie merkwürdig, Großmutter," sagte Elisabeth, als sie den Brief zum zweitenmal durchlesen hatte. „Sie meint uns natürlich mit den Reichen, und sie soll sich nicht täuschen. Du bist ein Engel, aber ich habe heute die Mahnung verdient — ich habe sehr gemurrt, ehe du mir mein eisernes Kreuz zuspracheſt! Sieh — da fällt gleich wieder Arbeit für mich vom Himmel herunter. Ein kleines Kind — wie entzückend, dafür zu sorgen! Hoffentlich ist es so, daß man's gleich lieb haben muß!" —

„Danach fragt das christliche Erbarmen, wie es die Lünumer Schwester versteht, zu allerletzt! Im Gegenteil — das liebt um so tiefer, je weniger liebenswert sein Gegenstand erscheint," erwiderte die alte Frau und fügte, als sie des Mädchens betroffenes Gesicht sah, lächelnd hinzu: „Sieh mich doch nicht so kleinlaut an, mein liebes Kind. Mit der Zeit wirst du schon begreifen, wie ich's meine: die Anlage zum richtigen Verständnis hast du, und dafür hab' ich dich vorhin gern gelobt. Und nun will ich hoffen, daß deinen jungen neunzehn Jahren das Liebhaben nicht allzuschwer gemacht wird, so daß du die schöne Mahnung aus Lünum auch wirklich mit vollem Herzen befolgen kannst. — Ich möchte zwar zuerst einmal selbst in Trenkhorst nachsehen." —

„Auf keinen Fall darfst du das thun, einzige Großmutter!" rief Elisabeth lebhaft und zog das warme Shawltuch enger um die gebeugte Gestalt. „Sieh, die Sonne geht bald unter; dann wird es wieder kalt, und dein armer Rücken ist ganz krumm von all' der Arbeit in unsern lieben, verlassenen Krankenstuben. Ich bin ja so seelenfroh,

daß ich in der Übung bleibe! Komm du nun ins Haus und mich laß nachsehen, was es bei unsrer Mamsell Doris gibt. — Und du weißt doch —" fuhr sie im Gehen fort, zärtlich die welke Hand auf ihrem Arme streichelnd, — „daß ich das Abstoßende nicht scheue, — und daß ich ausdauernd bin!"

„Ei, ei! wie eitel solch ein eisernes Kreuz für freiwillige Krankenpflege macht!" scherzte die Professorin, aber sie blickte bei dem Scherze aus liebevollen Augen zu ihrer Begleiterin empor. „So geh' denn und vertritt mich gut, sei vorsichtig und umsichtig, gib keine unbedachten Versprechungen und melde Doris meinen Besuch für morgen an."

Großmutter und Enkelin trennten sich; „Jasperken," das Bäckerbübchen, sprang dort schon den Dorfweg hinunter, Hänschens Bilderbogen zusammengerollt in der dicken, kleinen Faust, und Elisabeth holte sich eilends Hut und Mantel, um dem Sentboden auf dem Fuße folgen zu können. — Als sie über den Hof ging, sah sie, durch die offene Thür des Kuhstalles, Trientje melkend unter der prächtigen roten Kuh sitzen. Schnell entschlossen lief sie in die Küche zurück, erbat sich einen Henkeltopf und ließ ihn sich bis zum Rande mit der frischen, schäumenden Milch füllen.

Ihr ganzes Herz schlug dem geheimnisvollen Kindchen entgegen, von dem die Lünumer Nonne so rührend schrieb.

4. Kapitel.

Kein schöneres Dorf als Trenkhorst, viele Meilen in der Runde! Bewaldete Bodenwellen, köstliche Wiesen trennten es von der Stadt, und der rasche Nebenfluß des breiten Stromes schlängelte sich klarbläulich und fischreich zwischen den weidenbestandenen Deichen hin. Und wie stattlich die Höfe, deren manche noch ihre uralte Hausmarke besaßen, wie lieblich die Blumengärten mit den ersten Frühlingskindern zu Füßen des „Immenschauers," wie malerisch die massive, granitne Kirche, an der die Rosenzweige hinaufliefen und wieder abwärts kletterten und ihre Hände zu den nächsten Grabkreuzen hinüberstreckten, die sich ein wenig hügelab aneinander reihten. Denn die Kirche stand auf hoher Wurt und schaute zu all' den freundlichen Wohnstätten der sterblichen Menschenkinder nieder. Und diese Bäume! Mächtige Linden, alte Birken und Ulmen in Gruppen beisammen, die Fahr- und Fußwege begrenzend, die Häuser schirmend. Zwischen den schmückenden Laubbäumen Obststämme in Fülle. Ein wahres, kleines Eden war's, ob nun Raubreif die tausend und abertausend Ästchen verzuckerte, ob die Kirschbäume duftig überschneit standen oder glühend von reifen Früchten zur wonnigen Zeit der Lindenblüte mit Bienengesumm und schwerem, einschläferndem Wohlgeruche. Ja selbst im Herbst, wenn die Blätter gelb und rot am Boden rauschten, und der harte Nord mit den letzten Georginen und Stockrosen der Bauerngärten spielte, selbst dann war's wunderschön. Die Flügel der Windmühle drehten sich rasch und rumpelnd, der Himmel hatte sein tiefstes Blau, und rings um die grauen Hünensteine, abseits vom Dorfe, blühte noch die Glockenheide, und strebten die schwefelfarbenen Königskerzen empor. Auf den Kämpen und Wiesen weideten gebeugten Hauptes rotbunte, breitgestirnte Kühe, und die jungen Fohlen jagten und spielten hin und her, toll und zierlich, als wollten sie sich erst noch so recht austoben vor der Winterhaft in den Ställen.

Lauter Eingesessene seit langen Generationen wohnten in Trenkhorst, ein kräftiges, blauäugiges Friesengeschlecht, wortkarg, langsam zur That, holländisch in ihren Sauberkeitsbegriffen, und Soldaten, wie Löwen! Die Turkos und Zuaven hatten ihre Seelen Allah und der Jungfrau befohlen, wenn jene rotwangigen Blondköpfe aus den fernen norddeutschen Flußmarschen als geschlossene Kolonne anrückten, in den seltensten Fällen singend, wie die Altmärker oder Schwaben; denn „Frisia non cantat," sagt ein wahres lateinisches Sprichwort der Vorzeit. Allein, hinter dieser stummen Ehrensestigkeit, diesen markigen Gesichtszügen, brannte die patriotische Glut so stark, daß sie des anfeuernden Liedes gar nicht bedurfte, um als vernichtende Flamme des Kampfes gegen den fränkischen Erbfeind empor zu lodern.

— „För wat denn? Dat 's Plicht!" hatte Bäcker Sibeths' Ältester, der, nach den furchtbaren Herbstwochen vor Metz, schwerkrank im Lazareth lag, trocknen Tones geäußert, als man ihm für eine kühne Heldenthat sein eisernes Kreuz erster Klasse gab.

„Das ist Pflicht —“ so dachten sie alle, nüchtern und verläßlich durch dick und dünn, obwohl gar manchem dieser freien Friesensöhne zu Anfang das Beugen unter die Kriegszucht blutsauer geworden war. — —

Nur drei zugezogene „Butenlüe“ beherbergte das Dorf. Den Pastoren — (‚Domine‘ nannten ihn, nach früherem Herkommen, die Betagten unter den Bauern), seinen jeweiligen Organisten und den spindeldürren Apotheker, der zugleich einen Weinhandel betrieb und angeblich nicht ganz unberührt vom holländischen Grenzschmuggel war. Den Doktor holten sich die Drenkhorster bei Krankheits- und Sterbefällen in des Bäckers gelber Chaise aus Burg oder Witten. Selten genug kam's bei ihnen vor. Sie waren ein kerngesunder Schlag und hatten steinalte Leute in ihrer Mitte. Kinder gab's in Rudeln, derbe Rangen von herrischer Art. Allen den Fremden kamen die Bauern sehr schwerfällig und mißtrauisch entgegen — warm wurden sie meistens erst, wenn jene wieder zum Abzug rüsteten. Deshalb machten sie auch kein Aufhebens weiter von der Ankunft des neuen Organisten, nur die allbeliebte und mit dem halben Dorfe verwandte „Mumsell Doris“ jammerte sie bei diesem Ereignisse mit dem unvorhergesehenen Wickelkinde. — Jasperken Sibeths hatte vom Spiel fort aufs Gut gemußt, um Doris' Not kehren zu helfen. Die Gutsleute „gehörten dazu;“ seit hundertfünfzig Jahren lebten die Zurweidens im Lande und hatten für keinen Pfennig Hoffart an sich.

Die Sonne war schon am Niedergehen; wie ein Feld glühender Purpurrosen schimmerte der Westen zwischen den Lindenzweigen, als Elisabeth Drenkhorst erreichte. Das Dorf stand noch auf dem Kopfe vor Freuden. Die Schuljugend trommelte und trompetete und marschierte unter den schönen alten Bäumen auf und ab in Reih und Glied. Angesichts der strahlenden Abendsonne trugen die stämmigen Flachsköpfe ihre bunten, brennenden Papierlaternen an Stöcken spazieren, die schon für Wörth und Gravelotte, Sedan, Metz und Paris geleuchtet hatten, und dazu schrien sie, so laut es die Kehlen und der patriotische Eifer vermochten:

„König Wilhelm saß ganz heiter —“
und „Lieb Vaterland magst ruhig sein!“

Fähnchen und stattliche Fahnen flatterten aus den Bodenluken und von den Giebeln der Schilfdächer, im Kruge saßen die Männer ehrbar um den Wirtstisch und kannegießerten bei schwachem Biere und starkem Genever, und daheim ließen die Frauen zum Backen und Braten das Fett in der Pfanne brutzeln. Hinter dem Dorfe, wo die Gemeindearmen und Tagelöhner hausten, gingen Bäcker Sibeths' dralle Zwillingstöchter mit Armkörben von Thür zu Thür. „Vater gab heute Einen aus“ wegen Bruder Elard's eisernem Kreuze auf der Brust — „nicht im Knopfloch,“ wie Gretje dem Berichte Thedas allemal vervollständigend hinzufügte, während sie Rauchspeck und Butterkringel austeilten. Bäcker Sibeths stand unterdessen, im Vollgefühle seiner Mildherzigkeit, breitspurig, wie der Großmogul selber, vor seiner grünbronzierten Ladenthür, über der das verlockende Brot- und Kuchenschild angebracht war. Als Elisabeth mit eiligem Nicken an ihm vorüberging, hielt er sie einen Augenblick zurück, erzählte ihr, daß sein „Jung',“ sein Elard, mit der Feldpost zehn Thaler vom Sold für die Armen geschickt habe und fügte hinzu, mit dem Finger die Straße abwärts deutend: „Dor is 'n wanschapen Kärl introkken bi Mumsell, 'n richtigen aanweten Malljann!“

Eine schreckhafte Empfindung des Unbehagens durchzuckte Elisabeth. Das Volk sieht scharf, obwohl es in der Regel rascher als die Gebildeten damit bei der Hand ist, alles, was außerhalb des Landläufigen und Gewöhnlichen liegt, „wahnschaffen“ und abnorm zu nennen. Bäcker Sibeths jedoch pflegte den Mund nicht gerade vornweg zu haben: er war einer der schweigsamen Dorfaristokraten.

Sie hätte sehr gern mit einem „warum?“ oder „wie so?“ nach dem Grunde dieses ungünstigen Urteils geforscht, aber die Großmutter hielt von jeher darauf, daß kein Gerede beachtet werden durfte. Der eigne Eindruck mußte bestimmen und zur Richtschnur für Denken und Handeln gemacht werden. Deshalb begnügte sich Elisabeth damit, nach Elard's möglicher Heimkehr zu fragen, und dann schritt sie weiter ihrem nahen Ziele zu.

Der Kirche gegenüber, ein wenig zurückgebaut, stand das Organistenhaus, das letzte des Dorfes, mit dem Blicke nach Westen, auf die Hünensteine und die waldigen

Höhenketten am Horizonte, und nordwärts, in einiger Entfernung, auf die Kirchhofskreuze, jenseits des großen Fischteiches.

Ein uraltes Gebäu, diese bescheidene Heimat der holden Kunst des Klanges! Fast sonnenlos, die lange Front nach Norden, das tiefgraue Strohdach mit seinem zerrissenen, längst verlassenen Storchneste, überhangen vom Gezweige riesiger Birken. Welke Halme des Vorjahres nickten zu Häupten des dreieckigen Giebelwalms, dessen Rand sich struppig verwulstete und einen Schatten in Mamsell Doris' niederes Dachstübchen warf. Das Gemäuer aus rotem Backstein und blaugestrichenem Fachwerk war ganz bemoost und ebenso die Krönung des gedrückten Thürbogens, die den Hausspruch trug:

„Drag' Niets herein,
Drag' Niets heraus,
So hastu Fried'
Und Freud' im Haus."

Zu beiden Seiten der Thür, deren Oberhälfte, einem Laden gleich, zurückgeschlagen werden konnte, kleinscheibige, in die Breite gezogene Fenster, unter denen die gelben und weißen Krokus des Gärtchens eben ihre zarten Blütenblätter vor der nahenden Nacht zusammenschlossen.

Auf dem schmalen, nach der Mitte zu erhöhten Klinkerpfade vor dem Hause lagen noch Strohhalme, und der Abendwind spielte mit ihnen und den Papierschnitzelchen, den Überresten von Jakob Vannees' Einzugsarbeit. Drinnen war alles still, als Elisabeth auf die eiserne Klinke drückte und eintrat. Die Stubenthür, gleich neben dem Eingange, stand offen, und am Fenster lehnte der Organist, regungslos, die Hände hinter sich zusammengeschränkt, das scharfe, häßliche Profil mit dem verbitterten Ausdrucke der untergehenden Sonne zugekehrt, deren Halbrund auf den waldigen Hügeln ruhte. Der Goldglanz küßte auch die Hünensteine, aber zu deren Füßen wogten kalte Nebel durchs dürre Heidekraut und schwebten vom Boden empor, der Abendstern blinkte schon, und die Dämmerung entfaltete ihren grauen Schleier, um ihn über die müde Welt zu decken.

Der Großmutter Worte vom richtigen Erbarmen standen plötzlich in Feuerbuchstaben vor Elisabeths Seele, als das abstoßende Männergesicht beim Geräusch ihrer Tritte sich in nervöser Hast herumwarf und sie aus fahlen Augen anstarrte. Unwillkürlich trat sie zurück und faßte den Thürgriff wieder.

„Verzeihen Sie — ich möchte nach dem kleinen Kinde fragen; Mamsell Gerrit hat mich herbitten lassen."

„Meine Nichte ist oben bei ihr," erwiderte Vannees, „ich habe noch keine Zeit gefunden, mich um sie zu kümmern, — kleine Kinder — was weiß ich davon?" —

„Oh, Doris und ich werden sorgen — hier ist frische Milch zum guten Anfang," sagte Elisabeth, ihren furchtsamen Widerwillen tapfer beherrschend, und ihr Gesicht schaute den armen Menschen so herzlich, so hilfsbereit an, daß er ihr wohl oder übel seine magere Hand bieten mußte; so kalt und knochig war sie, daß es Elisabeth fror bei der flüchtigen Berührung. „Sie haben ja nicht einmal Feuer im Ofen," bemerkte sie umherschauend, „und hilft Ihnen denn niemand aus dem Dorfe beim Einrichten, da doch Doris zu schwach ist und Ihr kleines Nichtchen wartet?"

„Niemand! —" antwortete er. „Sie feiern ja den Frieden und mir ist's unfriedlich zu Mut. — Was sollen sie mir noch groß helfen?"

„So werde ich es nachher thun, Herr Vannees. Ihren Namen kenne ich schon, und Sie dürfen sich allzeit auf mich verlassen," gab sie zurück. Ihr warmes Herz war erobert. — Ein gar zu erschütterndes Weh bebte in der müden Stimme des Mannes, und die Romantik in Elisabeths Charakter flüsterte nun auch ihr Wörtchen: „Wer weiß, welchen Schatz diese stachlichte Schale birgt, wenn dir's gelingt, sie zu durchbrechen!" Wie belustigt würde der Lünumer Doktor wohl mit seinen Augen über die Brillengläser hinweg gezwinkert haben, hätte er die hochfliegenden Voraussetzungen ahnen können, die Fräulein Zurweiden senior an seinen „interessanten Narren" knüpfte! — Der Arzt hatte sich heute früh von ihm verabschiedet und „auf Wiedersehn!" gesagt, aber in einem vorwiegend berufsmäßigen Sinne, den der scheidende Organist schwerlich hinter der conventionellen Höflichkeitsphrase vermutete.

Elisabeth eilte, nachdem sie ihr schönheitliebendes Ich also überwunden hatte, beflügelten Schrittes, wie eine Siegesgöttin

nach gewonnener Schlacht, das enge Treppchen hinauf zu Mamſell Doris' Stube. Sie wußte ganz gewiß, daß der Tugendlohn dort ihrer harrte, ſie zitterte vor Begier nach dem Kinde, das ſie zu lieben gedachte um jeden Preis.

Da lag es wach in Doris' Roſenbett mit den blaugewürfelten Federkiſſen, und die kleine bucklige Nähterin, deren Atemzüge als leiſes Pfeifen aus der aſthmatiſchen Bruſt kamen, ſtand vor der offenen Koje, hielt eine der ärmlichen Zuggardinen zurück und ſprach mit dem Kinde, das ſein Köpfchen unbewußt dem verglühenden Abendrote zudrehte, gerade wie es unten der einſame Mann gethan hatte. Durch das warme Stübchen, deſſen Gerät von Sauberkeit blitzte, zog der ſüße Duft blühender Winterlevkoyen vom Fenſter her, und der Zeiſig im Drahtbauer lockte und ſchnarrte ſatt und zufrieden und ſah auch ins Abendrot.

„Meine gute, alte Doris, hier bin ich!“ ſagte Eliſabeth, und die Angeredete drückte, allen Reſpekt vergeſſend, ihr verweintes Geſicht gegen den Arm der hohen Mädchengeſtalt, ließ die Gardine fallen und ſchluchzte von neuem mit der ganzen Ausgiebigkeit des geringen Standes.

Das Kind mochte nichts von der urplötzlichen Verdunkelung ſeines Lagers wiſſen, es begann hinter den Vorhängen zu klagen. Im Nu hatte Eliſabeth wieder Licht geſchafft, dann hob ſie das kleine Geſchöpf in ihre Arme und trug es zum Fenſter. Ihr Herz wallte über vor Rührung, ſo reizend hatte ſie ſich's doch nicht gedacht. „Wie wonnig!“ wie himmliſch! rief ſie einmal über das andere und tändelte mit dem lebendigen Püppchen und küßte ihm die drolligen Händchen, die ihr ſo ungeſchickt ins Geſicht fuhren.

Es war ein ſehr ſchönes Kind, ſein gebaut, große, graublaue Augen, feuchtglänzend, voll der meinungsloſen Unſchuld, die Eltern und Kinderfreunden das Rührendſte in dieſen kleinen Angeſichtern dünkt; unter dem breiten Faltenſtriche des komiſchen Großmutterhäubchens ſchoben ſich rotbraune Haarlöckchen hervor. Behaglich ließ es ſich in den Armen wiegen, plötzlich richtete es die wunderſchönen Augen auf Eliſabeth, eins der Händchen umklammerte ihren Finger, und ganz verloren flog ein ſüßes, erſtes Lächeln um das zarte, rote Mündchen, gleich darauf aber ſchob ſich die Unterlippe vor, weiter und weiter, bis ein zitterndes, entzückendes „Schüppchen“ daraus wurde, und Eliſabeths „Engelskind“ hub ein ſtetig wachſendes Geſchrei an: „Was hat es nur, Doris?“

Doris wußte das; Doris ſpendete dem Henkeltopf mit Milch ihr höchſtes Lob: „Sie müßten doch gleich hillig geſprochen un' in den K'lenner geſchrieben werden, Fräulein, dat Sie da d'ran gedacht haben! Ich ſage ja: Junkheit un' Unverſtand geh'n nich immer zuſammen, bei Ihnen nich, Fräulein Liſabeth! Zieh'n Sie mal 't Stööfje untern Tiſch weg un' puſten 'n bittsken in die gleunigen Kohlen, — ich kann das nich, vonwegen den Aßmar; denn machen wir die Milch lauwarm, un' Sie pröven mit'n Finger, was? Pſ! wſ! Nett liebkes wäſen, ſööt' Meisje!“ —

Sie nahm Eliſabeth das Kind ab und trug es langſam hin und her, die Bruſt that ihr weh, und rote Flecken traten auf ihren Wangen hervor von der leichten Laſt. „'t gibt ſich bei d'r Gewohnte,“ verſicherte ſie, während Eliſabeth eifrig mit Feuerſtübchen und Milchflaſche hantierte. „Wenn Schweſter Clementine mir an Hand gibt, wie ich mir 'nen weichen Stuhl in der himmel'ſchen Seligkeit verdienen kann, 'n armet, mißtröſtiget Minske, wie ich, denn weiſ' ich 't nicht t'rügg, Fräulein. Denn ſeh'n Sie, Fräulein, bei meinem Gebrekk mit 'n Puckel ſchickt ſitzen mir beſſer wie ſtehn bei 't ewige Halleluja. Mein Gerrit-Bröhr meint dasſelbige auch.“

Eine halbe Stunde ſpäter lag das Kind, geſättigt und ſanft ſchlafend, in Mamſell Doris' ſauberen Waſchkorb gebettet, zu Füßen der Koje im Schatten des Kattunvorhanges. Die beiden barmherzigen Schweſtern dieſes verwaiſten kleinen Weſens ſaßen am Fenſter Hand in Hand, ſahen die Sterne, einen nach dem anderen, aus der violetten Dämmerung hervortauchen und flüſterten über alles, was ihnen dieſer Tag gebracht hatte. „Vornehmlich das Kind — das liebe Engelskind!“ Ganz und gar hineingeſtohlen hatte ſich's in Eliſabeths Herz, das heute ſo beſonders weich und ſehnſüchtig empfand. — Wer war ſeine Mutter? Welches Geheimnis umgab ſein junges Leben? Jedes wollte Eliſabeth erfahren, was Doris nur irgend vermutete, bis ins Kleinſte! Den

Standesunterschied zwischen ihnen hob diese Vertrauensstunde im Abendschatten auf; eng aneinander gedrückt, wie nahe Freundinnen, tauschten sie aus von ihrem Innersten und Heiligsten. Ja, die schlichte Nähterin erriet sofort, daß Elisabeths Thränen getäuschter Liebe flossen.

„Die Mannlüe brauchen uns zum Flickwarks und Nähen und Kochen, aber wir brauchen die Mannlüe nich, Fräulein Lisabeth," tröstete sie, „wir können allein bestehn, un' uns an uns'rer Gutthat aufrichten, wovon die linke Hand nich sehn darf, was die rechte thut. Umsonst fällt keiner Menschenseel' 'ne Arbeit in 't Schoß, wie Ihnen un' mir das Wicht da! Ich bin immer 'ne olde Bangbücks gewesen, wenn ich was Schweret in Sicht krieg', un' dadrum nehm' ich das Wicht als 'ne heilsame Prüfung. Un' für Sie, Fräulein Lisabeth, is es waareintig als 'n Segen gekommen, damit daß Sie sich 't elendige Mannsvolks aus 'n Sinn schlagen sollen!"

Elisabeth nickte, trocknete ihre Augen und drückte Doris' Hand. — „Du hast recht, alte Seele — und nun will ich alles, was du von dem Kinde weißt, auch wissen, da es uns doch gemeinsam gehören soll."

Die Bucklige faltete ihre beiden Hände krampfhaft um die Elisabeths und besann sich in großer Verlegenheit. Das, was Jakob Vannees ihr heute früh in fliegender Hast und überquellendem Kummer mitgeteilt hatte, als er das Kind zu ihr ins stille Stübchen brachte, das paßte ganz unmöglich für die feinen Ohren des Gutsfräuleins! Und Frau Professor, was würde die ihr darüber sagen? Freilich, bei Frau Professor auf dem Gute nähen, das verbot sich fürs erste, des Kindes wegen, aber hören that Fräulein sie ja doch durch diesen und jenen, die alte, traurige Geschichte, deren erstes Kapitel „Unschuld und Liebe" benannt ist und das zweite „Schuld und Verlassenheit." Fräulein kam von nun an sicher einen Tag und alle Tage nach Trenkhorst, besser, sie erfuhr durch Doris, was ihr ohnehin nicht lange mehr verborgen bleiben konnte.

Spinnerinnen und Nähterinnen sind in der Regel gute Erzählerinnen. So auch Doris. Sie erfand zwar keine sentimentale Legende, kein Märchen, das die Wahrheit beschönigte und in Nebelschleier hüllte. Wozu das? Auf dem Lande, wo die Begüterten anders und vertrauter mit dem Volke leben, zeigt die Liebe ein natürlicheres Gesicht als in der Stadt, und niemand hängt ihrer Not und Schuld einen seidenen Mantel um. Sie wird von aller Augen gesehen und unter aller Augen ertragen, verdammt und gesühnt, jenachdem. —

Deshalb überraschte und befremdete Elisabeth das tragische Geschick der unglücklichen Mutter des Kindes weit weniger, als wenn sie ein Stadtfräulein gewesen wäre. Ohne lüsterne Neugier hörte sie Doris' schlichte Erzählung und schlichte Nutzanwendung an, ein tiefsinniges Mitleid, ein heißes Dankgefühl gegen Gott, der sie so glatte Wege führte, bewegte ihr das Herz, und ihre suchende Liebe hatte gefunden, was sie ersehnte: ein Geschöpf, dem sie alles zu sein beschloß.

Vorsichtig, tastend fragte sie endlich nach dem Vater des Kindes. Davon hatte Doris noch keine Silbe gesagt.

„Un' von dem is mir auch nichts bewußt, Fräulein," versicherte Doris, „der gräsige Ohm wird 'n wohl kennen, man, der ükkert kein Wort, un' fragen mag ich 'n nich. Ich kann mich mit sowas nich bethun, — das hat kein' Schick für 'n ledig Begientje, als wie ich. Mari-Jo! Der klabastert unten herum, hat nich Feuer, nich Lücht! —"

„Laß! laß," wehrte Elisabeth, drückte die kleine Bucklige in ihren Stuhl zurück und streichelte ihr Gesicht. „Ich geh' jetzt und nehme deine Schirmlampe mit und helfe ihm ein bißchen kramen. Sieh, ich bin groß und stark, und du arme, kleine Person hast glühheiße Backen von all' deiner Not und Sorge. Trink' eine Tasse Milch — du behältst übergenug für unser Kind bis morgen, dann schick' ich dir frische, gleich nach dem ersten Melken. Nein, ich warte, bis du still in deiner Koje liegst," beharrte sie — „da hast du dir ja schon ein Nachtlicht zurecht gemacht, zieh dich nur im Dunkeln aus, nachher steck' ich dir's noch an."

Ohne Widerrede entkleidete sich die schamhafte alte Jungfer hinter den zusammengesteckten Bettgardinen und kroch, zerschlagen an Leib und Seele, unter die schwere Federdecke. Neben ihr, auf zwei Stühlen, stand der Waschkorb mit dem ruhig schlafenden Kindchen, und Elisabeth zündete das Nacht-

Einsam und verlassen. Nach dem Gemälde von H. Vosberg.

licht im Waſſerglaſe und die blecherne Schirmlampe an, bei deren trübem Schimmer ſo viel feine Stiche genäht wurden.

„Gute Nacht, Doris, gute Nacht, mein Pflegekind — Gott behüt' Euch beide," ſagte das junge Mädchen und ging, die Blechlampe in der Hand, auf den Zehenſpitzen treppab zu Jakob Vannees. —

Er ſaß, inmitten des kalten, ungeordneten Stübchens, auf einem Holzſchemel, hinter ihm braunte ein Lichtſtumpf tropfend in den Hals einer zerbrochenen Flaſche hinein. Auch nicht den leiſeſten Verſuch ſchien der Mann gemacht zu haben, das wüſte Chaos um ihn her zu lichten. Abermals erſchrak Eliſabeth über den Ausdruck ſeiner Züge, den des ſtumpfen, verbiſſenen Hinbrütens. Aber die friedlich-ſchöne Erinnerung an das, was Doris' Kammer für ſie barg, umwehte ſie wie Engelsflügel und half ihr, tapfer und geſchickt zum Beiſtand zu ſein. Sie ſprach dem Trübſinnigen zu mit all' dem feinen Takte ihrer Herzensbildung, ſie wußte ihm in Hinblick auf das Kind ſo viel Tröſtendes und Beſänftigendes zu ſagen, daß der gequälte Zug ſeines Geſichtes ſich allmählich zu verwiſchen begann und ſeine Finger da anzugreifen, wo die flinken, weißen Mädchenhände vorarbeiteten. Stetig und ohne Wortverſchwenden ſchafften ſie wohl eine Stunde lang miteinander. Draußen blitzten und funkelten die Sterne, neue Kälte ankündigend, das Dorf ward ſtill, traulicher Lichtſchein hinter den Fenſtern, nur dann und wann, zwiefach vernehmbar im Schweigen des Abends, die Stimme oder der Tritt eines Vorübergehenden. Kein Störenfried und auch kein Helfender kam von draußen zu dieſem ungleichen Paare, das mit vereinter Kraft Möbel rückte und Nägel in die Wände ſchlug.

An Daheim dachte Eliſabeth gar nicht und auch nicht daran, daß ſie ihres Abendeſſens verluſtig gehe. Wie immer erfüllte ſie die ſelbſtergriffene Pflicht mit voller Hingabe ihrer ganzen Perſönlichkeit. — Einmal nur lief ihr die Frage durch den Sinn: ob denn niemand vom Gut nach ihr ausgeſchickt werde, da es doch ungewöhnlich ſpät über der Arbeit geworden ſei: bald neun Uhr! — Nicht daß ſie Furcht vor dem Alleingehen empfand; ſie kannte ja Stock und Stein zwiſchen Weiden und Drenkhorſt von Kind auf, — nur die Sorgloſigkeit der Großmutter wunderte ſie ein wenig. —

Endlich ſahen ſie Licht: bis auf das ſchwere Tafelklavier ſtand und hing alles an ſeinem Platze, und das Feuer praſſelte im Ofen. In der Küche, die Doris verwaltete, hatte ſich noch ein Beutel Buchweizengrütze, Salz und Fett gefunden und ein Reſtchen Milch von geſtern. Während Vannees an ſeiner Wanduhr herumbaſtelte, ſtand Eliſabeth am Herde und bereitete ihrem neuen Schützlinge das Abendbrot. So ganz tadellos erſchien ihr ſelbſt der graue Berg in der Schüſſel nicht, als ſie auftrug: der Rauch war böſe hinein geſchlagen; aber Fett und Milch thaten das gute Beſte, das Salz war weiſe geſtreut und der Hunger ſaß mit den beiden zu Tiſch; denn allein eſſen wollte Vannees nicht, und Eliſabeth fühlte ſich angenehm von der Thatſache berührt, daß er Löffel und Gabel nicht wie ein Bauer handhabte, ſondern wie ein wohlerzogener Menſch.

Auch ſein Hausrat, ſo wenig davon da war, gefiel ihr. Lauter alte, ſolide Stücke: Stühle mit Säulenlehnen und ganz verblaßten Utrechtpolſtern, Tiſch und Kommode ſo gewichtig, daß man ſie nur mühſam von der Stelle zu rücken vermochte. Auch die Kupferſtiche waren augenſcheinlich ſeit Generationen Familieneigentum; denn an ihren Rahmen wiederholten ſich die blanken Meſſingroſetten, mit denen die Stuhllehnen und Tiſchfüße prangten. Lauter Bilder aus ſchrecklicher Zeit: Revolutionsbilder. Die Erſtürmung der Baſtille, das Föderationsfeſt, Porträts von Camille Desmoulins, Mirabeau und Danton. Ein vereinzeltes Ölgemälde zwiſchen Davids „Schwur im Ballhauſe" und „Marat's Tod" über dem für das Tafelklavier beſtimmten Platze: das Bild eines Mannes bis zum Knie. Immer wieder mußte Eliſabeth ihn verſtohlen betrachten, den Geiger in der roten Jakobinermütze und dem Hemde, das die nackte Bruſt frei ließ. Ein ſonderbares Geſicht! Der Mund lachend, wie in Tollheit, die Augen, unter düſteren, zuſammengewachſenen Brauen, tief in ihren Höhlen liegend und von totem Schwarz, die Naſe, genau ſo häßlich herausſpringend, wie Jakob Vannees' Naſe, aber ihre Flügel mächtig geſchwungen, ſtark eingekerbt, das Zeichen feuriger Sinne. Er hielt die Wange gegen

seine Geige gedrückt und setzte den Bogen zum Strich an, hinter ihm verdämmerten die Umrisse der Guillotine, und unter dem Namen des Malers „Guérin“ standen die Schlagworte jener wahnwitzigen Aufwiegler und Königsmörder:

„Liberté, égalité, fraternité!“

„Wen stellt das unheimliche Bild vor?“ fragte Elisabeth endlich, ihren letzten Löffel voll rauchiger Grütze zwischen Mund und Teller.

„Jean Viroots, den berühmten Violinspieler aus Brüssel,“ erwiderte er kurzab, und als sie darauf meinte:

„Ich habe niemals von ihm gehört. Freilich bin ich leider unmusikalisch,“ da lächelte er höhnisch, schob seinen Stuhl zurück und nickte dem Bilde zu:

„Niemals von ihm gehört! — sic transit gloria mundi!“ murmelte er und machte mit der flachen Hand eine streichende Bewegung durch die Luft, als müsse er ein andrängendes Etwas von sich abwehren. „Nun können wir Schicht machen — ich will mit mir selber allein sein“, sagte er darauf laut. „Sie sollen jetzt zu Haus gehn, Fräulein — für das Klavier brauch' ich Sie nicht mehr.“

Einen Moment saß Elisabeth starr und vergaß ihren Löffel in den Teller zu legen. Kein Wort des Dankes, nur ein hochmütiges Fortschicken. War sie ein Dienstbote? — Sie stand auf und schluckte hart an ihrem Verdrusse, das glühende Rot stieg ihr bis unter die Augen, und sie ärgerte sich über ihre eigne Gutherzigkeit.

„Was haben Sie? Grämen Sie sich doch nicht um das, was ich sage!“ Der Rücksichtslose nahm ihre Hand, drückte sie heftig, ließ sie rasch wieder fahren und richtete dabei seinen stechenden Blick auf das bewegte Mädchenantlitz vor ihm. „Mir kann niemand und nichts mehr helfen in der armen Welt. Ja arm! — arm! — was wissen Sie davon, Sie junges Jüfferken? Sie haspeln sich ab für mich, und ich kann vor meiner Gallenbitternis den Dank nicht finden. Nur dem Tod dankt' ich gern, wenn 'r kommen wollte und mich holen!“

„Und oben das arme, kleine Kind? Vergessen Sie das so leicht?“ fragte Elisabeth und horchte auf, weil sie draußen einen starken, elastischen Schritt zu hören glaubte, den nur ein Mann in der Welt hatte, soviel sie wußte. „Mamsell Doris und ich, wir lieben es schon jetzt — alles wollen wir dafür thun und nicht müde dabei werden. Sie aber sind doch der Erste, Nächste — —“ sie stockte, weil Vannees spöttisch lachte. Wie durfte sie sich auf dies schlüpfrige Gebiet wagen? — Draußen bewegte sich die Hausthürklinke; Elisabeth fuhr schreckhaft zusammen — nein, fortgehen mochte sie jetzt nicht, ehe sie wußte, wer auf der Landstraße spuken schlich.

„Ich will so gern noch das Letzte mit Ihnen thun, es macht mir Spaß,“ bat sie ein wenig ängstlich und legte ihre Hände unter den Klavierkasten. „So geht es prächtig, bitte, heben Sie die andere Seite — höher! — Da steht es schon und nun — —“

„Hallo! hallo! — Mein altes Mädchen, was heißt das?“ rief in diesem Momente eine langentbehrte, längstvertraute Baßstimme von der Thür her, und Elisabeth stürzte, vor Hast über die eignen Füße stolpernd, an ihres Vaters breite Brust.

„Solch' ein Ausreißer! Und der alte Kriegsknecht muß nach dem Frieden gleich wieder Patrouille gehen!“ —

— Der alte Kriegsknecht! Wie straff und stattlich stand er da und blickte so gesund und lustig aus den Augen, als wären all' seine Strapazen nur Kinderspiel gewesen! Elisabeth umschlang ihn, jubelnd und lachend, und küßte sein Gesicht und seinen gemütlichen Flausrock. Ja, mit Wonne fühlte sie den nassen Schnurrbart auf ihren Lippen und Wangen, und die polternde Vaterzärtlichkeit that ihr heute nicht weh wie sonst.

Er war unversehrt in ihren Armen: o, warum läuteten jetzt keine Kirchenglocken? —

Deshalb also konnte niemand früher kommen, um sie nach Haus zu holen! „Wie ein Gaudieb hab' ich mich eingeschlichen, und zur Strafe haben sie mich beinah' erstickt mit ihrem alten unfertigen Kränzewerk!“ erzählte er lachend. „Kein Mensch hat an dich gedacht, bis Großmutter auf einmal ruft: Herrgott, Wilhelm, Elisabeth sitzt noch in Drenkhorst, und die Zeit wird ihr lang — und so weiter und so weiter!“ —

„Die Zeit lang? Im Gegenteil, Vater!“ — Eine göttliche Fügung nannte sie's voll Dank und Freude. Der arme Fremdling, der sich bei dem Empfangsjubel in den fernsten Winkel seines Stübchens zurückgezogen hatte, konnte wenigstens be-

haglich schlafen gehen, das liebe Kleine schlummerte droben in sicherer Hut, und nun durfte sie selbst sich mit gutem Gewissen an des Vaters starken Arm hängen. Welch' idealer Heimgang unter Gottes hehrem Sternenzelt, nach sechs endlos langen Trennungsmonaten, und ihr junges Herz voll neuer Beglückungspläne!

Strahlend vor Seligkeit lief sie zu Vannees, schüttelte ihm beide Hände und wiederholte ihre Versprechungen so warm, so innig, daß die Eiskruste um sein Herz leise zu schmelzen begann. Herr Zurweiden holte in seiner sachlich-bündigen Weise binnen fünf Minuten alles Wissenswerte aus dem „wunderlichen Kauze" heraus; dann legte er Arm und Mantel um seine Tochter und verabschiedete sich kurzer Hand.

Nahe gegen einander gedrängt, wandelten die beiden durch das schlummernde Dorf, dicht an den schönen, alten Baumriesen der Landstraße hin, bis zu dem schmalen Richtwege zwischen den Breiten des üppig sprossenden Winterkorns. Zum Zerspringen voll war Elisabeths Herz, und in dieser Frühlingsnacht verschwisterte sich ihr für alle Zukunft der Begriff „Glück" mit dem weiten Horizonte, der dort, wo er die Erde berührte, zwischen Westen und Osten, ein blasser, emporwachsender Lichtstreifen zu sein schien. Selbst inmitten der nächtlichen Finsternis ahnte man schon wieder das Kommen der Sonne. Nie vergaß sie den erhebenden Eindruck dieses Anblicks.

Sie wußte wahrlich nicht, wo anfangen und wo enden mit Fragen, Antworten, Berichten! Immer noch einmal hemmte sie unterwegs den Schritt, um dem Vater die Worte vom Munde zu küssen. Es war auch zu himmlisch, ihn wieder zu haben und ganz allein zu genießen! Entschwunden ihrem Gedächtnisse, daß Hänschen sein Abgott hieß, und daß sie selbst seine derben Scherze und Neckereien selten mit dem nötigen Humor zu dulden pflegte. Heute duldete sie alles, und als er sie, an der Gartenpforte angelangt, fragte: was er ihr denn außer den eroberten Kinkerlitzchen zur Feier seiner siegreichen Heimkehr schenken solle, rief sie ohne Besinnen:

„Das Kind, Vater!"

„Was für ein Kind? Bist du unklug, Mädchen?"

„O, morgen erzählen wir dir alles, Großmutter und ich, schlag' nur ein!" und sie streckte ihm ihre Hand entgegen.

Er strich ein Zündholz an und leuchtete ihr mit dem lustig aufsprühenden Flämmchen in das lebhaft erregte Gesicht. „Hör' mal, mein geliebtes Brausepulver, die Bitte kann ich denn doch nicht so ohne weiteres genehmigen," sagte er und hielt ihre Gestalt an den Ellbogen ein wenig von sich ab. „Wer ‚Topp!' schreit, eh' er den Tierarzt gesprochen hat, der verthut sich bei'm Fohlenkauf. Weißt du das noch immer nicht? Komm und marsch ins cachot, Deserteur! Die Streifpatrouille hat für heute den Dienst satt. Dein besagtes Kind wollen wir also vorläufig bis morgen um Kaffeezeit ruhen lassen. Einverstanden?"

„Ach, Vater, wie bist du doch! Es soll ja gar nicht mein's allein sein!" bettelte Elisabeth, die das Eisen zu schmieden liebte, solange es heiß war. Beide Arme um des Vaters Hals, bannte sie seinen Schritt zum letztenmal, hart an der Thürschwelle. „Uns Dreien soll es gehören, Großmutter und Doris Gerrit und mir. Und es ist ein gar zu süßes, kleines Kind, Vater! —"

„Donnerwetter! Solch 'ne famose Dreieinigkeit! Bismarck, Moltke und Roon sind nichts dagegen!" neckte er und kniff seine Tochter sehr fühlbar in die kalten Wangen. „Großmutter und du und eure Nähmamsell: — alle Hagel! — das ist so gut wie ein Garantieschein von der türkischen Bank! Darauf hin muß ich doch wohl unbesehens „Topp" schreien, Schimpfs halber? Na, denn her mit der Hand, Schmeichelkatze: topp! es gilt!"

Schallend schlug er ein, und sie überfiel ihn förmlich und küßte ihn, daß ihm der Atem verging. „Unmenschlich zufrieden" fühlte sie sich, mochte er's nun glauben oder nicht! —

Vater und Tochter waren eines Blutes: heißherzig, impulsiv bis zur Unbesonnenheit. Aber die zähe, beharrliche Friesenart, die nichts „stecken läßt," milderte die unausbleiblichen Nackenschläge dieser liebenswürdigen und gefährlichen Charakteranlage.

5. Kapitel.

Ein Glück nur, daß die besonnene Professorin diesen beiden Impulsmenschen das notwendige Gegengewicht hielt. Wer weiß,

welche Umwälzungen sich sonst auf dem Gute vollzogen hätten! Denn, obgleich der Hausherr in seiner übersprudelnden Wiederkehrstimmung einen Scherz den anderen jagen ließ und seinem Seelenvergnügen geräuschvollen Ausdruck gab, hätte der Scherz doch um ein Haar Ernst werden können, durch das bloße Spiel mit dem Feuer. Elisabeths neunzehnjährige Romantik war wieder einmal ins Treiben gekommen und warf üppige Schößlinge gen Himmel und nach allen Seiten. Sie fuhr fort, ihr Eisen zu schmieden, solange es noch inmitten der roten Glut steckte, und niemals war ihre töchterliche Liebe zum „Herrn" den Hofleuten augenfälliger gewesen.

„Waareintigen Gott! as Brügamm un' Freester!" äußerten sie bewundernd, wenn Fräulein schon des Morgens in der Frühe, am Arm des Herrn, durch den tauigen Garten auf den Hof kam und sich dort mit einemmal für jeden Dreschflegel und jedes Futterkorn interessierte, die Milchsatten im Ständer zählte und den Kleientrank für die jungen Kälber mischen wollte: „Laß mich doch dies thun, laß mich jenes übernehmen, mein süßer Vater!"

Dann strich Herr Zurweiden sich schmunzelnd den Bart: „Was willst du denn eigentlich von mir haben? Heraus mit dem Fuchs aus dem Bau!" und dann kam sie wieder und wieder mit ihren Anliegen und Projekten, wanderte Tag für Tag nach Dreukhorst ins Organistenhaus und verliebte sich immer stürmischer in ihre neue, selbstgewählte Lebensaufgabe. Das Brigittchen mit den Sternenaugen und den rotbraunen Krausköpfchen gedieh lustig bei der peinlichen alten Jungfer. Es hatte nicht die rechte, holdselige Kinderfreundlichkeit, aber wenn es lächelte! Etwas so Liebliches und Schönes konnte es nie und nirgends gegeben haben! Elisabeth hatte vollständig vergessen, daß ihr eignes Schwesterchen ein Baby-Ideal gewesen war vor nicht allzulanger Zeit. Jakob Vannees in seiner schroffen, absonderlichen Manier stieß sie meistens zurück, saß er jedoch an seinem abgebrauchten Klaviere und spielte, so zog ein förmlicher Roman an Elisabeths Seele vorüber; sie vermochte sich nicht loszureißen und versäumte Thee und Abendbrot zu Hause darüber. Und wenn sie dann, verspätet und hastig, ins Eßzimmer zu den Ihren hereinkam, sah sie verträumt und zerstreut aus. Ja, unmusikalisch wie sie war, summte sie doch tagelang die zarte, zerrissene Melodie vor sich hin, mit der Jakob Vannees damals in Köln seinen Künstlerruf gegründet hatte: die Elegie, die er haßte und trotzdem nicht aus Gedanken und Fingern verbannen konnte.

„Lieber, guter Wilhelm, sei vernünftig!" mahnte die Professorin, als er, nach Ablauf der ersten Woche, von einem ausgedehnten Gange behufs Schleusenbesichtigung mit seiner Ältesten heimkehrte, sich seinen Kaffee kredenzen ließ, an den Geldschrank ging und eine stattliche Thalerreihe vor Elisabeth auf den Nachttisch zählte.

„Du bist wahrhaftig ein Kernmädel, meine Alte, du hast das Herz auf dem rechten Flecke. So, nun streiche gefälligst den Mammon ein und thue damit nach deiner Menschenfreundlichkeit."

Elisabeth sprang ihm dankerfüllt an den Hals, und das: „Wilhelm, sei vernünftig!" der Großmutter schoß wie ein Wasserstrahl über das warme Geben und Danken hin. Der Gemaßregelte küßte seiner Tochter in scherzhafter Ritterlichkeit die Hand und zog sie auf sein Knie nieder.

„Ach, laß' ihr doch das Vergnügen, beste Metta!" (Er gab der Professorin, die er seit Kindertagen kannte, gern hie und da ihren veralteten Vornamen aus früherer Gewohnheit.) „Wir beide verstehen uns aus dem ff, Lise und ich; was Lise? Warum soll ich ihr gleich in den ersten vier Wochen den Spaß an ihrer neuen Wickelpuppe verderben? Das sehe ich wahrhaftig nicht ein. Der rettende Engel ist im schönsten Fliegen, und das unterstütze ich sehr gern, als Mann von Gefühl und Grundbesitz. Hopp, Mädchen! du wirst mir zu schwer!" sagte er, hieß sie sich erheben und riß sie am Ohrzipfel wie einen jungen Hund, der schlecht apportiert. Dann riet er ihr, an Stelle von Großmutters Lazareth eine Riesenkinderstube für das Organistenwurm im Oberstock einzurichten, Mamsell Doris als Wärterin mitten hinein zu setzen und den verbohrten Musikus frisch vom Fleck weg zu heiraten, behufs Vermenschlichung, da sie doch einmal so fix im Zuge sei!

Nach diesen abenteuerlichen Vorschlägen verfügte er sich lachend abermals auf den Hof zurück und trabte, gestiefelt und gespornt,

ſein Hänschen hinter ſich, mit dem Faktotum Hinrichs fürbaß zur Eckernwiſch hinaus. Von Grund aus inſpizierte er ſeine Wirtſchaft, lobte und wetterte jenachdem, und abends packte er, von der Familie umringt, ſeine Kriegsbeute aus, die mittlerweile, in Geſtalt einer handfeſten Kiſte, via Straßburg angelangt war. Nach dem Thee half ihm ſelbſtredend Eliſabeth den ganzen Krimskrams ordnen. Was kam da alles zu Tage! Granatſplitter und Chaſſepotkugeln, Tſchakos, Soldbücher, Säbeltaſchen und Amulette. Sogar ein Turko-Fez und eine vertragene Zuavenjacke. Die Begeiſterung der beiden wuchs mit jedem Gegenſtande, und als die Begeiſterung gelinde abzuebben begann, ging's vor Schlafenszeit noch raſch ein bißchen ans Pläneſchmieden. „Drenkhorſt," „Doris," „Vannees," „Brigittchen" — dieſe vier Stichworte wiederholten ſich in kurzen Zwiſchenräumen. Nichts war dagegen zu machen. Die Profeſſorin ergab ſich vor der Hand darein und beſchloß, das wirbelnde Feuerrad ungehindert praſſeln und ſprühen zu laſſen, bis es ſich ganz von ſelbſt gemächlicher drehen und dann in harmloſe Aſche zuſammenſinken würde.

Allein zu ihrer Überraſchung ſchien Eliſabeths Lazareth-Beſtändigkeit ihr auch zu dieſer zweiten Miſſion treu bleiben zu wollen. Sie ſagte ſich natürlich, daß des Vaters anfeuernde Reden wenig mehr bedeuteten als eitel Übermut und Spaß. Das kannte ſie zu genau an ihm. Und doch wieder brachte er's ſo treuherzig und glaubhaft vor, daß Eliſabeth ernſtlich in die Verſuchung geriet darüber nachzudenken, ob nicht in Wahrheit auszuführen ſei, was tolle Laune anregte: — der ganze Manſardenſtock des Gutshauſes ſtand leer! — — Nun machte ſie ſogar Doris allerhand Andeutungen, und Doris kam der Profeſſorin damit: „Fräulein hat geſagt" — „Fräulein hat verſprochen" — ꝛc. ꝛc. Und bei dieſer Wendung war's, daß die alte Dame ihre Mutterrechte Eliſabeth gegenüber energiſch in Anſpruch nahm.

„Willſt du dir wirklich eine ernſte Aufgabe an deinem Brigittchen ſtellen? ja oder nein? —"

„Ja, Großmutter, wirklich und ernſthaft!"

„Überlege dir's ganz ruhig, mein liebes Kind, denn bleibſt du bei deinem Entſchluſſe, ſo muß das Chimärenreiten ein Ende haben und die Arbeit beginnen."

„Ich brauche nichts mehr zu überlegen, Großmutter, ich habe mich feſt entſchloſſen: Brigittchen und der arme, alte Vannees ſollen das alles von meiner Zeit haben, was ihr Lieben daheim nicht beanſprucht."

Somit ſtimmte die Profeſſorin ein und leitete die Drenkhorſter Angelegenheit, die den unruhigen Geiſt des Hausherrn bereits zu langweilen begann, für die Enkelin in verſtändige Bahnen. — Das Mädchen blieb Jahr für Jahr die Gleiche in ſelbſtverleugnender Treue, wenn auch oft genug die hohen Wogen ihres Wollens an öder und harter Klippe abprallten und nutzlos zerſtiebten, und ihre ſtarke und reine Opferflamme von eiſigen Regengüſſen erſtickt ward. Bittere Enttäuſchungen kamen in hellen Haufen, aber das liebliche Kind verſüßte alle Bitterkeit. Eliſabeths Herzensgüte war unerſchöpflich, und mit zarter Hand ſuchte ſie das Dornengeſtrüpp beiſeite zu ſchieben, das ihr den Weg zu Vannees' Vertrauen immer aufs neue überwucherte und ſcheinbar ausſichtslos verſperrte.

Wer durfte, angeſichts dieſes wohlverdienten Lobes, dem jungen Mädchen die vereinzelten, jähen Schwankungen zwiſchen blindem Eifer und „zum Tode betrübtem" Verzagen als Charakterfehler zurechnen? — Zählte man dieſelben zuſammen und zog ſie vom Ganzen ihrer freudigen Liebesthätigkeit ab, ſo blieb der Reſt doch noch ein wahrer Reichtum, groß genug, um die ſeltenen Ausbrüche überlegungsloſen Impulſes vergeſſen zu machen.

Und ſo wuchs der kleine Wildling des Organiſtenhauſes, der ſeinem Verſorger ein Dorn im Auge war, dennoch im Schutz warmer Liebe auf, ſein wie ein Püppchen, mit köſtlichen Augen, deren Glanz die längſten und dichteſten Wimpern verſchleierten. Ein Herzensdieb war das kleine Ding, voll Leben und Klugheit, und ſeine Phantaſie malte überall ihre Bilder, — unter den Birken und Linden des Dorfes, am tiefen Fiſchteich, in der Heide rings um die Hünenſteine, wo die Lerchen trillernd in der blauen Luft ſtanden, und die Bienen um roſa Glöckchen ſummten, und die Bläulinge von Kelch zu Kelch ſchwebten. Nie fühlte ſich das Kind einſam, und doch war's ein verlaſſenes Kind, ohne Vater, ohne Mutter.

Elisabeth freute sich am Erwachen seines Geistes, Mamsell Doris machte es fromm und engelgläubig, und „Ohm Jakob“ warf dann mit einem skeptischen Satze die ganze Frömmigkeit über den Haufen.

Ohm Jakob und „Dortjemöh,“ wie klein Gitta nach friesischem Sprachgebrauche die bucklige Nähterin nannte, arbeiteten einander, genau genommen, immer entgegen, aber „Dortjemöh“ konnte sich von ihrer alten Wohnung nicht trennen, und Ohm Jakob wußte das „leidige Wicht“ gut bei ihr aufgehoben. Elisabeth stand über dem Ganzen, und der Geist der Professorin schien ihr Thun und Beschließen zu durchwehen. Sie besprach und beriet alles mit der alten Frau, die fast nie mehr ins Dorf kam. Ihre Füße trugen sie nicht so weit, und vor dem Wagenfahren hatte sie große Scheu seit einem bösen Unfall auf der Wittener Landstraße mit dem durchgehenden Braunen vor dem Break.

Der Organist vermochte im Dorfe schwer Fuß zu fassen. Vor allen Dingen stand ihm seine Persönlichkeit im Wege, die er mit beharrlichem Eigensinne nach der Mode einer vergangenen Zeit herausstaffierte. Er glich halb dem typischen Biedermeyer aus den Fliegenden Blättern, halb den Intriguanten jener wandernden Truppen von der Scheunenbühne, die man unter dem Namen „Meerschweinchen“ kennt. Die Dorfschuljugend lachte hinter ihm drein und ahmte seinen sonderbaren Hahnenschritt nach, aber in der Singstunde ließen sie ihm Ruhe. Wenn er vor dem Katheder stand und seine abgespielte Geige, die seit Jahrzehnten als Schulinventar von Lehrer zu Lehrer wanderte, an die Schulter legte, dann überkam die jugendliche Flegelbande ein ungewollter Respekt, eine angenehme Spannung. Denn die Jungens wußten, daß „Här Bunneest,“ wie sie sagten, den Bogen ganz anders hob und ansetzte wie sein Vorgänger und daß er dem kratzenden Dinge feine und sanfte Töne zu entlocken verstand, die ordentlich klagten und sangen. Zuweilen, wenn die Schüler sich müde geschrieen und heiser gequikt hatten an: „O Tannebaum!“ und „Soviel Sternlein, als da stehen!“ ließ der Lehrer, nach dem letzten Schlußstrich der Liedbegleitung, seinen Fiedelbogen noch nicht sinken, sondern geigte weiter, wohl eine Viertelstunde und darüber, traurige Weisen, in denen jeder Ton lange und zitternd auf der Geige zu lasten schien und sich dann verhauchend emporschwang. Oder seine mageren Knochenfinger zupften an den Saiten, und die Töne hüpften und tanzten, und die Melodie schrillte, wie die Grillen im Heidekraut, und kicherte, wie eine verliebte Dirne, wenn ihr Schatz sie im Abenddunkel küßt.

Manch liebes Mal ereignete sich's, daß die Hausfrauen zornig vor's Schulhaus liefen, weil die Kinder um ein viertel nach zwölf noch nicht daheim waren, und die Speckklöße wurden dicht auf den dampfenden Birnen zum Mittagessen. Schauten sie dann durch's Fenster in die Schulstube, so saß drinnen die ganze Schaar in regungsloser Andacht auf den Bänken, mit offenen Mündern und schläfrigen Augen, und „Här Bunneest“ fiedelte seine schönen „Stücksken.“ Sobald aber Mutter Sibeths oder Mutter Rolffs mit fester Hand an die Scheiben klopfte, fuhr die verzauberte Gesellschaft zusammen, der Bann ward jählings gebrochen: lachend, johlend und fäustepuffend verließen sie die dumpfe Schulstube. — Der Lehrer schloß sein Instrument in den Schrank zu Tafeln und Tintenfässern, warf seinen Radmantel mit den Messingschließen über die Schultern, zog die Schirmkappe tief in die Augen und ging heim. „Dortjemöh“ hatte geduldig auf ihn gewartet — (denn mittags aßen sie miteinander), und das Kind saß, den Löffel zwischen den gefalteten Händchen, die großen Augen erwartungsvoll gegen die Thür gewendet, auf seinem hohen Stühlchen. „Ohm!“ rief es mit heller Stimme, aber Ohm hörte nicht. Stumm, einen herben Zug um die herabgezogenen Mundwinkel, aß er die einfache Kost, wenig und hastig, — und wenn Doris mit dem Kinde nach Tisch vor's Haus oder hinauf in die Dachkammer gegangen war, dann erhob sich der Organist, schob die kleinen Fenstergardinen zusammen und stand ungezählte Minuten in sich selbst versunken vor Jean Viroots Bild. Lebend trat es ihm entgegen aus der künstlichen Dämmerung des Sonnentages. Das tote Schwarz der gemalten Augen veränderte sich, in seiner Tiefe sprangen Funken auf, der tolle, lachende Mund lachte immer dämonischer, die Geige an der nackten Brust des Jakobiners tönte und flüsterte. — — — Mit starr erhobener Hand nahm der Musiker wieder und wieder diese Vision in

seine Seele auf, und jedesmal war's der dumpfe Ton des Fallbeils auf den Block, der ihn durchschauderte und in die Wirklichkeit zurückrief. Nicht immer vermochte er seinen Traum so rasch zu verwinden, wie er ihm gekommen und entschwunden war. Oft saß er noch lange mit geschlossenen Augen in seinem altväterischen Polsterstuhl dem Bilde zugekehrt, Schweißtropfen lagen auf seiner kalten Stirn, seine Hände bewegten sich matt, und seine Lippen flüsterten. Sie trieben ein Spiel mit den beiden Namen: „Jean Viroots —" „Guiseppe Guarneri —." Manchmal fügte er diesen ruhmreichen seinen eignen Organistennamen leise hinzu: „Jakob Vannees!" Dann lachte er sein trauriges, hämisches Lachen, setzte sich an sein elendes Klavier und suchte das Vergessen seines Looses. Aber die Erinnerung an seine Vision und die stete Sehnsucht nach ihr nistete sich tiefer und fester in ihm ein mit jedem Male, sie kam mit den Jahren immer häufiger, immer länger, er schwelgte in ihr und verheimlichte sie ängstlich vor jedermann, wie der Opiumesser seinen Rausch. —

Etwas wie Befriedigung kam in sein ödes Dasein zurück, als er sich so der Musik zurückgegeben wähnte nach fruchtlosen Kämpfe gegen ihre Macht. Sie beherrschte seine Gedanken aufs neue, aber diese Gedanken wurden ihm zum Chaos, in dem er sich nur mehr mühsam zurecht fand. Spielte er Sonntags die Orgel, so stand der Haß hinter ihm und zog alle Register, daß die Klänge brausten wie die Posaune des Gerichtes und die Stimme der Rache. Auf das Bauernpublikum wirkte dies Donnergetön viel tiefer und nachhaltiger als Domine's langweiliges „Gedröhn." Herr Zurweiden war unzufrieden: „Der Kerl spielt wie ein Verrückter!" sagte er manchmal, „aber einen besseren bekommen wir trotzdem nie nach Drenkhorst, und den steifnackigen Lümmeln weckt er das träge Gewissen!" — — Spielte er der Schuljugend seine schmerzlichen Phantasien auf der Fünfthalergeige und sah all' die Kinderaugen ernsthaft und dankbar auf sich gerichtet, so fühlte er, wie ein milderes Empfinden für Brigets schuldloses Kind in ihm aufstieg und seinen schwachen, flüchtigen Strahl durch finsteres Gewölk kämpfte. Saß er daheim am Klavier, und die Elegie quoll ihm unter den suchenden Fingern hervor, dann packte ihn eine unbezwingliche Sehnsucht nach seiner armen, jungen Schwester, hinter den Mauern des Klosters in Geistesnacht versunken.

Er hatte den Willen, sie zu besuchen, ihr zu sagen: sei getrost — ich habe dir ja längst verziehen, ich thue treulich das Meine für dich und dein Kind! Aber der Wille vermochte nicht zur That auszureifen, er ward gehemmt von einem dunklen Furchtgefühle vor Lünum-Kloster. Vor dem Arzte, dem er etwas anvertraut hatte, das er längst bereute anvertraut zu haben, vor den rätselhaften Stimmen und Schreien hinter Thür und Wand, die ihn verfolgt hatten, als er, am Morgen seiner Abfahrt nach Drenkhorst, noch einmal zu Briget gegangen war, um ihr Lebewohl zu sagen, — vor Briget selbst, die damals auf ihn zustürzte mit wilden Augen, die ihn anklagten, wie er meinte. Nein — nach Lünum-Kloster brachte ihn keine Macht der Erde zum zweitenmale! Wenn nur Briget mit ihm in Drenkhorst leben könnte! Hinter dem Wohnstübchen lag eine stille Kammer, ganz ins Grüne ging sie, die Birkenzweige pochten ans Fenster, wenn der Wind wehte, und die Sonne, die Briget selten sehen mochte, seit sie in Lünum war, schaute niemals hinein. —

Die monatlichen Berichte über die Kranke gingen an Mamsell Doris, und Elisabeth teilte und verfolgte sie wie ihr eigenstes Interesse. Sie versäumte auch selten Gerrit, dem Wittener Postillon, der die Briefe abzuliefern und bei der Gelegenheit seine Schwester zu besuchen pflegte, irgend eine Kleinigkeit für Brigittchens arme Mutter mitzugeben, Blumen, Naschwerk, eine Photographie des Kindes, die in der Stadt gemacht worden war, oder was sonst noch Gerrit für zulässig erklärte. — Meistens schrieb einer der Assistenzärzte oder Schwester Clementine, die Oberwärterin. Doktor Stolz war schon bald nach dem französischen Kriege Direktor der Anstalt geworden, nachdem sein Vorgänger, ein nervöser und abgearbeiteter Mann, sich im Hinblick auf seine Gesundheit und Familie zur Ruhe gesetzt hatte.

Mit Doktor Stolz war sehr viel „Zug" in die Sache gekommen. Er hatte die Nonnen, bis auf Schwester Clementine, die er sein Juwel nannte, durch weltliche Pflegerinnen ersetzt und ging selbst, durch keinerlei zarte Bande gefesselt, ganz und gar in seinem Berufe auf. Ans Heiraten dachte

er nicht; dazu hatte er absolut keine Zeit und brauchte bei seinen fünfundvierzig Jahren auch keine weibliche Bevormundung mehr, wie er sich ausdrückte, wenn die Wittener Gatten und Väter ihm mit Mahnungen und Ratschlägen zusetzten. — An den Bruder seiner Patientin, die nach Jahresfrist in die ruhige Abteilung übergegangen war und sich bei langsamem Verfall gut dort hielt, dachte er sehr oft. Jedesmal, wenn er in seinen seltenen Mußestunden die Geige aus dem Kasten nahm, um im Halbdunkel der Dämmerstunde ein wenig für sich allein zu musizieren, trat das wunderliche Narrengesicht lebendig vor seine Augen, und er hörte die klanglose Stimme von Haß und Unrecht, Beichte und Buße reden. Gern hätte er den interessanten Sonderling einmal wiedergesehen, aber kommen wollte er durchaus nicht und zu einer unnützen Landpartie nach Drenkhorst, dazu fand der gewissenhafte Doktor kaum genügende Veranlassung. Mit Weiden hatte er keinerlei Verkehr: zwei heiratsfähige Töchter, wie man ihn versicherte — das konnte ihm gerade noch fehlen!

Diese Gedanken kreuzten ihm den Sinn, als er eines Morgens, fast fünf Jahre nach Briget Vannees Überführung in sein Asyl, am Schreibtisch saß und in ihren Angelegenheiten einen Brief schrieb. Derselbe trug die Anrede: Sehr geehrtes Fräulein! aber an Mamsell Dorothea Gerrit war er nicht gerichtet, sondern an Fräulein Elisabeth Zurweiden. Eine längere Epistel in ihrer zarten, mädchenhaften Handschrift lag neben dem Arzte, und er teilte ihr daraufhin mit, daß den von ihr geäußerten Wünschen wirklich keine Hindernisse in den Weg träten. Briget Vannees Zustand sei schon seit langer Zeit derart, daß sie unbedenklich das Anstaltsleben zu Lünum-Kloster mit dem friedlichen Dasein in ihres Bruders Häuslichkeit vertauschen könne, falls der Bruder dies in Wahrheit so dringend wünsche, wie die Schreiberin versichere. Die Kranke selbst habe in letzter Zeit häufig „nach Hause" verlangt, sie sei zwar geistig gestört — oder besser gesagt — zerstört, jedoch gutartig und lenksam, und ihre zeitweiligen Äußerungen des Unwillens entbehrten des beängstigenden Charakters.

„Zudem," so schloß Doktor Stolz„ rühmt mir meine bewährte Oberwärterin Mamsell Gerrit als eine äußerst zuverlässige und pflichtgetreue Persönlichkeit, und Sie, mein geehrtes Fräulein, entwickeln in Ihren Zeilen ein überraschendes Verständnis der Situation —" — — „Wie alt ist Fräulein Zurweiden?" wendete er sich zu Gerrit um, der in achtungsvoller Entfernung, Hut in Händen, zwischen den Fenstern stand und auf den Brief wartete. Er wollte ihn mitnehmen, denn es war heute sein freier Tag und der gehörte meistens Doris.

„Fräulein Lisabeth, die den Brief geschrieben hat? Na — so hoch in die dreiundzwanzig mag Fräulein wohl bald sein. Wat die zweite is, Fräulein Hänsken, die is man noch 'n Schulblaag."

Der Doktor nickte und schrieb eilig weiter, seine Taschenuhr neben sich: — „ein überraschendes Verständnis der Situation für eine so junge Dame; es steht also zu hoffen, daß auch Sie sich der armen Leidenden freundlich annehmen würden. Lieb wäre es mir, wenn es sich ermöglichen ließe, das vor der Entlassung unserer Kranken eine vertrauenswürdige Persönlichkeit sich nach Lünum heraus bemühte, um die nötigen Verhaltungsmaßregeln in Empfang zu nehmen und aus eigner Anschauung zu beurteilen, ob die Patientin in den Drenkhorster Verhältnissen ausdauern kann. Die Rechnungsablage läßt sich schriftlich erledigen und eilt in diesem Falle nicht."

Er unterzeichnete, überflog und siegette dann den Brief, entließ Gerrit und begab sich auf seine Praxis. „Scheint eine ganz gesachliche und warmherzige kleine Person zu sein, dies Fräulein ‚Lisabeth,'" dachte er im Treppabgehen.

Der Tag war wundervoll, ein rosenblühender Sommertag. Der weite Klostergarten mit seinen dunkelschattigen Lindenalleen, den Lauben aus Geisblatt und Aristolochia und den bunten Blumenbeeten war ein entzückender Aufenthalt bei der ermattenden Hitze. Es duftete allerorten nach Nelken, Reseda und Rosen, die Springbrunnen verbreiteten Kühle, und die bequemen Plätze luden zum Verweilen ein.

Traurige Gestalten belebten dies stille Paradies fern vom Weltgetümmel. Paarweise und vereinzelt, überwacht oder sich selbst und der genesenden Kraft anvertraut, lustwandelten und saßen sie da, wo es ihnen am erträglichsten erschien. Die Meisten in sich gekehrt unter dem unbewußten Drucke

Aus den Ateliers berühmter Künstler: Westfälischer Bauer. Studie von B. Vautier.

der Krankheit, aber da und dort wurden auch Scherzworte und heitere Erzählungen ausgetauscht. — Der Laie ahnte in vielen Fällen schwerlich, daß diese Vergnügten, Zufriedenen Kranke waren — hoffnungslose unter ihnen — aber der, welcher hinhorchte, der „Verstehende," sah doch im Gewebe dieser Gespräche die gefallene Masche, den falschen Farbenton des Musters, den Riß, der das Ganze wertlos machte, unbrauchbar für die Anforderungen des Alltagslebens. —

Seitwärts vom Garten zog sich der ehrwürdige Kreuzgang an den Gebäuden hin. Nur ein langes Stück nach Süden zu war gut erhalten und als Wandelbahn eingerichtet, den Rest hatte man vermauert und zu den Kellern gezogen. Die Wandelbahn pflegte Schwester Clementine gern für ihre ruhigen und trübsinnigen Frauen zu beanspruchen, und auch heute saßen ihrer zwei oder drei zwischen den Säulen im goldensten Sonnenschein. Die virginische Weinrebe schlang sich von Schaft zu Schaft und umrankte die schwerfälligen Kapitäle und Rundbogen. Es war die Zeit der Weinblüte; ein berauschend süßer und edler Duft umschwebte das alte, graue Gemäuer bei jedem spielenden Windhauche, und die Schwarzdrosseln, die ihre Nester zwischen dem grünen Blattgewirr hatten, flogen mit hellem Lockruf ab und zu. So verstrich der Morgen, und der Nachmittag kam.

Briget Vannees ging nach Tisch an Schwester Clementinens Seite langsam unter dem kühlen Gewölbe des Kreuzganges spazieren. Ihr feuriges Virroots'sches Zigeunergesichtchen hatte seine Schönheit längst verloren und war vor der Zeit alt geworden; die Züge verflacht und verfallen unter dem Einflusse des unheilbaren Seelenleidens. Nur die großen, tiefschwarzen Augen blickten noch unter der kurzen Stirn weitoffen wie Kinderaugen, aber ihre holden Liebesrätsel waren gelöst — vergessen! — Leer und traurig irrten sie ins Weite, ohne Licht, ohne Ziel — Schatten umlagerten sie. Ihre kleine, weiße Hand ruhte wie erstorben auf dem Ärmel des Nonnengewandes der Schwester, und auch sie glich einer Nonne in ihrem schwarzen Kleide, das nur einen breiten, schneeigen Halskragen zeigte und ein ebensolches Kopftuch um ihr weiches, ergrautes Haar, das, glanzlos wie trübgewordenes Silber, in glatten Scheiteln Schläfe und Wangen einrahmte.

Schwester Clementine liebkoste die teilnahmlose Hand auf ihrem Ärmel und plauderte in ihrer einfachen, behaglichen Weise mit ihrer Pflegebefohlenen:

„Nein wirklich, liebes Kind, Sie brauchen kein Spierken Sorge zu leiden. Was wollen Sie sich denn mit Schreiben bethun? Ich lüge doch nicht, wie? Und ich sage Ihnen, daß der Brief genau so abgegangen ist, wie Sie mir's gestern anbefohlen haben. Bruder Jakob bekommt ihn ganz gewiß vor Abend, Gerrit hat 'n ja selber mitgenommen, Sie haben ihn ja angefaßt, wissen Sie das nicht mehr? — Nun, freuen wir uns im Voraus, meine Liebe, und sind ganz wacker, dann dürfen Sie in 'n paar Tagen hier fortreisen."

„Aber ich will gern, daß Sie mit mir dahin reisen, wo Jakob wohnt," sagte die Kranke mit leiser, zaghafter Stimme. „Und ich will gern, daß Sie bei Jakob zusehen, ob keine Flecken in seinem Waschwasser sitzen. Wenn nun Flecken drin sitzen, dann werd' ich wieder unrein, und ich hab' mir doch soviel Mühe gegeben — seit — seit — — Wie lange ist es denn her, seit ich mir soviel Mühe gegeben habe? —"

„Heute wollen wir lieber gar nicht nachrechnen, heute ist es viel zu heiß zu so 'was," antwortete die Nonne. „Sie müssen nur guten Mut behalten, und jetzt sind Sie so schön weiß, wie 'n heiliges Osterlämmchen. Sie sollen sehn, in Drenkhorst gibt es mojes Waschwasser, da fließt ein Fluß am Dorf hin, der ist so klar wie Glas. Ich zeig 'n Ihnen, wenn wir beide nach Drenkhorst zu Bruder Jakob kutschieren, mit Sack und Pack. Und ich will es dem lieben, kleinen Meisje sagen — (es heißt auch Brigitte!) — daß es Ihnen alle Tage drei Kannen von dem hellen Wasser zum Waschen holt, soll ich das?"

„Kinder mag ich nicht gern sehen," warf die Kranke ein, „die haben immer bunte Kleider an, und bunt ist schmutzig. — — Schwarz ist tot, und weiß ist rein: ich bin tot von innen und rein von außen — — darum mag ich kein bunt leiden —"

„Sie sind nicht gut auf dem Schick, liebes Kind," beschwichtigte die Nonne, „weil Sie sich wegen dem Brief sorgen. Gerrit hat 'n ganz gewiß mitgenommen. Sie haben

hier all' die Zeit keine Kinder vor Augen gehabt, sonst wüßten Sie selber, daß schwarz Kindern nicht läßt. Es wird sich alles finden, mit Gottes Hilfe. Wenn wir zusammen nach Drenkhorst fahren, wollen wir fragen, ob das kleine Brigittchen recht nett und wacker ist — das Bild haben Sie ja schon von ihr gesehen, und dann gewöhnen Sie sich wieder ans Bunte!"

„Früher — ehe ich tot war — habe ich auch bunte Kleider angehabt, und der andere hat mir Rosen d'ran gesteckt — und gelbe Filetten — —" sagte Briget zögernden Tones und runzelte, stehenbleibend, die Stirn, als strenge sie ihr Gedächtnis an. Allein, es war umsonst. Die Falten glätteten sich wieder aus, und der feine, halbgeöffnete Mund schloß sich und erschlaffte. Ein Ausdruck von Erschöpfung legte sich über das bleiche Gesicht.

„Rosen und gelbe Filetten, die müssen Ihnen schön gelassen haben," meinte die Nonne und hob das müde Antlitz zu dem ihrigen empor. „Wollen wir uns nun lieber 'n bißchen hinsetzen und ausruhen? Mir thun meine alten Beine ordentlich weh. Ja, lehnen Sie dreist den Kopf an, Liebe! Die Weinblüte riecht so stark, aber es ist gut hier draußen. Machen Sie die Augen zu — wenn der Mensch schläft, ist'r Gottes Kind. — Was weinen Sie denn?" fragte sie und strich sanft über die thränennassen Wangen der Armen. „Geben Sie sich zufrieden — wir bringen das alles fein in Schick mit dem kleinen Meisje und mit dem Waschwasser auch."

Die Kranke ließ sich endlich beruhigen und dämmerte ein. Ihre Hand lag wie ein Lilienblatt in der verarbeiteten und ausdrucksvollen der Nonne. Diese zog mit der freien Rechten vorsichtig den Rosenkranz am Gürtel heran, und, während die Perlen durch ihre Finger glitten, bewegte sie die Lippen zu geflüsterten Gebeten.

Die wenigen Kranken, die außer Briget Vannees in den Winkeln des Kreuzganges gesessen hatten, waren ins Haus zurückgekehrt, und die beiden blieben allein in Sonnenschein und Stille. Nur das volle, kurze Flöten der Drosseln kam von da und dort herüber, und zuweilen raschelten die Flügel der scheuen Sänger zwischen den Weinreben des Kreuzganges, wenn sie ihren unbeholfenen Nestlingen Futter zutrugen.

Über dem großen Garten brütete, je länger desto bedrückender, die Vorschwüle des Gewitters. Der Wind war ganz still geworden, blaue Fliegen schwirrten als glitzernde Punkte stark summend in der schweren Luft, und der prächtige Jagdhund, Doktor Stolz's „einzige Liebe," wie ein witziger Kranker ihn getauft hatte, wälzte sich schnuppernd und leckend im heißen Grase des Rondels vor dem Kreuzgange.

Plötzlich aber setzte er sich auf, sein Behang zuckte lauschend, und er trottete mit kerzengerade ausgestreckter Rute eilends dem Seiteneingange des Hauptgebäudes zu. — Denn dort stand, unschlüssig, wohin sie sich wenden solle, eine Gestalt, die dem wachsamen Styx unbekannt war. Bellen, ohne dringende Not, durfte er nicht als wohlerzogener Anstaltshund, so beschränkte er sich auf dräuendes Knurren, das alsbald in gemütliches Schweifwedeln überging, denn die unschlüssige Gestalt war ganz entschieden kein Einbrecher oder fechtender Handwerksbursch.

6. Kapitel.

Doktor Stolz saß gerade gemütlich bei seiner Nachtischcigarre und seinem Reste guten Rotweins auf der kleinen Veranda des Mittelbaues, hatte einen Stoß Briefschaften neben sich, die Kölnische Zeitung in der Hand, und die Augen begannen ihm bei der fünften Spalte allgemach schwer zu werden. Er klappte die Rücklehne seines amerikanischen Stuhles tiefer, um sich die Siesta während dieser unerträglichen Schwüle durch ausgestreckte Körperlage zu erleichtern, und freute sich einmal wieder so recht aus dem Innersten heraus, daß keine nervöse Gattin und keine unartigen Sprößlinge störend in seine bescheidenen Daseinsgenüsse eingreifen konnten. Der unbefangene Beobachter jedoch hätte diesem behaglichsten aller eingefleischten Junggesellen mit seinen freundlichen Augen und dem laisser aller des immer Gutgelaunten sicherlich keine solche Abstinenz von den Krongütern des Daseins zugetraut. Seinen Patienten gegenüber benahm er sich allerdings wie ein sorgsamer Vater, damit war aber auch sein männliches Pflichtgefühl nach dieser Richtung hin vollständig erschöpft.

Ehe er sich definitiv dem Schlummer-

gotte in die weichen Arme legte, trat er noch einmal an die Verandabrüstung, setzte den scharfen Kneifer vor die Brille und überblickte den Garten. Es gab nichts Regelwidriges. Die Mehrzahl der Patienten pflegte zu dieser Stunde der Ruhe, wie auch er es in Absicht hatte, Fenster und Vorhänge waren nach der Südseite hin vorschriftsmäßig geschlossen, die beiden Assistenzärzte saßen mit mehreren Herren, die großen Eifer zeigten, bei ihren Skatpartieen um den Kaffee, und drüben leuchtete Briget Vannees' blendendweißer Halskragen aus dem Schatten der Kreuzgangssäulen hervor. — Schwester Clementine hatte sie natürlich wieder im Arm und wiegte sie in Schlaf! Sie verzog das kleine Ding unmenschlich — „gut, wenn das demnächst ein friedliches Ende nimmt!" — Styx, wie immer, der dritte im Bunde. „Faulpelz, dich werd' ich lehren Gras fressen! — Das ist ja eine tolle Glut — der Hund hat ganz Recht — es ist auch, um gleich ins Gras zu beißen!" —

Der Doktor fuhr sich mit dem Schnupftuche über die Stirn und schüttelte sein volles, welliges Haar zurück. — „Was will denn der Styx nun wieder in drei Kuckucks Namen? Daß du mir nicht blaffst! Wer kommt denn da? Hierher Styx!" —

Aber Styx begab sich unentwegt zur Seitenpforte, und der Pförtner schloß gleich darauf hinter der eingetretenen jungen Dame die Thür ab.

„Heiliger Antonius! Ist das für mich?" sagte der Doktor und streckte sich sofort mit seiner ganzen, schlanken Länge in den Amerikaner, um doch wenigstens fünf Minuten vor sich zu haben. Dann harrte er der Dinge, die da kommen sollten.

„Eine junge Dame wünscht den Herrn Direktor dringend zu sprechen," meldete binnen kürzester Zeit der Portier, Tönjes gebildeter Nachfolger. — „Die Dame sieht ganz überlaufen aus."

„Von was überlaufen? Menschenkind, gewohnen Sie sich gütigst die unklaren Ausdrücke ab," korrigierte der Doktor. „Hat die Dame keine Karte gegeben, keinen Namen?"

„Bis jetzt nicht, Herr Direktor; sie wünschte ihren Namen dem Herrn Direktor persönlich zu nennen. Das hat sie ganz genau so ausgesprochen — jung ist die Dame —"

„Gut — gut! Na, dann führen Sie sie herauf, und wenn ich hernach einmal klingle, so schicken Sie Kaffee hierher unter die Veranda; zweimal gilt für Doktor Schmitt, und in dem Falle muß einer von den Herren aus Nummer sechzehn oder siebzehn veranlaßt werden, beim Skat mit dem Kommerzienrat einzuspringen. Setzen Sie noch ein frisches Glas neben meine Flasche." —

„Die junge Dame sieht aus wie'n Feuerofen," bemerkte der Portier, indem er das Verlangte aus dem Spiegelschränkchen nahm und abputzte. „Wenn sie sich am Ende erst 'n bißchen verpustete in der Bibeljothek, daß sie Herrn Direktor nicht so gleich nach Tisch auf den Hals käme? —"

„Sehr freundlich gedacht, lieber Wilms," sagte der Doktor. „Aber wenn sie's so dringend hat, wollen wir sie lieber gleich heraufspazieren lassen. Mein Nicker kommt dann später an die Reihe."

Wilms verschwand, der Doktor reckte die Arme vor sich hin wie ein sehr müder Mann, leerte sein Glas Rotwein und schob die Krawatte zurecht. Eben hatte er noch seine Briefe unter den Beschwerer gelegt, als es pochte, und Elisabeth Zurweiden bei ihm eintrat.

Sie war allerdings sehr erhitzt, wenn auch nicht gerade wie Wilms' „Feuerofen," und es stand ihr nicht schlecht, daß ihre von Natur allzu lichte Haut einmal rosig durchglüht erschien. Dazu die lebendigen Blauaugen, deren Ausdruck zwischen Entschlossenheit und Ängstlichkeit kämpfte, und die goldenen Haarlöckchen, die sich unter der für gewöhnlich äußerst sittsamen, anspruchslosen Scheitelung hervorgeschoben und um die heiße Stirn und die zierlichen Ohren gekraust hatten. Das Mädchen sah wahrhaftig aus, wie eine siebzehnjährige, und des Doktors sprödes Herz zog sich in sein Schneckenhaus zurück.

„Hab' die Ehre! — und womit kann ich Ihnen dienen, mein Fräulein?" begrüßte er sie und stützte dabei die Linke in schöner Berufsstellung auf seine Schreibtischplatte. („Wir sind allesamt Schauspieler, wir Doktoren, und müssen es sein!" bekannte er renig in seltenen Momenten der Zerknirschung).

„Ich bin Elisabeth Zurweiden — und

ich habe heute Vormittag Ihren Brief erhalten" — gab sie zur Antwort, und sie wußte selbst nicht, weshalb die Kniee unter ihr zu zittern anfingen.

Er schlug verwundert und erschrocken die Hände zusammen.

„Aber um Gotteswillen, verehrtes Fräulein, welche Idee, sich sofort heraus zu bemühen, bei dieser Bombenglut! — Verzeihen Sie nur das Kraftwort; ich bin außer mir! Eine so prompte Entgegnung zu beanspruchen, das ist mir im Traum nicht eingefallen, als ich Ihnen heute früh schrieb."

„Weshalb hinaus schieben, was doch geschehen muß?" erwiderte sie, seinem Blicke mit ihrem offenen und eindringlichen begegnend. „Niemand kann das Leben bei Herrn Vannees besser beurteilen, als ich. Täglich gehe ich nach Drenkhorst hinaus, und das süße, kleine Mädchen ist mir wie mein Eigentum und deshalb — ich hatte heute den ganzen Tag für Drenkhorst bestimmt, da brachte Gerrit Ihren Brief. Und da trieb es mich, gleich zu kommen."

„Wo haben Sie Ihren Wagen gelassen? Entschuldigen Sie die Zwischenfrage," fiel er ihr ins Wort. „Der Kutscher könnte sehr gut hier im Hofe ausspannen; ich habe doch mancherlei mit Ihnen zu erledigen, nun Sie einmal hier sind."

„Einen Wagen hab' ich gar nicht," gab Elisabeth mit verlegenem Lächeln zurück, „ich bin von Drenkhorst aus zu Fuß gegangen —"

„Zu Fuß? — — was? — —"

Der Doktor trat unwillkürlich einen Schritt vorwärts, um sich dies achte Weltwunder in weiblicher Gestalt etwas genauer zu betrachten, das, ohne irgend welchen moralischen Zwang bei einer Mittagshitze von fünfundzwanzig Grad Réaumur im Schatten zwei reichliche Stunden auf der reizlosesten aller Landstraßen spazieren gelaufen war.

„Das ist denn doch allzu viel Unvernunft für einen gesunden Menschenverstand, mein Fräulein," begann er und legte sein Gesicht in strenge Falten; da gewahrte er, wie die unvernünftige, junge Freundin der leidenden Menschheit plötzlich sehr weiß um die Lippen wurde und mühsam den Atem anhielt, weil ihr vor Beschämung und Übermüdung das Weinen in der Kehle emporstieg. Im Nu trat der väterliche Arzt an die Stelle des Junggesellen, der weibliche Exzentrizitäten an Nichtpatientinnen haßte und verdammte.

„Ei! ei! mein liebes Kind! Thränen? das will ich nicht hoffen!" rief er, führte Elisabeth galant zum Sofa und nahm neben ihr Platz.

„Es war nicht bös gemeint, bewahre! Wir Medizinmänner denken allzeit an die üblen Folgen der Genieſtreiche, das ist einmal nicht anders. Glauben Sie mir's, liebes Fräulein, und nehmen Sie sich meine Worte nicht zu Herzen. Wir wollen die vortreffliche Absicht als Ihre beste Entschuldigung betrachten. So, nun bitt' ich mir Ihren Hut aus, und Sie machen sich's gemütlich, ehe wir an unser Geschäft gehen."

Sie überließ ihm den Hut, aber sie stand schon wieder vom Sofa auf.

„Ich fürchte, daß ich nicht allzu lange bleiben kann," sagte sie ziemlich unlogisch, er aber drückte sie in ihr Sofaeckchen zurück.

„Geduld, Vernunft und Hafergrütze, meine Verehrte! Das Gewitter müssen Sie jedenfalls abwarten, und ich sorge, daß Sie bequemer heimkommen, als Sie sich herbemüht haben. Wozu hat man Pferde im Stall? Ja, ja, den Vorwurf ziehen Sie sich hübsch zu Gemüt! Die Ihrigen werden sich hoffentlich nicht ängstigen, wie?"

„Ach Gott, kein Mensch in Weiden ahnt, daß ich hier bin," entgegnete sie, sich glättend über ihr feuchtes, verwirrtes Haar streichend. „Ganz heimlich, ganz auf eigne Faust, hab' ich mich auf die Wanderschaft begeben. Ich wollte Vannees' Schwanken und Zweifeln einfach an der Wurzel abschneiden, und dann verspürte ich, ehrlich gestanden, einen brennenden Thatendurst gegenüber Ihrem — — nun wie sag' ich gleich? — Ihrem kollegialen Briefe."

Der Doktor zwinkerte belustigt mit den Augen über die Brillengläser hinweg und lachte herzhaft.

„Zu viel Ehre für mein Gekritzel! Kollegial! Sie sind köstlich! Na komm, Styx, mein Sohn, gib dem Fräulein eine kollegiale Pfote. Sehen Sie, der Hund hat Sie gleich in Affektion genommen, sonst wäre er Ihnen nicht auf dem Fuße gefolgt! Na — kusch dich, Styx! — Ich kann ihm seine Sympathie gar nicht ver-

denken, Sie haben das Herz auf dem richtigen Flecke, Fräulein Kollegin! So ist's gut, lachen Sie auch, das bekommt besser als weinen, nicht wahr? Ihr Thatendurst berechtigt übrigens zu den schönsten Hoffnungen, und wie ist's mit dem leiblichen Durste bestellt, nach der Don Quixote-Escapade? Ich darf Sie hoffentlich zu einer Tasse Kaffee einladen? Meine Hausdame ist leider um diese Stunde dienstlich verhindert, Ihnen die Honneurs zu machen. Sie müssen deshalb mit mir und meiner Veranda fürlieb nehmen."

Zimperlichkeit lag Elisabeths raschem Naturell völlig fern, und in Anbetracht der Mutterſorgen, die sie seit Jahren hingebend ausübte, überschätzte sie ihr Alter und unterschätzte den eigenartigen Reiz ihrer Gesichtszüge, die sich im Sprechen und Lächeln zu feinster, seelischer Schönheit verklären konnten, während sie im Zustande der Ruhe leicht unbedeutend und träumerisch erschienen, zumal ihnen alle Regelmäßigkeit fehlte. Nebenbei empfand sie zu großen Respekt vor Doktor Stolz's Beruf und Ruf, um in diesem tête à tête mit ihm etwas Unstatthaftes zu vermuten. Arzt und Prediger standen doch hoch über dem kleinlichen Gesellschaftszwange. Und er war der Chef dieses Hauses, mit ihm allein hatte sie zu verhandeln, und daß ein schweres Gewitter am Himmel drohte, das war nicht ihre Schuld.

Den Kaffee, der ihr aufs Hübscheste in einem Eierschalentäßchen angeboten wurde, fand sie über alles Lob erhaben, die Veranda mit ihrem Blicke in die uralten, blühenden Alleelinden geradezu bezaubernd und den onkelhaften Doktor so behaglich und ungefährlich, daß sie ihre Sicherheit schon vor der zweiten Tasse vollständig wiedergefunden hatte. Mit ganzer Seele erfaßte sie des Arztes Fragen, tauschte unbefangen Vorschlag gegen Vorschlag mit ihm aus und bemerkte es in ihrer sprühenden Lebendigkeit gar nicht, daß er zu ihren weitgehenden Beglückungsideen für die Familie Vannees humoristisch in seinen Bart hinein schmunzelte und ungewöhnlich oft lustig über die Brille in ihr glänzendes Gesicht und auf ihre hübschen, beweglichen Hände blinzelte.

Unterdeß tobte draußen das Unwetter sich aus, die Tropfen des Platzregens prasselten auf das Glasdach der Veranda, die Blitze erhellten für flüchtige Momente die verschwiegenen Alleen, bis in ihre geheimsten Winkelchen hinein. Dann brach nach einem halben Dutzend kräftiger Schläge mitten im Schauer das frohe Sonnenlicht zwischen den Wolken durch, der doppelte Regenbogen spannte sich vom Park bis hinüber nach Witten, und die scheuen Drosseln in den Weinreben begannen von neuem zu flöten und ihren Jungen Futter zusammen zu tragen. Von Südwesten her strömte goldenes Licht in den Kreuzgang, und seine nassen Säulen glitzerten wie poliert.

Jetzt vernahm man nur noch das träge Fallen der Tropfen von Blatt zu Blatt, und der köstliche Blumenduft stieg in wahren Wolken von den Gartenbeeten empor.

Die beiden auf der Veranda hatten sich in ihrer Angelegenheit klar verständigt. — Der Arzt war ordentlich warm geworden bei Elisabeths Herzenswärme für ihre Schützlinge. Selten, so gestand er sich trotz seiner eingewurzelten Abkehr gegen die Begriffe „Liebe und Ehe," hatte er ein liebenswürdigeres Geschöpf kennen gelernt, ein Geschöpf, dem das eigne Ich so verschwindend wenig bedeutete,. das jeder Ahnung von Koketterie so fern war.

Er wollte sie jetzt zu Briget Vannees führen und ihr dann selbst das Geleit nach Drenkhorst geben, um sich auf ihre Bitte persönlich von der Richtigkeit ihrer Schilderungen des Organistenhauses zu überzeugen. Er ersuchte Elisabeth, einstweilen in den Garten zu gehen und ihm zu gestatten, daß er vor der Abfahrt noch mit seinem Oberarzte Rücksprache nehme, da er erst gegen zehn Uhr zurück sein könne. Flüchtig machte sie auch noch die Bekanntschaft der stattlich und willensfest aussehenden Hausdame, schlug deren Entschuldigungen mit der ebenso ehrlichen wie unvorsichtigen Äußerung: „es war ganz reizend, gemütlich auf der Veranda" — aus und begab sich dann allein in den Garten. —

Ein seltsamer Schauer überfiel sie, als ihr ein paar Gestalten begegneten, die den unverkennbaren Stempel tiefen Leidens auf den Zügen trugen, andere erschienen ihr ganz gesund und harmlos, und sie wunderte sich, weshalb sie von Männern mit der blauen Wärtermütze begleitet wurden. Einmal meinte sie, Jakob Vannees' Bruder vor

sich zu sehen, und Gedanken durchkreuzten ihre Seele, die sie nicht auszudenken wagte. Von den irren Frauen waren nur wenige nach dem Gewitter in den Garten zurückgekehrt, aber unter dem Kreuzgange wandelte auch jetzt wieder die Nonne mit ihrem Lieblinge auf und ab. Briget, nach dem Gewitter erregter als zuvor während der lähmenden Schwüle, ging rasch, vornübergebeugt und redete unermüdlich von ihrer Furcht vor dem unreinen Wasser und von dem Kinde, dessen buntes Kleid sie nicht sehen könne.

Elisabeth stand seitab und schaute ängstlich nach rechts und links, ob der Doktor noch immer nicht komme — da hielt Briget Vannees ihren Schritt an und starrte der fremden Erscheinung ins Gesicht mit den tiefliegenden, totschwarzen Augen Jean Viroots.

„Briget! —“ rief Elisabeth, erschüttert bis in die Tiefe ihres Wesens, und ohne zu zweifeln, ohne zu fragen, umschlang sie die schwache Gestalt der Kranken, drückte sie an ihre Brust und streichelte das glanzlose, ergraute Haar und küßte die eingesunkenen Wangen. — Sie war am Ziel und kostete die schmerzliche Freude dieses Findens voll aus, alle Furcht fiel von ihr ab wie ein Schleiertuch.

Die Nonne wunderte sich und fragte, Elisabeth erklärte und hielt dabei Briget Vannees noch immer umfaßt, und das arme Wesen begann sein kindisches Klagen und Weinen und versicherte die Fremde mit schwacher Stimme: sie sei rein — sie wasche sich so lange, bis alle Flecken fort seien, und sie trage schwarz, weil eine Tote nicht bunt tragen könne. Bunt sei schmutzig, und eine Gestorbene aller Unreinheit ledig.

Dann kam der Arzt. Viel Worte machte er nicht, er ließ die beiden, Elisabeth und Briget, miteinander vorausgehen und sich „anfreunden“ wie er sagte. Er folgte mit der Nonne, und schweigend beobachteten sie das ungleiche Paar.

Ein wehmutsvoller Anblick! Beide in einem Jahre geboren, beide glückberechtigt geboren, als reine Abbilder ihres Schöpfers, und dann hatte das Leben seine Herrschaft geltend gemacht an ihnen, hatte die eine gehegt und gepflegt wie eine Blume im Ziergarten, die andere entwurzelt vor der Zeit und beiseite geworfen. Da lag sie nun am Wegrain, ein rauher Fuß hatte ihre Knospe geknickt, um sie in den Kot zu treten, und die arme Pflanze welkte dahin. Keine Sorge, keine Pflege würde sie je wieder aufrichten und zu neuem Blühen bringen können.

„Ein liebes, prächtiges Mädchen, Schwester,“ sagte der Arzt nach einem Weilchen zu Schwester Clementine und ließ sein kluges Auge mit Wohlgefallen auf Elisabeths Profil ruhen. Ihr blondes, lebensvolles Gesicht, um dessen frische Lippen, in dessen klaren Augen das tiefinnige Erbarmen lag, war zwiefach anziehend neben dem trübsinnigen, leeren Frauenantlitz, dessen trockene, graue Haare der Sommerwind hob und senkte.

Die Nonne sah mit ihrem guten Lächeln zu Doktor Stolz auf: soviel sie wußte, hatte er sich noch niemals außerhalb der Krankenstuben über ein weibliches Wesen anerkennend geäußert. Allein sie stimmte ihm im Herzen bei, als Elisabeth, auf die Meldung des Portiers hin, daß angespannt sei, Abschied von ihr nahm.

„Sie will es mit mir versuchen, und ich werde ihr alles zu verschaffen wissen, was ihr armes Herz zum Frieden bedarf, Schwester,“ versicherte sie und streckte der Nonne beide Hände entgegen. „Ich habe den besten Willen, und ich liebe sie: meines Herzblättchens Mutter —“ fügte sie warm hinzu, als Schwester Clementine ihr einwarf, daß sie eine schwere Pflicht auf sich zu nehmen gedenke und ob sie sich dessen bewußt sei?

„Er hat mir alles das gesagt — ich fürchte mich nicht davor — Liebe hilft!“ entgegnete sie einfach und nickte dem Arzte zu, wie einem alten Bekannten. Er war ihr höchst sympathisch, und das kühle Mittelding zwischen sympathisch und unsympathisch kannte Elisabeths Gemüt nicht. Aus voller Seele vertraute sie sich ihrem neuesten Freunde an.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Einſamkeit.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Einſt am Herbſttag ging ich durch die Heide
Gegen Abend hin an ſtillem Tage.
Um die Zeit war's, da am Waldesrande
Schon koralleurot die Beeren hingen
In des Ebereſchenbaumes Zweigen.
Als ich in den Nadelwald gekommen,
Ließ zur Raſt ich auf das Moos mich nieder.
Lautlos ſtand der Wald, durch ſeine Wipfel
Ging kein Hauch, und nicht ein Hauch bewegte
Gras und Farnkraut unten auf dem Boden.
Als ich da ſo lag und ſann und dachte,
Während tiefes Schweigen ringsumher war,
Hört' ich plötzlich eine Stimme ſagen:
„Warum fürchteſt du dich vor dem Tode?"

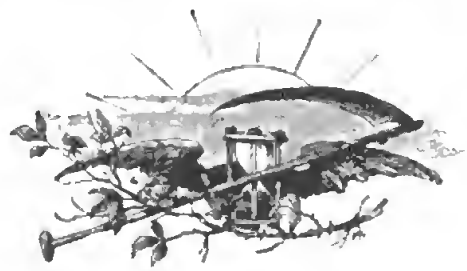
Zwar zuerſt, beinah' erſchrocken, ſtutzt' ich,
Aber bald doch faßt' ich mich und fragte:
„Weißt du denn, daß ich vor ihm mich fürchte?"

Und die holde Stimme ſagte wieder,
Heiter klang es und unſäglich lieblich:
„Wär' es gar ſo ſeltſam, ihn zu fürchten?
Muß nicht alles, was da lebt und atmet,
Sich am Licht freut, an den bunten Farben,

Bange vor der Nacht ſein und dem Ende?
Aber fürchte dich nicht vor dem Tode!
Nicht bedenklich kann es doch dir ſcheinen,
In dieſelbe Hand zurückzufallen,
Die dich ausgeſendet hat ins Leben,
In die Hand, die alles hier umfaßt hält,
Die das Meer auch hält und das Gebirge,
All die kleinen Blumen auf der Erde
Und am Himmel all die gold'nen Sterne."

Alſo ſprach die Stimme, eine Weile
Schwieg ſie ſtill, dann hub ſie an aufs neue:
„Da du lebſt, ſo manches magſt du fürchten,
Bange mag dir um die Seele werden,
Wenn von Neid und Argliſt du bedroht biſt,
Wenn die Not ſich ſetzt auf deine Schwelle,
Sorgen dir den lieben Tag verdunkeln,
Wenn du zitterſt um geliebtes Leben
Oder ſelber biſt gequält von Schmerzen.
Aber vor dem Tode fürchte nicht dich!
Einem Kinde gleich, das auf den Armen
Seiner Wärterin, wenn es die Mutter
Kommen ſieht, nach ihr die Ärmchen breitet:
Alſo müßte dir es auch ums Herz ſein,
Wenn für dich die Stunde ſchlägt der Heimkehr.
Darum fürchte dich nicht vor dem Tode!"

Nichts mehr ſprach darauf die liebe Stimme,
Aber ich erhob mich, durch den Wald hin
Schritt ich, der ſchon lag im Abendſchimmer,
Und Rotkehlchenruf klang von den Zweigen,
Als ich ging dem Meeresſtrand entgegen.
Durch Geſtrüpp von Kiefern, durch der Brombeer
Rankenwerk klomm ich empor zur Düne.
Vor mir lag das Meer, auf das der Abend
Seine Roſen ſtreute, ſtill und reglos;
Aber lauſchend hört' ich doch, wie manchmal
Leiſ' ans Ufer anſchlug eine Welle:
Wie im Schlummer ſchien das Meer zu atmen.
Stillen Herzens wandt' ich mich zum Heimweg.



Alphonse Daudet.

Ein Skizzenblatt von Ernst Eckstein.

(Abdruck verboten.)

Als Schiller seinen berühmten — für unsere heutige ästhetische Anschauung kaum noch begreiflichen — Ausspruch that: der Romanschriftsteller sei der Stiefbruder des Poeten, da ahnte er nicht, wie völlig der Entwickelungsgang der Litteratur, und insbesondere der Epik, ihn widerlegen sollte.

Ein Roman in unserm Sinne existierte damals freilich noch nirgends. Unter „Roman" verstand man eine litterarische Hervorbringung, deren Kunstgesetze sich kaum definieren ließen. Es gab Ritter- und Schauerromane, die eine Unzahl der haarsträubendsten Begebenheiten wie rohe, ungegliederte Massen durcheinander schoben und nur durch die brutale Wucht der Ereignisse wirken wollten, durch das Wild-Romantische, das Exotische, das Rätselhafte, Geheimnisvolle. Die Fragmente von Schillers Geisterseher gehören ein wenig in diese Kategorie, obschon sie die Klaue des Löwen verraten und sich hoch über den Wust stofflich gleichgearteter Zeitprodukte erheben. Außerdem gab es noch subjektive Romane, wie ich sie nennen möchte, Erzählungen von oft alltäglichem Inhalt, bei denen der Autor unausgesetzt mit hinein spricht, Schöpfungen, deren Thema für den Verfasser eigentlich nur den Faden bildet, an welchem er seine persönlichen Meinungen über Staat und Gesellschaft, Kunst und Litteratur, Gott und die Welt, aufreiht, — schönrednerisch, geistreich, empfindsam, oft humoristisch, aber völlig zerfahren, und ohne die Fähigkeit oder den Willen, lebenskräftige Charaktere und klar geschlossene Bilder zu schaffen.

Angesichts dieser Verhältnisse war der oben citierte Ausspruch Schillers verständlich; heutzutage übt er nur noch die Wirkung eines Anachronismus. Ernsthaft wiederholt ihn auch höchstens ein abgelagerter Schulprofessor, der von dem großartigen Aufschwung gerade dieser für unsere Epoche charakteristischen Kunstform keine Vorstellung hat.

Der Roman, wie er uns jetzt vorliegt, hat ebenso wie das Drama, die Epopöe und die Lyrik seine künstlerischen Gesetze mit sich herangebildet; und die zukünftige Ästhetik wird sie mit ganz dem nämlichen feierlich-philiströsen Ernste herausklauben, wie die alte Ästhetik dies betreffs der übrigen Kunstgattungen bereits gethan hat. Der Romandichter von heute schafft nach dem gleichen großen Prinzip, wie der Lyriker, Epiker, Dramatiker: — d. h. nach jener inneren künstlerischen Notwendigkeit, die das Unorganische, Willkürliche und Überflüssige ausschließt. Und ferner: die Thatsache steht unerschütterlich fest, daß der Roman als die unserm komplizierten Kulturleben adäquateste Form dem litterarischen Zeitalter vor allen übrigen Kunstgattungen den Stempel aufdrückt. Dies gilt in Deutschland, in England, in Rußland, am meisten vielleicht in Frankreich.

„Ob das Jahr ein gutes, mittelmäßiges oder schlechtes gewesen an geistigem Ertrage," — so äußert sich Conrad in seinen „Charakterköpfen," — „ob der litterarische Ernteſegen ein bedeutender oder geringer, das entscheidet nicht das Drama, nicht die Lyrik, sondern allein der Roman. Damit werden manche konventionelle Maßstäbe zerbrochen, viele mit akademischer Sorgfalt gepflegte Begriffe über den Haufen geworfen. Aber was ist dagegen zu thun? Die schöpferischen Kräfte der Litteratur sind von einer grandiosen Rücksichtslosigkeit gegen die litterar-historischen Etikettenschreiber. Die Schwungräder des Geistes lassen sich nicht mit den dicksten gelehrtesten Zöpfen festbinden, und keine kritische Verabredung vermag die Kreise zu stören, die sich das eherne Gesetz der Entwickelung gezogen. Der Roman hat seinen Weg gemacht wie ein Held — und heute ist er der Herrscher. Il tient le haut du pavé —: protestiere dagegen, wer zu sterilen Expektorationen Lust hat!"

Aus allem, was wir bis dahin gesagt haben, geht schon mit Klarheit hervor, daß nur eine Art des Romans — (wie überhaupt nur eine Art des Kunstwerks) — eine künstlerische Berechtigung hat: der realistische nämlich, der das Ding, das Ereignis, den Menschen glaubwürdig nachschafft, ohne

nach rechts und links zu blicken, ohne den wahren oder vermeintlichen Esprit des Verfassers bei jeder Gelegenheit auszukramen, ohne sich in die markloſe Phraseologie der Schönmalerei zu verlieren; der Roman, der uns nicht Extreme aufnötigt, Heilige in milchweißen Gewändern und Böſewichter im Scharlach der Hölle, ſondern Perſönlichkeiten, wie ſie in dieſer unvollkommenen Welt möglich ſind. Wir wollen hier weder konventionelle arkadiſche Hirten, noch ſchmachtende Märchenprinzen und wütige Zauberer, ſondern die großen und kleinen Typen der Menſchheit, und zwar derart gruppiert und beleuchtet, daß ſie in möglichſt hohem Grade den Schein der wirklichen Exiſtenz erreichen. Hierbei iſt es vollſtändig einerlei, ob dieſe Typen der Menſchheit, dem Tage angehören oder früheren Epochen: „realiſtiſch“ und „hiſtoriſch“ ſind ebenſo wenig Gegenſätze, wie „blau“ und „viereckig“. „C'est le ton qui fait la musique.“ Nicht der Stoff iſt realiſtiſch oder unrealiſtiſch, ſondern die Art der Behandlung. — Ein Roman, der im alten Ägypten ſpielt, kann höchſt realiſtiſch, ein Roman aus dem neuen Berlin höchſt unrealiſtiſch, wahrheitswidrig und rein aus den Fingern geſogen ſein. Freilich vermag der Poet nur das realiſtiſch wiederzugeben, was er *geſehen* hat: aber um als Poet zu ſehen, bedarf es nicht immer des Lichtreizes, der unſere Netzhaut trifft.

Der Realismus als Grundprinzip jeder wahrhaft künſtleriſchen Produktion iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß kein halbwegs denkender Menſch ihn jemals bemängeln würde, wenn ſich in neueſter Zeit nicht eine verunglückte Abart und Übertreibung des Realismus, der Naturalismus, breit machte, der die Aufgabe des Poeten gründlich mißverſteht, und nur deshalb Leiſtungen von dichteriſcher Potenz zuſtande gebracht hat, weil ein großes Talent noch da ſchöpferiſch bleibt, wo es irrt. Wehe aber den minder befähigten Nachahmern!

Beide Gattungen, — der geſunde, kernige, liebenswürdige Realismus und der krankhafte, oft ins Widerliche entartende Naturalismus — weiſen in Frankreich je einen glänzenden, zur Weltberühmtheit gelangten Vertreter auf: Alphonſe Daudet und Emil Zola. — Es iſt unmöglich, den einen zu charakteriſieren, ohne ſich mehr oder weniger mit ſeinem Gegenbild zu befaſſen: ſie haben ſo viele Berührungspunkte, daß man ſie ungeſtraft nicht auseinander zerrt. Unſere Studie gilt dem Verfaſſer des „Jack“ und des „Nabab“: wir citieren daher logiſcherweiſe den Autor des „Assommoir“ und des „Germinal“.

Zola hat die Stellung des ihm perſönlich befreundeten Alphonſe Daudet innerhalb der zeitgenöſſiſchen Litteratur mit den Worten gekennzeichnet: Daudet ſteht da, wo die Poeſie aufhört und der Naturalismus beginnt.

Dieſer Ausſpruch, obwohl er das wahre Weſen der Poeſie verkennt, entſpricht gleichwohl — aus der Zolaſchen Redeweiſe ins Gemeinverſtändliche überſetzt — dem wirklichen Sachverhalt, — aber ſehr gegen den Willen des Sprechers. Daudet hält in der That die richtige Mitte zwiſchen den Phantaſtereien einer verlebten Romantik und den Ausſchreitungen der Schmutzmaler. Er ſieht nicht nur, wie Zola, das Häßliche, Schnöde, Verwerfliche, ſondern auch das Erhabene, Edle, Schöne und Liebliche. Da nun jeder der beiden Autoren geſtaltet, was er mit ſeinen Augen erfaßt hat, ſo iſt Daudet in weit höherem Grad Realiſt, als der einſeitige, gegen das Himmelblaue und Roſige geradezu farbenblinde Verfaſſer der „Bête humaine“. Die Lebensbilder, die Alphonſe Daudet uns zeichnet, erwecken uns eine vollkommenere Illuſion der Wirklichkeit, als die Schöpfungen Zolas, weil Daudet das richtige Maß in der Miſchung hält, Schatten und Licht wahrheitsgetreu verteilt, und das Verabſcheuungswürdige, Ekelerregende, Schlechte nicht im Widerſpruch mit der Erfahrung als das Alleinexiſtierende auf den Schild hebt, wie das Zola überall da thut, wo er unter dem Banne ſeines mißverſtandenen Prinzips ſteht. Eine merkwürdige Theorie, in der That, die nur die Pfütze für echt, den Tautropfen aber für eine Erfindung der Schwärmer hält!

Zola, wenn er mit Feuereifer erklärt, er gebe nur Wahrheit, nur Wiſſenſchaft, aber durchaus keine Poeſie, irrt ſich in doppelter Beziehung.

Da er doch frei erfindet, — wenngleich mit ſelbſtverſtändlicher Anlehnung an gewiſſe Modelle, — ſo kann ſeinen Schöpfungen keine wiſſenſchaftliche Beweiskraft inne wohnen; dies wäre nur dann möglich, wenn er beglaubigte Thatſachen böte.

Alphonse Daudet

Zweitens aber fehlt er auch darin, daß er den Begriff der Naturwahrheit falsch definiert. —

Daudet hält sich von beiden Irrtümern frei. Ab und zu nur gewinnt es vorübergehend den Anschein, als fühle auch er sich ein wenig im Gegensatz zu den Leuten, die das Leben — statt wissenschaftlich und objektiv — rein dichterisch wiedergeben. Bei Licht betrachtet gilt jedoch seine Opposition lediglich jener banalen Auffassung, der zufolge die Tragik und die Verzweiflung eigentlich von der Liste des Darstellungswürdigen abgesetzt werden müßten; jener spießbürgerlichen Plattheit, die da verlangt, daß alles „gut" ausgehe, das Laster bestraft und die Tugend recht äußerlich, durch Erbschaften, reiche und glückliche Heiraten ꝛc., belohnt werde.

Nicht alles, was thatsächlich wahr ist, erscheint darum auch wahr für unser Empfinden.

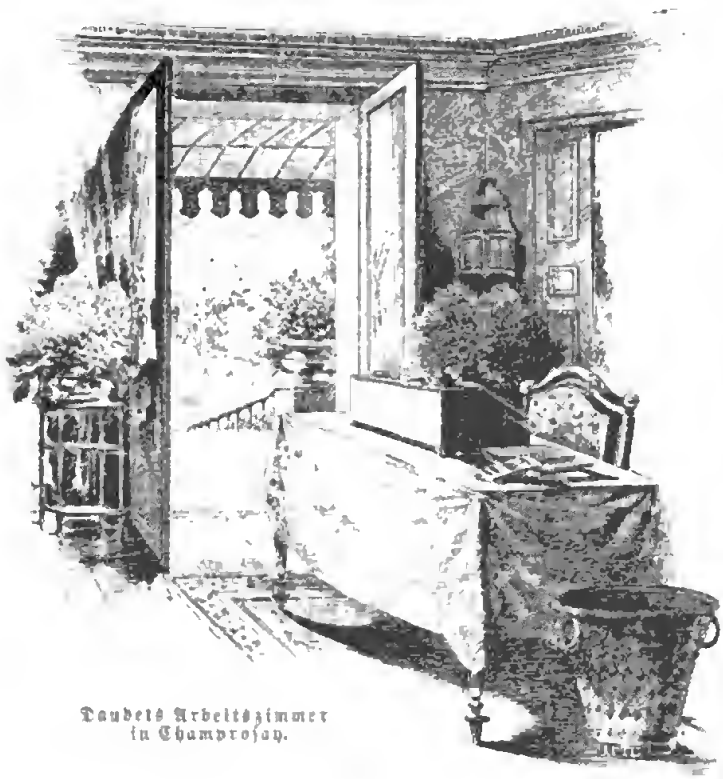
Ich habe diesen Grund-Irrtum Zolas anderwärts ausführlich behandelt. Hier beschränke ich mich auf die folgenden kurzen Andeutungen.

Es ist thatsächlich wahr, daß alle die blühenden Mädchengestalten, die in ihren

reizvollen Toiletten den lichtüberfluteten Ballsaal durchschweben, mit Eingeweiden gefüllt sind. Der Anatom kann uns die Lage derselben mit großer Genauigkeit angeben. Hier unter dieser prächtigen Rosenguirlande liegt die Leber, und die schwarzgrüne Galle; dort zwischen den beiden Zeugstreifen und etwas darüber der Magen; dort der Dünndarm, der Zwölffingerdarm, der Blinddarm mit dem Wurmfortsatz, der Dickdarm, der sich links absteigend in den Rektus verwandelt. — Es ist thatsächlich wahr, daß innerhalb dieser verwickelten Apparate unausgesetzt Absonderungen, chemische Umgestaltungen und mechanische Vorgänge stattfinden, — und auch hierüber kann uns der Mann der Wissenschaft eine sehr anziehende Vorlesung halten.

Daudets Villa in Champrosay.

Es ist aber eine Verrücktheit des Naturalismus, eine künstlerische Lüge, wenn ein Poet bei der Schilderung eines Ballsaales diese Dinge uns auch nur andeutet; — und zwar aus dem einfachen Grunde, weil kein Mensch, — die Studenten der Anatomie im ersten Semester allenfalls ausgenommen — an diese Verhältnisse denkt. — Für den Dichter sowohl wie für den Leser ist ein Mädchen im Ballsaal lediglich das, was sie scheint, — eine Gestalt, die äußerlich durch ihre Formen und Farben, innerlich durch das Gepräge ihrer Persönlichkeit wirkt, ohne daß man hier auf die „Wahrheit", die für die meisten Menschen ja überdies jenseits aller Erfahrung liegt, cynisch zurückgreifen müßte. Wir sehen die blühenden



Daudets Arbeitszimmer in Champrosay.

Wangen: nur der Sonderling aber, oder der Spaßvogel, spricht von den Venen, die infolge einer erhöhten Herzthätigkeit stärker als sonst durch die Zellen der Epidermis schimmern.

Ebenso ist es thatsächlich wahr, daß der Mensch gewisse körperliche Verrichtungen mit größerer oder geringerer Pünktlichkeit innerhalb gewisser Zeiträume zu vollziehen pflegt; künstlerisch unwahr jedoch ist die Manier der Naturalisten, uns diese Verrichtungen bei den von ihnen dargestellten Individualitäten buchstäblich oder andeutungsweise miterleben zu lassen; denn — und in der Verkennung dieses Umstandes liegt der Grund-Irrtum des Naturalismus — im wirklichen Leben wohnt man der Ausübung solcher Verrichtungen nicht bei. Vielmehr wird alles, was sich auf diese Dinge bezieht, ängstlich geheim gehalten, — ja in der guten Gesellschaft geradezu übersehen — aus Zweckmäßigkeitsgründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Menschen, mit denen wir täglich verkehren, haben wir nie in derartigen Situationen erblickt. Soll es nun künstlerisch wahr, soll es nun echter und wirklicher Realismus sein, wenn die Kunst, die Reproduktion des Lebens, diesen Sachverhalt umstößt und den Leser dahin mit einlädt, wohin, einem allbekannten Witzwort zufolge, auch die Fürsten ohne Gefolge wandern?

Wir haben hier die derbsten und anschaulichsten Beispiele festgenagelt, weil sich die Irrtümlichkeit einer Lehre bei solchen Extremen am überzeugendsten nachweisen läßt. Genau jedoch wie mit diesen Extremen — ach, und es sind ja noch nicht einmal die extremsten Extreme! — verhält es sich mit hundert andern Momenten, die nicht so brutal in die Nase steigen.

Die Kunst des Dichters besteht gerade darin, nicht alles gleichzeitig mit photographischer Treue wiederzugeben, sondern das Wesentliche herauszugreifen, das Unwesentliche nur anzudeuten oder vollständig fallen zu lassen.

Das meiste aber, was der Naturalismus in seinen Schilderungen bevorzugt, ist nebensächlich.

In seinem Roman „Fromont jeune et Risler aîné" kann Alphonse Daudet sich nicht versagen, beim letzten Auftreten der armen Mademoiselle Désirée eine Art Parabase zu sprechen und rühmend hervorzuheben, wie vollkommen er hier die Wirklichkeit reproduziere, das wahre und wahrhaftige Leben, das nicht „wie der Roman" im letzten entscheidenden Augenblick einen rettenden Engel zwischen die Heldin und das Verhängnis stellt, sondern dem Mißgeschick seinen Lauf läßt. — Man entsinnt sich der rührenden Szene, wie Désirée nach dem Ufer der Seine eilt, um sich ins Wasser zu stürzen, während gleichzeitig, ohne ihre Nähe zu ahnen, im angrenzenden Stadtviertel der Geliebte, der sie verraten hat und nun seinerseits von der Verführerin Sidonie im Stich gelassen worden ist, trostlos umherschweift . . .

Dort heißt es wörtlich:

„Es ist als ob das Wasser zurückwiche, sich mit Hemmnissen umgäbe, als ob dicke Mauern und große Häuser ihr den Tod vorsätzlich versagten. Aber die lahme Kleine ist tapfer und schreitet auf dem holprigen Straßenpflaster weiter und weiter . . . Und noch Einer irrt fast in derselben Stadtgegend, fast zu derselben Stunde, wartend und spähend in Verzweiflung durch die Straßen."

Nun kommt der Passus, bei dem der Epiker aus der Rolle fällt und als Chorus zum Leser spricht:

„O, könnten die Beiden sich doch begegnen! Vielleicht würde sie den fieberhaft Eilenden anreden, vielleicht würde sie ihn um den Weg fragen:

„‚Verzeihung, mein Herr, wie komm' ich hier nach der Seine?'

„Er würde sie augenblicklich erkennen.

„‚Was? Sie sind es, Fräulein Zizi? Was thun Sie draußen, — zu dieser Stunde?'

„‚Ich will sterben, Franz. Sie haben mir die Lust am Leben genommen.'

„Und in tiefer Erregung würde er sie umfassen, sie an sich drücken, in seinen Armen davon tragen und sprechen:

„‚Nein, nein! Stirb nicht! Ich bedarf deiner! Du sollst mich trösten! Du sollst mich heilen von all dem Leid, daß die andere mir zugefügt!'

„Aber das ist ein Poetentraum, eine jener Begegnungen, von denen die Wirklichkeit nichts weiß. Das Leben ist grausam und hart. Oft fehlt so wenig, um ein Dasein zu retten, aber dies Wenige fehlt."

Hier erblicken wir Alphonse Daudet aus-

nahmsweise in dem nämlichen Irrtum besangen, der so charakteristisch für Zola ist: in dem Irrtum nämlich, als sei diese „Wahrheit", diese „Studie nach der Natur" eine Errungenschaft der modernsten Gegenwart. Er triumphiert über die „Träumer", d. h. die Poeten der alten Schule, die eine solche Begegnung, „von der die Wirklichkeit nichts weiß", mit „unrealistischer Willkür" herbeigeführt haben würden.

Aber dieser Triumph ist vollständig unangebracht — und zwar in doppelter Hinsicht.

Einmal weiß die Wirklichkeit in der That von „solchen Begegnungen," die, a priori betrachtet, nicht übermäßig wahrscheinlich sind. Es wäre durchaus kein phantastisches Wunder, wenn mal ein Mädchen in der traurigen Lage der armen Zizi durch ein derartiges glückliches Intermezzo gerettet würde. Daudet selber läßt die Personen seiner Romane unter ähnlichen Umständen sich begegnen, rein zufällig, — ohne daß er sich hier den Vorwurf übertriebener Romantik entgegenschleuderte. Im „Nabab" z. B. geht der aristokratische Gauner Monpavon, wenn auch aus wesentlich anderen Motiven, ganz ebenso dem Tode entgegen, wie Fräulein Désirée in „Fromont und Risler". „Monsieur de Monpavon marche à la mort." Er steuert der Vorstadt zu, um sich in einem obskuren Warmbade gleichsam incognito den Hals abzuschneiden. Da begegnet ihm die reuevolle Frau Jenkins. Er fragt sie zwar nicht nach dem Weg; er sagt nicht: „Verzeihung, Madame, wo komm' ich hier nach dem Bade zum ‚Letzten Seufzer'" u. s. w.; — aber er grüßt sie doch mit jenem grand coup de chapeau si cher à la vanité des femmes, le chic suprême du salut dans la rue. Und sie ruft allerdings nicht aus: „Sie sind es, Monsieur de Monpavon?"; aber sie dankt ihm doch mit ihrem gentil bonjour de Parisienne —. Ist das auch ein „Poetentraum", eine „jener Begegnungen, von denen die Wirklichkeit nichts weiß"? Man sieht, die Parabase in „Fromont und Risler" hängt total in der Luft. Der letztgenannte Roman würde nicht um ein Haar unrealistischer wirken, wenn sich Franz und Désirée in der That wiedergefunden hätten. Ob nicht sonstige Gründe der künstlerischen Ökonomie den Untergang Désirées notwendig machen, das ist natürlich eine Frage für sich.

Aber auch aus einem anderen, noch bedeutsameren Gesichtspunkt ist das kleine Triumphgefühl, daß in jener Auslassung atmet, nicht eben berechtigt. Schon längst vor Daudet wußten es die Poeten, daß „oft sehr wenig fehlt", um ein Dasein zu retten, — und daß gleichwohl dies Wenige ausbleibt. Große Dichtergenien haben vor Daudet ihre Fäden gesponnen und nicht immer zwei Herzen, die zu einander gehörten, zusammengeträumt. Wie wenig hätte gefehlt und Romeo und Julia wären ein glückliches Paar geworden! Shakespeare aber ist gar nicht stolz darauf, der Grausamkeit und Härte des Lebens so ungehinderten Spielraum gelassen und beide zermalmt zu haben. Auch hätte der Mohr von Venedig ja etwas früher über die Unschuld seiner Gemahlin aufgeklärt werden können, ohne daß die Wahrscheinlichkeit und die Wahrheit gelitten hätten. Selbstverständlich! Nur wurde dann aus dem Ganzen keine Tragödie, und das Thema, das der Dichter uns deuten will, käme überhaupt nicht zur Ausgestaltung.

Daudet zeigt sich hier etwas angesteckt von dem unbegründeten Hochmut der neuen Schule, — die doch, abgesehen von den Excessen des Zolaïsmus, eigentlich gar nichts Neues gebracht hat. Bei der liebenswürdigen Feinsinnigkeit Daudets wirkt dieser vorübergehende Anflug nicht eben verletzend, während die Prätentionen des alleinseligmachenden Naturalismus abstoßen. Unberechtigt bleibt dieser Anflug jedoch auch hier. Daß der Realismus bei allen wahrhaften Dichtern praktisch von jeher bestanden hat, ist schon oben betont worden. Aber auch theoretisch hat so und so viele Jahrzehnte vor Daudet und Zola unser Goethe zu den Poeten gesagt: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" — und früher noch heißt es im „Werther": „Das bestärkte mich in meinem Vorsatz, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich und sie allein bildet den großen Künstler."

Auch Schopenhauer — der poesieverständigste unter den Philosophen — steht auf dem Standpunkt des Realismus, wenn er sich äußert, wie folgt:

„Alles, was irgend eines Menschen Herz bewegt hat und was die menschliche Natur in irgend einer Lage aus sich hervortreibt, was irgendwo in einer Menschenbrust wohnt

und brütet, ist sein Thema und sein Stoff, wie daneben auch die ganze übrige Natur. Daher kann der Dichter so gut die Wollust wie die Mystik besingen, die erhabene oder die gemeine Gesinnung darstellen, nach Laune und Beruf . . . Er ist der Spiegel der Menschheit und bringt ihr, was sie fühlt und treibt, zum Bewußtsein." —

Schopenhauer hätte — als Erläuterung für Schwerfällige — noch hinzufügen können: „Natürlich muß der Poet dies alles auch als Poet behandeln, nicht als unkünstlerisch empfindender Referent und Chronist."

Auf dem so gedeuteten Standpunkte Schopenhauers steht der Verfasser des „Jack" und des „Nabab". —

Alphonse Daudet wurde am 13. Mai 1840 zu Nimes als der Sohn des wohlhabenden Seidenfabrikanten Vincent Daudet und seiner Gattin Adeline geboren. Von den Geschwistern Daudets hatte vornehmlich der um drei Jahre ältere Ernest bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung des Dichters. Ernest, ohne sich an Talent und Erfolg mit dem jüngeren Bruder messen zu können, nimmt, wie der Leser weiß, eine sehr geachtete Stellung in der zeitgenössischen Litteratur ein. Daß er den aufstrebenden Alphonse neidlos gefördert hat, drückt seiner Persönlichkeit einen besonders sympathischen Stempel auf.

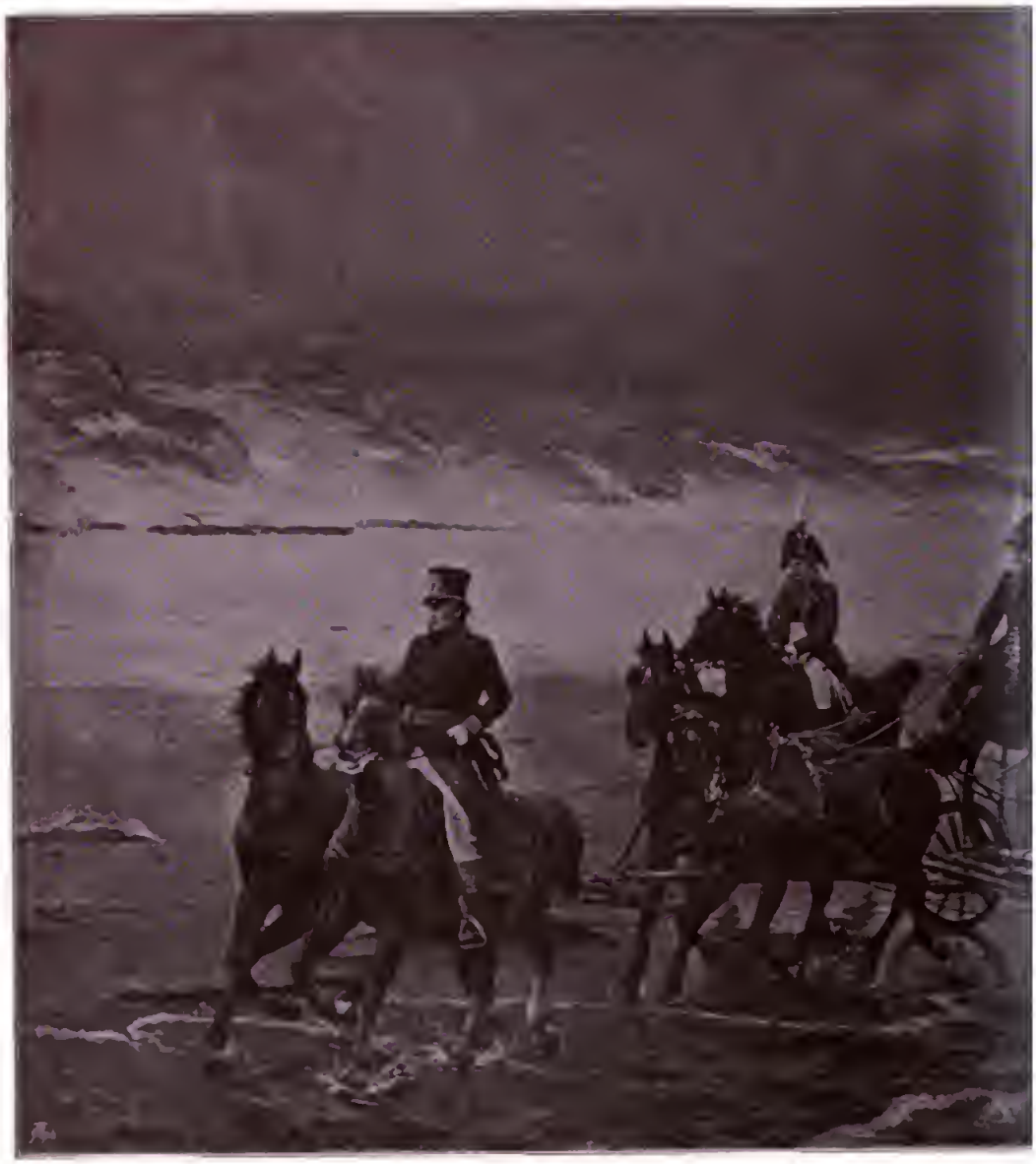
Das Verhältnis Alphonse Daudets zu seinen Eltern erinnert in überraschender Weise an die bekannten selbstbiographischen Mitteilungen Goethes. Auch Alphonse hat vom Vater, der ein äußerst fleißiger, korrekter und tüchtiger Mann war, „des Lebens ernstes Führen", die Energie und die Grundzüge des Charakters ererbt; während ihm von der liebenswürdigen Mutter das dichterische Talent und die Lust zum Fabulieren eignet. Adeline Daudet war eine Frau von hoher Begabung und glänzender Phantasie. In guten und bösen Tagen las sie Altes und Neues, — besonders auch die Schöpfungen der französischen Romantiker, und begünstigte die gleiche Vorliebe bei Ernest und Alphonse, deren erste Lektüre die Geheimnisse des Schlosses Pierrefitte und der Robinson Crusoë waren. Jedes Kind ist Poet: um wie viel mehr diese begeisterten Knaben, die jeden Winkel des elterlichen Daheims mit den Gestalten ihrer sprühenden Einbildungskraft bevölkerten, die Geschichte des Robinson unausgesetzt mitlebten, wochenlang auf der „wüsten Insel", d .h. in einer Ecke des Gartens mit Freitag und den Kannibalen verhandelten und auch sonst die Fabel der von ihnen gelesenen Bücher tausendfach variierten.

Schon während der Träume dieser glücklichen Jugendzeit begann sich die geschäftliche Lage des Vaters zu trüben. Ungünstige Seidenernten, mißliche Constellationen jeder Art brachten dem Hause Daudet wiederholt schwere Verluste, so daß eine Zeit der äußersten Knappheit herankam, in welcher der Vater die Geldmittel für die Erziehung und Ausbildnng seiner Söhne nur mit den äußersten Opfern aufbringen konnte. Wohlmeinende Vettern und Basen rieten ihm, „praktisch" zu sein und die Beträge, die seiner dürftigen Haushaltungskasse so gut gethan hätten, von dem Budget des Unterrichts abzustreichen. Die beiden Knaben konnten ja einen Beruf ergreifen, der ihnen möglichst bald etwas einbrachte und so die Tasche des Vaters entlastete. Vincent Daudet wies jedoch solche Versuchungen hartnäckig von sich. Es war, als ahne er, was er der Litteratur Frankreichs schuldig sei.

Je mehr die beiden Knaben heranwuchsen, um so herzlicher und vertrauter gestaltete sich das Verhältnis des älteren Bruders zum jüngeren. In seinem Roman „Le petit Chose" (Der kleine Dingsda), der namentlich in der ersten Hälfte eine sehr schätzbare Fülle von selbstbiographischen Zügen enthält, zeichnet uns Alphonse diese Beziehungen mit humorvoller Innigkeit. Ernest, eine weichmütige, sanfte Natur, selbstlos wie eine Mutter, spielte die Vorsehung des zukünftigen Meisters; er war sein Mentor, sein getreuer Eckart, der ihn hilfreich an den Abgründen des Lebens vorbeiführte und stündlich bereit war, Gut und Blut für seinen vergötterten Schützling dahin zu geben.

Ein paar Jahre lang schleppte sich der finanzielle Verfall der Daudetschen Seidenwarenfabrik noch hin. Dann erfolgte die längst befürchtete Katastrophe: die weithin geachtete Firma wurde bankerott. Fast mittellos siedelte Vincent Daudet nach Lyon über, wo er nach langem Suchen eine erträgliche Position fand.

Ernest war unterdes achtzehn, Alphonse fünfzehn Jahr alt geworden. Zwischen den Studien und Arbeiten, denen sie oblagen, hatten sie mit dem von der Mutter ererbten



Königin Luise auf der Fahrt nach Memel im
(Mit Genehmigung der Photogr

Jahre 1806. Nach dem Gemälde von J. Heydeck.
phischen Gesellschaft in Berlin.)

Eifer eine erhebliche Anzahl von Dichtungen, besonders die Schriften Hugos, Champfleurys und Flauberts gelesen. Bei dem Fehlen der Leihbibliotheken in Frankreich, sagt Gerstmann, ist es fast ein Wunder, daß die beiden von Haus aus besitzlosen Knaben ihre Lesegier in so ausreichender Weise zu stillen vermochten. Lasen sie doch, trotz des väterlichen Verbots, in der gemeinsamen Schlafkammer fast die ganze Nacht hindurch beim Schimmer eines erbärmlichen Talglichts. Ernest war aber auf sehr ingeniöse Weise vorgegangen. Von den paar Franken, die er allmonatlich von seinem Gehalte für sich ausgeben durfte — (er hatte jetzt eine Stellung!) — verwandte er den größten Teil zum Ankauf von antiquarischen Büchern bei einem sogenannten Bouquinisten, einem Straßenantiquar, der am Quai seinen Kram feil hielt. Dafür, daß er diesem Mann seine Kundschaft schenkte, hatte sich Ernest das Recht bedungen, hin und wieder besonders interessante Werke auch leihweise zu entnehmen. Der Bouquinist hatte Verständnis für die Situation der beiden aufgeweckten, die Schätze seines Lagers gierig durchmusternden Jungen: er lieh ihnen die Bücher unentgeltlich, — und so wanderte nach und nach das ganze Lager ins Schlafzimmer Ernests und Alphonses.

Parallel mit dieser rastlosen rezeptiven Thätigkeit gingen die ersten schöpferischen Versuche. Ernest verfaßte ein philosophisches Lehrgedicht, „Religion" betitelt, während Alphonse eine Reihe kleiner Lyrica schuf, die zum Teil in seiner später erschienenen Sammlung „Les Amoureuses" Aufnahme fanden. Alphonse zeigt sich in diesen Versen als ein Poet von großer Originalität und Frische, als ein Meister der Form, als Virtuose der Stimmung. Edouard Thierry verstieg sich sogar bei seiner Besprechung der „Amoureuses" zu der hier folgenden These: „Alfred de Musset hinterließ bei seinem Tode seinen zukünftigen Nacheiferern zwei Federn: die eine für Prosa, die andere für Verse. Octave Feuillet hat die erste geerbt; Alphonse Daudet erweist sich durch seine ‚Amoureuses' als würdiger Erbe der zweiten." Hier bewährt sich die alte Thatsache, daß die Lyrik der eigentliche elementare Grund aller wirklichen Poesie ist. Auch der Prosadichter muß die Schule der gebundenen Form durchmachen; es muß eine Zeit geben, da ihm die Lyrik unabweislich Bedürfnis ist: denn die Lyrik vor allen übrigen Kunstformen beherrscht jenes Imponderabile, das wir Stimmung nennen, und wesentlich in der Schule der Lyrik lernt der Poet Unmittelbarkeit des Ausdrucks, Fülle und Kraft bei aller scheinbaren Knappheit, Architektonik der Sprache und — Stil, in dem Sinne nämlich, in welchem das allbekannte geflügelte Wort den Stil für den adäquaten Ausdruck des Menschen erklärt.

„Les Amoureuses" bahnten denn auch dem jungen Autor den Weg. Jahrelang hatte er einen unerquicklichen Kampf mit dem Leben geführt. Er war Hilfslehrer in Alais gewesen: selbst noch ein Knabe, mußte „der kleine Dingsda" Lektionen erteilen, ohne von seinem Amt die gebührende Ehre zu haben; denn neben der pädagogischen Aufgabe fielen ihm auch die Obliegenheiten eines Pedellen zu, was bei allem gutem Humor, den er aufwandte, doch nicht unerheblich auf seinen Stolz drückte. Als die Unbill fast unerträglich schien, war er dann dem früher schon übergesiedelten Bruder Ernest nach Paris gefolgt. Mit einer Baarschaft von zwei Franken, eingekeilt zwischen gröhlende, branntweinduftende Matrosen, war er nach zweitägiger Fahrt in der Seinestadt eingetroffen, wo ihn Ernest, der sich für einen gemachten Mann hielt, — (er verdiente monatlich fünfundsiebzig Franken!) — am Bahnhof empfing und alsbald mit verdoppeltem Eifer unter die schützenden Fittiche nahm. Aber auch in Paris hatte Alphonse noch schwer zu ringen, — bis er allmählich in besseres Fahrwasser kam und schließlich einen Verleger für seine Gedichte fand.

Hiermit nahm seine äußere Existenz eine entscheidende Wendung. Die Kaiserin Eugenie war von den „Amoureuses" so entzückt, daß sie dem Herzog von Morny einige Nummern daraus vorlas und ihn veranlaßte, Erkundigungen über den Urheber einzuziehen. Diese Erkundigungen führten zum Engagement Daudets als Privatsekretär des Herzogs. Der Einwand des jungen Dichters: „Monsieur le duc, je suis légitimiste" — wurde mit der kühlen Bemerkung abgefertigt: „Das ist mir gleichgültig! Die Herzogin ist noch viel legitimistischer."

Von da an war der Stern Alphonse Daudets im Steigen. Neben einzelnen

Skizzen und Novelletten — (das Beste davon erschien später unter den Titeln: „Montagsgeschichten“ und „Künstlerehen“) schrieb er Dramatisches, ging dann auf Reisen, verbrachte den Sommer 1861 in seiner südlichen Heimat, wo er zum erstenmal mit vollem Bewußtsein die lichtgesättigte Atmosphäre der sangesfrohen Provence atmete — (Lettres de mon moulin) — und nahm dann sein erstes größeres Prosawerk — Le petit Chose — in Angriff.

„Le petit Chose“ erregte aus sehr begreiflichen Gründen *später*, nachdem der Verfasser zu einer Weltberühmtheit geworden war, weit mehr Teilnahme, als beim Erscheinen. Trotz der vielen reizvollen Einzelheiten und des echten Humors, der namentlich über den Schul-Episoden schwebt, fehlt es dem Ganzen doch gewissermaßen an Rückgrat. Die künstlerische Erfindung ist schwach. Der Autor bleibt fesselnd, so lange er seine Biographie schreibt; später, wo er von dem Gegebenen abweicht, zeigen sich Spuren der Abmattung und Erlahmung. Mit schuld an diesem Gesamteindruck ist wohl auch die Art der Entstehung. In seinem Buche: „Trente ans de Paris“ erklärt Daudet selbst, keine seiner größeren Arbeiten sei unter so willkürlichen und zerfahrenen Verhältnissen zu Papier gebracht worden, wie „Le petit Chose.“ Ohne die Spur eines Entwurfs schrieb er drauf los. Der erste (bessere) Teil blieb lange Zeit liegen. Zwischen die beiden Hälften des Werkes fällt die Verheiratung des Verfassers. Erst nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise wurde „Le petit Chose“ wieder aufgenommen — „unter den schattigen Bäumen des Gartens, auf moos-gepolsterter Bank, im schaukelnden Kahn oder, wenn Regenwetter eintrat, im Arbeitszimmer, wo die junge Frau ihren Chopin spielte, während die Feder wie toll dahinsauste . . .“

Das Buch erzielte einen Alltagserfolg. Den Höhepunkt seines Ruhms erklomm Daudet erst durch den preisgekrönten Roman: „Fromont jeune et Risler aîné,“ der in ungezählten Tausenden von Exemplaren über den ganzen Erdball verbreitet wurde.

„Fromont jeune et Risler aîné“ hat einen Kompositionsfehler, der sofort in die Augen springt. Anstatt uns die Entwickelungsgeschichte seiner „petite Chèbe“ in ruhiger zeitlicher Aufeinanderfolge zu geben, stürzt sich der Autor — vielleicht in Mißverstehung eines uralten Kunstprinzips, vielleicht nur deshalb, weil er beim ersten Entwurf den Umfang der einzuschachtelnden Dinge stark unterschätzte und sich später zu einer Umgestaltung nicht mehr entschließen mochte, — etwas gar zu energisch in medias res, zeigt uns die Heldin im ersten Kapitel als neuvermählte Frau Risler und füllt nun eine sehr stattliche Zahl von Kapiteln (fast die Hälfte des Werkes) mit der endlosen Vorgeschichte, die uns erklärt, wie das alles gekommen ist. Hierin liegt ein störender Mangel an Symmetrie. Auch verlieren so die Begebnisse vor der Hochzeit an unmittelbarem Interesse; man erlebt sie nicht mit; man weiß, das alles liegt hinter uns; die poetische Illusion wird geschädigt. — Hiermit aber ist auch so ziemlich alles gesagt, was sich wider das Werk vorbringen läßt. Im übrigen zeigt gerade die Komposition eine Geschlossenheit, wie sie uns in den späteren Werken Daudets kaum noch wiederbegegnet.

Max Nordau in seinen „Pariser Briefen“ ist so stark für „Fromont und Risler“ begeistert, daß er behauptet, die Reihenfolge der Daudetschen Romane: „Fromont jeune et Risler aîné,“ „Le Nabab,“ „Les Rois en Exil“ und „Numa Roumestan“ bezeichneten eine leise aber doch merklich absteigende Linie, während sich der Erfolg des Autors — im Gegensatze zu dieser Wertverminderung — in einer steil ansteigenden bewege. — „Aber das ist ja immer so,“ fügt Nordau hinzu. „In den Jahren freudigsten Jugendschaffens kämpft, träumt und leidet man in einer obskuren Ecke, und wenn man müde und kalt geworden ist, wird man von der Mode gepackt, in die Mitte der Bühne geschleppt und bengalisch beleuchtet. Die ersten sechs sibyllinischen Bücher verbrennt man; für die letzten drei bietet man in leidenschaftlicher Aufregung mehr Geld, als anfangs für alle neun verlangt wurde.“

Ich möchte diese Anschauung Nordaus, was die Charakteristik und die schöpferische Potenz der genannten Daudetschen Werke betrifft, kaum unterschreiben; wohl aber unterschreibe ich sie im Punkte der Komposition. Auf mich persönlich machen die Charaktere in „Fromont und Risler“ nicht ganz den sicheren und gefestigten Eindruck, wie die Gestalten späterer Schöpfungen.

Die kleine Désirée hat bei aller Zartheit der Zeichnung doch einen Stich ins Rührselige, den Daudet später vermeidet; wie sich denn überhaupt in „Fromont und Risler" dort und da ein Ton und ein Klang zeigt, der trotz der Ernsthaftigkeit des Problems an den Duktus einer Geschichte für die reifere Jugend erinnert. — Im älteren Risler erblicken wir eine Art Vorstudie zu der viel eigenartigeren Physiognomie Jansoulets. — Der Schauspieler Delobelle zeigt allerdings durchweg die Löwenklaue.

Es ist unthunlich, innerhalb der Grenzen einer so kurzen Skizze, die noch dazu mit einigen wichtigen Allgemein-Gesichtspunkten abrechnen mußte, sämtliche Einzelwerke des Meisters auch nur flüchtig zu analysieren. Eine derartige Analyse erscheint auch insofern als überflüssig, als sich Daudet mit seinen unbedeutenden Mängeln und glänzenden Vorzügen beinah überall gleich bleibt: nur das Verhältnis der Mischung wechselt. Wir beschränken uns daher auf einige Aphorismen.

Auf „Fromont und Risler" folgte zunächst „Jack", die etwas gar zu herb und mitleidslos ausgesponnene Martergeschichte eines Kindes von illegitimer Geburt. Im Gegensatze zu „Fromont und Risler" fällt bei „Jack" die Komposition fast auseinander; sie wird nur durch die Identität des Helden notdürftig vor dem Ruin bewahrt. Die Charakteristik aber zeigt einen Fortschritt. Die Schilderung der verfehlten und verkommenen Existenzen (ratés) ist geradezu meisterhaft, anderer glänzender Episoden nicht zu gedenken. Die widerliche Gestalt eines impotenten, selbstsüchtigen, anspruchsvollen und innerlich rohen Dichterlings dürfte nirgends in der Weltlitteratur mit so überzeugender Anschaulichkeit gemalt worden sein, wie in dem Stiefvater des gepeinigten Kindes, in dem saft- und kraftlosen Gecken, der einen Roman mit dem Anfang: „In einem Thale der Pyrenäen" schreibt, aber niemals über die vier ersten Zeilen hinauskommt und eine Revue gründet, deren einziger Abonnent der frühere Liebhaber seiner Frau, der geheimnisvolle Papa des armen Jack, ist.

„Le Nabab", nicht ganz so zerfahren in der Komposition wie „Jack", ist eine großartig angelegte Tragödie, deren bedauernswürdiger Held aus Unkenntnis der menschlichen Niedertracht und Verwerflichkeit, aus übertriebener Herzensgüte, mit einem Worte deshalb zu Grunde geht, weil er in die corrumpierte Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches nicht paßt. Der Charakter dieses Jansoulet ist eine Schöpfung ersten Ranges, ebenso wie die meisten übrigen Hauptcharaktere des Werkes, so daß einzelne Mißgriffe, wie die verzeichnete Bildhauerin Felicia, den überaus mächtigen Totaleindruck des Werkes nicht stören können.

„Les Rois en Exil" und „Numa Roumestan" schildern beide, obschon auf sehr verschiedenen Gebieten und mit sehr verschiedenen Nüancen, die Charakterhoheit einer Frau gegenüber der Schwäche und Erbärmlichkeit ihres Gemahls. Der letzte dieser beiden Romane wirkt sympathischer, einmal, weil die Frauengestalt trotz ihres inneren Heldentumes mehr Zartheit besitzt, als die fürstliche Heroine der „Rois en Exil", und zweitens, weil „Numa Roumestan" vermöge des glänzend herausgearbeiteten Lokalkolorits realistischer wirkt. Die Gestalt des provençalischen Musikers, der da „singt wie der Vogel des lieben Gottes", gehört zu den humorvollsten und rührendsten Leistungen unseres Meisters.

„L'Evangéliste" behandelt ein echt tragisches Thema: die uralte Wahrheit, daß eine machtvolle Überzeugung, gleichviel welcher Art sie auch sein möge, rücksichtslos zur Bethätigung treibt und selbst die Familienbande schroff auseinander reißt. Ob diese Überzeugung für die Majorität der Zeitgenossen ein Wahn ist oder nicht, das ändert selbstverständlich nichts an der Wirkung.

„L'Immortel" ist eine wundervolle Satire auf das Zopf- und Perrückenthum der französischen Akademie, nicht frei von Karikatur, aber im tiefsten Grunde von packender Wahrheit. Leute, wie der gefeierte Hohlkopf Astier-Réhu, gibt es leider auch in Deutschland zu Dutzenden; sie führen nicht selten den Titel „Ordentlicher Professor" und sind dann korrespondierende Mitglieder des Instituts, das Daudet in seinem Buch zermalmt hat. Der „Immortel" zeigt ebenfalls eine Variante des von Daudet mit Vorliebe behandelten Motivs weiblicher Überlegenheit im Gegensatz zu männlicher Hohlheit und Nichtigkeit. Astier-Réhu ist das, was er ist, nur von Gnaden seiner Gemahlin, wenn diese auch in sittlicher Hinsicht keineswegs mit den Heldinnen von „Les Rois en Exil" und „Numa Roumestan" wetteifern kann.

Von sonstigen Schriften Daudets erwähnen wir noch den Roman „Sappho", die „Histoires provençales", den „Tartarin de Tarascon" und das Schauspiel „Der ältere Bruder".

Zum Schluß ein paar allgemeine Bemerkungen.

Alphonse Daudet besitzt in ausgesprochenstem Maße die Gabe des Schauens. Kein innerer und kein äußerer Vorgang entzieht sich seinem weltumspannenden Blick; für jede Stimmung in der Natur und der Seele hat er ein scharfes Organ; und dieser glänzenden Rezeptionsgabe entspricht eine meisterhafte Fähigkeit, die kleinen und kleinsten Nüancen dichterisch wiederzugeben. Selten — auch nicht bei dem Vorläufer der beiden großen französischen Romaneiers der Gegenwart, bei Balzac — ist die Psychologie und die Naturmalerei (im dichterisch wertvollen Sinne) so verfeinert gewesen, wie bei Daudet und Zola. Denn auch Zola besitzt das hier in Frage kommende dichterische Talent im höchsten Maße; nur ihm hat er's zu danken, wenn er oft da noch fesselt, wo jeder Andere Langeweile oder Ekel erregen würde. Beide Poeten gießen über die Gegenstände und Vorgänge, die sie zu schildern haben, ein undefinierbares Fluidum des Interesses, der Anschaulichkeit, der malerischen Beleuchtung aus; Zola hebt vermöge dieses Talents das scheinbar Öde, Banale, Alltägliche in die Sphäre einer seltsam bewegenden dichterischen Lebendigkeit. So z. B. wenn er in „La Bête humaine" die Hallen des nächtlichverlassenen Bahnhofs schildert, oder wenn er in demselben Roman der Lokomotive „La Lison" ein geradezu individuelles Leben einhaucht. Bei Daudet zeigt sich diese Gabe vielleicht nicht ganz so genialisch wie bei Zola: dafür aber ist Daudet geschmackvoller, feinsinniger und vor allem mit der köstlichen Gabe eines echten Humors beschenkt. Wie Zola ist Daudet Pessimist; beide wollen von jenem „ruchlosen Optimismus", der das Diesseits als die bestmögliche aller Welten preist, nichts wissen. Während Zola jedoch an der Unzulänglichkeit und Erbärmlichkeit alles Irdischen ein gewisses Behagen empfindet und mit Begierde alles Schmutzige, Schnöde und Niederträchtige, zu dem die Wirklichkeit ja allenthalben Modelle bietet, zusammenträgt, nur um recht zu behalten mit seiner These, daß alles gemein und alles verderbt sei, steht Alphonse Daudet auf einem anderen, höheren und dichterisch edleren Standpunkt. Sein Herz fühlt Liebe zur Menschheit, Begeisterung für das Schöne und Gute; wenn er uns schildert, wie die Gemeinheit siegt, das Erhabene und Reine zu Grunde geht, so blutet ihm das warmpochende Herz, und nicht faunischer Hohn spielt über sein Antlitz, sondern höchstens das bittere Lächeln der Resignation. So trennt eine sehr scharf gezogene Linie den Realisten Daudet von dem Naturalisten Zola. Nur einmal hat sich Daudet verleiten lassen, der Mode — denn die krankhaften Auswüchse des Naturalismus sind Modesache — eine unwillkürliche Konzession zu machen: in dem Roman „Sappho", wo er in manchen Einzelheiten die Grenze des Litterarisch-Nötigen und somit auch des Litterarisch-Erlaubten stark überschreitet, obschon das Thema an und für sich: die Beschlagnahme und Ruinierung einer Jünglingsexistenz durch eine alternde Dirne, nicht eo ipso verwerflich erscheint, sondern sehr wohl in echt Daudetscher Weise sich hätte verarbeiten lassen.

Ein besonderer Vorzug Daudets ist die sorgfältige Behandlung des Stils. Wer dies glatte, flüssige und doch so charaktervolle Französisch liest, der ahnt nicht, welche Fülle von Arbeit hinter der scheinbar so selbstverständlichen Wort- und Gedankenfolge versteckt liegt. Daudet ist unermüdlich im Durcharbeiten und Feilen. Kein Blatt verläßt seine Dichterwerkstatt, ohne daß jede Zeile zu wiederholten Male geprüft und vor allem gekürzt wäre. Ja, nach der ersten Publikation legt er zuweilen nochmals die Feile an. So konnte der deutsche Verleger des „Numa Roumestan", Heinrich Minden in Dresden, die letzten Kapitel, die doch bereits im „Gaulois" veröffentlicht waren, monatelang nicht erhalten. „Il rogne encore" war die stereotype Antwort des Sekretärs auf alle drängenden Anfragen. So ist denn Daudet vollständig frei von jener Redseligkeit, die sich zuweilen bei Zola vorfindet und dort nur zu erklären ist aus der Nichtanwendung des tilgenden Rotstifts.

Das Londoner Theater im Jahre 1890.

Von Helen Zimmern und Bertha Thomas.

(Abdruck verboten.)

Dem Fremden, welcher London vor einigen Jahren besucht hat und jetzt abermals dort einkehrte, würde unter den vielen Veränderungen, die sich inzwischen hier vollzogen haben, keine so auffallend erscheinen, wie der außerordentliche Zuwachs an Theatern. Besitzt London doch im ganzen seine vierzig bis fünfzig Schauspielhäuser! Nehmen wir diejenigen der entlegenen oder vorstädtischen Gegenden und der Arbeiterviertel aus, wo die gebotenen Genüsse selten irgendwelchen Anspruch auf Kunstwert machen dürfen, so bleiben noch einige dreißig Theater, die, fast sämtlich innerhalb eines ziemlich engen Umkreises gelegen, vom besseren und gebildeten Publikum erhalten sein wollen. Wenigstens der dritte Teil dieser Unternehmungen ist in den letzten zehn oder zwölf Jahren gegründet worden, und mit jeder Saison treten deren neue ins Leben. Erstaunen dürfte auch die veränderte Physiognomie des Theaterpublikums erregen. Aus verschiedenen Gründen, deren Darlegung uns hier zu weit führen würde, hatte nämlich das Schauspiel die Gunst der fashionabeln Welt eingebüßt (ein Umstand von sehr mißlichen Folgen für die Zustände unserer Bühne, wie für unsere Schauspieler), diese Gunst aber vor einem Dutzend Jahren wiedergewonnen; und das nun von neuem in Mode gekommene Theater ist seitdem als Vergnügen der höheren Gesellschaftsklassen zu solcher Beliebtheit emporgestiegen, daß zur Zeit, da wir dies schreiben, seine stolze Stellung einen Vergleich mit dem aus der Asche erlösten, zur strahlenden Ballkönigin verwandelten Aschenbrödel nahe legt.

Ein Rückblick auf die Zeit vor dem gegenwärtigen Jahrzehnt zeigt uns eben die arme englische Schauspielkunst in ihrem Aschenbrödelzustand, verdammt, in Armut und verdienter Mißachtung ein obskures, erbärmliches Leben zu fristen. Und nun, da die Welt sie aus dem Staube emporgezogen hat, ist die mit ihr vorgegangene Metamorphose eine überraschende. Eine Première in einem der tonangebenden Theater ist ein Ereignis, dem beizuwohnen aufs eifrigste und oft vergeblich von den Reichen und Vornehmen als ein Privilegium nachgesucht wird. Das für den Erfolg eines neuen Stückes oder das Auftreten eines beliebten Schauspielers in einer neuen Rolle an den Tag gelegte Interesse ist ebenso lebhaft wie allgemein. Das Theater bildet das Lieblingsthema derselben Kreise, in welchen seine Existenz lange Zeit gänzlich ignoriert worden ist. Das ehemals von dem nur niedrige Preise zahlenden Publikum besetzte Parterre unserer Schauspielhäuser ist jetzt größtenteils zu Sperrsitzen, den teuersten Plätzen, eingerichtet, deren Preise während des genannten Zeitraums noch um mehr als das dreifache gestiegen sind. Die hohen Preise werden aber bereitwilligst gezahlt — eine Thatsache, welche bezeichnend genug ist. Gehen wir jetzt zu den Leistungen über. Offen gestanden kann bei denselben von einer Verbesserung, die irgend im Verhältnis dazu stände, wie sie in der allgemeinen Wertschätzung gestiegen sind, nicht die Rede sein. Es ist eine seltsame Thatsache, daß — nur mit einer Ausnahme — unsere sämtlichen Bühnengrößen von 1890 noch diejenigen von vor fünfzehn Jahren sind — und auch die dramatischen Schriftsteller sind meist noch dieselben. Die so auffallende Verherrlichung, welche die Schauspielkunst in der heutigen Zeit bei uns erfährt, ist jedoch nicht gänzlich dem Wechsel der Mode zuzuschreiben; sie beruht vielmehr zum großen Teil auf dem außerordentlich regen Interesse für die Kunst überhaupt, welches innerhalb des letzten Jahrzehnts bei uns erwacht ist, und demzufolge sich schon in der Musik wie in den bildenden Künsten so vieles hier zu Lande zum besseren gewendet hat. Mit der Rehabilitation des Theaters als Vergnügungsanstalt für das gebildete und kunstverständige Publikum ist der erste Schritt gethan, um eine Besserung der Bühnenzustände zu bewirken, worauf denn sicherlich mit der Zeit eine Verbesserung der Schauspielkunst an sich erfolgen wird. Der günstige Einfluß der dem Theaterwesen in maßgebenden Kreisen gewidmeten Würdigung hat sich vorläufig in einer verbesserten Organisation und in der Sorgfalt bethätigt, welche jetzt auf die Inszenierung verwendet wird. Wichtigere Ergebnisse stehen zu hoffen, doch sind sie

Henry Irving als „Mephiſtopheles."
Nach einer Photographie der Stereoscopic Co. in London.

wohl einer zukünftigen Zeit vorbehalten. An guten Schauſpielern hat es England zu keiner Zeit gemangelt. Aber die Bedingungen, unter denen die Schauſpielkunſt heutigen Tages in London geübt wird, ſind verſchieden von denen irgend einer anderen Stadt der Welt, und zwar keineswegs vorteilhaft im künſtleriſchen Sinne. Theaterdirektionen, die mit dem Publikum einer Stadt von fünf Millionen Einwohnern zu rechnen haben, fallen ſelbſtverſtändlich der Verſuchung anheim, ihre einmal inſzenierten Stücke eine lange Reihe von Aufführungen — „long runs," wie hier der techniſche Ausdruck lautet — erleben zu laſſen. Zwei Jahre hindurch vermag ein gutes Zugſtück allabendlich die Kaſſe zu füllen (ein einjähriges „run" iſt üblich); wozu alſo ſollte der Direktor öfter als nötig das Repertoire wechſeln? Die nachteiligen Folgen, welche ein ſolches Syſtem für die Schauſpieler hat, ſind ſo einleuchtend, daß wir hier nicht länger dabei zu verweilen brauchen.

Vom Staat ſubventionierte Theater gibt

Henry Irving als „Shylock."
Nach einer Photographie von Lock & Whitefield in London und Brighton.

es in England nicht, und es ist nicht wahrscheinlich, daß wir deren je erhalten werden, denn das englische Volk hat eine Abneigung gegen staatliche Vergünstigungen jedweder Art. Es wäre daher überflüssig, die Frage hier zu erörtern, bei welcher der beiden Einrichtungen das Publikum mehr gewinnen würde, und ob die Abhängigkeit vom Staat mit den daraus entstehenden konventionellen Rücksichten oder eine Vernachlässigung der künstlerischen Interessen über den pekuniären von schlimmeren Folgen sein dürfte.

Wir haben nur wenige Schauspielhäuser, die einer speziellen Gattung von Bühnenstücken oder einer bestimmten Theatergesellschaft als festes Heim dienen. In demselben Hause, wo z. B. jetzt allabendlich ein Shakespearesches Trauerspiel gegeben wird, kann für die nächste Saison eine komische Oper oder eine Operette französischen Stils zur Aufführung kommen. Unter den Häusern, welche hiervon eine Ausnahme bilden und als Kunstinstitute einer bestimmten Richtung zu bezeichnen sind, steht das Lyceumtheater obenan. Die Bestrebungen des Direktors, Herrn Henry Irvings, der zugleich den be-

Ellen Terry als „Ophelia" in „Hamlet."
Nach einer Photographie von Window & Grove in London.

deutendſten Ruf als Schauſpieler bei uns genießt, haben dem genannten Theater die Stellung einer anerkannt vornehmen Kunſtſtätte verſchafft, an welcher hauptſächlich das Drama ernſter Gattung gepflegt wird. Hier ſind durch die künſtleriſche Begabung des Direktors im Verein mit derjenigen des Fräulein Ellen Terry, ſeiner erſten Darſtellerin, unterſtützt durch ein achtbares, wenn auch nicht gerade glänzendes Enſemble und einen verſchwenderiſchen Koſtenaufwand für Ausſtattung und Garderobe, Erfolge erzielt worden, die andere Direktionen zur Nachahmung angefeuert haben und ſomit von unſchätzbarer Bedeutung für die Stellung der Schauſpielkunſt geworden ſind.

Nun ein Wort über Irving ſelbſt. Die hier anweſenden Ausländer ſind oft verwundert, wenn ſie die einander widerſprechenden Urteile über ihn hören — von den einen überſchwängliches Lob, von den anderen harten Tadel und letzteren aus dem Munde derer, welche gegen ſeine Führerſtellung in der Theaterwelt nichts einzu-

Ellen Terry als „Olivia" im „Vicar of Wakefield," nach Oliver Goldsmith.
Nach einer Photographie von Window & Grove in London.

wenden haben. Dieſe Meinungsverſchiedenheit iſt leicht erklärt. Irvings Erſcheinung, wie ſeine Art, ſich zu geben, zeigen das Gepräge einer ebenſo ſtarken, wie intereſſanten Individualität; einer Individualität, die ſo bedeutend iſt, daß ſie niemals wirkungslos bleiben kann; ſie muß entweder abſtoßen oder anziehen. Dieſe Eigenſchaft iſt nicht ohne nachteilige Folgen für einen Schauſpieler. Sie erhöht allerdings die Wirkung ſeiner Rollen und befähigt ihn, ſich faſt mühelos über die Durchſchnittsleiſtungen zu erheben. So wurde in der leider ſo entſetzlich geſchmackloſen Bearbeitung des „Fauſt," welche vor zwei Jahren die längſte Reihe von Aufführungen erlebte, die das Lyceumtheater zu verzeichnen hat, durch Irvings Verkörperung des Mephiſtopheles der Sieg ſchon halb gewonnen. Das ihm von der Natur verliehene eigenartige Äußere, ſeine finſtere Phyſiognomie, ſeine für den Ausdruck cyniſchen Humors und boshafter Weltverachtung ſo vortrefflich geeigneten Mienen brachten das dämoniſch Unheimliche

in diesem Wesen aus einer anderen Welt mit einer Realität zur Geltung, wie die beste Bühnenmaske allein es nie vermocht hätte. Dieses Fremdartige in seinem Äußeren steht dem Künstler andererseits oft im Wege; es zwingt ihn, die Rollen gewaltsam seiner Person anzupassen, anstatt sich ihnen unterzuordnen. Sein naturgemäßes Fach sind die etwas stark aufgetragenen Charakterrollen des Melodramas, wie die Louis' XI, die Doppelrolle des Schurken Duboſe und des tugendhaften Leburque im „Courrier de Lyon," des Robert Macaire, des Mathias in der Bühnenbearbeitung von Erckmann-Chatrians „Polnischem Juden" — welche Rollen freilich nicht einer idealen Kunstrichtung angehören, aber unbestreitbar zu den vorzüglichsten Leistungen Irvings zählen. Im Lustspielgenre gibt er komische Sonderlinge, wie sie Dickens zu zeichnen liebte, in höchst origineller, humoristischer Auffassung. Doch eine gewisse Manieriertheit, sein Hang zur Übertreibung, eine Affektation, die ihm zur zweiten Natur geworden zu sein scheint, gereichen seinen Shakespeare-darstellungen oft zum Nachteil, obgleich ihm auch auf diesem Gebiet einzelne Glanzpartieen nachzurühmen sind. Am beliebtesten ist er als Hamlet, Shylock und Benedick („Viel Lärm um Nichts.") Sein Othello, Jago, Malvolio und Macbeth sind zwar ungleiche, doch interessante Leistungen des Künstlers. Ein großes Verdienst hat sich Irving durch die Wiederbelebung der Shakespeareschen Dramen erworben. Durch seine erfolgreichen Aufführungen Shakespeares im Lyceumtheater, deren Reihe, vor Jahren mit Hamlet begonnen, uns im vorigen Jahre zuletzt Macbeth gebracht hat, ist der alte, beklagenswerte Zustand jener Tage gründlich beseitigt worden, da die Theaterdirektoren sprichwörtlich Bankerott und Shakespeare für gleichbedeutend erklärten, und das Publikum infolge der ihm als „Wiederbelebungen" vorgeführten, erbärmlichen Entstellungen der unsterblichen Tragödien zu dem seltsamen Schluß gelangt war, daß die Werke des „Barden von Avon" nur zum Lesen und nicht zur Aufführung geeignet wären! Heute ist es dagegen das ehrgeizige Bestreben jedes Bühnenleiters von Ruf, ein Drama Shakespeares zur Aufführung zu bringen, und im gebildeten Publikum hört man laute Klagen, daß unser Shakespearerepertoire ein so beschränktes ist. Zu unserer Schande müssen wir sagen, daß „Julius Cäsar," „Coriolan," „König Lear," „Maß für Maß," „König Johann", „Cymbeline" noch von keiner englischen Theatergesellschaft ersten Ranges in der heutigen Generation zur Darstellung gelangt sind. Wer diese Stücke oder einige derselben in England sehen wollte, mußte die hier vor mehreren Jahren gastierende Meininger Gesellschaft besuchen.

Eine der erfolgreichsten Unternehmungen der verflossenen Saison war die anmutige, doch keineswegs glänzende Aufführung des „Sommernachtstraum". im Globetheater. Und Macbeth, die jüngste Shakespeare-darstellung am Lyceumtheater, hat sich — in geschäftlichem Sinne — als der glänzendste aller bisher dort erzielten Erfolge erwiesen, obwohl die Rolle durchaus nicht für Irving geeignet ist. Ihm stand, wie von jeher, die unschätzbare Mitwirkung von Ellen Terry zur Seite, einer Künstlerin, die noch immer ihre Stellung als Liebling des Publikums behauptet. Eine tadellose Bühnenerscheinung — von hoher Gestalt und glänzender Schönheit — verkörpert sie uns Rollen, wie Portia, Ophelia, Viola, in einer das Shakespearesche Ideal erreichenden, seltenen Vollkommenheit. Allerdings verfügt sie über kein so volltönendes Organ, wie es zur Darstellung leidenschaftlicher Rollen — der Julia z. B. — erforderlich ist; auch ist ihr Mienenspiel weder besonders lebhaft, noch ausdrucksvoll. Aber ihre künstlerischen Vorzüge werden stets und überall durch den unbeschreiblichen und unwiderstehlichen Reiz gehoben, der ihrer Persönlichkeit eigen ist und an keiner Bühnenakademie einstudiert werden kann. Eine ihrer anerkannt besten Rollen ist die der Olivia in einer in dieser Saison wiederholten Bühnenbearbeitung von Goldsmiths „Vicar of Wakefield;" und mit nur einer Ausnahme sind es stets leichtere Rollen, solche, die Anmut, weibliche Zartheit und Gemütsinnigkeit mehr als tragisches Pathos erfordern, in denen Ellen Terry ihre Triumphe feiert. Aber die eine Ausnahme ist in hohem Grade beachtenswert. Ihre Lady Macbeth war eine Überraschung für das Publikum. Obgleich etwas herabgemildert, wirkte die Rolle ungemein ergreifend. Diese realistische und vom Konventionellen freie

Herr und Frau Kendal.
Nach einer Photographie von Barraud in London und Liverpool.

Verkörperung der „teufliſchen Königin“ des barbariſchen, ſchottiſchen Häuptlings wird nicht bald vergeſſen werden.

Um ſich von ſeinen früheren Mühen und Anſtrengungen zu erholen, hat ſich Irving im letzten Jahr darauf beſchränkt, in einigen ſeiner älteren beliebten Rollen aufzutreten, welche wir ſchon erwähnten, und in ſeinem Theater nur ein altmodiſches Drama aus der franzöſiſchen Revolution „The dead Heart“ neu einzuſtudieren, ein Stück, welches keinen litterariſchen Wert beſitzt und an die Schauſpieler nur geringe künſtleriſche Anforderungen ſtellt. Auch wurde das Theater in dieſer Saiſon früh geſchloſſen, und anſtatt eine Tour in die Provinz zu unternehmen, haben Henry Irving und Ellen Terry eine Reihe von Macbethvorleſungen begonnen — eine Art Kunſtleiſtung, in der beide ſich zum erſtenmal verſucht haben; doch findet dieſelbe in denjenigen engliſchen Kreiſen viel Anklang, denen das Theater nicht zuſagt. Einem für den Herbſt vom Lyceumtheater angenommenen Drama nach Scotts „Braut von Lammermoor“ aus der Feder Hermann Merivale's, eines be-

währten älteren Schriftstellers, wird vielfach mit Neugier und von den Bewunderern Irvings und Ellen Terry's nicht ohne Besorgnis entgegengesehen; denn das Thema ist zu wenig neu, und die romantischen Hauptrollen dürften jugendlichere Darsteller erfordern.

Das St. Jamestheater, geleitet von Herrn und Frau Kendal, ist mit der Zeit zur Heimstatt „par excellence" des modernen, halb sentimentalen Konversationslustspiels der französischen Schule geworden. Frau Kendal ist eine vortreffliche Schauspielerin, die beste Künstlerin, welche wir für dieses Genre besitzen. Stücke von Sardou und Ohnet, wie „Pattes de Mouche," „Hüttenbesitzer" ꝛc. in mehr oder weniger dem englischen Geschmack angepaßter Bearbeitung, und ähnliche Werke kommen auf dieser Bühne vornehmlich zur Aufführung. Ein äußerst tüchtiger Darsteller im Fach der leichteren Lustspielrollen ist Herr Kendal. Das Künstlerpaar ist während der ganzen Saison auf einer Tournée in Amerika gewesen, wie man hört, mit großem pekuniärem Erfolge für beide, doch zum Schaden des St. Jamestheaters, das unter der zeitweiligen Herrschaft der Frau Langtry, einer wegen ihrer Schönheit berühmten Dame der Gesellschaft, eine etwas wechselvolle Saison erlebt hat. Die Dame, welche vor mehreren Jahren zum Theater gegangen ist, hat hier, wie in Amerika, Erfolge erzielt, die keineswegs allein ihrer gesellschaftlichen Stellung zuzuschreiben sind. Von Anfang ihres Auftretens an zeigte sie Talent, wenn auch keine geradezu bedeutende Begabung. Unter ihren recht anerkennungswerten Leistungen sind ihre Darstellungen der Rosalinde in „Wie es Euch gefällt," und der Esther Sandraz in einer Bearbeitung des französischen Dramas „La Femme de Glace" hervorzuheben. Die Saison hatte aber infolge der Krankheit Frau Langtry's verschiedene Unterbrechungen zu erleiden und mußte dann plötzlich abgebrochen werden.

Das „Courttheater" hat seit längerer Zeit der Possendichtung nach französischem Muster seine Pforten geöffnet. Herr Pinero, der Verfasser des dort jetzt allabendlich mit Erfolg gegebenen „Der Minister" (The Cabinet Minister), hat für Originalwerke dieser Art entschiedene Begabung, obgleich er vielfach aus französischen Quellen geschöpft hat. Als ehemaliger Schauspieler besitzt er eine vielleicht zu genaue Kenntnis der praktischen Bühnenerfordernisse und der Launen des Publikums, und später wird er uns wahrscheinlich Besseres liefern, als den „Minister," welcher Schwank eine noch viel komischere Wirkung erzielen würde, wenn die beabsichtigte Satire auf die menschliche Gesellschaft weniger stark aufgetragen wäre. Die Verwickelung des Stückes beruht auf den Verlegenheiten, in welche die Gattin des Ministers durch ihre Verschwendungssucht gerät. Um sich hinter dem Rücken ihres Mannes Geld zu verschaffen, tritt sie in Beziehungen zu einem Abenteurer und dessen Schwester, der hübschen Witwe eines Mannes von Rang, deren eigene Antecedenzien jedoch ziemlich zweifelhafter Art sind. Sie betreibt das Gewerbe einer fashionabeln Modistin und ist bereit, im Verein mit ihrem Bruder, einem Geldverleiher, ihren Kundinnen einen Kredit einzuräumen, doch nur unter der Bedingung, daß dieselben sie beide in die aristokratische Gesellschaft einführen. Die Charaktere und Ereignisse sind übertrieben und im höchsten Grade unwahrscheinlich. Aber das Eindringen des jüdischen jungen Geldverleihers, eines zungengeläufigen Schwätzers, und dessen intriganter Schwester in die steife, altmodische Landaristokratie auf dem Schlosse eines schottischen Edelmannes, wohin ihnen ihr Opfer eine Einladung erwirken mußte, ergibt einige Szenen von echter Komik. Ermangeln unsere Possenschriftsteller auch der Gewandtheit der Franzosen im Erfinden packender Situationen, so besitzen sie doch Talent zur Satire und Karikatur und die glückliche Gabe, durch geschickt angebrachte Hinweise auf Tagesereignisse ihren Stücken eine wenn auch nur kurze Popularität zu sichern.

Als eine Lustspielbühne, welche sich die Aufgabe gestellt hat, etwas Besseres, als die von den genannten Theatern gebotene, leichte Ware, zur Aufführung zu bringen, verdient das neugegründete Garricktheater Erwähnung, das unter der Leitung des Herrn Hart steht, eines tüchtigen Darstellers feinerer Lustspielrollen. Das Beste dieses Genres, was man augenblicklich in London sehen kann, ist „A Pair of Spectacles" im Garricktheater. Es ist eine sehr geschickte Bearbeitung von Labiche's „Les petits oiseaux," und die Rolle des übertrieben wohlwollenden

Frau Langtry als „Rosalinde“ in „Wie es Euch gefällt“.
Nach einer Photographie von Lafayette in Dublin.

alten Herrn, der unter dem Einfluß seines cynischen Bruders von einem Mißtrauen zur Menschheit erfüllt wird, das in eine Manie ausartet, wird von dem genannten vortrefflichen Schauspieler mit unvergleichlicher Komik gegeben.

Herr Charles Wyndham, der Direktor und zugleich das hervorragendste Mitglied des Criteriontheaters, der beste Darsteller leichter komischer Partieen, ist mit Erfolg in verschiedenen europäischen Großstädten aufgetreten — eine selten von englischen Bühnenkünstlern erreichte Auszeichnung. Zur Zeit gibt er den jungen Marlow in Goldsmiths „She stoops to conquer,“ welches Stück nie zu veralten scheint.

Wenden wir uns nun dem Haymarkettheater zu, das seit zwei Jahren unter der Führung des Herrn Beerboom Tree steht, dessen Beliebtheit jüngeren Datums ist als die irgendeines der bisher von uns genannten Schauspieler. Hier hat jetzt das ernstere Familienlustspiel oder das poetische Melodrama — das zumeist mehr oder weniger

Sir Arthur Sullivan, der Komponist des „Mikado“.
Nach einer Photographie von Elliot & Frey in London.

französischen Ursprungs ist — seine Hauptstätte. Wir hatten Bearbeitungen von Daudet's „Fromont jeune,“ von Jules Mary und Grisier's „Roger la Honte,“ und neuerdings wurde durch „A Village Priest“ (Der Dorfpfarrer) unausgesetzt ein volles Haus erzielt. Es ist dies mehr eine vollständige und glückliche Umarbeitung denn eine Übertragung von Busnach und Cauvin's „Le secret de la Terreuse,“ eines französischen Melodramas von keinem besonderen Wert. In der englischen Bearbeitung beruht das Interesse des Stückes hauptsächlich auf dem Konflikt, in welchen ein alter Priester gerät, der nur die Wahl hat, das Beichtgeheimnis zu verletzen oder zu gestatten, daß ein Unschuldiger zur Zwangsarbeit verurteilt wird. Schon ist er entschlossen, dem geistlichen Stande zu entsagen und die Wahrheit zu verkünden, als Umstände eintreten, die ihm das Opfer schließlich ersparen. Trotz mancher krassen Unwahrscheinlichkeiten und Absurditäten in der Verwickelung hat das Stück einen durchschlagenden Erfolg erzielt, da der Stoff originell behandelt, und das Interesse bis zum Schluß aufrecht erhalten ist. Herr Tree hat als alter Dorfgeistlicher eine äußerst vorteilhafte Rolle. Er ist ein tüchtiger Charakterspieler, besonders wo es sich um Darstellung stark ausgeprägter Charaktere handelt. — Es ist in letzter Zeit viel von der neuerdings bei uns wieder erwachten Vorliebe für das Melodrama die Rede gewesen. Doch hätte sich die hierüber erhobene Klage mehr gegen die Hartnäckigkeit richten müssen, mit der sich diese Gattung von Bühnenwerken noch immer behauptet. Das Trauerspiel, das Lustspiel mit seinen verschiedenen Abarten, die komische Oper und die Operette — sie alle kommen in die Mode und wieder außer Mode; aber das Melodrama erhält sich in steter Gunst und wird entschieden zur Zeit, da wir dies schreiben, mehr denn je kultiviert. Im Adelphi- wie im Prinzeßtheater hat das Melodrama seinen beständigen Wohnsitz aufgeschlagen. An letzterer Bühne, wo der Direktor und Schauspieler Herr Wilson Barrett als unbeschränkter Gebieter herrscht — außer wenn er, wie eben jetzt, in Amerika Erfolge einheimst — sind seit einigen Jahren schier wunderbare Resultate durch Stücke erzielt worden, wie „The Silver King,“ „Hoodman Blind“ und ähnliche Dramen, die einen oberflächlichen Schein von Realismus besitzen, indem darin mit peinlicher Treue manche rein äußerliche Zustände des modernen Volkslebens zur Anschauung gelangen. Im übrigen ist aber von Naturwahrheit nicht viel in diesen Stücken vorhanden. Die Handlung leidet stets an unlogischen und gewaltsamen Verwickelungen, die Charaktere sind die konventionellen Theaterfiguren, und immer wieder erscheinen auf der Bildfläche teuflische Bosheit und verfolgte Unschuld, welch letztere zum Schluß stets triumphiert; hierzu eine jener beliebten Spektakelszenen — ein Erdbeben, eine Feuersbrunst, ein Schiffbruch ꝛc. — und donnernder Applaus ist dem Stück gesichert. Es ist nicht nur die große Masse der Bevölkerung, diejenige Klasse, welche ihre geistige

Kost, wie ihre Spirituosen, von kräftiger und berauschender Wirkung haben will, die an derlei Bühnenwerken Genuß findet. Dem niederen Bürgerstand, den in England so äußerst zahlreichen wohlhabenden, mittleren Klassen, gefällt nichts so gut, als ein recht aufregendes Sensationsdrama dieser Art. — Ein anderes Genre von Bühnenerzeugnissen, das hierzulande auf günstigem Boden gedeiht, ist das bürgerliche Familiendrama mit ernstem Vorwurf. „Judah" von Herrn H. A. Jones, ein geschickt verfaßtes Stück dieser Gattung, hat jüngst an dem neuen Shaftesburytheater einen entschiedenen Erfolg errungen. Es zeichnet sich durch Originalität und eine starke charakteristische Lokalfärbung aus. Judah Llevellyn ist ein von religiöser Begeisterung beseelter Presbyterianer, ein wallisischer Prediger, der mit eifriger Hingebung bestrebt ist, den Armen Gutes zu thun. Vashti, die Heldin, ist die Tochter eines Exzauberkünstlers und reisenden Charlatans, der vorgibt, daß dem Mädchen die Kraft innewohne, magnetische Wunderkuren zu bewirken. Es ist ihm sogar gelungen, sie selbst halb und halb zum Glauben an ihre Gabe zu bringen. Um nun die Täuschung des Publikums noch zu verstärken, kündigt er an, daß ihr in übernatürlichem Grade die Kraft des Fastens verliehen sei. Ein alter Edelmann, von dessen Kindern nur noch eins am Leben ist, die auch schon von der Schwindsucht ergriffene Lady Eva, klammert sich mit der Hoffnung der Verzweiflung an den Wahn, daß vielleicht Vashti, von deren Kuren die Armen im Dorfe so viele Wundergeschichten erzählen, seiner Tochter das Leben wenigstens etwas verlängern könnte. Vashti, die mit ihrem Vater auf das Schloß berufen wird, tritt nun daselbst ihre dreiwöchentliche Fastenzeit an, der sie sich angeblich unterwerfen muß, um sich für das mysteriöse Heilverfahren vorzubereiten. Der junge Prediger Judah Llevellyn, der sie bei der Gutsherrschaft eingeführt hat, ist fest von Vashtis Wunderkraft überzeugt, welche er der hohen Frömmigkeit ihres Lebenswandels zuschreibt. Ein gelehrter Professor, der auf das Schloß kommt, veranlaßt jedoch, um den Betrug aufzudecken, daß Vashti und ihr Vater streng bewacht werden. Indessen wird ihr eifriger Beschützer, Judah Llevellyn, durch einen Zufall zum Entdecker des Betruges. Und gleich darauf wird er von denen, welche Vashti mißtrauen, entboten, einen Eid darüber zu leisten, was er gesehen oder nicht gesehen hat. Und er läßt sich von seiner Leidenschaft für das Mädchen, das er noch liebt, trotzdem er jetzt ihren wahren Charakter kennt, zum Meineid verleiden. So weit ist die Erfindung dramatisch gut durchgeführt und psychologisch interessant. Der leichtsinnige, gewissenlose Vater der Heldin ist eine wirksame Figur. Die gemütvolle, aber charakterschwache Vashti, welche die ihr aufgezwungene betrügerische Rolle haßt, doch nicht die Kraft besitzt, sich von dem väterlichen Einfluß freizumachen; und der junge eifrige und hochsinnige Geistliche, der glaubt, eine Heilige anzubeten, in Wirklichkeit aber von irdischer Leidenschaft für ein Mädchen entbrannt ist, welches sich gegen die Wahr-

W. S. Gilbert, der Dichter des Libretto zum „Mikado". Nach einer Photographie von Elliott & Frey in London.

heit verſündigt, und der von dieſer Leidenſchaft in dem Grade beherrſcht wird, das er ihretwegen ſein Gewiſſen ſogar mit einem falſchen Eide belaſtet — auch dieſe beiden Charaktere ſind vortrefflich gezeichnet. Minder intereſſant iſt die Löſung. Ein Jahr vergeht. Lady Evas Zuſtand hat ſich etwas gebeſſert, und ihr Vater, der geneigt iſt, dieſe Beſſerung der Einwirkung Vaſhtis zuzuſchreiben, will, um derſelben ſeine Dankbarkeit zu bezeigen, eine neue Kirche erbauen und Judah Llevellyn, dem jungen Prediger, den zu heiraten ſie im Begriff ſteht, eine Schenkung machen. Sie aber lehnen dies Anerbieten ab, denn der Entſchluß iſt jetzt in ihnen gereift, freiwillig von der Höhe herabzuſteigen, auf die ſie von ihren Verehrern erhoben worden ſind, und ihre gemeinſame Schuld zu bekennen. Durch dieſe mutige Handlung gewinnen ſie einigermaßen die Sympathieen des Zuſchauers wieder. Von den Nebenperſonen ſind als beſonders bühnenwirkſam hervorzuheben die kranke, hyſteriſche Lady Eva, und der ſkeptiſche, doch gutherzige alte Profeſſor, während die Szenen zwiſchen deſſen Tochter und ihrem Liebhaber, einem aufgeklärten jungen Paar, das ſelbſt in Herzens- und Heiratsſachen die modernen rationaliſtiſchen und phyſiologiſchen Grundſätze beobachtet, von origineller Komik ſind.

Edouard de Reszke
von der Italieniſchen Oper in London.
Nach einer Photographie der Stereoscopic Co. in London.

Mit Ausnahme der am Lyceum für das klaſſiſche oder doch poetiſche Drama wirkenden Geſellſchaft und einiger anderen, welche ſich dem feinen Luſtſpiel, der Poſſe oder dem Senſationsmelodrama widmen, beſtehen die Londoner Bühnenkräfte faſt gänzlich aus ſolchen für die komiſche Oper, die burleske Operette oder das leichteſte und gehaltloſeſte Luſtſpielgenre. In dem allbeliebten Savoytheater floriert eine Art der Operette von entſchieden nationalem Charakter, deren Bekanntſchaft das Publikum des Kontinents durch die in mehreren europäiſchen Städten mit Beifall aufgenommenen Mikadovorſtellungen gemacht hat. Die im letzten Winter auf dem Savoytheater in Szene gegangene Operette „The Gondoliers," welche noch allabendlich ein volles Haus erzielt, iſt das elfte Werk dieſer Art, hervorgegangen aus der vereinten Kraft des Librettodichters Herrn W. S. Gilbert und des Komponiſten Sir Arthur Sullivan. Die enorme Popularität dieſer Schöpfungen ſtellt jeden anderen, auf irgendwelchem Gebiet der Bühnenkunſt erreichten Erfolg in den Schatten. Sie haben der Schule Offenbach und Lecocq vollſtändig den Rang abgelaufen und dem nationalen Talent die Bahn gebrochen. Selten haben wohl zwei Autoren von ſo hervorragendem Genie zuſammen gearbeitet, um Werke eines ſo leichten Genres zu erzeugen. — Gilbert iſt unſtreitig der originellſte Bühnendichter, welchen wir beſitzen. Unſere großen Dichter Swinburne, Tennyſon und Browning haben unſerer heutigen Bühne wenig genützt. Swinburnes Genie iſt dem Theater abhold; er hat nie verſucht, ein für die Bühne geeignetes Stück zu ſchreiben, obwohl Dramen von ihm exiſtieren. Browning hat für das Theater geſchrieben, doch ſo ſchön ſeine Stücke in mancher Hinſicht ſind, ſo leiden ſie doch an Mängeln im dramatiſchen Aufbau, dem er vielleicht kein genügendes Studium gewidmet hat. „A Blot on the Scutcheon" (Ein Fleck auf dem Schilde) iſt das beſte ſeiner Stücke, und es hat auch ſeiner Zeit — vor etwa vierzig Jahren — Beifall gefunden. Doch bei allen ſeinen Bühnenwerken würde auch hier das Sujet beſſer für einen Roman als für ein Schauſpiel paſſen. Tennyſons „The Cup" iſt das beſte Drama in Verſen, welches in den letzten zehn Jahren in England geſchrieben wurde, und es hat einen großen Bühnenerfolg erzielt. Aber „Becket" und „Queen Mary" waren durchaus nicht für das Theater geeignet. Keiner von dieſen drei großen Dichtern iſt eben

ein wirklicher Dramatiker, obwohl Tennyson und Browning es vielleicht unter anderen Auspizien und bei einem höheren Streben unserer Theaterwelt hätten werden können.

Einige Stücke ernsteren Charakters, welche Gilbert geschrieben hat, zeugen zwar von der Tüchtigkeit ihres Autors, doch hat er mit fast keinem derselben Glück beim Publikum gehabt. Gilbert ist durchaus cynisch, und dem britischen Publikum ist der Cynismus von Herzen zuwider, es duldet ihn nur im humoristischen Gewande. So sind die satirischen Ausfälle gegen die Regierung, die Politik, die Gesellschaft und deren Thorheiten in Gilberts Burlesken zwar scharf und gelegentlich übertrieben, aber da sie Stoff zum Lachen bieten, erregen sie keinen Anstoß. Daß diese Stücke den Anstand nicht verletzen, hat ohne Zweifel viel zu ihrer außerordentlichen Beliebtheit hierzulande beigetragen. Dabei sind sie nicht minder amüsant, als die ihnen verwandten französischen Erzeugnisse, deren Komik oft nur auf gewagten Situationen, plumpen Anzüglichkeiten und zweideutigen Späßen beruht. Gilbert gebietet über einen reicheren Schatz von Humor, als jene Librettodichter, welche zu dem billigen Mittel der Zote ihre Zuflucht nehmen müssen. Leider ist ein Talent, wie das seine, hier so selten wie anderswo zu finden. Wenigstens haben wir bis jetzt keine erfolgreichen Nachahmer Gilberts erhalten.

Jean de Reszké
von der Italienischen Oper in London.
Nach einer Photographie der Stereoscopic Co. in London.

Seine langjährige Verbindung mit Sir Arthur Sullivan wird demnächst eine zeitweilige Unterbrechung erleiden, da letzterer an der Komposition einer Oper ernsten Stils arbeitet, deren Sujet dem Scottschen Roman „Ivanhoe" entnommen ist. Das Werk soll zuerst an einem ganz neuen Theater zur Aufführung gelangen, welches zur Zeit noch im Bau begriffen ist. Das nächste Libretto des Herrn Gilbert wird von Alfred Cellier in Musik gesetzt werden, einem englischen Komponisten für leichte Opernmusik, dessen Ruf in diesem Fach demjenigen Sullivan's hier am nächsten kommt. Die komische Oper ist freilich nicht die höchste Kunstgattung in der Musik, aber für diese Art musikalischer Erzeugnisse hat sich in England eine vielversprechende Schule von Komponisten herangebildet, wie auch eine bedeutende Zahl vortrefflicher Gesangskräfte.

Das Gaiety-Theater brauchen wir nur kurz zu erwähnen. Es bietet freilich in seiner Weise das Beste — Burlesken in dem etwas veralteten grobkomischen Stil, vermischt mit Coupletvorträgen und charakteristischen Tänzen — an welcher Art von Theatergenüssen wegen der damit verbundenen Schaustellung weiblicher Reize ein gewisser Teil des Publikums noch immer Gefallen findet. Das „Strand Vaudeville" und noch ein halbes Dutzend kleinerer Bühnen bringen beständig Possen, die in neun Fällen von zehn fremden Ursprungs sind. So befinden sich jetzt auf dem Repertoire: „Dr. Bill," eine Bearbeitung nach Labiche; „Nerves," eine Übertragung der „Nervösen Frauen" von Blum und Toche; „Your Wife," nach „Prête-moi ta femme," und "The Bungalow," nach Medinas „La Garçonnière" bearbeitet. Das englische Publikum ist leicht zu ergötzen. Ein ganz unbedeutender Schwank der leichtesten Sorte, wenn der Stoff nur für den Augenblick Interesse besitzt oder scherzhafte Anspielungen auf irgend ein Thema der Gegenwart enthält, genügt oft, die Massen im Sturm zu erobern. Ein Beispiel dieser Art ist „Our Flat," ein Stück, das wenigstens englischen Ursprungs, keine Bearbeitung eines fremden Erzeugnisses, ist. Das Stück ist von einer Dame, Frau Musgrave, geschrieben. Die Haushaltungssorgen eines jungen unbemittelten Paares — einige Personenverwechselungen — diese ziemlich verbrauchten Ideen hat die Verfasserin mit humoristischem Geschick behandelt. Bis jetzt ist das Stück schon vierhundertmal

gegeben worden, und voraussichtlich wird es sich noch lange genug auf dem Repertoire erhalten, um noch einmal so viele Aufführungen zu erleben!

Von den Leistungen unserer dramatischen Schriftsteller können wir leider nicht sagen, daß sie mit der so glänzenden Verbesserung der englischen Theaterzustände Schritt gehalten hätten. Selbst die besseren und mit wirklichem Genie begabten Bühnenschriftsteller lassen sich zumeist verleiten, Melodramen der erwähnten Sorte zu verfertigen, die nur geschrieben werden, um irgend einem beliebten Schauspieler Gelegenheit zu geben, sich in einer Glanzrolle zu zeigen. In den meisten Fällen ist dies der Direktor selbst, und das Stück eigens von ihm bestellt, auch nicht selten unter seiner Mithilfe entstanden. Daß er hierbei der Versuchung, in erster Linie seinen persönlichen Ehrgeiz zu befriedigen, nicht zu widerstehen vermag, ist selbstverständlich. Für Schauspieler und Direktor ist somit der Erfolg gesichert, das Interesse des Publikums wird ganz von der Rolle des betreffenden Darstellers in Anspruch genommen, und das Stück *zieht*. Aber für die Kunst im höheren Sinne ist diese Methode tief zu beklagen.

Auch das seit langem von unsern Direktoren eingeschlagene Verfahren, sich den Stoff zu ihren Stücken aus Frankreich zu holen, ist zu einer Fessel geworden, die wahrhaft hemmend auf die Bethätigung der schriftstellerischen Talente einwirkt. Die Erwerbung englischer Originalbühnenwerke von unbekannten Autoren ist mit weit größerem Risiko für die Theaterunternehmer verknüpft, als die Inszenierung einer Novität, die schon im Auslande Berühmtheit erlangt hat. Doch ist die Thatsache nicht ohne Bedeutung, daß die drei erfolgreichsten dramatischen Erzeugnisse des vorigen Jahres: „The Gondoliers“ „Judah“ und „Our Flat“ ganz und gar englischen Ursprungs sind. Es dürfte uns dies ein günstiges Zeichen für die Zukunft sein.

Die Abwesenheit zweier der beliebtesten Gesellschaften, welche jenseits des Oceans weilen, wie auch Irvings in letzter Zeit verhältnismäßig geringe Rührigkeit als Direktor des Lyceumtheaters haben viel dazu beigetragen, die Saison von 1889/90 zu einer ausnahmsweise ereignisarmen zu machen. Von vielen Seiten wurde der Enttäuschung Ausdruck gegeben, daß keine Wiederholung der während des vorigen Jahres in der Übersetzung einstudierten und in London aufgeführten Ibsenschen Stücke „Ein Puppenheim“ und „Die Stützen der Gesellschaft“ stattgefunden hat, und auch keines von den übrigen Werken des großen Autors zur Darstellung gelangt ist. Vor einem Jahre sprach man in den Kreisen der Londoner Theaterbesucher von nichts, als dem „Dolls' House“ und die immer von Neuem aufgeworfene Streitfrage hinsichtlich der Situation zwischen Nora Helmer und ihrem Gatten wurde mit einem Eifer diskutiert, der Thätlichkeiten befürchten ließ. Eine Übersetzung von „Die Frau vom Meere“ von Herrn Gosse ist veröffentlicht worden, harrt aber noch der Aufführung. Dem Stück dürfte, falls es von kompetenten Kräften dargestellt wird, der Beifall des Publikums mindestens in gleichem Maße zu Teil werden, wie den beiden schon hier bekannten, umsomehr, als es die Elemente der Romantik und des Humors in sich vereinigt — eine Mischung, welche dem englischen Geschmack ungemein zusagt, wie ein Blick auf unsere poetische Litteratur von Chaucer bis Scott lehrt.

Im Lyceumtheater gibt während Irvings Abwesenheit Herrn Daly's amerikanische Lustspielgesellschaft ihre Vorstellungen, und wir sahen daselbst Bearbeitungen von Schönthans „Schwabenstreiche“ und von Julius Roseus „Halbdichter.“ Beide Stücke, die dem Londoner Publikum übrigens nicht neu sind, wurden mit Beifall aufgenommen. Fräulein Rehan, die erste Schauspielerin der Gesellschaft, hat entschieden Talent, das am besten in komischen Szenen zur Geltung kommt. Ihre temperamentvoll aufgefaßte und geschmackvoll dargestellte „Katherine“ in „Der Widerspänstigen Zähmung“ war die beste Darstellung dieser Rolle, welche wir seit Jahren hier hatten.

Die kürzlich hier von den französischen Schauspielern des Gymnasetheaters gegebenen Darstellungen von Daudet's „La Lutte pour la vie“ und von „Paris fin de Siècle“ von Blum und Toche haben sich trotz der künstlerischen Begabung, welche Frau Pasca und ihre Kollegen entfalteten, nicht als besonders zugkräftig erwiesen. Es war dies aber die unvermeidliche Folge der enormen Raumverhältnisse des Hauses „Her Majestys

Theatre," wo die Gesellschaft auftrat. Dieses Prachtgebäude ist eigens für große Opern errichtet worden und nur für diese. Dem gesprochenen Bühnenwerk gereicht die Größe des Hauses sehr zum Nachtheil, da die feinen Unterschiede der Betonung und des Ausdrucks der Rede in dem ungeheuren Raume verloren gehen. Die Schauspieler haben Mühe, sich überhaupt über die ersten Parquetplätze hinaus verständlich zu machen.

Von den beiden anderen Londoner Opernhäusern ist „Drury Lane" jetzt nach einer lohnenden Frühlingssaison geschlossen. Im Coventgardentheater (dem räumlich größten in London, denn es faßt etwa 2000 Zuschauer) hat man die glänzende Saison der Italienischen Oper bis Ende Juli verlängert. Die Brüder Jean und Edouard de Reszké bewähren ihre unvergleichliche Zugkraft. Da durch die Mitwirkung dieser beiden Künstler stets ein dicht besetztes Haus gesichert ist, so hat es die Direktion nicht notwendig gefunden, auch noch eine Primadonna ersten Ranges zu engagieren. Die Damen Tavary, Melba, Fräulein Macintyre und Frau Richard aus Paris, die ersten Sopransängerinnen, stehen hinter ihren Herren Kollegen entschieden zurück. Einen Tenoristen wie Jean de Reszké hat die gegenwärtige Generation in London noch nie gehört. In Meyerbeers „Prophet," der kürzlich mit Frau Richard als Fides gegeben wurde, fand er für seine glänzende Begabung ein überaus günstiges Feld. Mit dem lange in unserer sogenannten „Italienischen Oper" aufrecht erhaltenen Vorurteil, wonach jede in diesem Theater gegebene Oper italienisch gesungen werden mußte, ob auch die Werke und die darin beschäftigten Sänger nicht näher mit Italien als mit Lappland verwandt sein mochten, ist in diesem Jahr so weit gebrochen worden, daß wir „Prophet" und Gounods „Roméo et Juliette" in französischer Sprache gehört haben. Leider hat die Direktion es noch nicht so weit gebracht, uns den Genuß zu verschaffen, „Die Meistersinger" in der Ursprache zu hören. Aber trotzdem hat dieses Werk im Coventgarden eine Anziehungskraft geübt, wie keine der anderen dort aufgeführten Opern. Die Vorliebe für die Wagnersche Musik scheint in England beständig im Wachsen begriffen. Die Leistungen, welche der oben genannte polnische Tenorist als „Walther" und der französische Baritonist Lassalle in der Partie des „Hans Sachs" boten, dürften aber auch schwer zu übertreffen sein. Indessen machte sich die Mittelmäßigkeit der Chöre besonders für diejenigen Hörer fühlbar, welche noch von den Bayreuther Vorstellungen her die Chöre derselben in Erinnerung haben. Neues hat uns die Opernsaison dieses Sommers nicht gebracht. Das alte Repertoire mit den genannten phänomenalen Solosängern genügte hinlänglich, das Haus zu füllen. „Esmeralda" von dem englischen Komponisten Thomas, welches Werk dem Publikum keineswegs unbekannt war, ist vorher noch nicht in der großen Oper inszeniert worden und überhaupt die neueste der vorgeführten Opern gewesen.

In allen diesen Theatern sind, außer für die Italienische Oper und die Sarah Bernhardt-Vorstellungen, die Preise der Plätze dieselben. Die Parquetsitze, zu welchen oft der ganze untere Raum benutzt ist, kosten zehn Schilling (= Mark); numerierte Plätze der Balkons oder der oberen Ränge von sieben bis drei Schilling, während für die hinteren, nicht numerierten Plätze und die oberste Galerie Billets zu einem Schilling verkauft werden. Doch macht das Gedränge an den Zugängen dort, umsomehr, als die im Auslande bekannte Methode des Queuebildens nicht eingeführt ist, den Theaterbesuch für die Inhaber solcher Billets höchst unangenehm und für weibliche Zuschauer fast unmöglich. Logen sind, außer in den drei Opernhäusern, wenige vorhanden. Anstatt der Ranglogen sind Reihen numerierter Sitzplätze angebracht, und nur noch vorn in der Nähe der Bühne sind zuweilen Logen eingerichtet. Billets zur Italienischen Oper und den Sarah Bernhardt-Vorstellungen kosten das Doppelte der genannten Preise. Die Sitte, das Theater in Gesellschaftstoilette zu besuchen, wird durchgängig aufrecht erhalten; und bei Galavorstellungen im Lyceumtheater oder in der Oper gewährt der Zuschauerraum oft den Anblick einer blendenden Juwelen- und Gewänderpracht. Von Zeit zu Zeit wurde in den Zeitungen Klage darüber von Theaterbesuchern erhoben unter dem Hinweis auf die bei weitem angenehmere Lage, in der sich das französische und deutsche Theaterpublikum befindet, das keinem Toilettenzwang unterworfen ist. Infolge dessen hat sich ein

Mary Anderſon als „Parthenia“ in „Ingomar“ (Halms „Sohn der Wildniß“).
Nach einer Photographie von Henry Van der Weyde in London.

wohlmeinender Theaterdirektor bewogen gefühlt, die Toilettenverordnungen aufzuheben. Doch anſtatt Dank zu ernten, hat er die Erfahrung machen müſſen, daß die Majorität ſeines Damenpublikums verſchmäht, von der gebotenen Freiheit Gebrauch zu machen. Es ſcheint, daß die meiſten unſerer Theaterbeſucherinnen ſich lieber Unbequemlichkeiten auferlegen, als daß ſie auf die Gelegenheit Verzicht leiſten möchten, ſich möglichſt ſchön zu machen; und da bei den Londoner großen Entfernungen die meiſten Damen ins Theater fahren müſſen, ſo iſt die Frage, ob ſie im Straßenkleide oder im Geſellſchaftsanzuge unterwegs ſind, nur von geringer Bedeutung.

Außer den Abendvorſtellungen werden jetzt auch regelmäßig an zwei Tagen wöchentlich Matinées gegeben, was ſehr anſtrengend für die Künſtler, für das Publikum aber, beſonders für die Beſucher vom Lande, eine große Annehmlichkeit iſt. Als ſehr praktiſch hat ſich auch das jetzt allgemein eingeführte Verfahren erwieſen, Stücke von jungen, noch

unbekannten Autoren probeweiſe in einer Matinée zu geben, die für den Direktor weniger Koſten und Riſiko mit ſich bringt, als die Abendvorſtellungen, zu deren Repertoire das Stück erſt aufrückt, nachdem es von dem Vormittagspublikum mit Beifall aufgenommen worden iſt. Manches gute Werk wäre vielleicht ohne die Feuerprobe der Matinée niemals auf die Bretter gelangt. — Nun noch einiges über die geſellſchaftliche Stellung der Schauſpieler in England. Dieſelbe iſt zur Zeit eine wahrhaft beneidenswerte. Doch iſt noch nie jemand hier zulande durch die bloße Thatſache, daß er dem Schauſpielerberufe angehörte, von den höchſten Geſellſchaftskreiſen ausgeſchloſſen worden, vorausgeſetzt, daß ſeine Stellung als Künſtler ihn ſolcher Auszeichnung würdig machte. Zu Zeiten, wo in anderen Ländern den Schauſpielern und Schauſpielerinnen ein chriſtliches Begräbnis verſagt worden iſt, hat das ſogenannte bigotte England ſeine berühmten Mimen durch Beſtattung in der Weſtminſterabtei geehrt. Garrick, Batterton und noch ein halbes Dutzend hervorragender Künſtler und Künſtlerinnen der Bühne des vorigen Jahrhunderts ſind dort beerdigt. Schauſpielern erſten Ranges hat es niemals an geſellſchaftlichen Ehren gefehlt. Doch hat auch, abgeſehen von den Größen der Schauſpielkunſt, die Theaterwelt im ganzen ſeit einigen Jahren in geſellſchaftlicher Hinſicht bedeutend gewonnen. Die Gagen ſind auf das Doppelte erhöht worden. Dadurch, daß eine große Anzahl hochgebildeter junger Leute aus guter Familie den Schauſpielerberuf erwählt hat, ſind die Bühnenangehörigen in der allgemeinen Achtung geſtiegen, und es iſt gleichzeitig ein beſſerer Ton hinter den Couliſſen eingeführt worden. Selbſt die königliche Familie und die höchſten Staatsbeamten, vom Miniſter an, befleißigen ſich, hervorragende Bühnenkünſtler zu ehren. Würde heute ein Garrick oder Kean unter uns wandeln, die ganze Welt läge ihnen zu Füßen.

Mary Anderſon als „Galatea“ in Gilbert's „Pygmalion und Galatea“.
Nach einer Photographie von Henry Van der Weyde in London.

An Mary Anderſon, die ſich infolge ihrer Verheiratung in's Privatleben zurückgezogen, hat unſere Bühne viel verloren. Obwohl von Geburt Amerikanerin, war die ſchwer zu erſetzende Künſtlerin in England nicht minder bekannt, als in ihrem Vaterlande. Ihrer außerordentlichen Schönheit hatte ſie freilich ihre Erfolge in erſter Linie zu danken. Für die Tragik wie über-

haupt für den Ausdruck tiefer seelischer Erregung, fehlte es ihr an Kraft. Doch in ihren besten Rollen, z. B. als Parthenia in „Ingomar" (Halms „Sohn der Wildniß") und als Galatea in Gilberts phantastischem Stück „Pygmalion and Galatea," hat sie durch ihre Anmut und den Liebreiz ihrer Erscheinung seiner Zeit eine begeisterte Bewunderung erregt.

Wie ernstlich man sich hier für die dramatische Kunst in den weitesten Kreisen interessiert, ist an den neuerdings als Mittel zur Bildung und Erholung der studierenden Jugend so sehr beliebt gewordenen Theatervorstellungen der Schulen und Universitäten ersichtlich. Stücke des Sophokles und des Euripides werden in griechischer Sprache von den Studenten zu Oxford und Cambridge öffentlich aufgeführt; ja, es haben sogar schon studentische Aufführungen von Shakespeares und Brownings Dramen in den dortigen Theatern stattgefunden.

Die letzte der klassischen Vorstellungen gewährte ein archäologisches Interesse. Als kürzlich am Bradfield College „Antigone" von Sophokles aufgeführt wurde, hatte man in möglichst getreuer Nachahmung ein griechisches Theater hergerichtet. Von Masken und Kothurn mußte natürlich Abstand genommen werden. Doch fand die Vorstellung unter freiem Himmel an einem schönen, hellen Juninachmittag statt. Ein in der Nähe befindlicher alter Kreidesteinbruch eignete sich vorzüglich zur Nachbildung eines antiken Theaterbaues und brauchte nur etwas ausgehöhlt zu werden, um die richtige Form zu erhalten; zur Bühne führten von der Rückseite Stufen; am Altar in der Arena, wo Weihrauch brannte, hielten die Chorsänger ihren Rundgang, und das Amphitheater war mit Sitzen für die Zuschauer versehen.

Die Beziehungen zwischen der amerikanischen Bühne und der englischen bilden eine Eigentümlichkeit unseres heutigen Theaterwesens. Diese Beziehungen haben sich verändert und verändern sich noch fortwährend. Englische Autoren von Ruf, wie die Herren Gilbert und Sullivan, erzielen oft reichen Gewinn aus den Aufführungen ihrer Werke in den Vereinigten Staaten, und alle unsere hervorragenden Schauspieler pflegen mit ihren Gesellschaften die Fahrt über den Ocean zu machen.

Andererseits sendet uns Amerika seine Künstler, und zuweilen kommen auch von dort Stücke zu uns herüber. Doch was wir von Amerika erhalten ist wenig im Vergleich mit dem, was von uns dorthin gelangt. Der englische Schauspieler schlägt seine Bühne in der ganzen Welt auf; in Australien, Indien, Neuseeland, am Kap der guten Hoffnung; es gibt keinen Erdteil, wo er nicht ein dankbares Feld für seine Kunst fände. Dieselbe hat, wie jede Berufsart, einen starken Zudrang, doch das wirkliche Genie findet immer noch Platz, und zu keiner Zeit sind die Aussichten auf eine erfolgreiche Laufbahn für die Thespisjünger glänzender gewesen, als in England im Jahre des Heils 1890.

Und trotz alledem — trotz der großen Rührigkeit seitens der Bühnenunternehmer, der in so reichem Maße von ihnen aufgebotenen Mittel, wie des ungemein regen und glänzend bethätigten Interesses, welches das Publikum für das Theater an den Tag legt — wie kommt es nur, daß wir in einem Punkt so geringe Resultate zu verzeichnen haben?

Der schwache Punkt, an dem unsere Theaterzustände leiden, ist der Mangel an tüchtigen dramatischen Autoren. Jeder gibt diesen Mangel zu, alle Welt ist verwundert darüber, und es wird augenblicklich über die Ursachen desselben in unseren vornehmsten Journalen eine lebhafte Kontroverse geführt. Das mehr und mehr zur Herrschaft gelangte System, welches in der Londoner Theaterwelt nachgerade allgemein zu werden droht, wornach der erste Schauspieler einer Bühne zugleich der Impresario derselben ist, wird als Wurzel des Übels angesehen. Der Direktor, der zugleich Schauspieler ist, wird immer der Versuchung nachgeben, seinen pekuniären Vorteil und seinen persönlichen Ehrgeiz in den Vordergrund zu stellen, und der arme dramatische Schriftsteller muß seinen Genius verleugnen, wenn er sich nicht ganz unterdrücken lassen will.

So lautet die Anklage.

Allerdings sind diese und noch manche andere Einwände gegen das erwähnte System zu erheben, doch ein Verdammungsurteil darauf zu stützen, dürfte denn doch seine Schwierigkeiten haben. Herr

Beerboom Tree, der in seiner Eigenschaft als Schauspieler und Leiter seiner Bühne eine Abwehr der erhobenen Anklagen veröffentlicht hat, citierte bei dieser Gelegenheit die ihm von einem bedeutenden französischen Schauspieler über diesen Punkt erst kürzlich mitgeteilte Ansicht, wie folgt: „Es ist kein Wunder, daß Ihr Engländer so Künstlerisches leistet, denn Eure Schauspieler sind auch Eure Direktoren. Bei uns in Paris sind die Direktoren nur Geschäftsleute, denen die wahren Kunstinteressen nicht am Herzen liegen. Dies ist ein unerträglicher Übelstand, der unsere Schauspieler zur offenen Empörung reizt!"

Jedenfalls scheint beim gegenwärtigen Stand der Dinge ein Kampf gegen den „Direktor und Schauspieler in einer Person" völlig aussichtslos; das System hat einmal festen Boden gefaßt, und man muß ihm die beste Seite abgewinnen. Die Unternehmungen Henry Irvings am Lyceumtheater, Herrn und Frau Kendals am St. James- und Herrn Trees am Haymarkettheater sind von so glänzenden Erfolgen gekrönt, daß es kaum einen Schauspieler bei uns geben dürfte, der sich nicht danach sehnte, einer Bühne als unumschränkter Herrscher vorzustehen. Und sicher ist der künstlerisch gebildete Schauspieler als Leiter eines Theaters einem Direktor vorzuziehen, der allein auf Gelderwerb sinnt. Die Ansprüche des dramatischen Autors auf die erste Stimme den Interpreten seines Werkes gegenüber sind jedoch auf ein kaum glaubhaft geringes Maß herabgedrückt worden. Ja, es sind den Bühnendichtern dermaßen die Hände gebunden, daß unsere hochbegabten Schriftsteller nur in äußerst seltenen Fällen noch geneigt sind, Theaterstücke zu schreiben. Daraus erklärt sich unstreitig der geringe geistige Gehalt unserer heutigen Dramen. Jetzt aber, wo dies öffentlich anerkannt und gerügt worden ist, dürfen wir uns der berechtigten Hoffnung auf eine bessere Ära für die Bühnenschriftsteller hingeben, und die allen englischen Kunstfreunden zu hoher Freude gereichende Neubelebung der Schauspielkunst wird sicherlich die schöne Frucht zeitigen, welche wir bis jetzt leider noch vermissen — eine neue englische Schule der dramatischen Dichtkunst, des Geistes würdig, der in ihren großen Werken der Vergangenheit lebt.

Wir glauben hiermit dargelegt zu haben, daß viel geschehen ist, aber auch noch viel gethan werden muß, bevor das englische Theater sich denen des europäischen Festlandes würdig an die Seite stellen kann.

Bescheidene Schönheit.

(Abdruck verboten)

Die Liliensterne sind längst verglommen,
Die Rosen gingen zur Ruh.
Freue dich, deine Zeit ist gekommen,
Bescheidene Schönheit du!
Stiefmütterchen sind nun die schönsten im Garten —
Und werden zum Kranze gepflückt,
Sie, die seit Monden in stillem Warten
Die bunten Beete geschmückt.

Und der Kranz ruht dann selig in schimmernden Locken.
Wie tönen die Geigen so wild! —
Wie stehst du so sinnend, so süß erschrocken,
Du zartes, rührendes Bild!
Dein Harren, dein Sehnen ist von dir genommen,
Hold lächelt die Liebe dir zu.
Freue dich, deine Zeit ist gekommen,
Bescheidene Schönheit du! —

Frida Schanz.

Digitized by Google

Krankenbesuch. Nach

dem Gemälde von A. Lins.

Spruch.

(Abdruck verboten.)

Gar manches, was ich heiß begehrt,
Gab das Geſchick mir raſch zu eigen,
Nur um mir kurz und fein zu zeigen,
Es war den heißen Wunſch nicht wert.

Deutſche Nordſeebäder.

Text und Illuſtrationen von Hans Bohrdt.

(Abdruck verboten.)

II.

Helgoland.

Den Zauber einer Weltreiſe im Kleinen birgt die Fahrt nach der ſagenumwobenen Inſel, dem Steinchen im Nordmeere — Helgoland. — Von Hamburg aus nimmt der prächtige Dampfer ſeinen Weg durch die große Völkerſtraße — die Elbe. — Das ganze Leben und Treiben des Weltverkehrs gleitet an deinen Augen vorüber. Eine vierſtündige Fahrt bringt dich zur letzten Marke des Feſtlandes — Kuxhaven. Freier, unbegrenzter wird der Ausblick nach vorn. Die Ufer entſchwinden dem Auge, noch einmal winken in blauer Ferne der Thurm von Neuwerk und das Feuerſchiff Nr. 1 als letzter Gruß des Vaterlandes herüber, dann zeigen dir die hohen, grünen Wogen an, daß du dich auf offenem Meere befindeſt. Tief taucht das Vorderteil des Schiffes in die ſalzige Flut, um im nächſten Augenblick gen Himmel zu ſtreben. Länger und bleicher werden manche Geſichter. — Das Geſpenſt der Seekrankheit hält fürchterliche Muſterung. Es iſt Zeit, deinen Mitpaſſagieren menſchenfeindlich aus dem Wege zu gehen, da bekanntlich den Seekranken nichts heilig iſt. Doch darum keine Feindſchaft dem Meere, zu einer echten, rechten Seefahrt gehört dieſer maritime Katzenjammer, wie die Dornen zu den Roſen.

Bald ſchimmert in dem nebelgrauen Dunſte des Horizonts ein kleiner, ſchmaler Streifen, welcher ſich nach und nach beſtimmter abgrenzt, bis das Auge den im blaſſen Rot ſchimmernden Felſen deutlich erkennt.

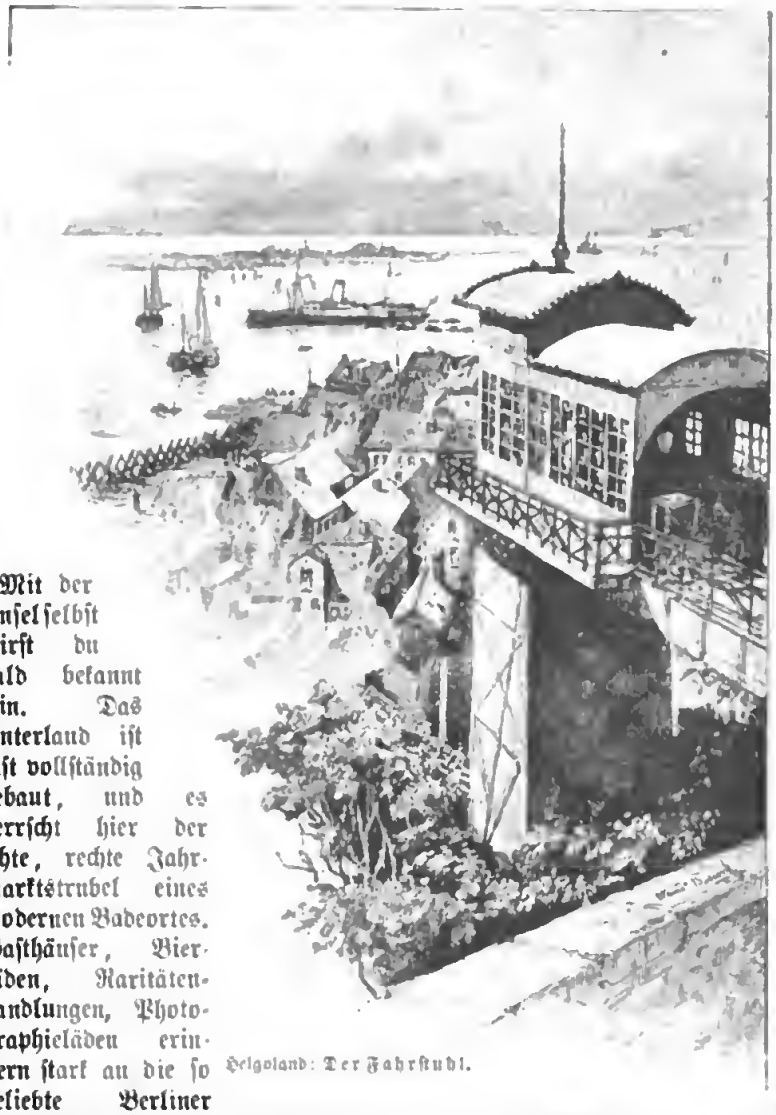
Näher und näher brauſt der Dampfer heran, dunkler und dunkler färbt ſich die Maſſe vor dir, jetzt heben ſich die hellen Häuſer deutlich von dem dunkelroten Geſtein ab. Noch eine viertel Stunde Fahrt, und der Anker raſſelt in die Tiefe. Vor dir liegt das Steinchen im Meere — Helgoland — rot der Felſen grün der Rand und weiß die Düne.

Grön is dat Land,
Rot is de Kant,
Witt is de Sand,
Dat is dat Wappen von Helgoland.

Durch ohrenbetäubendes Geheul der Dampfpfeife macht das Schiff ſeine Anweſenheit bekannt. Nun kannſt du das angenehme Vergnügen des „Debarkierens," wie es ſonſt nur in fernen Häfen geſchieht, kennen lernen. Dutzende von Booten drängen ſich an das Schiff, die Paſſagiere beeilen ſich, ſo ſchnell als möglich an Land zu kommen. Da wühlt und drängt und ſtößt ſichs, daß man glauben möchte, das Schiff brenne. Endlich ſind Paſſagiere und Gepäck in den Booten verſtreut, und nach etwa zehn Minuten kräftiger Ruderarbeit landen dieſe an einem auf Rädern ruhenden Stege. Du betrittſt das Land und damit bis vor kurzem engliſchen Boden. Zur Zeit unſeres Verweilens konnte niemand auch nur ahnen, daß Helgoland ſo bald wieder deutſch werden ſollte.

An der ſogenannten Läſterallee ſtehen dicht gedrängte Scharen von Badegäſten, welche die ſo berühmt gewordenen Witze reißen ſollen, aber es meiſtens nicht können.

Nach eifrigem Umherſuchen haſt du endlich eine Stätte gefunden, wo du dein Haupt zur Nachtruhe niederlegen magſt.

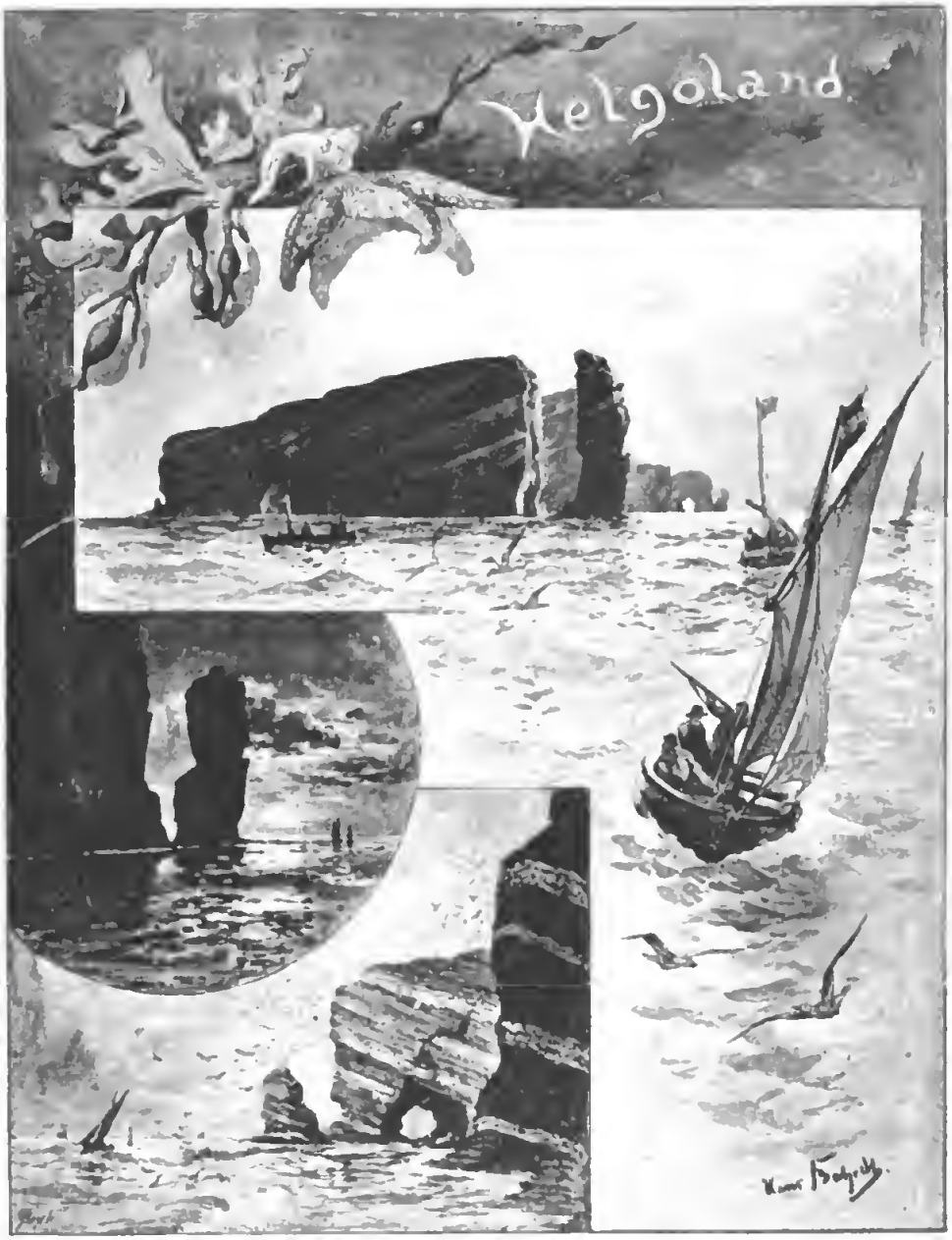


Helgoland: Der Fahrstuhl.

Mit der Insel selbst wirst du bald bekannt sein. Das Unterland ist fast vollständig bebaut, und es herrscht hier der echte, rechte Jahrmarktstrubel eines modernen Badeortes. Gasthäuser, Bierläden, Raritätenhandlungen, Photographieläden erinnern stark an die so beliebte Berliner Hasenhaide. Überall umfächeln dich die linden Düfte der edlen Braterei vom einfachsten fünzig Pfennig-Beefsteak irgend eines undefinierbaren Tieres an, bis zum vornehmen, durch die Kunst eines Kochprofessors hervorgezauberten sechs Mark-Produkte des echten prämierten Rindviehes. Der Geruch würzigen Bieres und edler Trauben oder sonstigen Saftes, sowie feurigen, vielfarbigen Schnapses bietet deinem Riechorgane dazu die angenehmste Abwechselung. Dein Auge erfreut sich an dem in den prächtigsten Toiletten einherwandelnden Damenflor, noch mehr aber an den wahrhaft herzbezaubernden Exterieurs mancher Strandsexe, deren Gigerl-Kostüme durch einen gewissen maritimen Anstrich auf den Beschauer wunderbar wirken. Streift dein Auge einen Photographenkasten, so kannst du oft sehen, wie die umgebende Salzflut den Menschen mit Begeisterung für den Beruf der rauhen Söhne des Meeres erfüllt. Da hat sich z. B. Mister C . . . from Berlin W. als Helgoländer mit dem öligen Südwester auf dem alttestamentarischen Haupte lichtblitzen lassen, während Mistress C ... in der hier üblichen Landestracht die Fischerin heuchelt. Andere halten trotzig ein Ruder in der Hand, beweisen aber schon durch die Art und Weise, wie sie dasselbe anfassen, daß sie dies Attribut des bootskundigen Mannes wohl zum erstenmal zwischen die Finger bekommen haben. — Solch ein Photographenkasten auf Helgoland ist für den Freund unfreiwilliger Komik ein wahrer Schatz.

Am Strande bewegt sich oder kneipt der größte Teil des Publikums bei den klangvollen, allen Tuberkelbacillen hohnsprechenden Kraftanstrengungen der Badekapelle.

Der Helgoländer Strand bietet dem Auge ein prächtiges, buntbewegtes Bild dar. Auf dem kleinen, durch die hohen, blutroten Felsen begrenzten Fleckchen Erde tummeln sich die Tausende von Menschen, Badegäste, Fischer, Lotsen und Fährleute, alles bunt durch einander. Das Meer treibt seine langen, lichtgrünen Dünungswellen an das Land, Boote laufen aus und ein, weiße Segel flattern im Winde, draußen,



Helgoland: Eine Umſegelung.

am Horizonte, ziehen Dampfer und Segler ihre Straße. Blauer Himmel und goldiger Sonnenſchein lacht über dem friedlichen, lebensfrohen Stückchen Welt.

Mr. C . . . from Berlin W. möchte allerdings mal einen „Sturm" ſehen, jedoch iſt es beſſer, der liebe, einſichtsvolle Himmel verſchont das ſommerliche Badeleben mit den Ausbrüchen ſeines Zornes, zumal Mr. C . . . u. ſ. w. ja doch vor dem wütenden Elemente Reißaus nehmen und Gott danken würde, wenn der echte, rechte Sturm ſich ausgetobt hätte.

Und wie haben die Naturgewalten an dem winzigen Inſelchen gearbeitet! Nimm ein Boot und fahre um Helgoland herum. Die wunderbarſten Formationen hat die Wut der Elemente in den Felſen gemeißelt. Hier hat das Meer tiefe Schluchten, dort hat es hohe, alleinſtehende Säulen

von der Maſſe losgelöſt, da wieder hat es die Felſen unterhöhlt und breite, hohe Thore geſchaffen. Gleichmäßig rollen die Wellen heran und unterſpülen die für die Ewigkeit gebaut ſcheinenden Pfeiler. Dann kommt ein Tag des Zornes, heulend fällt der Sturm in die Schluchten. Das wütende Meer wälzt ſeine mächtigen Waſſermaſſen heran, und wieder ſtürzt ein Teil der wehrloſen Inſel darnieder. Die Nordſpitze iſt am meiſten dem Elemente preisgegeben. Hier ſiehſt du am beſten den ausſichtsloſen Kampf des Landes gegen das Meer. Eine mächtige Säule hält noch eine Weile die Zerſtörung von dieſer Stelle fern, doch auch ſie iſt ſchon unterſpült, und der Tag iſt wohl nicht fern, an dem ſie dem Elemente zum Opfer fallen wird. Die Oſtſeite der Inſel iſt der Wut des Meeres weniger ausgeſetzt, doch hier führen die im Triasgeſtein ſchräg ablaufenden Sickerwaſſer die Zerſtörung der Inſel herbei. Dieſe machen den Felſen verwittern, unaufhörlich fallen die Steinchen herab, Hunderte werden zu Tauſenden, Tauſende zu Millionen, das Abbröckeln der Steine ſchafft Höhlungen, welche den darauf laſtenden Druck nicht ertragen können, dann ſtürzt ein Teil der Felswand nach, und die Inſel iſt um ein Stück kleiner geworden. Es würde ſich vielleicht verlohnen, das ganze Oberland asphaltieren zu laſſen, wenigſtens würde dadurch der Zerſtörung durch die Sickerwaſſer Einhalt gethan werden.

Der Aufenthalt auf dem Oberlande iſt namentlich zur Abendzeit ein ſehr angenehmer. Die friſche Meeresbriſe ſtreicht über die munter grünenden Felder dahin, der Hauch der Bratendüfte dringt hier nicht herauf. Der Ausblick auf Land und Meer iſt ein überaus prächtiger. Vor dir liegt, umgeben von friſchem Grün, die obere Stadt mit der vom Bremer Kommerzienrat Rickmers geſtifteten Nikolaikirche, ſowie dem engliſchen und dem alten Hamburger Leuchtturm. Dahinter ſchimmern die weiße Düne und das blaue Meer.

Das ewig ſchöne Schauſpiel des Sonnenunterganges erhält hier noch erhöhten Reiz durch die unvergleichliche Spiegelung des Himmels in der von der Höhe aus betrachteten Waſſerwüſte. Vom Oberlande führt eine breite, bequeme Treppe zum Unterlande. Neuerdings hat man auch einen Fahrſtuhl angebracht, welcher Kranken und Schwachen die mühelose Erreichung des Oberlandes ermöglicht.

Helgoland: Auf der Düne.

Die Düne, der eigentliche Lebensnerv Helgolands als Badeort, iſt das Schmerzenskind der Verwaltung. Ohne dieſes Häuflein Sand würde die Inſel für den Badegaſt faſt wertlos ſein. So wird denn das Menſchenmögliche gethan, um ſie vor Vernichtung zu ſchützen. Die Überfahrt nach der Düne iſt das ſchönſte Ereignis des ganzen Tages. Bei friſchem Morgenwinde gleiten die breiten Fährboote über die grüne Flut. Dicht vor dem Landungsplatz wird

das Segel nieder geholt, die Leute greifen zu den Riemen und drücken das Hinterteil des Fahrzeuges an den auf Wagenrädern ruhenden Steg. Hier nehmen einige Riesenkerle, welche stundenlang, wie zum Hohn gegen allen Rheumatismus, bis an die Hüften im Wasser stehen, das Boot in Empfang. Die Damen werden alsdann von diesen wasserdichten Kavalieren mit möglichster Eleganz aus dem Boot auf den Steg befördert, bei den Herren genügt eine mehr oder minder sanfte Handreichung. Über zwei Drittel der gesamten Badegesellschaft wird täglich Vormittags auf diese Weise nach der Düne übergeführt.

Die Sandinsel selbst wird durch ein großes, weitverzweigtes Netz von Faschinen und Pfählen zusammengehalten. Strandhafer schützt die Sandkörnchen vor dem Weggewehtwerden, überall trifft man auf Schutzvorrichtungen gegen Wind und See. Ob das Menschenwerk dem Elemente standhalten wird, bleibt abzuwarten, vielleicht rafft dereinst die Sturmflut die ganze Düne in einer einzigen Nacht hinweg, wie sie es bei Nordstrand, Sylt und den meisten Sandinseln gethan hat.

Helgoland: Ausbooten an der Düne.

Die Düne Helgolands besitzt für den Badenden viele Annehmlichkeiten. Je nach dem Winde und Seegange kann er entweder an der Ost- oder an der Westseite die praktischen Badekarren benutzen. Bei frischem Ostwinde ist das Bad an der ersten Seite besonders erfrischend, die hohen, grünen Dünungswellen sind, da sie auf Steingrund rollen, von einer Reinheit und Durchsichtigkeit, wie man sie selten in Seebädern findet.

Das Damenbad befindet sich an der Westseite der Düne, und ist für Männer natürlich — tabu, trotzdem dort die zarten Glieder in, für das Menschenauge undurchdringliche, lange Gewänder gehüllt werden. Viele dieser Kostüme sind von so abschreckender Geschmacklosigkeit, daß die Inhaberinnen eher wandelnden Bettbezügen, als badenden Susannen ähnlich sehen. — Man nennt die Frauen das zarte Geschlecht, wer aber Helgoländer Badefrauen gesehen hat, der muß nolens volens in seiner Anschauung wankend werden. Wie oft mögen wohl beim Anblick dieser Wassernymphen die Verse Schillers unwillkürlich zitiert worden sein:

„So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein menschlich Haus,
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Weit über Menschliches hinaus."

Diese Riesenweiber besorgen den Badedienst, helfen beim An- und Auskleiden und führen Schwächliche und Kinder auf mehr oder weniger zarte Weise in das Wasser. Sieht man sie sich näher an, so tragen die meisten derselben die Züge großer Gutmütigkeit. Höchst malerisch macht es sich, wenn die Badefrauen, in Reih und Glied am Strande aufgestellt, ihre Überfahrt von der Düne abwarten müssen. Die leichten Gewänder und Huttücher flattern im Winde, stumm harren sie aus, bis der letzte Badegast die Sandinsel verlassen hat.

Der flache Strand der Düne bietet einen prächtigen Spaziergang nach dem Bade, für die Stillung des wunderbaren Appetites sorgen genügend Bier- und Weinhäuser, von deren Hallen man die herrlichste Aussicht auf die Insel und das Meer genießt. Nachmittags ist die Düne fast menschenleer, das Badetreiben konzentriert sich dann auf das Unterland. Auf dem Wasser werden Lustfahrten in Ruder- und Segelbooten unternommen. Auch der edlen Jagd

Helgoland: Badefrau.

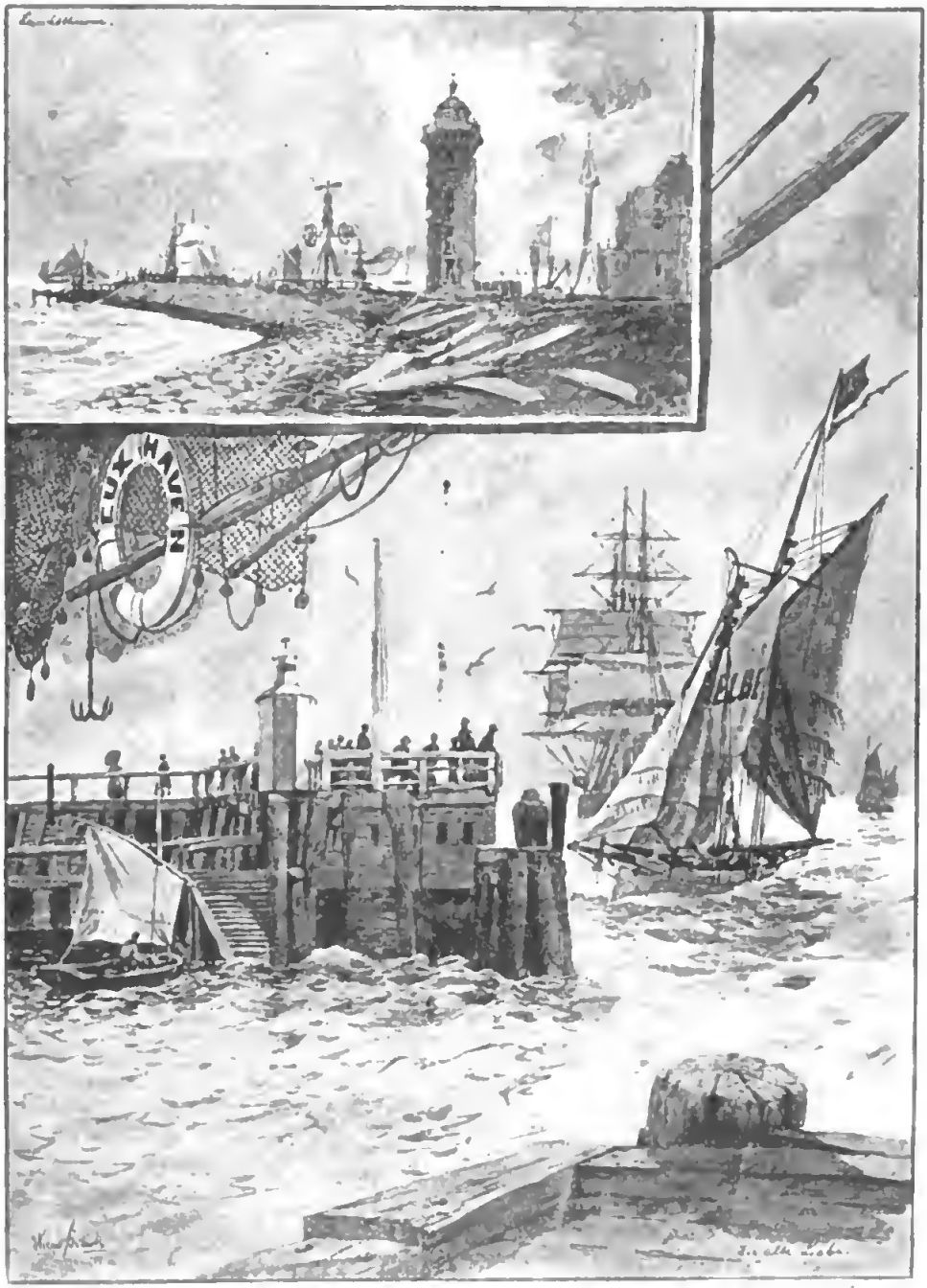
wird nachgegangen. Leider sind aber die meist unberufenen Nimrode recht lästig und sogar gefährlich. Warum soll nicht ein des Jagens und Schießens Kundiger seiner Leidenschaft fröhnen und dem edlen Waidwerk obliegen? Wenn jedoch Leute, deren Bekanntschaft mit der Flinte bis dahin nur theoretisch gewesen ist, sich für eine Mark und fünfzig Pfennig irgend ein altes Kanonenrohr mieten und damit Möven und Menschen auf die rücksichtsloseste Weise erschrecken und gefährden, so ist dies ein entschiedener Mißbrauch. Gewöhnlich nimmt solch ein would be Möveumörder ein Boot und knallt dann, in beliebiger Entfernung von einigen flatternden Vögeln, mit völliger Nichtachtung seiner Umgebung lustig drauf los. Wo die Schrotkörner hinfliegen, ist ihm egal, wenn nur die Dame seines Herzens, welche, vielleicht auf dem Oberlande stehend, dem teuren Schießbold Grüße mit dem Thränentuch zuwinkt, seine Nimrodspose sieht. Geht nun einmal eine Ladung Schrot vorbei und trifft thatsächlich ein armes Mövenvieh, so hat der kühne Jägersmann vierzehn Tage lang an der Table d'hote genügend Gesprächsstoff. Jetzt, da Helgoland in deutschen Besitz gekommen, wird wohl ein vernünftiges Jagdgesetz diesem gefährlichen Sport Unberufener Grenzen setzen.

Ja, in deutschen Besitz — wie lange sollte auch die englische Schildwache an der Elb- und Wesermündung dem deutschen Volke: „Halt! Wer da?“ zurufen. Man wußte nicht, ob man lachen oder weinen sollte beim Betreten Helgolands. Du hörst nur deutsche Sprache, alle Sitten und Gebräuche sind urdeutsch und dennoch bist du im Auslande. Vielleicht wirkte die fremde Herrschaft gerade so drückend auf den Freund des Vaterlandes, weil sie sich so wenig bemerkbar machte. Da bummelt ein einziger, englischer Küstenwächter am Strande auf und ab, ein englischer Polizist, der verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Hotelportier hat, schlendert durch die Straßen, oben auf dem Oberlande soll ein Gouverneur wohnen, dessen Anwesenheit jedoch niemand bemerkt. Diese wenigen Personen sind die Gewaltigen, welche das Schilderhaus bewachen. Den Bewohnern selbst läßt man ruhig ihre naiven Anschauungen über ihr politisches Verhältnis. Fragst du letztere ob sie deutsch sind, so antworten sie: „Nein,“ ob sie Engländer sind: „Nein, wir sind Helgoländer.“

Es waren seltsame Zustände. Die Regierung waltete über die Insulaner und die Fremden in der nachsichtigsten und mildesten Weise, keine Geschütze, keine Forts verkündeten drohenden Widerstand. Dennoch konnte sich kein Deutscher jemals mit der fremden Herrschaft in Helgoland befreunden. Ich habe nie ein so drückendes Gefühl empfunden, wie beim Anblick der englischen Farben auf dieser urdeutschen Insel.

Cuxhaven.

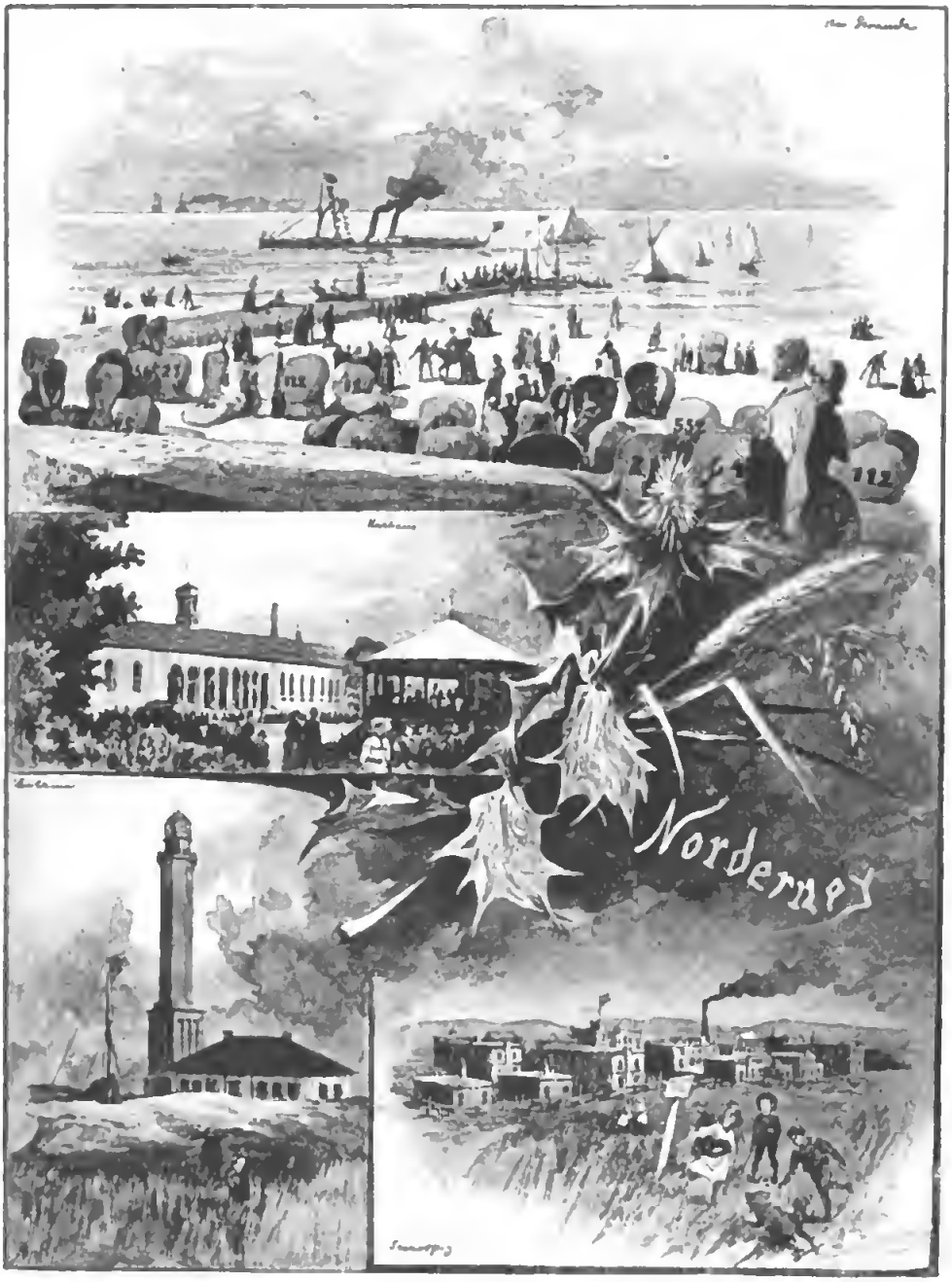
Der Reisende, dessen Ziel Helgoland ist, und der meist achtlos an dem freundlichen Cuxhaven vorüberfährt, ahnt nicht, daß dies Fleckchen Hamburger Gebietes so viele Reize bietet. Ist auch das Seebad selbst, was den Wellenschlag anbelangt, nicht mit den übrigen Nordseebädern zu vergleichen, so genießt Cuxhaven doch den Vorzug, Naturschönheiten zu besitzen, deren Eigen-



Cuxhaven.

art und Wechſel das Auge des Erholung- und Anregungſuchenden erfreuen.

Der obere Rand des großen Deiches bildet eine unvergleichlich ſchöne Promenade am Meeresſtrande bis zur Kugelbaake, einem hohen, als Richtungsmarke für die Schifffahrt dienenden, hölzernen Gerüſt. Es liegt ein eigentümlicher Reiz in der flachen Landſchaft, ſie war und iſt der ſchönſte Vorwurf der älteren und neueren Kunſt. Und mit Recht. Der Blick ſchweift auf der einen Seite über die weite Waſſerwüſte, über das Wattenmeer, aus welchem ſich in der Ferne der hohe, alte Leuchtturm von Neuwerk



Norderney.

erhebt, welcher ſchon ſeit fünfhundert Jahren ſein ſegensreiches Licht zum Heile der Schifffahrt ausſtrahlt. Auf der anderen Seite erblickſt du prächtige, wogende Getreidefelder, umrandet von dunklem Grün, aus welchem die idylliſchen Bauergehöfte hervorlugen. Mühlen und Türme unterbrechen die Linien, mächtige Küſtenbefeſtigungen zeigen dir die ſtarke Seewehr Deutſchlands. Über dem Ganzen lagert der Schimmer der wechſelvollſten Luftſtimmungen, die ſtetig ſich entwickelnden Waſſerdünſte bilden die wunderbarſten Wolkenformationen. Aufſteigende und ſich entladende Gewitter werden hier zu den großartigſten Erſcheinungen, welche die Natur nur bieten kann. Das Amt Ritzebüttel iſt

Quintettprobe. Rad

dem Gemälde von O. Pilz.

ein maleriſches, kleines Landſtädtchen; das dicht dabei liegende Schloß in üppig grünender Umgebung verſetzt dich in die Zeit des XIV. Jahrhunderts.

Namentlich aber liegt der Reiz Cuxhavens in dem regen Schiffsverkehr, welcher am Bollwerk vorbeiflutet. Stundenlang kannſt du hier, auf der ſogenannten „alten Liebe“ ſitzend, den Weltfahrern zuſchauen, ohne müde zu werden. Beſtändig tauchen in Süd und Nord am Horizonte Segler und Dampfer auf. Wenige Schritte an dir vorüber rauſchen die ſtolzen Meeresrenner, heimkehrend oder in die weite, weite Welt dahinziehend. Millionen von Menſchen haben ſeit Jahrhunderten dieſe große Völkerſtraße paſſiert. Wie viele haben hier dem Vaterlande das letzte Lebewohl zugerufen, wie viele haben heimkehrend die erſte Marke des heiligen Bodens jauchzend begrüßt. Ein kleiner Hafen beherbergt eine Anzahl Schiffe, meiſt Fiſcherboote, Lotſenfahrzeuge und Schleppdampfer. Unter der „alten Liebe“ befindet ſich die Lotſenſtation, auf welcher ſtets ein halbes Dutzend alter Seebären den Dienſt verrichtet. Nicht weit vom Bollwerk ſteht der Leuchtturm und der „Semaphor,“ ein eiſernes Gerüſt, welches die Stärke und Richtung des Windes bei Helgoland und Borkum dem auslaufenden Schiffer zeigt. Bemerkenswert iſt noch das Telegraphengebäude und der Zeitball, eine hohe Säule, auf welcher eine große ſchwarze Kugel durch Herabfallen die Meridianzeit des Ortes und die von Greenwich angibt. Für Unterkommen iſt in Cuxhaven reichlich geſorgt, und die gute Hamburger Küche genügt ſelbſt dem verwöhnteſten Kulturmenſchen. Geh' daher an dem freundlichen Stückchen Erde nicht vorüber, es bietet dir vielleicht mehr Befriedigung als der Aufenthalt in den modernen Luxusbädern.

Norderney.

Die Inſel trägt dieſelben, nur etwas ſanftere Charakterzüge wie Sylt. Un-

Norderney: Der Badeſtrand.

ausgesetzt arbeitet das Meer an der Vernichtung dieser friesischen Sandschollen, kampfbereit tritt der Mensch ihm gegenüber, wer dabei siegen wird, bleibt ungewiß. Dem direkten Anprall der namentlich bei westlichen Stürmen in der Nordsee besonders wuchtigen Brandung ist Norderney weniger als Sylt ausgesetzt, jedoch reißen die bei schwerem Wetter entstehenden Strömungen ganze Strecken der flacheren Dünen hinweg. Für die Strandbaukunst bleibt daher die Aufgabe, jene mit allen möglichen Mitteln zu schützen. Die Befestigungen Norderneys kosten unglaubliche Summen, welche jedoch nicht in Betracht kommen, wenn man bedenkt, daß nach dem Untergange dieser natürlichen Wehr das dahinterliegende niedrige Festland schutzlos dem Meere preisgegeben wäre.

Die Insel ist zu einem der besuchtesten, deutschen Badeorte geworden. Eine direkte Eisenbahnverbindung aller Hauptorte des Reiches mit der Stadt Norden, präciser Anschluß der Wattendampfer an die Züge, ermöglichen eine schnelle Erreichung derselben; außerdem hat die umsichtige Badedirektion ihr Bestes gethan, um allen Wünschen des verwöhnten Publikums nachzukommen. Norderney weist daher in den Sommermonaten eine fast beängstigende, bunt zusammengewürfelte Menschenfülle auf. Der kleine Ort wird zur Großstadt, in welcher sich neben dem Badeleben der umfangreichste Handel und Wandel entwickeln. Liebhaber stiller Beschaulichkeit oder Einsamkeit müssen daher schon ziemlich weit wandern, ehe sie aus dem Bereich des emsigen Getriebes gelangen. Wer das Gesellschaftsleben nicht entbehren kann, findet reichlich Gelegenheit zur Befriedigung seiner Wünsche. Theater, Konzerte, Bälle, Aufführungen aller Art werden seinem Dasein Rosen auf den Weg streuen.

Dem Musikenthusiasten wird die umfangreiche, kraftvolle Bearbeitung des schwarz- und weißgezähnten Tasteninstruments besonderen Genuß bereiten. Von den, die tiefsten Tiefen des Menschenherzens aufwühlenden, seefesten Motiven—ruddel—duddel u. s. w. kann er sich hier die fühlende Brust den ganzen Tag über erschüttern lassen.

Von besonderen Bauwerken sind außer den Hotels das Kurhaus mit der Wandelbahn, die große, schöne Kirche, das Seehospiz für kranke Kinder und, last not least, die hier augenscheinlich sehr notwendige Synagoge zu erwähnen.

Die Badetage verlaufen in Norderney, falls das Wetter schön ist, ziemlich gleichmäßig.

Nach Anhören des üblichen, den Morgenimbiß begleitenden Frühkonzerts in der Wandelbahn am Kurhause, folgst du dem Menschenstrom zum Strande. Die große, als Promenade dienende, gemauerte Dünenbefestigung führt zu den Bädern. Bei der Viktoriahalle hemmt eine mächtige Warnungstafel am Damenstrande deinen Lauf. Ihr Inhalt belehrt dich, daß du, solange die rote Flagge weht, den geheiligten Badeplatz nicht betreten darfst. Züchtiglich lenkst du deine Schritte in großem Bogen dem Herrenstrande zu. Kannst du es dennoch nicht über das Herz bringen, seitwärts zu schielen, so wirst du bemerken, daß sich die Damenbäder einer großen Frequenz erfreuen. In der Mitte der langen Karrenreihe weht auf einem hölzernen Hause die vorerwähnte rote Standarte, welche von dem Amazonenkorps der Badefrauen gegen Eindringlinge männlichen Geschlechts auf Leben und Tod verteidigt wird. Wehe, dreimal wehe! wenn du dich, der Bedeutung des Symbols unkundig, arglos nähern solltest.

Am Herrenstrande angekommen, gewahrst du die unendlich lange Reihe der auf hohen Rädern ruhenden Badekarren. Du löst deine Karte und bekommst eine Nummer, nach deren Aufrufung dir der betreffende Karren zur Verfügung steht. Der Wellenschlag ist bei gewöhnlichem Wetter nicht besonders stark, da die größten Brecher schon an den vorliegenden Sandbänken ausrollen, und nur die Ausläufer der Dünung zum Strande gelangen. Man hat daher Gelegenheit, seine Schwimmkünste im Seewasser zu üben, darf jedoch nicht zu weit hinausgehen, da weiterab die Strömung ziemlich stark einsetzt, und Gefahr vorhanden ist, fortgetragen zu werden. Eine löbliche Einrichtung ist die Aufstellung von, mit Eimern bewaffneten Badedienern, welche jedem Gast nach Wunsch einige Ladungen Wasser über den Körper gießen. Nach dem Bade wirst du den üblichen, appetitreizenden Spaziergang am Strande unternehmen. Wagst du dich dabei ein wenig in die Dünen, so starren dir überall schwarzweiße Warnungstafeln ent-

Norderney: Eine geschlossene Gesellschaft.

gegen. Ich glaube, es existiert auf Norderney für diese stummen und doch so beredten Büttel eine ganze Kommission, der ein unbeschränkter Kredit zur Verfügung steht. Du willst ein wenig durch die Dünen bummeln, da droht deinem Fortgang plötzlich die Erlegung von zehn Mark Strafe. Gut, denkst du, dann biege ich nach links aus. Dort blickt dich ein neues Schild mit der Aufschrift: Fünfzehn Mark Strafe trotzig an. „Bon," sagst du, „gehen wir rechts." Hohnlächelnd starren dir „Zwanzig Mark" Strafe entgegen. Du wendest dich eiligst zum Rückzuge, aber, o weh, eine Tafel, an der du achtlos vorübergegangen warst, brüllt dir mit abermals zwanzig Mark oder so und so viel Tagen Gefängnis bildlich „Halt!" zu. Du bist in der Warnungstafelfalle gefangen, und es bleibt dir nichts übrig, als den billigsten Zehnmarkweg zu nehmen.

Würden diese Drohungen immer zur That, so hätte mancher Badegast hier eine ganze Jahreseinnahme verwirkt. Der kleine Raum von etwa hundert Quadratmetern bei dem Sturmsignal der deutschen Seewarte ist ganz mit Warnungstafeln besät, von denen eine sogar das Emporklettern an der fünfzig Centimeter im Durchschnitt messenden Stange mit hoher Strafe belegt. Ein ziemlich wohlbeleibter Herr, den ich lächelnd die Schreckenstafel betrachten sah, versicherte mir, daß er gern und willig tausend Mark Strafe erlegen wollte, wenn es ihm vergönnt wäre, sich nur fünf Fuß an der verpönten Stange emporzuschwingen. Nach Erledigung des hoffentlich unbestraften Badespazierganges wirst du in irgend einem der zahlreichen Gasthäuser das übliche Frühstück einnehmen und darauf den Freuden der unvermeidlichen Table d'hote entgegensehen.

Ist gegen den Nachmittag die rote Flagge niedergeholt worden, so ist der Strand frei, du kannst dich bewegen, wohin du willst.

Um die Kaffeezeit nimmt der übliche Nachmittagskorso zu Fuß seinen Anfang. Dichter und dichter wird das Getümmel auf der Strandpromenade. Du läßt dich von dem Strome willenlos treiben und hast dabei reichlich Gelegenheit, alle die tausenderlei Erfindungen, welche geniale Schneider- und Barbiergehirne zur Verschönerung der menschlichen Außenseite ersonnen haben, an deinen Nebenmenschen zu genießen. Die herrlichsten chemischen Blumendüfte, welche den männlichen und weiblichen Elegants entströmen, kämpfen den plebejischen Ozongeruch des Meeres vollständig nieder.

Bei der Viktoriahalle staut sich die Menschenflut. Hier versucht ein Blasorchester mit mehr oder weniger Glück den Lärm der schwatzenden, lachenden, kichernden Menge energisch zu übertönen.

Norderney: Badegäste aus Posen.

Norderney: Marienstraße.

fläche ist mit Ruder- und Segelbooten belebt, in welchen Freunde des Sports ihre Fahrten machen.

Der Bremer Dampfer zieht, von Geestemünde kommend, dicht unter Land vorüber, jeden Tag dasselbe Schauspiel und doch immer gleich fesselnd. Flaggensignale werden ausgetauscht, man wedelt unter Hurrahgeschrei mit den Taschentüchern und begrüßt oder verabschiedet dadurch neue Ankömmlinge oder abfahrende Bekannte.

Ist der Himmel bei guter Laune und gießt seinen lachenden Sonnenschein über die ganze Szene aus, so bietet der Norderneyer Badestrand an dieser Stelle das denkbar bewegteste Bild.

Steigst du hinab zum Strande, so entrollt sich dir das Bild des echt modernen Badelebens. Etwa sechshundert Strandkörbe bilden förmliche Straßen, Alleen und Plätze. Hier ruhen, lesen, arbeiten Erholungsbedürftige, dort entwickeln sich Badekorbromane mit mehr oder weniger naturalistischem Hintergrund. Fern ab vom allgemeinen Gewühl tagt eine geheimnißvolle Gesellschaft in vier eng zusammengestellten Körben. Bläulicher Rauch steigt daraus gen Himmel, während beängstigende Worte wie Herzensjunge, Stechen, Schneider, Wimmeln dumpf hervordringen. Nur der Eingeweihte, dem heiligen Bunde der Skatspieler Angehörende, weiß, daß sich hinter den Körben keine gefährlichen Menschen verbergen.

Dort stehen ein paar Alttestamentarier aus Posen mit langen, orientalischen Kastanen, welche angesichts des nimmerruhenden Meeres über das Steigen und Fallen wässriger Werte nachzudenken scheinen.

Alt und Jung tummelt sich im Sande, oder sieht den heranrollenden Wogen von den Buhnen aus zu. Die weite Wasser-

Begibst du dich auf eine Fußwanderung, um die Schönheiten der Insel kennen zu lernen, so triffst du wohl zuerst auf die Gebäude des Kinder-Seehospizes, eine der segensreichsten Einrichtungen unserer Zeit. Krank und blaß kommen die Kleinen hierher zum Nordseestrande, die frische Luft, das kräftige Bad in Verbindung mit sorgsamer, liebevoller Pflege zaubern dann bald das blühende Rot auf die Wangen der armen Würmer. Ich möchte die Einrichtung dieser Kinderheilstätten den begüterten Mitbürgern besonders an das Herz legen. Ein ordentliches Mitglied derselben zahlt jährlich zehn Mark Beitrag, während ein außerordentliches mit 150 Mark Einzahlung zugleich das Recht erwirbt, für das Jahr frei über ein Bett auf die Dauer von sechs Wochen verfügen zu können.

Die Gebäude der Anstalt sind in der zweckentsprechendsten Weise ausgeführt. Originell sind die großen, unbehülflich aussehenden und doch zugleich so praktischen Bade-

karren des Hospizes, in welchen eine große Anzahl von Kindern zu gleicher Zeit das Bad genießen kann.

Von der Marienstraße aus hast du den Anblick des großen Wattenmeeres. Das Bild dieser ganzen Gegend erinnert lebhaft an die Motive der alten holländischen Landschaftsmaler, auf deren Bildern rote Häuser, Windmühlen, Grasflächen und Bleichen in Verbindung mit dem Meere die Hauptrolle spielen. Von hier aus gewahrt man auch den im Bau befindlichen Hafen, welcher dereinst den deutschen Seefischern den Hauptstützpunkt in der Nordsee bieten wird.

Eine längere Wanderung am Wattenmeere, dessen wechselnde Stimmungen fortwährend fesseln, bringt dich zu dem großen, im Jahre 1873 errichteten Leuchtturm, von dessen Galerie aus dir eine unvergleichlich schöne und belehrende Aussicht winkt.

Wendest du deine Schritte von hier aus nach Osten, so gelangst du zu den weißen Dünen, welche ähnliche, wenn auch weniger großartige Formationen wie die Sylter Sandberge aufweisen. Fauna und Flora sind wohl auf allen diesen deutschen Nordseeinseln dieselben, so daß in dieser Hinsicht Norderney nichts besonderes bietet.

Wem das große Menschengewühl behagt, wer in seinem Sommeraufenthalt die Genüsse der Großstadt nicht entbehren mag, dem wird das Badeleben auf dieser Insel besonders zusagen. Die Einrichtungen verbessern sich von Jahr zu Jahr, und vielleicht überflügelt Norderney bald das berühmte, von der vornehmen Gesellschaft als Ideal hingestellte Ostende.

Borkum.

Die am weitesten nach Westen zu gelegene Insel an der deutschen Nordseeküste ist Borkum, welches sich erst in neuerer Zeit als Badeort bedeutend entwickelt hat, trotzdem aber den großen Vorzug besitzt, noch nicht der Sammelpunkt einer übergroßen, buntgewürfelten Menge zu sein. Das Badeleben hat hier seinen bürgerlich vornehmen Charakter bewahrt, und Erholungsbedürftige können ungestörter den Sommeraufenthalt genießen. Der Besucher Borkums hat außerdem den Vorteil, sich neben den Naturschönheiten der Insel selbst an dem wechselvollen Leben und Treiben der hier vorbeiführenden Schiffahrt zu ergötzen.

Borkum: Der alte Leuchtturm.

Borkum: Straße mit dem neuen Leuchtturm.

Schon der Weg nach Borkum bietet dem Reisenden eine Fülle der prächtigsten Bilder.

In der uralten, ostfriesischen Handelsstadt Emden hat er Gelegenheit, originelle, mittelalterliche Gebäude zu bewundern. Das alte Rathaus mit der Rüstkammer, wunderliche Thore, Kirchen und Klöster führen ein Bild der Vergangenheit dieses deutschen Volksstammes vor Augen.

Der zwischen Emden und Borkum fahrende Dampfer nimmt seinen Weg durch den von Schiffen reich belebten Dollartbusen. Am gegenüberliegenden Ufer schimmern die echt holländischen Landschaften, die wir so oft in den Bildern der alten Meister bewundert haben, im Sonnenglanze. Nach mehrstündiger Fahrt legt der Dampfer an einem in das Watt hinausgebauten Bollwerk an, und eine Miniatur-Eisenbahn bringt den Reisenden nach dem eigentlichen Badeort, woselbst für Unterkommen reichlich gesorgt ist.

Borkum hat wohl von allen größeren deutschen Inselbädern am meisten seinen originellen friesischen Charakter beibehalten. Die alte Fischerstadt zeigt noch ganz das Gepräge vergangener Zeiten.

Zwischen den roten Ziegeldächern, inmitten von dunklem Grün, ragt die alte Kirche empor. Jahrhunderte lang hat der hohe Turm als Seeleuchte gedient und den Schiffern bei Tag und Nacht den Weg gewiesen, bis er in neuester Zeit durch den prächtigen, mit allen modernen Apparaten versehenen Leuchtturm abgelöst worden ist. In der Nähe des alten Gebäudes ziehen sich blühende, grünende Wiesen hin, welche dem großen Viehbestande der Insel reichliches Futter gewähren. Zäune aus Wallfischknochen verraten das frühere Gewerbe der Inselbewohner und geben den reinlichen Straßen ein ganz besonderes, originelles Aussehen. Weiter am Strande drängen sich die modernen Bauten zusammen. Vor

Borkum: Der Strand.

allen Dingen feſſelt hier der vorhin erwähnte große, im Jahre 1879 erbaute Leuchtturm, von deſſen Galerien aus man einen herrlichen Rundblick auf die Inſel, das Meer und den Dollartbuſen hat, das Auge. Von hier aus gewahrt man ſo recht die Gefahren, welche der Schiffahrt in dieſen Gewäſſern drohen.

Die Anhöhen am Strande ſind von Villen und Hotels gekrönt, an denen eine breite, ſchöne Promenade entlang führt. Auf eiſernen Treppen ſteigt man über die Dünenbefeſtigungen hinab zum Meeresſtrande. Hier gewahrt das Auge die ausgedehnten Bauten, welche zum Schutze der Inſel gegen Sturmfluten angelegt ſind. Mehrere Kilometer Backſteinmauerwerk halten den loſen Dünenſand zuſammen und bilden einen Wall gegen die anſtürmenden Wogen, deren Wucht hier, an der nordweſtlichen Spitze der Inſel, beſonders verheerend iſt. Weit in das Waſſer hinausgebaute Buhnen ſchützen das Land vor dem Weggeſchwemmtwerden. Der Sandboden am Strande iſt feſt wie Aſphalt und eignet ſich ſehr zu Spaziergängen.

Borkum bietet ein vorzügliches Seebad. Die langen, reinen, lichtgrünen Dünungswellen brechen ſich mit großer Kraft am Strande. Badeeinrichtungen ſind reichlich und in vortrefflichem Zuſtande vorhanden.

Borkum wird ſich in abſehbarer Zeit mehr und mehr Freunde gewinnen. Gelingt es der Verwaltung, den läſtigen Jahrmarktstrubel, der ſo viele herrliche Naturſchönheiten verunziert, fernzuhalten, ſo wird ſich die Inſel als vorzüglicher Aufenthalt zur Erholung der beſſeren, bürgerlichen Geſellſchaft bewähren.

Der Sommer iſt vorbei. Auf den Inſeln wird es einſam. Verwaiſt ſind die Hotels und Villen, traurig blicken die langen Reihen der Badekarren, die Körbe liegen niedergeſchmettert oder in Haufen aufgetürmt zwiſchen den Dünen. Nur das Viehzeug regt ſich noch am Strande. Ein naſeweiſer dicker Seehund treibt mit den Fetzen der roten Flagge, dem Symbol der Schamhaftigkeit, ſeinen Spott, während ein paar Möven mit den leeren, vom vielen Gebrauch ganz zerſchundenen Portemonnaies der aller klingenden Laſt befreiten Badegäſte ſpielen und dazu kreiſchen, als ob ſie ſich zu Tode lachen wollten.

Aus unſern Mappen.

Böſes Omen. Gezeichnet von J. Simmler.

Der Anfang eines Romans. Nach dem Gemälde von A. Schröder.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Schloß Rohnstock in Schlesien.

Der Ort der Zwei-Kaiser-Begegnung. (Abdruck verboten.)

Das Dorf Rohnstock, das in den verflossenen „schlesischen Kaisertagen“ dazu ausersehen worden war, die Beherrscher zweier, treu miteinander verbündeten Reiche in sich aufzunehmen, ihnen gastliche Herberge zu bieten, ist, abgesehen von seiner prächtigen Lage, zu den freundlichsten und saubersten Ortschaften der Provinz Schlesien zu rechnen.

Der Domplatz, wie ihn die Rohnstocker mit einem gewissen stolzen Gefühl nennen, wo die schöne evangelische, im romanischen Stil erbaute Kirche und das altersgraue katholische Gotteshaus mit den Pfarrerwohnungen sich befinden; das unsern davon gelegene Schloß des Grundherren, Grafen Hochberg, in dem die Kaiser von Deutschland und Österreich freundnachbarlich gewohnt; der herrliche Park, welcher hinter diesem vornehm dreinschauenden Schlosse sich auf einer Fläche von 50 Morgen ausdehnt mit seinen wundervollen Baumgruppen, sammetgrünen Triften und lauschigen, zu träumerischer Rast einladenden Punkten: alles das verleiht dem Dorfe etwas ungemein Anziehendes, für sich Einnehmendes.

Heute liegt es wieder in traulich idyllischer Ruhe vor uns, nachdem es viele Tage lang in fieberhafter Erregung gewesen, um den erlauchten Gästen einen glänzenden, festlichen Empfang zu bereiten.

Da wurde gezimmert und gehämmert, da wurden Masten mit frischem Waldesgrün geschmückt und aufgerichtet, die Häuser mit Guirlanden, Kränzen, Wappen, Fahnen und anderem Zierrat versehen, da galt es, auf dem Einfahrtswege zum Schlosse eine mächtige Ehrenpforte aus Tannengewinde herzustellen und vieles andere mehr — bis die Glocken feierlich von den Türmen klangen, bis die beiden Kaiser einzogen, zuerst der deutsche und dann, von ihm begleitet, der österreichische, in das mit einem Schlage weltinteressant gewordene Dorf.

Schloß Rohnstock in Schlesien, das Hauptquartier Kaiser Wilhelms während der Schlesischen Manöver.

Das Schloß, in dem sie abgestiegen, — am Ende der sechziger Jahre restauriert — ist ein quadratischer, von einem Turm überragter Bau, der ganz den Eindruck des neuen, modernen macht.

Ein herrliches, prunkvolles Heim für den „Rohnstocker Herrn,“ einen Edelmann in des Wortes vollendeter Bedeutung, in seiner Lebensart, wie an Geist und Bildung.

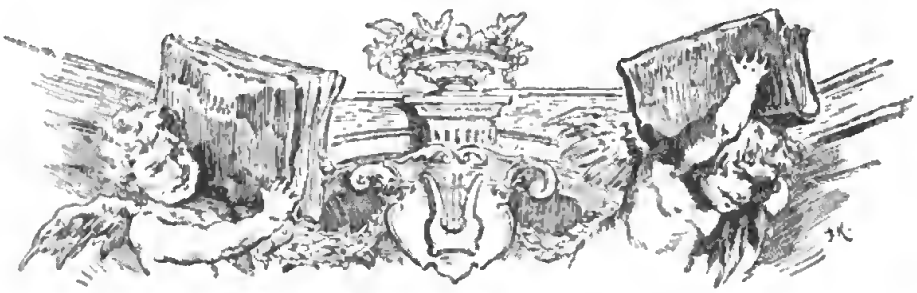
Die „Perle“ desselben ist der Musiksaal, von dem breite Flügelthüren auf einen Balkon sich öffnen, mit seinen von trefflicher Künstlerhand geschaffenen Wandgemälden und seinem schönen Plafond.

Was aber diesen Räumen einen ganz besonderen, bestrickenden Reiz verleiht, das ist die wirklich wundervolle Aussicht, die man von ihren hohen Fenstern aus gewinnt. In weiter Umschau erblickt man das Waldenburger und Bolkenhainer Gebirge, die Siegeshöhe bei Hohenfriedberg, auf der ein Schlachtendenkmal errichtet worden, der Hingebung ans teure Vaterland zum Wahrzeichen, und endlich auch das Schloß Börnchen, dem Herrn von Mutius gehörig, in dem während der schlesischen Kaisermanöver König Albert von Sachsen Quartier genommen.

Der deutsche Kaiser wohnte in den Parterreräumlichkeiten der Gräflich Hochbergschen Residenz, während sein erhabener Verbündeter, Kaiser Franz Joseph, auf den ausdrücklichen Wunsch seines kaiserlichen Freundes eine sicher viel angenehmere Unterkunft im ersten Stock gefunden hatte. Unter seinen Zimmern befand sich auch der schon erwähnte Musiksaal, der für ihn zum Wohngemach hergerichtet worden war.

Ob die hohen Herrschaften auch in den dem Schlosse benachbarten Gärten geweilt haben, wissen wir nicht. Reizvoll und anziehend genug sind sie. Namentlich der Teppichgarten mit der Favorite, einem Gartenhause, dem Friedrich der Große durch seinen Aufenthalt in demselben historische Denkwürdigkeit verliehen.

Leider ist von der Geschichte des an der wütenden Neiße gelegenen Dorfes wenig bekannt. In alten Urkunden „Rodestock“ geschrieben, muß der bei Striegau liegende Ort aber schon frühzeitig ein ansehnlicher gewesen sein. Denn bereits im Jahre 1380 soll die Herzogin Agnes von Schweidnitz-Jauer ihm einen Salzmarkt verstattet haben. Von den ältesten Besitzern weiß man nichts. Erst das Jahr 1506 nennt uns einen, Kunz von Hochberg, der einen Teil davon besaß und auch die Herrschaft Fürstenstein an sich brachte. Ungeteilt ging Rohnstock 1547 an diese Familie über und zwar an die Gebrüder Joachim und Franz von Hochberg. Sodann wird es, 1653, von der Fürstensteiner Linie käuflich erworben, deren erster Besitzer, Hans Heinrich I, Freiherr von Hochberg war, der 1666 vom Kaiser Leopold I in den Grafenstand erhoben wurde. Seitdem ist Rohnstock unverändert das Eigentum der reichsgräflichen Familie geblieben.



Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Die Stellung eines Direktors des Wiener Hofburgtheaters ist offenbar keine Schule der Menschenkenntnis; Adolf Wilbrandts neuer Roman „Adams Söhne“ (Verlag von Wilhelm Hertz, Besserschе Buchhandlung, Berlin) ist ein Beweis dafür. Man mag sich darüber nicht allzusehr verwundern. Ein Burgtheaterdirektor hat gewiß vermöge seiner Stellung wie wenige außer ihm Gelegenheit, die verschiedenartigsten Charaktere an sich herantreten zu sehen und zu studieren, aber noch viel mehr Gelegenheit hat er, sich seine Menschenkenntnis durch die ihm noch näher als wirkliche Personen von Fleisch und Blut stehenden Schemen der Bretterwelt trüben zu lassen. Trotz des Grolles, mit dem Adolf Wilbrandt die Leitung der ersten deutschen Bühne aus der Hand gegeben hat, steht ihm die Bretterwelt auch heute noch näher als die wirkliche. Das ist dem Romandichter kein Gewinn. Dem Titel entsprechend, nehmen in Wilbrandts Roman „Adams Söhne“ die männlichen Typen den breiteren Raum ein.

Gleich in den ersten Kapiteln werden uns die charakteristischen Lebensalter vorgeführt, — der wissende Greis, der bewußte Mann, der suchende Jüngling. Am Schluß finden wir alle drei am Ziel, — der Greis ist einen guten Tod gestorben, der Mann in den Hafen einer glücklichen Ehe eingelaufen, der feurige Jünglingsmost — von etwas zu süßem Geschmack — scheint die Gährung überwunden zu haben und sich zu edlem Wein zu klären. Das ist stark akademisch, aber es erhebt den Wilbrandtschen Roman immerhin über den Durchschnitt unserer Romane, aus denen man gar nichts herausliest wie eine Reihe willkürlich ersonnener Schicksale. Wenn es Wilbrandt nur gelänge, für seinen Greis, seinen Mann und seinen Jüngling ein rechtes innerliches Interesse zu erwecken. Aber alle drei sind leider nur Altersbegriffe und keine Menschen geworden, trotz der Breite, mit der sie geschildert sind. Auf zufälligen Reisebegegnungen finden sich die meisten der handelnden Haupt- und Nebenpersonen; daß sich ihre Schicksale wirklich innerlich verknüpfen, will dem Leser nicht recht glaubhaft erscheinen. Schattenhafter noch, oder richtiger theatermäßiger als die Männer des Romans sind die Frauen desselben gezeichnet. Da fehlt trotz aller Mache jeder feinere Zug, der ihnen Leben geben könnte. Wie aber Wilbrandt darauf verfallen ist, das ebenso unerquickliche wie in der Wirklichkeit doch höchst seltene Motiv, die Liebe von Vater und Sohn zu derselben Frau, zweimal in demselben Roman zu variieren, erscheint geradezu unbegreiflich. Charakteristisch ist es für „Adams Söhne“ gewiß nicht, daß dieselbe Frauenindividualität auf Männer von so verschiedenen Lebensaltern denselben Reiz ausübt. Und der Eindruck, den Sohn als ernsthaften Konkurrenten des Vaters zu sehen, ist gleich peinlich, ob es sich um eine sündige oder um eine ideale Liebe handelt. Unter den Trägern der Handlung wirkt ein Egoist und Genußmensch in der Art des berüchtigten Friedrich von Gentz noch am packendsten; aber auch bei dieser offenbar mit besonderer Vorliebe gezeichneten Figur verzichtet Wilbrandt der „Szene“ zu Liebe nicht selten auf die Charakteristik. Daß ein so kluger und ehrgeiziger Streber, der es wirklich bis zur Excellenz bringt, seinen Schreiber, den er im übrigen wie einen Schuhputzer behandelt, zum Hüter kompromittierender Liebesbriefe macht, erscheint ganz undenkbar. Aber das merkwürdige Verhältnis zwischen Herrn und Diener gibt Anlaß zu einigen Auftritten und Abgängen, denen auf der Bühne der Beifall sicher wäre; — vielleicht finden sich auch Romanleser, die daran Freude haben. Mögen sie denn an den nicht bühnengerechten Längen des Buches nicht ermüden.

Hermann Heibergs neuester Roman „Die Spinne“ (Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig) steht nicht nur eine ganze Anzahl Stufen tiefer als der Wilbrandtsche, er steht auch tief unter allen früheren Romanen Heibergs, unter denen es bereits einige recht schwache gibt, er steht — es thut mir leid, das sagen zu müssen — überhaupt unter dem Niveau des litterarisch Beachtenswerten. Barbro Ranka von Semidoff, trotz ihres Namens eine nur sarmatisch angehauchte deutsche Jungfrau — derartige Namenspielereien scheinen Heiberg nun einmal zu dem notwendigen Bedarf eines deutschen Romans zu gehören — Herr Alexander von Tassilo, ein junger Mann, der außer seinen zahlreichen liegenden Gründen aller Art zwei Millionen und fünfmalhunderttausend Thaler baares Geld bei der Diskontobank stehen hat, und der Staatsanwalt Herr von Lucius sind die Hauptakteurs dieses Romans aus der Berliner Gesellschaft. Fräulein von Semidoff ist eine junge Dame, die viel Liebe nicht vertragen kann. Wa ihr solche allzu offen bewiesen wird, da bäumt sich verschiedenes — das was sie ihre „Spinne“ nennt — in ihr dagegen auf und zwingt sie, unausstehlich zu werden. Das ist an sich gar nicht übel beobachtet; derartige Früchtchen moderner Mädchenerziehung sind nicht gar zu selten. Fräulein Barbro also verlobt sich mit Herrn von Lucius, während sie mit einem Auge zu Herrn von Tassilo hinüberschielt. Ihr Bräutigam macht den Fehler, sie zu anständig zu behandeln, die „Spinne“ beißt sie, — sie entlobt sich, als der Millionär ihr wieder zum Greifen nahe kommt, verlobt sich mit Herrn von Tassilo, und wird nun erst wieder von der „Spinne“ gebissen, nachdem sie kirchlich und standesamtlich mit dem Millionär verbunden ist. Der aber ist anders geartet wie der zahme Herr von Lucius, — nicht umsonst „klingt der Name Tassilo wie Degenklirren.“ Er verläßt einfach am Hochzeitsabend das Haus, in dem er seine Flitterwochen verleben wollte, und bestraft die Widerspenstige mit Freiheitsentziehung, indem er seinem Kammerdiener Lamartine — „übrigens ein recht eigenartiger Zufall, nicht wahr? Ein poetischer, die Phantasie weckender Name“ — die Weisung gibt, seine Frau höflich zu behandeln, ihr gut und satt zu essen und zu trinken zu geben, ihr aber, wenn sie das Haus verlassen will, ein energisches „Ist nicht“ zuzurufen. Die geborene von Semidoff geht durchs Fenster. Herr von Tassilo bekammt sie natürlich wieder und bändigt sie nun, halb ritterlich und halb brutal, so lange, bis sie zufällig ihre Stimme verliert und ihr dadurch die Hoffnung genommen wird, als Künstlerin ein ebenso bequemes, aber noch extravaganteres Leben führen zu können wie als Millionärsfrau. Was bleibt ihr übrig? Sie schenkt ihrem Manne nach jahrelanger kinderloser Ehe den erwarteten Erben, sie „macht das für den Menschen bedeutungsvollste und schwerste Mahnwort: Bezwinge dich selbst! zur Wahrheit,“ und in der hohen Spitze einer kanadischen Pappel schmettert eine Drossel jubilierende Gesänge. Es fehlt nur noch, daß Heibergs sogenannte Freunde — zu seinen wahren rechne auch ich mich, ohne daß ich ihn kenne — ihm in die Ohren trompeten, daß sein neuester Roman sein bester sei. Er ist sein schlechtester, nicht weil er darin das alte abgedroschene Marlittmotiv von der Ehe, die keine Ehe ist, sondern erst eine werden soll, von neuem behandelt hat. Hermann Heiberg tastet sich leider schon seit lange mit solcher Ausdauer tiefer, daß man sich nicht darüber wundern kann, ihn bei diesem abgestandenen Motiv

ongelangt zu sehen. Nicht was Heiberg schildert, sondern wie er es schildert, ist der Beweis für dos bedouerliche Verflochen seines großen Tolents. Dos, wos Heiberg schildert, sollen Leute der Gesellschoft sein? Von Herrn von Lucius will ich nicht sprechen, das ist ein Schotten, nichts weiter. Aber wenn es in ganz Deutschlond einen Porvenu von gleicher Protzigkeit und gleichem Gehirnschwund gibt, wie Herrn von Tassilo, der nach Heiberg ein ritterlicher, genialer, ein wenig zur Extravagonz geneigter, aber von seinen Millionen den angemessensten Gebrauch mochender und höchst liebenswürdiger Kaoolier sein soll, donn will ich mein Urteil über die „Spinne" feierlich widerrufen. Und dieser Mann wirbt um Barbra Ranka von Semidoff, nicht als ob er sie heiroten wolle, sondern als ob er die Absicht habe, sie zu seiner Moitresse zu machen, und Borbra Rankas Gesinnungen und ihr Entgegenkommen sind gonz derart, ols ob sie, wenn er sich denn dach zum Heiraten am Ende nicht entschließen könnte, auch mit einer eingerichteten Etage und Pony-Equipoge vorlieb nehmen würde. Frou von Semidoff oder — eine höchst achtungswerte Dome noch Heiberg — benimmt sich ungefähr wie die unaergessene Frau Tugendreich Hoffmonn oder die Frau Amtsrötin Soundso, deren Name mir ougenblicklich nicht gegenwärtig ist, die in der Kanauierstroße oder Dorotheenstroße die goldene Jugend der Residenz empfing, sich einem Millionär gegenüber benommen haben würde. Wenn diese gute Frau mit ihrer Tachter und ihrem studierenden Sohn zu einem Diner zu Vieren in das Palais des Herrn von Tassilo zieht, so sollt dos, wie Heiberg den Verlouf desselben schildert, moralisch unter den Begriff der Kuppelei, trotzdem das Wagestück mit einer Heirat endet. Es taird zwei Uhr nachts, ehe die Herrschoften sich aus dem Junggesellenpolais entfernen, die letzten Gönge des Diners stehen, wie Barbra Ranko sich geschmockvall ausdrückt, bis über die Kniee im Chompagner, dos gonze Arrongement ist derart, als ob ein maderner Protz eine Schwelgerei des Lukullus nachahmen wollte, — und es possiert nichts Bedenkliches Hermonn Heiberg will es nicht, daß etwas passiert, weil er nicht die Gesellschoft in den Solons der Dorotheenstraße, sondern weil er die „Gesellschoft" zu schildern vorgibt, weil Frou von Semidoff nebst Fräulein Tochter nicht anrüchige, sondern ochtbore Damen sein sollen. Aber ochtbare Damen mochen solche Diners nicht mit, auch donn nicht, wenn sie der einzige Weg sein sollten, eine wirkliche Millionärsfrou zu werden. Hermonn Heiberg hat sich im Ton vergriffen, und das ist nicht aerwunderlich bei einer Schnellproduktion, die ihn alljöhrlich drei bis vier Romone beenden läßt. Es ist ja richtig, daß das „weiteste" Publikum grelle Farben liebt und die Wahrheit einer Schilderung nicht beurteilen konn, und auf dem Wege über die Hintertreppe findet man auch Leser. Aber wenn Heiberg nicht der Ansicht ist, daß ein Autor von seinem Totent diesen Weg nicht betreten darf, donn sollte ihn dach die Klugheit bestimmen, ihn lieber nicht zu gehen. Denn das gebildete Publikum wird er verlieren, und mit den Kollegen von der Kolportoge kann er schließlich doch nicht konkurrieren. Dazu fehlt ihm die Noivetät, und dazu konn er seine Phontosie nicht hoch genug spannen. Das Publikum, für welches die Dinerschilderung und anderes in der „Spinne" bestimmt scheint, das will Kantroste sehen. Das macht sich gar nichts daraus, zu hören, waran sotte Leute sich noch sotter essen; wenn Heiberg dem imponieren wollte, hätte er das Diner, auf dessen Zusammenstellung er so viel Sorgfolt verwandt hot, geben müssen, nachdem Herr von Tassilo Borbro Ronko geheirotet und sie sich ihm verfogt hat. Und um sie zu strofen und den Appetit auf das Diner zu schärfen, hätte Tossila seine Frou nicht nur mit Freiheitsentziehung, sondern auch mit dem Hungertode bestrofen müssen. Wenn sie donn die letzte gebronnte Mondel aufgeknabbert hatte, die sich in ihren Taschen vorfond, und ihre Nögel mit gierigen Zähnen angenogt woren, donn konnte dos Diner kommen. Aber auch donn hötte es wohl seine Wirkung verfehlt; Heiberg versteht nicht, den Leser mitessen zu lossen, er konn nur erzählen, was es gibt, — ich habe der Probe holber seine Dinerschilderung vor Tisch und nach Tisch gelesen, sie hot mich beide Male gleich kühl gelassen.

Auch die berühmte Romanziere E. Bely vergreift sich in ihrem neuesten Roman „Moloria" (Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsonstolt vorm. S. Schottländer, Breslau-Leipzig) im Ton. Der berühmten Frau spielen ihre üppige Phontasie, die Lektüre französischer Romane und Erinnerungen an einen Aufenthalt an der Riviera, der natürlich nicht ohne Frucht bleiben durfte, den bösen Streich. Der Roman ereignet sich zur Hälfte in der Welt und zur Hälfte in der Halbwelt; die Heldin der einen Hölfte, die Dome von der Welt, die Enkelin eines biederen Großkaufmanns aus Hamburg, ist die Tachter der Heldin der anderen Hölfte, der Dame der Halbwelt. Man wird mir zugestehen, daß die Verbindung zwischen Welt und Halbwelt, die unleugbar leider vorhanden ist, nicht einfacher hergestellt werden kann. Wa starke Gegensätze so nahe verwandt sind, sind starke Konflikte notürlich unousbleiblich, und so großes Zutrauen ich auch zur Phontosie und zur Klugheit der Dichterin hege, fürchte ich dach, daß es ihr nicht gelungen sein würde, den Knaten zu lösen, wenn nicht das bekannte Erdbeben schließlich gekommen wäre, um zusammenzuführen, was zusammengehört, und zu vernichten, was vernichtet werden muß. Die Heldin der zweiten Hölfte, die Dame der Halbwelt, bleibt, wenn ich mich recht erinnere, leben, und dos scheint mir wieder ein besonders feiner Zug der gedonkentiefen Verfasserin; erstens ist das Laster schwer auszuratten, und zweitens verdient ein so schuldbetadenes Wesen keinen raschen Tod durch einen barmherzigen Felsblock. Am meisten aber hat mir die Wahl des Titels imponiert. Die Molaria ist zwar on den Küsten der Riviera unbekannt, aber ihr giftiger Houch weht aus jeder Zeile des Werkes, und Leser, die ungesunde Luft nicht gewöhnt sind, schütteln sich,

Digitized by Google

wenn sie das Buch aus der Hand legen. Es ist ein Triumph der Kunst, würdig, von Oberländer gemalt zu werden.

Wenn man pflichtschuldigst, aber ohne eigene Neigung zwei Orgien des Raffinements beigewohnt hat, wächst die angeborene Vorliebe für das Natürliche zur Leidenschaft. Ein glücklicher Zufall — wenn ich so glücklich wäre, nach Neigung lesen zu können, hätte ich mir wenigstens die „Malaria" von E. Bety, diesen Triumph frauenzimmerlicher Mache, sicher geschenkt — ein glücklicher Zufall hat mir nach der „Spinne" und nach der „Malaria" den neuesten Band Heinrich Seidels „Lederecht Hühnchen als Großvater" (Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig) in die Hand gegeben. Ob ich Seidel deshalb überschätze, wie man die Reize des Landlebens überschätzt, wenn man nach elf Monaten Stadtleben auf vier Wochen hinauskommt, um sich zu erholen? Ich glaube nicht, und wenn es wirklich der Fall wäre, würde es mir nicht leid thun; wenn ich Kinder hätte, würde ich sie vor allem lehren, das Gute so hoch wie möglich zu schätzen und das Schlechte nach Kräften zu mißachten, und es sich nicht leid sein zu lassen, wenn ihnen der Maßstab ausgleichender Gerechtigkeit dabei vorläufig verloren geht. Auch das Schlechte mit gerechter Milde zu beurteilen, mag uns das Greisenalter lehren; ich kann nicht dafür, daß ich noch nicht so weit gekommen bin. Übrigens weiß ich nicht, wie man Seidels „Lederecht Hühnchen" sollte überschätzen können. Denjenigen, die mir entgegenhalten, Seidel sei kein Dichter im großen Stil, kann ich einfach erwidern, daß er das gar nicht sein will, und jemandem aus dem, was er nicht präsentiert, einen Vorwurf zu machen, scheint mir von vornherein verfehlt. Ein Dichter ist er, und wenn die Grenzen seines Könnens wirklich eng gezogen sind, — was schadet das, da er sie niemals zu überschreiten versucht? Ich kann mir wohl denken, daß es Leute gibt, die an den Gestalten des Seidelschen Kreises kein allzugroßes Interesse zu nehmen vermögen; das ist Sache des Geschmacks, darüber läßt sich nicht streiten. Ich bedauere diese Leute, aber ein Recht, zu urteilen, haben sie nicht: ebenso gut könnte jemand kommen und behaupten, eine Elfenbeinschnitzerei könne niemals ein Kunstwerk sein, weil er das Schnitzen nicht für eine Kunst hält oder weil Elfenbein seinem Auge als Material widerstrebt. Auch das scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß das Verständnis für Seidel allgemein nur so weit vorhanden sein mag, wie ausgesprochen norddeutsche Art ihre Wurzeln geschlagen hat. Denn ausgesprochen norddeutsche Art ist in seinen Gestalten, wie in ihm selbst, nicht die knorrige, sondern die behäbige norddeutsche Art. Auch Lederecht Hühnchen verleugnet sie nicht, der geschlossenste Charakter, den Seidel geschaffen hat, und der, dem er mit der größesten Liebe bis in alle Winkel seines frohmütigen Herzens nachgegangen ist. Leider sind die früheren Kapitel der Lederecht Hühnchengeschichte in dem ersten und dritten Bande der gesammelten Werke Heinrich Seidels zerstreut veröffentlicht, während „Leberecht Hühnchen als Großvater" den achten Band dieser Gesamtausgabe bildet, und es muß Aufgabe der Verlagshandlung sein, bei einer Neuauflage die Anordnung so zu treffen, daß diese ersten Kapitel einen zum letzten korrespondierenden Band bilden, denn zum vollen Verständnis dieses originellen Charakters und liebenswürdigsten Menschen sind sie durchaus notwendig. Im letzten Bande treten neben Leberecht Hühnchen auch andere nicht weniger sympathische Menschen in den Vordergrund, vor allem der Erzähler selbst, denn die Lederecht Hühnchengeschichte ist eine von denen, die das Recht haben, sich „Wahrheit und Dichtung" zu nennen, des Erzählers junge Frau und die kleine Familie, die sich um sie bildet. Was darin geschieht, geht nicht über den Rahmen deutschen Familienglücks und deutschen Familienleids hinaus. Leute, die nach großen Emotionen verlangen, mögen es ein kleines Glück und ein kleines Leid nennen. Aber die Größe von Glück und Leid mißt sich nicht an den Wellen, die sie nach auswärts schlagen, sondern an der Wahrheit und Tiefe, mit der sie empfunden werden, — für den wenigstens, der die schöne Gabe hat, einem Dichter nachempfinden zu können. Zudem wird der Humor immer seltener bei den deutschen Schriftstellern, und sie begnügen sich damit, ihn anderen Nationen abzusprechen. Seidel aber hat ihn, den echten, goldenen, den, der vielleicht in Wirklichkeit den Deutschen mehr eigen ist als anderen Nationen, der nicht in Übertreibung wurzelt und nicht in Schärfe, der ebensowenig zum Burlesken hinüberneigt wie zur Satyre. Mir wird es sauer genug, vor bedrucktem Papier zu lachen, und ich werde noch lange mich nur an Lederecht Hühnchen und seinen Freund Doktor Havelmüller zu erinnern nötig haben, um mich in die fröhlichste Stimmung zu versetzen. Das wirkt das warmblütige Leben, das in ihnen pulsiert, und wie viel „Dichter" haben wir denn gegenwärtig, die Menschen schaffen, und nicht bloß Romane schreiben! Seidel zählt zu den wenigen echten, und unter denen gibt es keine Rangstreitigkeiten, die zu regeln ich mir anmaßen dürfte.

Auch Hans Zimmer nimmt einen Platz in diesem erlauchten Kreise in Anspruch. Der hoffentlich noch junge Herr — hoffentlich, weil er sich früher oder später vor die Notwendigkeit gestellt sehen wird, sich einen anderen Beruf zu wählen — hat eine Novelle veröffentlicht, die er „Ein Ahasver der Liebe. Geständnisse eines Idealisten an den Mond" nennt. (Weimar, Verlag von Jüngst & Comp.) Nach berühmten Mustern ist der Novelle ein Essay vorangestellt, das sich mit der Streitfrage, ob Realismus oder Idealismus, beschäftigt und dieselbe endgültig löst. Hans Zimmer sieht in dem ganzen Streit nichts als eine Magenfrage, den das Verhungern des einen Teiles der Streitenden über kurz oder lang beenden muß. Er selbst hat sich für den Idealismus entschieden; ob nach seiner Grundanschauung der Frage mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. Mir ist wohl bekannt, daß Rheinlachs teurer bezahlt wird wie Elblachs, aber in die Geheimnisse des litterarischen Geschäfts bin ich nicht genügend eingeweiht, um entscheiden zu können, ob realistische

oder idealistische Novellen gegenwärtig höher im Kurse stehen. Nachdem Hans Zimmer in seiner Vorrede noch darauf hingewiesen hat, daß die heutigen Idealisten es nicht verstanden haben, die Gegner durch große Thaten zu schlagen, und daß der idealistische Dichter sich darauf beschränken müsse, möglichst Selbsterlebtes zu erzählen, greift er in den Schatz seiner Vergangenheit und stürmt direkt auf die Fahne des Realismus los mit dem Feldgeschrei: „Wehe den Besiegten.“ Er beginnt: „Schichtenweis lagern sich flockige Wolken über den sommerlich-heiteren Himmel, dessen verblassendes Duftblau an einzelnen Stellen die Maskerade durchbricht, um endlich im Westen zum glühenden Abendrot freundlich sich zu vertiefen. Immer höher und höher hebt sich der Mond, zaghaft erst lugt er verstohlen um die Mauerkante, denn ein ernstes Gesicht grüßt düster aus dem Mansardenfenster, dann flutet er heller und voller hervor, — er hat ihn erkannt, den Mann mit den fragenden Augen, es ist ja sein Freund, der einsame Träumer und Dichter! Und der — der bin ich selbst!“ — Ich habe mit Absicht den Anfang gewählt, weil hier der Dichterwahnsinn noch nicht ganz über dem Dichter zusammenschlägt. In diesem Ton wird eine Reihe von Liebesabenteuern erzählt, die alle darauf hinweisen, daß, was ich erhoffte, der Dichter noch sehr jung sein muß. Denn erstens sind sie bis auf eines so harmlos, daß er sie längst vergessen haben müßte, wenn die Zeit schon Zeit gehabt hätte, ihren lindernden Balsam auf seine Wunden zu legen, und zweitens enden sie alle unglücklich. Daß ein solcher Liebesjäger aber unter allen seinen Herzensaffären nicht eine einzige haben sollte, in der er erhört wird, das läßt sich nur annehmen, wenn er seinen Beruf noch nicht lange treibt. Und die erste Liebe des Dichters datiert aus seinem Knabenalter. Da ist es also wohl noch möglich, daß Hans Zimmer sich darauf besinnt, daß nicht notwendiger Weise gerade er den Idealismus vor dem Realismus zu retten berufen sein muß. Denn was er geschaffen hat, ist leider keine idealistische Novelle, es ist auch keine realistische, sondern es ist ein Gefasel. Verzeihung für das harte Wort!

John Henry Mackay gehört nicht zu denen, die erst noch beweisen müssen, daß sie Talent haben. Er hat jetzt einen neuen Band Dichtungen unter dem Titel „Das starke Jahr“ (Verlagsmagazin, Zürich) veröffentlicht, der einige wundervolle Lieder enthält. Darunter das folgende, das die Überschrift: „Am nächsten Morgen“ trägt:

„Und der Morgen hob sich. Wieder stand das Licht
Über unserm Scheitel. Doch dich sah ich nicht ...

Meine Grüße sendet von der Höhe hier
Nun kein Morgen nieder mehr ins Thal zu dir...

Doch das Fenster sah ich, dem dein Bild geraubt;
Sah die Rebe schwanken, die es grün umlaubt;

Hör des Thores Klirren — aber deine Hand
Ist es nicht, die öffnet; nicht zum Sonnenstrand

Sah ich dich mehr schreiten! — Sehe durch den Traum
Des genossenen Glückes meine Zukunft kaum!
Wie die Tauben fliegen um dein Giebeldach —
Und im Herzen immer ist die Sehnsucht wach...“

Von dem weitaus größeren Teile des Bandes aber gilt, was Mackay ihm — wahrscheinlich auch in anderem Sinne, als ich ihn herauszulesen im stande bin — als Motto vorangesetzt hat:

„Immer dunkler deine Lieder? —
Ja. Es kehrt zum Abstieg nieder
Was mißachtet-unverstanden
Lag in jahreschweren Banden.
All' die Klugen und die Kalten
Möchte ich zu Narren halten.

Meine Schleier will ich hissen
Über sie, die alles wissen.
In geheimnisvolle Tiefen,
Stimmen nach, die lockend riefen,
Die sie klagendsüß umhauchen,
Will ich ihre Klugheit tauchen —

Ich rechne mich nicht zu den Leuten, die alles wissen, aber John Henry Mackays Schleier sind auch über mich gefallen. Ich sehe, wenn ich seinen Band „Das starke Jahr“ lese, bei den meisten Gedichten nur Nebel, und zwar so dicken Nebel, daß ich auf das, was er sagen will, nicht einmal raten kann. Da ich mir wirklich Mühe gegeben habe, ihn zu verstehen, kann ich nicht annehmen, daß der Fehler nur an mir liegt. Wenn Mackay aber nicht verstanden sein will, was auch aus seinem Motto geschlossen werden könnte, sehe ich nicht ein, weshalb er für die Öffentlichkeit, und nicht bloß für den Privatgebrauch dichtet.

Schlicht, aber gut erzählt sind die unter dem Gesamttitel „Am Küstensaum“ vereinigten Strandnovellen von Th. Justus. (Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.) Manchmal möchte man dem Verfasser ein aufmunterndes „Vorwärts“ zurufen, wenn er gar zu lange bei nebensächlichem Detail verweilt. Aber seine Schilderungen des Lebens und der Bewohner der Nordseeküste machen den Eindruck der Lebenswahrheit; er hat die Bevölkerung von Seeleuten und Marschbauern offenbar gut studiert. Am besten hat mir die letzte der vier Erzählungen „Geleite, die draußen sind“ gefallen, die anspruchsloseste in ihrem Inhalt, — ein Mütterchen, das ihren auf der See verschollenen Sohn nicht für tot halten mag, — und dem Umfang nach die kürzeste. Da gelingt es dem Verfasser, die innerste Teilnahme sofort zu erwecken und rege zu erhalten, während man bei den anderen nicht immer gleich gefesselt wird. Aber wer sich durchliest, wird auch bei diesen schließlich reich entschädigt. Jedenfalls gehören die Erzählungen zu dem besseren, was auf dem Gebiet gesunder Hauslektüre geboten wird, und wo der Bedarf danach vorhanden ist, sollte man nicht versäumen, nach ihnen zu greifen.

Mehr Farbe haben die mingrelischen Erzählungen „Kinder des Kaukasus“ von A. G. von Suttner (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.), freilich auch mehr romanhafte Ingredienzien. Hat Suttner Recht — und es ist kein Grund daran zu zweifeln — so ist die

mingrelische Bevölkerung des Kaukasus in starker Degeneration begriffen. Die Berührung mit der russischen Kultur hat aus dem ritterlichen Volk, dessen Leben nach Suttnerscher Schilderung noch heute hier und da Anklänge an die Romantik der deutschen Ritterzeit zeigt, ein Volk von Tagedieben, Schmarotzern und falschen Schurken gemacht, denen ein Zug frauenhafter Sentimentalität und ein Quentchen orientalischer Brutalität beigemischt sind. Etwas von der alten Heldenhaftigkeit scheint sich nur in den schönen Frauen Mingreliens erhalten zu haben, denn wo A. G. von Suttner bei Männern Mannestugenden schildert, vergißt er nicht, die Träger als Ausnahmen von der Regel hinzustellen. Das häusliche Leben aller Gesellschaftsklassen der mingrelischen Bevölkerung ist anschaulich dargestellt, die Naturschilderungen sind sehr gelungen, und auf freilich meist romanhaftem Wege glückt es dem Erzähler, bei den meisten Novellen den Leser in starke Spannung zu versetzen.

Ein anderer österreichischer Schriftsteller, Balduin Groller, veröffentlicht in demselben Verlage ein Buch: „Unter vier Augen," eine Sammlung kleiner Romane, in denen niemals mehr als zwei Personen auf der Szene erscheinen. Das ist ein anmutig durchgeführtes Kunststück, dem der flotte und liebenswürdige Ton des Erzählers einen besonderen Reiz verleiht. Der Konversation ist in diesen kleinen Romanen natürlich ein breiterer Raum zugefallen als der Schilderung, und manche von ihnen bestehen nur aus Rede und Gegenrede. Aber die Charakteristik kommt dabei nicht zu kurz, und man bekommt — ob ein wahres oder gefärbtes, kann ich nicht beurteilen — ein liebenswürdiges Bild leichtblütigen und warmherzigen Österreicher- und Wienertums.

Ein neuer Band von Heinz Tovote „Fallobst, wurmstichige Geschichten" (Verlag von Ad. Joderbier, Berlin) tritt weniger herausfordernd an die Öffentlichkeit als des Verfassers Erstlingsroman, mit dem er sich als den Erfinder des Verismus vorstellte. Auf die Prätension die Naivetät! Der Verfasser schließt die übliche Einleitung mit folgender Tirade: „Wurmstichig! — das ist das Zeichen der modernen Zeit. Fallobst! — das ist die Kost, die uns geboten wird; und es bedarf eines goldenen Messers, um die guten saftigen Stücke von dem Schmutze zu befreien, damit wir nicht Abscheu empfinden. Die Geschichten, die ich hier gesammelt habe, gleichen ganz diesen wurmstichigen Früchten, in die man nicht wie ein thörichtes Kind in den Apfel hineinbeißen darf. Ich habe nur die am Boden liegenden aufgelesen, und lasse die gesunden ruhig an den schwankenden Zweigen ausreifen. Sie hängen mir noch zu hoch . . . was ich hier biete, will eben nichts Besseres und nichts Schlechteres sein . . . als vom sausenden Winde mutwillig vom Baume geschütteltes, mit weiser Vorsicht zu genießendes Fallobst . . ." Das ist ganz schön und soll wohl ein Wechsel auf die Zukunft sein; wenn Heinz Tovote ihn einlöst, wird sicher große Freude in deutschen Landen sein. Aber er vergißt, daß man wurmstichiges Fallobst überhaupt nicht anbietet, und am allerwenigsten Leuten, die ein goldenes Messer zur Verfügung haben. Ich habe keines, ich muß danken.

Zu unsern Bildern.

Max Liebermanns Bild „Waisenmädchen" zeigt den Künstler von einer neuen Seite; so viel Innerlichkeit und Gemütstiefe, wie dieses Bild aufweist, durfte man bisher in Liebermannschen Gemälden nicht zu finden erwarten. Hermann Kauldach hat in der Sage vom Rattenfänger von Hameln ein ausgiebiges Motiv für die Zusammenstellung einer großen Anzahl lieblichster Kinderköpfe mit verschiedenartigstem Gemütsausdruck vom ausgelassenen Lachen bis zum schmerzlichsten Weinen entdeckt. Wie bei allen Gemälden des Meisters, der das historische Genrebild bevorzugt, ist auch auf diesem dem Detail ganz besondere Sorgfalt gewidmet. Die beiden Bilder von E. Rau und E. Vasberg mag man als Gegenstücke betrachten. Dort das Mädchen, das sich glücklich lächelnd den Edelweißbuschen an den Hut steckt, hier die Verlassene, die sich in die Einsamkeit geflüchtet hat und sich verzweifelnd ihrem Schmerz hingibt. Benjamin Vautiers Studienkopf „Westfälischer Bauer" haben wir aus den im Verlag von Paul Geißler, Berlin, erschienenen Mappen „Handzeichnungen bedeutender Meister" erworben. J. Heydeck hat der Fahrt der Königin Luise nach Memel im Jahre 1806 die rechte Stimmung zu geben gewußt. Schutzlos und krank flüchtete die edle Königin vor dem korsischen Eroberer, in der abgelegensten Stadt ihres Reiches eine Zuflucht suchend. Ihr gegenüber sitzt die treue Oberhofmeisterin Gräfin Voß. Das müde Auge fällt nur auf die trostlosen Sandhügel der Nehrung und die schäumende See. Der Krankenbesuch von A. Lins gilt einem Rekonvalescenten, denn Waldmann läßt sich die ihm vorgesetzte Milch bereits trefflich schmecken. Die fünf jugendlichen Musiker von C. Piltz sind sichtlich mit Lust und Liebe bei ihrer Quintettprobe. A. Scheöders Anfang eines Romans ist offenbar einer von denen, die mit einer Heirat endigen. „Er" und „sie" sind beide aus gutem Hause, und ihr Vater sieht dem beginnenden Roman, wie es scheint, ohne Mißvergnügen entgegen, — woher sollten die unüberwindlichen Hindernisse kommen!

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Anzengruber, Ludwig. — Gesammelte Werke. Band 2—4. J. G. Cottasche Buchh. Nachf., Stuttgart 1890.

Bewer, Max. — Gedanken über Bismarck. Politische Aphorismen. Druckerei Glöß, Dresden.

Brehm, Dr. A. E. — Vom Nordpol zum Äquator. Lfg. 5, 6, 7, 8. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Drummond, Henry. — Das beste in der Welt. 7. Aufl. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Dürow, Joachim von. — Auf Befehl Seiner Hoheit. Carl Reißner, Leipzig.

Dyrenfurth, Dr. M. — Über Heilstätten für Schwindsüchtige. Paul Hüttig, Berlin.

Ebner-Eschenbach, Marie von. — Doef- und Schlaßgeschichten. Zweite vermehrte Aufl. Gebr. Poetel, Berlin.

Froebel-Armansperg, Dr. William. — Europa und die Anschauungen mohammedanischer Völker. Otto Wigand, Leipzig 1890.

Gerstenberg, Dr. H. — Hoffmann von Fallersleben und sein deutsches Vaterland. F. Fontane, Berlin 1890.

Goethe. — Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit. Herausg. von Prof. Dr. B. Nöldeke. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Goethes Leben und Werke. Von Oberlehrer Dr. Heinemann. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Hamerling, Robert. — Der König von Sion. Illustr. Pracht-Ausg. Lfg. 10, 11. Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. Hamburg.

Hansjakob, Heinrich. — Aus meiner Jugendzeit. Georg Weiß, Heidelberg 1890.

Heukel, Prof. Dr. Hermann. — Goethe und die Bibel. F. W. v. Biedermann, Leipzig 1890.

Heppe, Dr. H. — Hauswirtschaftliche Chemie. Leopold Baß, Hamburg 1890.

Herders Leben und Werke. Von Direktor Dr. R. Frenz. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Hoffmann, Hans. — Der eiserne Rittmeister. 3 Bde. Gebr. Poetel, Berlin.

Hoffmann von Fallersleben. — Gesammelte Werke. Lfg. 1. F. Fontane, Berlin.

Hollnack, Max. — Kriegserinnerungen. Helwingsche Verl., Hannover.

Im Felde. Von einem aktiven älteren Offizier. R. Eisenschmidt, Berlin 1890.

Klopstocks Leben und Werke. Von Oberlehrer Dr. Heinemann. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Knötel, Richard. — Uniformenkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwickelung der militärischen Tracht in Deutschland. Heft 1. Max Bodenzien, Rothenow.

Lessings Leben und Werke. Von Dr. H. Löschhorn. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Lindemann, M. — Helgoland, Zeichnungen nach der Natur. Seitz Nachfolger, Besthorn, Hamburg.

Lübke, Prof. Dr. Wilhelm und **von Lützow**, Prof. Dr. Carl. — Denkmäler der Kunst. Lfg. 1, 2. Paul Neff, Stuttgart.

Marshall, Emma. — Königstöchter. Erzählungen. M. Heinsius Nachfolger, Bremen.

Münchener Jahres-Ausstellung von Kunstwerken aller Nationen, 1890. Jahrgang II. Teile I, II. Illustr. Münchener Kunst- und Verlagsanstalt, Dr. E. Albert & Co.

Peter, Fritz. — Das Priestererbe. Roman. Selbstverl. d. V., Leipzig.

Roland, Emil. — Ernstes und Heiteres. Fr. Maule's Verlag, Jena 1891.

Rupprecht, Dr. Paul. — Die Krankenpflege im Frieden und im Kriege. Mit 442 Abbildungen. F. C. W. Vogel, Leipzig.

Salchow, Gustav Adolph. — Numantios. Heldengedicht in 12 Gesängen. Crane & Mortimer, Hamburg 1890.

Scheteling, Dr. Arnold. — Nervi und seine Umgebungen. Illustr. Johannes All, Frankfurt o/M. 1890.

Schillers Leben und Werke. Von Oberlehrer Dr. Lyon. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Schlaberg, Oberstleutnant. — Fahr-Instruktion für große und kleine Ställe. Illustr. Gerhard Stalling, Oldenburg 1890.

Schulze-Smidt, B. — Bleistift-Skizzen. Erinnerungen an die Pariser Weltausstellung. J. Kühmanns Buchh., Bremen.

Telmann, Konrad. — Bilder und Skizzen. 2. Teil. Carl Reißner, Leipzig.

Tolstoi, Graf Lea N. — Aus meinem Leben. Übersetzt aus dem Russischen von Dr. Hermann Roskoschny. Carl Reißner, Leipzig.

Töppe, Hermann. — Us Thüringen. Schnurren un Schtimmen. Bd. I. Eduard Moos, Erfurt 1890.

Universal-Lexikon der Kochkunst. 4. Aufl. J. J. Weber, Leipzig 1890.

Vogt, Hermann. — Das Buch vom Deutschen Heere. Neubearbeitet von Hanns von Zobeltitz. Abt. 1 und 2. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Wetherell, Elisabeth. — Queechy, ein amerikanisches Farmleben. A. Schmidt, Anklam.

Wichert, Ernst. — Heinrich von Plauen. 3 Bde. Vierte Aufl. Carl Reißner, Leipzig.

Wielands Leben und Werke. Von Dr. R. Borberger. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Wolters, Wilhelm. — Ein Gastspiel. Roman. Heinr. Minden, Dresden-Leipzig.

Zeitschrift für bildende Gartenkunst. Bd. I, Heft 1—9. Bodo Grundmann, Berlin.

* Besprechung einzelner Bücher vorbehalten

Aus Paul Konewkas Reisemappe.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Pittig in Leipzig.

Generalfeldmarschall Graf von Moltke. Zu seinem 90. Geburtstage.
Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 3, November 1890.

Chrysophorus.

Nach einer alten Handschrift. Novelle von Ernst Behrend.

(Abdruck verboten.)

Am letzten Sonntage vor Christi Advent des Jahres Eintausendsiebenhundertzwanzig riefen die Glocken der berühmten Universitätsstadt Helmstedt mit mancherlei heller und dumpfer Stimme die gläubige Christenheit in die Kirchen, mich aber, den studiosum theologiae Laurentium Wedekind, erweckten sie aus bärenmäßigem Schlafe zu einem abscheulichen Katzenjammer. Und als ich mich mühsam darauf besann, wie ich abends zuvor mit meinen Brüdern aus der Landsmannschaft der Sachsen und einigen aus Rostock zugereisten Raufbolden kommersiert, hernach auf den Straßen randaliert und zuguterletzt vor der Wachtstube der Scharwächter einen artigen Tumult erregt, brachte mir die fossige Karline, meines Hauswirts Tochter, einen Brief auf die Stube, dessen Aufschrift ich trotz meines duseligen Zustandes sofort als von meines Vaters Hand herrührend erkannte.

Hatte nun seit geraumer Zeit manch bittern Vorwurf von ihm erhalten ob meines Unfleißes und meiner Schuldenmacherei, sowie überhaupt wegen gar übeln Rufes, der bis ins elterliche Haus an der Lüneburger Heide gedrungen war, und versah mich wiederum einer gehörigen Strafpredigt, weshalb ich kurzer Hand den Brief beiseite legte, ohne das Sigillum erbrochen zu haben. Ich selbst aber drückte mich wieder in die Kissen des Bettes, auf dem ich die ganze Nacht gestiefelt und gespornt zugebracht, und versuchte, nochmals einzuschlafen.

Aber die vermaledeieten Glocken! Insonderlich vom Stephansturm redeten sie eine überaus laute Sprache, wie ich mir auch die Ohren verstopfte. Doch ich deutete mir diese Sprache anders als die frommen Christenseelen.

Eheu! bibamus!
Ne sitiamus
Vas repleamus!

So hatten wir, wer weiß wie oft, bei lärmenden Hospizen gesungen, und also riefen mir jetzt die Glocken zu.

Eheu! bibamus!

begann das Gesumme von neuem, und wo der Philister fromme Ladung heraushörte, schien's dem leichtsinnigen Bruder Studio eine Invitation zu frischem Trinkgelage.

Nun hub eine feinere Stimme, die ein Weilchen pausiert hatte, wieder an; sie kam weiter her, wohl vom Marienberge. Klang sie nicht gerade, wie die vox clara auf dem Glockenstuhle unseres Lüdersdorfer Kirchleins?

Tritt herein
Christlich Gemein'!
Christ segnet den Eingang und Ausgang dein!

Das war der Reim, den wir Kinder uns einst auf den hellen Klingklang gemacht hatten; der lautete anders als das bibamus-pleamus und fiel mir just ein, als sich die feine Stimme in das Brummen der Stephansglocken mischte.

Das Lüdersdorfer Glöcklein — und das schöngezimmerte, grünangestrichene Gestühlte, in dem es hing! — Und die zierliche schmucke Kirche, die erst lange nach dem großen Kriege aufgebaut war und welche der Herr Patronus alle fünf Jahre inwendig

neu tünchen ließ, damit das lautere Wort Gottes gegen reine Wände halle! — Und heut' hatten sie ja auch in Lüdersdorf Sonntag, wie hier in Helmstedt, und vor dem Altar dort stand wohl in diesem Augenblick der alte, greise Seelenhirt, mein hochwürdiger Vater Heinrich Wedekind!

All diese Erinnerungen und Gedanken klangen hinein in den Choral der Helmstedter Glocken, und wie frommes Geläute die dunkeln Gewitterwolken zerteilt, so trieben sie mir den Wust und Wirrwarr aus dem Kopfe. Mit raschem Griff faßte ich den Brief und öffnete ihn hastig. Himmel! Was enthielt der für traurige Mär!

Lamentationen über mich und Schelte, die ich allein darin vermutet, so nebenbei; aber die Hauptsache betraf nicht mich, sondern mein liebes Mütterlein. Und lautete die Epistel wie folgt:

Datum Lüdersdorf, den 19. Dezember 1720.

„Mein lieber Sohn! Das will ich Dir nicht länger vorenthalten, daß es mit der guten Mutter seit einigem schier bergab geht, so sehr ist sie nun schon mit vielerlei Gebresten behaftet, die das Alter mit sich bringt; überdem von schwerem Leide bedrückt, von dessen Urheberschaft Dich Dein Gewissen nicht freisprechen kann. Vorgestern aber ist dazu ein hitziges Fieber getreten, und redet sie seitdem in Phantasieen irre, gar kläglich mit anzuhören. Unseres gnädigen Herrn Grafen und Patronus Leibmedikus ist auf dessen liebliche Fürsorge und auch Kosten, da ich solche bei Deinem verschwenderischen und sumptuosen Lebenswandel kaum zu erschwingen im stande wäre, heute Morgen aus Celle herübergekommen und hat beim Anblick der Patientin bedenklich mit dem Kopfe geschüttelt, ihr auch unterschiedliche kräftige remedia verordnet, vermittelst deren, sowie mit Hilfe der göttlichen Gnade sie uns noch einmal genesen möge! Amen. Aber das Hauswesen ist in Deiner Schwester Dorothea rechtschaffender Hand, und gereichet das Mägdlein mir zur wahrhaftigen Freude meiner nun auch wohl bald verrinnenden alten Tage. Denn sie schlägt ein wie ihre Mutter, von der das Wort gilt: Sie wird gerühmet werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben in den Thoren. Spr. Salom. K. 31, V. 31. Und wenn Dich etwa Dein Herz drängt, der Teueren noch einmal die Hände zu küssen in kindlicher Dankbarkeit und reumütigem Sinne, dann erachte ich es an der Zeit, herzueilen. Wird solche Unterbrechung Deiner Studia in Ansehung der nahen Weihnachtsvakanz wohl nichts auf sich haben. Und da ich Dir nicht die Expensen für Post oder andere Fahrgelegenheit schicken kann, so mögest Du nach der Weise der Apostel reisen. Es grüßet Dich Dein bekümmerter Vater Heinrich Wedekind, Pastor."

Diesen Brief habe ich unter meinen Souvenirs fürsorglich aufbewahrt und ihn hier wörtlich abgeschrieben. Hätte ihn gar nicht herauszukramen brauchen, denn ich weiß ihn bis aufs J-Tippelchen auswendig. Damals aber war er mir eine erschreckliche Neuigkeit.

So sehr ich auch seit meinem Auszuge aus dem elterlichen Hause verwildert und ein fast roher Gesell geworden, war doch die Liebe zu den Meinigen, vornehmlich aber zu der guten Mutter, in mir nicht erloschen. Zwar hatte ich diese heilige Flamme immer spärlicher genährt und wußte zuletzt kaum noch, daß sie in irgend einem Winkel meines Herzens glomm, doch als der Wirbelwind jener Nachricht heranbrauste, fachte er die Flamme wieder hell an, so daß ich dessen inne ward, wie teuer mir mein Mütterlein war. Seit mehr denn drei Jahren hatte ich es nicht gesehen, und nun lag es vielleicht gar auf dem letzten Lager!

Nimmer hatte ich bisher das Heimweh gekannt, aber jetzt war's da; ein Glöcklein, das ich sonst achtlos gehört, eine traurige Nachricht, eine Viertelstunde der Erinnerung und Betrübnis hatten zum Dasein erweckt, was Jahre lang unter der harten Rinde meines Herzens geschlummert.

Heimweh! — Ich würde wohl, so jemand mich in jener Stunde gesehen hätte, einen kläglichen Anblick geboten haben, als mir die Zähren in den von Bierresten beschmutzten und von Tobak durchräucherten Bart sickerten.

Schnell war ich entschlossen, der väterlichen Aufforderung zu folgen, brüllte nicht, wie gewöhnlich, in adamitischer Tracht zur Thüre hinaus nach meinem Morgensüpplein, sondern säuberte mich fein von allem Andenken an den gestrigen Kommersch, bürstete meinen alten Rockelor gehörig aus, putzte mich fast philisterhaft und ließ mir dann erst von der Fossigen mein Frühstück herauf-

bringen. Als eine Stunde später die Glocken zum Segen anschlugen, hatte ich die Stadt bereits eine tüchtige Strecke hinter mir.

Vor stark drei Jahren war ich von Hause gezogen, damals ein unschuldig Gemüt, und hatte mir der Himmel voller Geigen gehangen. Sorgenlos war ich in das Reich des freien Burschentums hineingepilgert, in fröhlicher Erwartung dessen, was der Fürst von Thoren dem Mulus an Herrlichkeiten bieten würde. Jetzt hatte ich den Becher der studentischen Freuden bis auf die Hefe geleert; aber die Lippen gierten weiter nach dem Trank, der für mich schal geworden war, und obwohl ich in Sorgen steckte, wie ich das faule und renommistische Leben fortführen könne, mochte ich's nicht lassen. An wirkliches Studieren hatte ich eigentlich nie gedacht, außer in den ersten Tagen meiner akademischen Kindheit; je älter ich als Sohn der alma mater geworden, desto weiter war ich von dem eigentlichen Ziele abgekommen, und je weniger ich dem Namen eines Studiosus Ehre machte, desto weniger schämte ich mich dessen.

Wie mein Vater richtig schrieb, hatte meine Aufführung auch der guten Mutter viel Leid zugefügt, doch ich hatte es nicht einsehen wollen und sah es auch jetzt noch nicht ein, glaubte mich vielmehr in meinem Rechte, wenn ich die Studentenjahre ausnützte, wie mir's auf den Universitäten gelehrt war, und hielt es für eine heilige Pflicht der Eltern, so sie den Sohn studieren ließen, ihm auch die nötigen Mittel hierzu zu gewähren — was aber nötig, erachtete ich besser der Beurteilung des Studenten als der des Philisters anheimgegeben. Deshalb hatte mich es längst verdrossen, wenn mein Vater, der doch auf einer ganz einträglichen Pfarrstelle saß und nur die zwei Kinder hatte, mich und das Dörthlein, nicht allein der Gelder immer weniger schickte, sondern mir bei jeder Sendung die empfindlichsten Vorwürfe über Verschwendung machte. Und wenn er schrieb, er sei nicht in der Lage, mir mehr zukommen zu lassen und müsse sich und den Frauenzimmern vorm Munde abdarben, was ich durch die Gurgel jage, so meinte ich, das sei fern ab von der Wahrheit, und sah nur übeln Willen in solchen Äußerungen.

O ich verlorener Sohn! — Und wie er mir einmal, als ich ihm wieder ein tüchtiges Häuflein Schulden gebeichtet, in der schließlich gewohnten Weise den Text gelesen und mich einen verlorenen Sohn genannt, hatte ich's in meines Herzens Verstocktheit gewagt, ihm zu antworten, er habe mit der Bezeichnung durchaus ins Schwarze getroffen, denn, wenn er sähe, wie ich mich durchschlagen müsse, würde ihm nicht verhohlen bleiben, daß ich von den Trabern mich nähre, die man vor die Schweine geworfen — und hatte Tags zuvor in Rottorf einen Fuchsritt mitgemacht, bei welchem der rheinische und spanische Wein, Bacharacher und Allekante, nur so geflossen waren!

Hätte nun auf der langen Straße von meinem Lotterbette bis zum Krankenlager des Mütterleins füglich in mich gehen und bedenken sollen, daß ich zu anderm Ziel und Zweck auf die Universität geschickt worden war, als zum Versumpfen in dem Bereich der heidnischen Götter Bacchus und Gambrinus und ihrer Schwester und Base Frau Venus, aber nichts davon — ich blieb verstockt und herzenshart, und in die Gedanken an das Wiedersehen mit den Meinigen mischte sich die Überlegung, wie ich von dem Alten eine möglichst große Summe des schnöden Mammons erpressen möchte, um hernach in dulci jubilo weiter zu leben.

Bevor ich aber in meiner Erinnerung die väterliche Schwelle wiederbetrete, will ich vermelden, welcher Art meine Erlebnisse vordem gewesen waren.

Die erste Jugend hatte ich in einem wüsten Dorfe im Bremischen zugebracht, in der Moorgegend, wo der Schall menschlicher Stimme ohne Widerhall sich in die Weite verliert und die Erde jahraus jahrein in Trauer gekleidet ist. Dort hatte mein Vater einen recht armseligen Pastoratum. In jener Zeit hat wohl nur an hohen Festtagen ein Stücklein Fleisch in unserm Topfe geschmort, sonst gab es tagtäglich ein magergeschmälztes Gemüslein; Zukost zum Früh- und Vesperbrot war ein unbekanntes Ding. Es ging aber vielen Amtsbrüdern meines Vaters, auch in anderen Gegenden, ebenso schlecht oder noch schlechter, und wenn ich die Historie vergangener Zeitläufte nachlese und mir damit reime, was sich in meiner Jugend die alten Leute zu erzählen wußten, so mein' ich, war die Armut jener Tage noch eine Folge des großen Krieges, der bis zur Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts

in deutschen Ländern getobt, Salz in die Krume deutscher Äcker gestreut und Blei in die Adern des Bauern und Bürgers gegossen hatte, daß die Keime des Lebens vergiftet worden waren und Haupt und Hand gelähmt für gedeihliches Wirken und Schaffen.

Allmählich ist indessen der Fluch von dem deutschen Leben gewichen, und die Verhältnisse der Menschen in Städten und Dörfern haben sich merklich gebessert.

Meinem Vater hat es ganz unverhofft geglückt, indem er, wie ich ein halb Dutzend Jahre alt und die Dorothea kürzlich geboren war, die Vokation nach Lüdersdorf erhielt, sobald der Herr Graf, dessen Präceptor er ehemals gewesen, die Herrschaft geerbt und der bisherige Pfarrer das Zeitliche gesegnet hatte. Um diese Berufung ward er von gar manchem seiner Amtsbrüder beneidet. Will nun nicht sagen, daß er wie ein Prälat hätte leben können; doch war er im stande, einen Thaler nach dem anderen in die Truhe zu legen, damit ich dereinst sorgenfreier mich der Studia befleißigen und eher zu Pfarr' und Quarr' gelangen möchte, als er selber. Denn ihm waren die Vierzig auf den Buckel gekrochen, als er zu Amt und Würden kam und seine Eheliebste heimführte; und weit über fünfzig Jahre zählte er, als das Stimmlein der Dorothea die Wände beschrie. Aber alles Elend seiner ersten Pfarrzeit war nichts im Vergleich mit der Hungerleiderei, die er als Schulfuchs und Student durchgemacht, mit den Ärgernissen, die er sodann als Präceptor widerwilliger Junker gehabt, mit den Leiden der Dienststellungen in manchen herrschaftlichen Häusern, wo erst der Haushofmeister kam und dann der Kammerdiener des Herrn und die Jungfer der gnädigen Frau — und dann der Erzieher der Herrlein, Komtessen und Barouessen oftmals noch lange nicht. Wenn ich mir vergegenwärtige, was er mir hin und wieder aus seiner Lehrzeit berichtet hat, so tritt mir eher als eines Bruders Studio Bild das eines Bettlers und Landstreichers vor Augen. So stand es vor Zeiten um die Studenten, daß die Mittellosen zuvörderst um ihres Lebens und Leibes Notdurft mit eignen Händen arbeiten, sich placken und schinden mußten, ehe sie an das Einheimsen geistiger Nahrung denken konnten, wenn sie nicht zu der Sorte von Schoristen gehörten, die, nachdem sie selber das Ungemach des Pennalismus ausgeschmeckt, auf Kosten des von ihnen gequälten, oft kaum besser situierten Nachwuchses auf den Universitäten schlemmten.

Als ich ein strammer Kerl geworden war und mir der erste Flaum um Kinn und Wangen sproß, hielt es mein Vater an der Zeit, mich auf die hohe Schule zu schicken. Die nötige Erudition bis dahin hatte er mir, sowohl um die Kosten der Lateinschule zu sparen, als auch weil er's verstand und es ihm Freude machte, selbst erteilt und mich in litteris und theologischer Propädeutik so weit gefördert, daß ich ihm für die Universität reif erschien. Ich war von Natur ein rechter Bummelhurtig, dem das Lernen leicht wurde, aber sehr unlieb war, und der lieber in Feld und Wald herumstreifte, als den Hosenboden auf dem Studirschemel zerschliß. Doch hatte er mit der Zeit ein Mittel gefunden, mich auf Stunden zahm zu machen, das bestand darin, daß das viel jüngere Dörthlein mit mir sitzen und schwitzen, deklinieren und konjugieren, letzlich gar disputieren und diskurieren mußte. Das that das ziere Ding, als wenn es dereinst Professor werden sollte, und war doch dabei von steter Freundlichkeit und munterem Wesen. Der kleine Flachskopf hätte wohl mit mir die alma mater beziehen und in der Wissenschaft mit Ehren bestehen können, doch Gott sei Dank, daß sie daheim geblieben, das Blumengärtlein weiblicher Tugenden pflegend, dieweil ich mich an dem Stinktopfe des Lotterlebens berauschte. — — —

Nach Halle! Am nächsten zwar lag Helmstedt, das auch als Landesuniversität galt, weil unser allergnädigster Herr Kurfürst, der englische König Georgius I, noch keine eigne hohe Schule besaß; aber Halle genoß eines vorzüglichen Rufes wegen seiner theologischen Professoren. Es wehte dort noch der frische Hauch, der von der Lehre Seckendorffs und Speners ausgegangen war, welche den alten Schlauch der Orthodoxie mit neuem Most gefüllt hatten. Aber auch ein anderer Grund veranlaßte meinen Vater, mich dorthin zu schicken, nämlich weil er in solchem Sinne gedäumelt hatte. Denn es war früher nicht nur bei dem unwissenden Volke, sondern auch bei den Geistlichen und anderen Leuten von gebildetem Stande üblich, in wichtigen Dingen die Entscheidung

durch die Bibel herbeizuführen, indem man ſelbige aufſchlug und das Wort, auf welches man mit dem Daumen ſtieß, als die göttliche Antwort auf die geſtellte Frage gelten ließ. Als mein Vater nun, nachdem er mir das Zeugniß der Maturität erteilt, zweifelhaft war, ob er mich überhaupt nur nach Helmſtedt, was ihm billiger zu ſtehen kam, oder zunächſt nach Halle, wofür er eine Vorliebe hatte, dirigieren ſolle, holte er eines Tages, wie wir uns an den Mittagstiſch geſetzet, die große Hausbibel, aus der er gemeiniglich des Morgens vorlas, aus ſeinem Studierkämmerlein, ſprach das „Aller Augen“ und erklärte dann feierlichſt, wenn der Vers, den er däumeln würde, guten Beſcheid enthielte, ſollte ich auf ein paar Semeſter nach Halle. Da traf er das Wort des Pſalmiſten: „Es ſtehet herrlich und prächtig vor ihm, und gehet gewaltiglich und löblich zu in ſeinem Heiligtum.“

„Junge!“ rief er freudig, „es iſt Gottes Wille, daß du in ſolchem Heiligtum die reine Lehre zuerſt in dich aufnehmen ſollſt, und das Heiligtum heißt Halle!“

Ich freute mich gleichermaßen, aber weniger auf das heilige, als auf das luſtige Halle, deſſen Ruf in letzterer Beziehung den anderen meines Wiſſens übertraf. Hütete mich aber, meine Gedanken auszuſprechen.

„Nun will ich doch ſehen,“ fuhr mein Vater in ſeinem abergläubiſchen Eifer fort, „welchen Spruch ich für Helmſtedt däumeln werde.“

Da war's der Vers, der bei Jeſaias geſchrieben ſteht: „Siehe, es iſt alles eitel Mühe und nichts mit ihrem Thun; ihre Götzen ſind Wind und eitel.“

„Ei, Herr Vater,“ meinte ich, „ein ſchlechtes Teſtimonium für die Herren Profeſſores in Helmſtedt; werde deshalb wohl beſſer fahren, wenn ich mich denen nimmer anvertraue.“

„Erſt Halle, dann Helmſtedt!“ war die Antwort. „Auch auf dem Juleum wird dir der Born der rechten Weisheit fleußen; mir aber hat ſichertich der Antichriſt den Finger gelenkt, daß ich ſo übeln Spruch gedäumelt habe. Denn der Böſe waget ſich am liebſten an die Diener des Herrn und findet bei jeder Seele einmal einen Augenblick, wo er über ſie Gewalt hat und ſie ſeinem gräulichen Unfug dienſtbar macht.“ — — —

Alſo nach Halle!

An einem ſchönen Herbſtmorgen des Jahres 1717 trat ich ein in die Pforten der alma mater Fridericiana, um bei der theologiſchen Fakultät als ein hoffnungsvoller Studioſus inſkribiert zu werden — und ſelbigen abends machten mich die Burſchen der Landsmannſchaft Saxonia im Trothaiſchen Wirtshauſe dermaßen trunken, daß man meinen durfte, der Herr habe meinesgleichen nicht am ſechſten Tage der Welt geſchaffen, ſondern bereits am fünften, da er die Erde allerlei lebendige Tiere hervorbringen hieß, inſonderheit das grunzende, quiekende, im Dreck ſich ſiehlende pecus suillum.

Es war noch nicht lange her, ich glaube ſeit wenigen Monden, daß ſich in Halle, als man einen Studenten der Gottesgelahrtheit mit Gewalt für des Herzogs von Deſſau Regiment werben wollte, die geſamte Studentenſchaft in ihren Landsmannſchaften öffentlich zuſammengerottet hatte, um ſich ſolcher Vergewaltigung mit den Waffen in der Hand zu widerſetzen. Da hatten ſie Anführer, die seniores und conseniores, gewählt, eine förmliche Verteidigung organiſiert und gar heftig rebellieret, alſo daß der Deſſauer quäſtionierten Studioſum, obwohl er ihn ſchon in die blaue Montur geſteckt, wieder hatte laufen laſſen müſſen, andernfalls der König von Preußen um ſeine jüngſte und frequenteſte Hochſchule gekommen wäre. Die Univerſität in allen ihren Gliedern ſtimmte darin überein, ſich den unerhörten Werbezwang nicht gefallen zu laſſen und lieber auszuwandern, als ein Titelchen von der akademiſchen Freiheit aufzugeben. Der Streit war alſo beigelegt, aber die Landsmannſchaften hatten die neue Organiſation, ſowie ihre Senioren und Conſenioren behalten, ſich auch den Komment, eigentümliche Geſetze, gegeben, die mit den Univerſitätsgeſetzen nichts gemein hatten, denen aber Burſchen und Füchſe lieber gehorchten, als jenen. Als Unterſcheidungszeichen trugen die Mitglieder der einzelnen Landsmannſchaften gleichfarbige Schleifen an den Raufdegen, was indeſſen bald nach meiner Ankunft in Halle durch ein königliches Reſkriptum verpönt wurde. In der Folge zeigte man die Farben in der Stadt nicht öffentlich, legte ſie aber bei jeder Kneiperei an und wagte es nicht ſelten, mit ihnen auf den Bierdörfern zu prahlen.

Mich nun hatte die Landsmannſchaft

der Sachsen, der ich durch meine örtliche Herkunft naturgemäß angehörte, schon am Thore eingefangen. Wer nicht wollte, brauchte einer Korporation nicht beizutreten und wurde dadurch Renonce, blieb aber trotzdem der speziellen Konstitution seiner Landsleute unterstellt. Dies wußte ich zunächst nicht, hätte ich's aber gewußt, so würde ich mir doch nimmer die Freude versagt haben, an dem fröhlichen Burschenleben als ein wackerer Bundesbruder teilzunehmen. Wie wonneselig trank ich an meinem Inskriptionstage mit den forschen Sachsenburschen Duzbrüderschaft, mit welch' heiligem Ernst beschwor ich die Konstitution meines Bundes, mit wie hohem Stolze befestigte ich Tags darauf, als mich der Senior Cordt Gödecke, ein Kalenbergischer, zu dem besten Schwertfeger von Halle geführt und mir einen langen Sarras ausgesucht, an diesem die Masche aus dem roten Bande der Saxonia. Zugleich mit mir waren noch einige andere junge Studentlein solcher Auszeichnung teilhaftig geworden, die wiederum Anlaß zu einem mächtigen Trinkgelage gab. Das wurde in einem Gasthause in der Stadt, genannt „Zur Weintraube", abgehalten und kostete uns krassen Füchsen, die wir schon in mancherlei Weise an unserm Geldbeutel erleichtert waren, einen hübschen Batzen. Zumal nicht, wie alltäglich in Bier, sondern in rheinischem Weine gekneipt wurde, Klingenberger und Rothhalter und wie die Sorten sonst noch hießen. Auch Bratwürste gab's in reichlicher Menge und hernach Toback, von dessen Qualm der Saal bald so erfüllt war, daß man ein Rappier hätte brauchen können, um sich durchzuschlagen. Und alles das mußten wir neueingesprungenen Füchse ponieren.

Der Kommers fand an zwei langen Tafeln statt. An der einen präsidierten der vorgenannte Senior und der Consenior Erich Grote, ein gefürchteter Schläger; zwischen ihnen saßen die übrigen Burschen und die bemoosten Häupter; am anderen Tische die Füchse, krasse sowie Brauder, und hielt bei uns der Fuchsmajor Harmen Sievers das Regiment aufrecht. Der stand bereits im vierzigsten Semester und war auch im wahrsten Sinne des Worts ein bemooster Haupt; denn während die anderen alamodisch ihr natürliches Haar durch zierliche Atzeln oder künstlich gebaute Allongeperücken verdeckt hielten, hingen ihm die nach Simsons Art von keiner Scheere berührten Haare, wie sie gewachsen waren, graumeliert und ungesalbt, zottelig um den Kopf, gleichwie um die Borke eines alten Fichtenstammes die Moossträhnen und Flechten hängen. Sein Gesicht paßte zu diesem Vergleich, es war von vielem Schwelgen rot und aufgedunsen, bepickelt und zudem durch Schmisse und Narben schraffiert, daß es solcher Borke ähnelte. In seiner Kleidung war er völlig reduziert und machte alles in allem einen ganz verwahrlosten Eindruck. Seine Eltern waren längst tot; die paar ererbten Groschen hatte er bald verposamentiert. Jetzt lebte er von der Barmherzigkeit der Bundesbrüder und der Gefälligkeit einiger Manichäer, die sich durch den Pump, den sie ihm gewährten, an anderen durch Wucherzinsen schadlos hielten. Eines eignen Losaments entbehrte er gern, tags über gab ihm die Kneipe Quartier, und wenn er es nicht vorzog, dort auf einer Bank zu nächtigen, so schlief er abwechselnd bei diesem oder jenem Fuchse, wer ihm gerade ein Plätzchen auf seiner Bude anbieten konnte. Was er eigentlich studierte oder welcher Fakultät er angehörte, weiß ich nicht, vielleicht hat er selbst es nicht mehr gewußt; das aber vermag ich zu bekunden, daß ich niemals wieder einen so gewaltigen Trinker gesehen habe, der anscheinend außer stande war, überhaupt betrunken zu werden. Da er das Wasser als Getränk verabscheute und auch sonst kein Wässerlein trübte, erschien er mir immer als eine leibhaftige Illustration unseres heimatlichen Sprüchworts: „Beer und Barmhartigkeit kamt bi em tosamen."

Dieses Harmen Sievers Amt war es, uns Füchse in allem, was uns von studentischen Regeln und Gebräuchen zu wissen nötig, in den Gesetzen des allgemeinen Komments, der Constitution und des Saufkomments zu unterweisen. An jenem obbemeldeten Abend war natürlich nur letzterer der Gegenstand unseres Studiums. Der Fuchsmajor lehrte uns das Vor- und Nachtrinken, was theoretisch weiter keine Schwierigkeit machte, praktisch aber doch bei manchem Füchslein auf natürliche Hindernisse stieß, da es galt, mit der Gurgelgeläufigkeit des alten Süffels gleiches Tempo zu halten.

Dann stieg bald einmal ein allgemeiner Cantus, wie zum Beispiel:

Ça donc, ça donc,
Ça donc, ça donc.
So le'm wir alle Tage
In der allerſchönſten Sauſtompanie!

Oder es ward eine kleine Sauſmette angeſtellt, bei der Singen und Trinken wie Frag' und Antwort abwechſelten, oder es kam ein Rundgeſang an die Reihe, bei welchem jeder den Namen ſeiner Liebſten nennen mußte, deren Wohl dann ausgebracht wurde. Da hörte man von allerlei Belinden und Selinden, Chloën und Daphnis und anderen nur in der Phantaſie exiſtierenden Herzenskönigiunen, dieweil die wenigſtens von uns bisher in das auf Erden fort und fortblühende Reich der alten heidniſchen Göttin Venus den Fuß geſetzt hatten.

„Bruder, deine Schöne heißt?“ richtete ſich jetzt die Frage an mich.

„Dörthlein!“ erwiderte ich nach kurzem Beſinnen; ich war wie überrumpelt und nicht ein einziger paſſender Name fiel mir ein. Unbändiges Gelächter ringsum, aber ehe ich grob werden konnte, brauſte von neuem der Chorus:

„Dörthlein, ſie ſoll leben!
Hundertfältig ſoll ſie dir
Tauſend Küſſe geben,
Ja geben!

Diesmal ſang ich den Refrain nicht mit, ſondern murmelte nur ein Wort für mich, das lautete: Eſel! — Am anderen Morgen erwachte ich natürlich mit einem Spatzenneſt unter der Hirnſchale, auch ſchien es mir, als ſäge jemand mit einer recht ſtumpfen und ſchartigen Säge in meinem Oberſtübchen — ei der Teufel, da hörte ich ja ganz deutlich das gräuliche Geräuſch dieſes Folterinſtrumentes, aber etwas weiter her. Ich ſchlug die Augen auf und ſah, daß ich ſelbſt auf dem Fußboden meines Zimmers lag, ein Kiſſen unter dem Kopf, die Beine mit meinem Rock bedeckt, in dem Bette aber ſchlief Harmen Sievers und ſchnarchte, als ſäge er um Stücklohn. Richtig, der alte Lorbas war ja geſtern Abend mit mir heimgeſchwankt und hatte ſein Burſchenrecht dem Fuchs gegenüber auf deſſen Bettſtatt ausgedehnt. Ein weiteres prae beanſpruchte er nicht. Als ich hernach ihm mein Morgenſüpplein anbot, ſchlug er es aus und erklärte, ſolch Geſchlipper tauge nicht für ſeinen Magen, er wolle gehen und ſehen, wo er einen guten Nordhäuſer kriege, der thue ſo lieblich, als werde Einem neuer Odem eingeblaſen. Ich meinte darauf, für mich werde es wohl die höchſte Zeit ſein, ein Kollegium zu beſuchen, da ich bisher die Univerſität nur zur Inſkription betreten habe. Er gab mir Recht. „Sei fleißig, Füchschen,“ ſagte er, „und fange mit dem Studieren beizeiten an, ſonſt geht es dir am Ende wie mir; ich möchte wohl auch jetzt noch einen Anlauf dazu nehmen, verhoffend, daß ich's dann allmählich weiter bringen könnte; aber die Kräfte reichen nicht einmal mehr für den erſten pas aus. Da nennen ſie den alten Harmen Sievers überall, wo er's hören kann, einen forſchen Kerl, meinſt du aber nicht, Füchschen, daß ſie mich heimlich einen Lumpen und Pracher titulieren? Schweig ſtill, kannſt mir's glauben, ich höre es mit inneren Ohren, denn ein bißchen Scham hab' ich noch. Ein invalidus bin ich geworden zu ernſthaftem Thun und Treiben, und nun werde ich vor die Hunde gehen! Als alter Student, wofern man mich überhaupt bis Mathäi am letzten in Halle und unter den Burſchen duldet. Und was iſt die Urſach? Ein Semeſter oder ein paar darf man wohl ungeſtraft verbummeln, geht man aber dann nicht tambour battant auf die kleinen ſchwarzen Soldaten der Minerva los, die in den Büchern ſo ſchön in Reih und Glied aufmarſchiert ſind — dann Proſit die Mahlzeit! — an den reichgedeckten Tiſch des Lebens ſetzen ſich die anderen, die da rechtzeitig gocht und Examina gemacht haben: aber wer die Attacke verpaßt, verpaßt auch den Sieg, und da ſteht er, der Cujon, und hat's Nachſehen und bleibt, was er iſt, der verbummelte Student, hallelujah! Weißt du, Füchschen, einmal oder ein paarmal verſucht man's dann noch, die anderen einzuholen und ſteckt die Naſe in ſo ein vertracktes Buch. Ja, den Titel, den verſteht man, aber ſchon die nächſte Seite! Da kribbelts und wimmelts von den ſchwarzen Männchen, hierhin und dorthin laufen ſie, ohne Sinn und Verſtand — was ſag' ich? Die Bücher ohne Sinn und Verſtand? Nein, das alte unglückſelige Wurm, das nicht beizeiten ſich auf die Hoſen geſetzt, hat ſich ſelbſt um Sinn und Verſtand gebracht durch Faulheit und Suff und durch Suff und Faulheit. Zugeklappt die Scharteke, deren Weisheit ſich doch nicht kapieren läßt, und los mit dem Cantus: „Mihi est propositum, in taberna mori, vor dem Faß hab' ich ge-

lebt, soll vor'm Fasse sterben!" — Na, Harmen Sievers, nun sieh zu, daß du zu deinem Nordlicht kommst, du aber, Füchslein, lauf, marsch, ins Colleg!"

Als er sich wendete, um zu gehen, erscholl plötzlich von der Straße her ein großer Lärm. Es war, als werde mit Eisen gegen die Schwelle meines Hauses geschlagen, dazu hörte ich die Worte: „Heraus, der Wedekind, der Hundsfott, der schlechte Kerl, heraus, heraus!" Wir stürzten beide ans Fenster und sahen drunten eine Menge Studenten, von denen einer, in einen pommeranzenfarbenen Sammetrock gekleidet, mit seinem Hieber, an dem eine Schleife von gleicher Farbe, auf dem Stein vor der Hausthüre hin und her fegte, daß die Funken sprühten, wobei er jene Worte ausrief.

„Aha," sagte Sievers, „Die Märker! Und das wird wohl der neue Fuchs sein, mit dem sie sich seit ein paar Tagen dick thun, so ein Graf aus des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse. Na, Füchschen, der hat von deinem Einspringen in die Saxonia gehört und will sich mit dir schlagen. Es ist zwar unverschämt von den „Märkern", daß sie unseren Füchsen nicht Zeit zum Einpauken lassen, aber es hilft nichts, nimm den Hieber und komm!"

Mir war gar wunderlich zu Mute, daß ich sobald Händel kriegen sollte, aber es blieb keine Zeit zum Nachdenken. Schnell den Sarras aus der Scheide und dann hemdsärmelig die Treppe hinunter. Als wir vor die Thür kamen, hatten sich auch schon einige meiner Bundesbrüder, darunter der Consenior, eingefunden, die in der Nähe wohnten und den Skandal gehört hatten. „Prosit, Fuchs!" rief mir Erich Grote zu, „und halt dich brav!"

Einer von den „Märkern" fragte ihn: „Kann die Mensur steigen?" und erklärte, sobald dann Grote genickt:

„Dann werd' ich unserm Fuchse sekundieren."

„Und ich dem Wedekind!" erwiderte mein Consenior.

Darauf, ohne jegliche weitere Vorbereitung, hieß es:

„Legt Euch aus! — Los!" Und nun begann ein wunderbares Gedresche. Der „Märker" verstand ebensowenig vom Fechten als ich, mußte wohl ein rechter Renommist sein, morgens in aller Nüchternheit auf sein und anderer Leute Haupt Mord und Totschlag heraufzubeschwören! Wir schlugen beide tapfer drauf los, die Fleischhackerei dauerte aber nicht lange. Kaum hatte jeder dem anderen ein paar Flächlinge übergezogen, da hub ein neuer Lärm an in unserer nächsten Nähe. Eine schrille Stimme stieß die Worte aus: „Pax! Pax! Sub poena relegationis!" Dazwischen rief mir Grote zu: „Hau Prim!" Ich thats, meinem Gegner schoß ein Blutstrahl unter der Perücke, die sich schon vorher verschoben hatte, hervor; dies sah ich gerade noch, dann packte mich eine Faust von hinten und riß mich durch den Haufen der Umstehenden.

Es war der Pedell, und die Folge meines ersten Duelles war die Bekanntschaft mit dem Karzer, in den mich der Herr Syndikus der Universität in Anbetracht dessen, daß ich der Provozierte gewesen und noch unbescholten war, nur auf eine Woche steckte. Im allgemeinen war man dort strenger in der Bestrafung von Händeln. Als ich die lustige Kabache verließ, spazierte der Pommeranzenfarbene, der bis dahin an seinem Schmisse gelegen hatte, auf die doppelte Zeit meiner Klausur hinein.

Mit guten Vorsätzen ist der Weg zur Hölle gepflastert. Aus dem beabsichtigten Kollegienlaufen war ein achttägiges infernalisches Gelage im Karzer geworden. Nach meiner Freilassung hatte ich erst recht keine Zeit und Lust, den artigen Studenten zu spielen, ging vielmehr schnurstracks auf die Märkerkneipe und kontrahierte mit sämtlichen Pommeranzenfüchsen, soviele ihrer waren, in eiserner Münze zahlbare Obligationen. Nun hatte ich vorläufig genug damit zu thun, eine dieser Verpflichtungen nach der anderen zu lösen. Da gab es manchen Strauß, blutig für meine Gegenpaukanten, oder auch für mich selber, obschon ich mich bald in der Fechtkunst hervorthat. Ihr widmete ich ein gründliches Studium und brachte das Erforderliche mit auf den Fechtboden nach dem Sprichwort:

Wer fechten will, braucht die drei Dinge:
Flinkes Aug', starken Arm und scharfe Klinge.

Vom Pedell ließ ich mich aber nicht mehr abfassen: seit jenem Duell vor meinem Hause war man in solchen Dingen vorsichtiger geworden und trug die Händel

fortan heimlich aus, in Wirtshäusern und auf Studentenbuden, vornehmlich aber in Wirtschaften der Bierdörfer um Halle.

Auch andere Suiten, als blutige, führten uns hinaus, und ich denke noch jetzt in rosiger Erinnerung an die Fahrten nach dem Giebichenstein und dem Petersberge, an die entzückenden Stunden, wenn das leichte Boot auf der Saale schaukelte, der Mond seinen silbernen Glanz auf die leis plätschernden Wellen und die Freundschaft elysische Strahlen in die jugendlichen Herzen ergoß.

Item, es war Vielerlei, das mich von dem Studium der Gottesgelahrtheit abhielt, und hab' ich in den drei Semestern, die ich in Halle zubrachte, mich mit allem, was zum fröhlichen Burschenleben gehört, weidlich beschäftigt, nur nicht mit dem, um dessenthalben mich mein Vater auf die Universität geschickt. Harmen Sievers gab mir nimmer wieder den guten Rat, ins Kolleg zu laufen, seine Jeremiade hatte ich bald vergessen, dagegen trieb mich dann und wann ein leichter Katzenjammer, den ich nicht spazieren führen oder durch Hundehaare-Auflegen heilen mochte, in einen Lehrsaal; doch ich kam mir zu fremd dort vor, als daß ich festen Fuß hätte fassen können. Viel Fleiß herrschte bei meinen Bundesbrüdern, namentlich den jüngeren, auch gerade nicht, indessen wußten die meisten trotzdem die Anforderungen des landsmannschaftlichen Lebens mit denen der alma mater in einen gewissen Einklang zu bringen, so daß ihnen die Zucht in der Korporation nicht geschadet, nicht wenigen sogar erheblich genutzt hat, indem sie den unselbständigen und schwankenden Gemütern, den pedantisch erzogenen und kleinlich angelegten Jünglingen auf die Beine verhalf, die sonst unter dem Studiertisch verhutzelt wären, oder ihnen einen festen Charakter bildete, den sie hernach im Weltgetriebe nötig hatten, oder sie mit frischem Selbstvertrauen erfüllte, das sie später leicht auf einen grünen Zweig brachte.

Ich selbst habe oft im Leben die gute Nachwirkung jener straffen Zucht verspürt, zunächst aber machte mich die Saxonia der Fridericiana völlig abspenstig. Nur einer einzigen Herrin zu dienen, schien mir möglich, und die Göttin der Freundschaft lockte mich mehr, als die strenge Minerva. Dafür aber, daß ich dieser den Rücken wandte, rächte sie sich empfindlich, indem sie ihren Schleppträgern, dem Herrn Prorector und dem Syndicus, die Gelegenheit an die Hand gab, mich zu relegieren. Die Landsmannschaften hatten es schon immer etwas toll getrieben mit nächtlichen Umzügen in fratzenhaften Verkappungen und unziemlichen Narrenkleidern. Dabei ging es allemal überall lärmend her, türkische Musikkorps paukten und trompeteten an der Spitze, und das harmlose oder neugierig sich herandrängende Volk wurde mit Schwärmern und anderm Feuerwerk beworfen. Zuletzt war der Unfug unerträglich geworden; Wachen, Magistratspersonen, mißliebige Professoren hatte man verhöhnt, selbst vor dem Hause des Fürsten von Dessau ungebührlichen Skandal veranstaltet. Da verbot der Dr. Lange, unser derzeitiger Prorector, diese Umzüge ohne alle Ausnahme. Das nahm die Studentenschaft gewaltig übel und beschloß, dem Verächter der Janitscharenmusik eine solenne Katzenmusik zu bringen. An einem späten Winterabend gelangte dieser Beschluß zur Ausführung, und eine unzählbare Menge von Studenten beteiligte sich an dem herz- und ohrenfeindlichsten Konzert, das jemals erhört worden ist. Schnell hatten die Mißtöne Schaarwächter und Pedelle herangelockt. Seine Magnificenz erschien an einem Fenster seiner Wohnung und erließ an das Volk der Häscher die Aufforderung, die Haupthähne der lieblichen Kapelle zu verhaften. Das war das Signal zu einem fürchterlichen Pereat von seiten der Studenten, auf welche sich nun die Schnurrbärte und Pudel stürzten. „Licht weg!" und „Bursche heraus!" erscholl es durch Gassen und Straßen, der Tumult wogte hin und her, man schlug hüben und drüben mit Hiebern und Stangen auf einander los, Blut floß und schrie nach neuem Blut, Steine flogen durch die Luft und in die erleuchteten Fenster hinein, vornehmlich in die der Magnificenz, Schüsse knallten, man wußte nicht woher, aber die Studenten meinten, man habe auf sie gefeuert, der Prorector hab's befohlen — und nun hielt nichts mehr den rasenden Haufen der Musensöhne — das Haus des Dr. Lange wurde gestürmt und von Grund aus demoliert. Er selbst war rechtzeitig hinten hinaus entwischt, sonst hätte man

sich in der entfesselten Wut sicherlich an seiner Person vergriffen.

Als die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Stätte des Kampfes und der Verwüstung beleuchtete und die vermeintlichen Sieger sahen, was sie angerichtet, was sie sich eingebrockt hatten und über kurz oder lang auslöffeln mußten, da überkam manchen ein gehöriger moralischer Katzenjammer. Geschwinder wie er entstanden, verlief sich der Tumult, und geschwinder als man wünschte, kam das Strafgericht, das außer mir, wo ich der Unthaten schon eine erkleckliche Anzahl auf dem Kerbholze hatte, noch eine ziemliche Menge braver Burschen aus dem Heiligtume der Fridericiana und der Bannmeile der Stadt Halle verwies.

Ich war nun relegiert. Obdachlos, ein Student ohne das Heim, das ihn schützt, ohne den Boden, der ihn nährt, ohne das Lebenselement, das ihn erst zum Studenten macht, und ohne welches er nichts mehr bedeutet, als der Philister, den er bis dahin verächtlich über die Achsel angesehen hat. Ein Glück für mich war's, daß mir das Studium nur auf den preußischen Universitäten, nicht aber in Helmstedt verschränkt ward, wohin ich ja doch, wenn auch sonst erst ein Semester darauf, hätte gehen sollen. Nun mußte ich mich, früher als ichs gewollt und gebraucht, von meinen Freunden und dem lustigen Hallenser Leben losreißen, und das war mir eine recht bittere Pille. Ein weniges wurde diese dadurch überzuckert, daß mir die Sachsen einen feierlichen Komitat zum Thore hinaus gaben; was Pferde hatte bekommen können, war beritten; ich selbst fuhr mit dem Senior in einer glänzenden Kutsche, die von sechs Pferden gezogen wurde, wie man es sonst nur bei Grafen findet; Gesang und Vivatrufen. Nun kam der Abschied, natürlich bei einem festen Männertrank. Viele Thränen flossen, und das Gelübde unwandelbarer Freundschaft durch alle Fernen des Weges und der Zeit wurde mit diesem und jenem erneuert. Endlich ging man auseinander. Die alten Bundesbrüder zogen nach Halle zurück, ich blieb in dem Wirtshause einsam sitzen.

Hier hielt ich mich eine gute Woche auf, um einen Brief meines Vaters zu erwarten. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, daß er, soviel an mir läge, von meiner Relegation nichts erfahren sollte, und ihm deshalb alsbald nach dem Erlasse des akademischen Strafurteils geschrieben, ich hätte das Leben in Halle jetzt satt und möchte meine Studien in Helmstedt fortsetzen, sofern er solches genehmigte. Daß letzteres ohne weiteres der Fall sein würde, war mir gewiß, denn meinem Vater hatte es aus den häufigen Bettelbriefen um Geld und vielleicht auch gerüchtsweise, denn Fama kennt keine Hindernisse, nicht verborgen bleiben können, daß ich in den drei Semestern ein rechter Thunichtgut im Sinne der Philister geworden war. Auch jener letzte Brief, den ich von Halle aus an ihn richtete, enthielt ein artiges Schuldenverzeichnis, zugleich aber, um den Empfänger günstig zu stimmen, das Versprechen, ich würde mich in Helmstedt bei dem Magister Meinert, den jener noch aus seinen Studienjahren kannte und welcher Studenten Kost und Quartier gab, einmieten. Die Antwort traf ein, wie ich sie erwartet, und wurde mir von einem meiner Freunde, den ich damit beauftragt hatte, sie abzufassen, nach meinem Versteck gebracht. Himmel! was war's für eine Strafepistel! Solch' ärgerlichen Text hatte mir der Alte doch noch nicht gelesen. Die Hauptsache aber, Geld war da, so daß ich noch einen ordentlichen Rudel von Bären abbinden konnte; die Genehmigung zum Abmarsch nach Helmstedt war gleichfalls da und von der Relegation wußte mein Vater nichts.

Acht Tage darauf sah ich die Türme meines neuen Bestimmungsortes vor mir. Ich war auf Schusters Rappen geritten, denn zu fürnehmeren Bewegungsmitteln reichte die Baarschaft nicht, die ich aus dem hallischen Schiffbruch gerettet. Unter einem Busch an der Landstraße verschnaufte ich von dem letzten tüchtigen Marsch. Da lag es also vor mir, das Nest, das die Ehre haben sollte, die ferneren Thaten des forschen und honorigen Studenten Laurenz Wedekind zu schauen. Ich gedachte, es dort wie ehedem in Halle zu treiben, lieber noch toller, obwohl mir die Aussicht auf das Professorenburschentum nicht sehr verlockend erschien.

Professorenburschen nannte man nämlich von früherher, aus den Zeiten des Pennalismus, der sich gerade in Helmstedt recht lange erhalten hatte, die Haus- und Tischgenossen der Professoren, welche letztere, da sie überaus

ärmliche Honorare erhielten, auf Logierburschen und Kostgänger angewiesen waren. Solche Professorenburschen standen auch damals noch, wie ich mir öfters hatte sagen lassen, unter den der Studien wirklich beflissenen Studenten in ausnehmender Achtung; die vielen Vorrechte aber, die sie in älterer Zeit vor den Bürgerburschen gehabt, waren ihnen längst beschnitten. Ihnen hatten einst in Kirchen und Kollegien die besten Plätze gebührt, dorthin hatten sie ungestraft die Hunde mitnehmen dürfen, ihr Privilegium war es gewesen, vor dem Ausgießen gewisser Geräte nur einmal „Kopf weg!“ aus dem Fenster zu rufen, wogegen die Bürgerburschen, was hernach Regel für alle geworden war, dreimal diesen Warnungsruf geben mußten; gedachte Vorschrift wurde zu meiner Zeit allgemein in der Weise umgangen, daß man bloß einmal die Worte: „Dreimal Kopf weg!“ auf die Straße hinunterschrie und dann ohne Zögern die ehrsamen Passanten in die Gefahr des gräulichen Bades brachte.

Von der Wichtigkeit des Professorenburschentums hielt ich also nicht viel; noch weniger, schien's, eine stramme Dirne, die mir unweit der Stadt begegnet war. In meiner Großspurigkeit hatte ich auf der langen Reise mehr als einem mir Begegnenden „Hut ab!“ zugerufen, „Hut ab vor einem forschen Helmstedter Bruder Studio und Professorenburschen!“ vermeinend, daß ich mit der letzteren Bezeichnung ganz besonders imponieren würde. Mit jenem Gruß hatte ich auch, des Unsinns ganz und gar nicht eingedenk, die Helmstedtische Jungfer angeschrieen. Die aber drückte sich nicht devot vorbei, wie ich's bisher erlebt, sondern blieb stehen, stemmte die nackten Arme in die Hüften und blickte mich mit ihren blanken Zähnen an. Da wußte ich, was bei ihresgleichen ein Professorenbursche galt. Und wie diese selbst sich schätzten, erfuhr ich, als ich unter dem Busch an der Landstraße rastete. Ich hatte ein Weilchen vor mich hingeträumt, da wurde meine Aufmerksamkeit plötzlich von Hufschlag und menschlichen Stimmen erregt. Von der Stadt heran flog eine dicke Staubwolke nach meiner Richtung, und ehe ich mich von dem Rasenbett erhoben, war schon eine Kavalkade gutgekleideter Jünglinge, Studenten, wie man sofort sehen mußte, an mir vorbeigaloppiert. Als ich mir den Staub aus den Augen gewischt hatte und im Begriff war, weiter zu gehen, brachen zwei andere Studenten, die ich vorher nicht bemerkt, ein paar schmächtige Kerlchen mit alten Gesichtern, aus dem Gebüsch. Der eine rief mir zu:

„Gott sei Dank, Herr Kommilitone, daß wir allesamt vor den Raufbolden rechtzeitig ins Holz retiriret, hätten uns andernfalls übler Händel versehen können, zum mindesten wären wir in die Gefahr geraten, ungeritten zu werden oder mit ihren langen Hetzpeitschen eins aufgeledert zu kriegen.“

„Meint Ihr's wirklich?“ frug ich lächelnd und schlug unwillkürlich mit der flachen Hand an meine Degenscheide.

„Da kennt der Herr Kommilitone die Pommern nicht?“ war die Gegenfrage. „Das sind Satanskerle und ihr Senior, der ihnen voraufraste, der von Krockow, ist der Teufel Oberster. Der fürchtet weder Gott noch Welt und lebt einen schandbaren Tag. Jetzt werden sie wohl nach Mansleben reiten, bei dem Krüger ihren höllischen Durst zu stillen. Selbiger heiratet zu Johanni des Metzgermeisters Mengelbier Älteste, die der von Krockow in Unehr gebracht hat. Was will der Herr? Der Krüger braucht Geld ins Geschäft, und der von Krockow hat pour réparation de l'honneur heidenmäßig geblecht, das weiß ich von der Meisterin selbst. Na, er hat's ja, und den Herren Edelleuten darf man solche Affären nicht gar verargen. Der Herr Kommilitone haben übrigens einen stattlichen Degen an der Seite und kommen wohl aus Jena zugereist?“

Das ist mir ein schöner Gesell, dacht ich, der sich vor Händeln fürchtet und Altweiberklatsch im Munde führt. Aber ich sprach nichts dergleichen aus, sondern erklärte kurz, daß ich aus Halle käme, mich auf dem Juleum immatrikulieren lassen und bei dem Professor Meinert um ein Quartier bemühen wolle. Da fragte mich der andere, der bisher geschwiegen hatte, ob ich der Theologe Laurentius Wedekind aus Lüdersdorf im Cellischen sei, und als ich verwundert bejahte, teilte er mir mit, er gehöre zu den Convictoristen des Herrn Magisters Meinert, der gestern von meinem Vater einen Empfehlungsbrief erhalten habe und sich freue, mich in sein Haus aufzunehmen. Dann führten mich die beiden Altgesichter in die Stadt nach meinem neuen Domizil. Und

gewann ich unterwegs noch öfters Gelegenheit, über Professorenburschen — auch der Klatschmichel war einer — innerlich zu kopfschütteln. Da machten die pommerschen wilden Jäger doch einen ganz anderen Eindruck; nur das von dem Krockow, das mir der Kommilitone erzählt, wollte mir nicht gefallen. Hatte mich bis dahin um die Frauenzimmer wenig gekümmert, und wenn ich an eins gedacht, so war's an das Dörthlein zu Hause, dessen Antlitz mir noch immer wie ein Engelsköpfchen durch den Nebel geleuchtet, der sich allmählich um mein Dasein legte. Solch Bild hatte keine schlimmen Gedanken daneben aufkommen lassen. In Helmstedt war's, wo es allmählich verblaßte und ich in den Sumpf gerieth, in dem der gute, alte Harmen Sievers rettungslos versunken war. Aber, „mit wem der Dämon Böses vorhat, dem unnachtet er vorher den Sinn" heißt es in einem alten griechischen Scholion, und so geschah es mir, daß ich der Lehre des versumpften Fuchsmajors uneingedenk blieb, Leichtsinn aber, Trotz und Faulheit mich gänzlich übermannten. Dazu meine angeborene Eitelkeit, auf der Universität anerzogene Renommisterei, und — der candidatus lumpacitatis war fertig. Doch mir unnachtete ja der Dämon den Sinn, und ich glaubte wunders was rechtes zu sein.

Als ich am ersten Abend an Magister Meinerts Tische saß, kam ich mir wie ein Falke unter Dohlen und Krähen vor, mit denen längere Gemeinschaft unmöglich.

Der Professor war ein trockenes Männlein, das die größte Lust am Disputiren zeigte und mit seinem Dutzend Tischgenossen in unaufhörlicher lächerlicher Wortfehde lag. Seine Frau Eheliebste, die ihm gegenüber an der Tafel saß, war das genaueste Gegenteil von ihm, dick und fett und überaus schweigsam; ihre einzige Beschäftigung bestand darin, ihren Leuten die kärglichen Happen, die es gab, in den Mund zu zählen; sie selbst aß währenddem fast gar nichts und wird sich ihre gesegnete Leibesbeschaffenheit wohl an heimlichen Speisekammerfreuden angeweidet haben. Dann war noch die Demoiselle Tochter dieses edlen Paares am Tisch, dürr und wortplätscherig wie ihr Vater, gelb trotz einer Zigeunerin. Sie disputirte eifrig mit ihrem Nachbar, anscheinend dem gefahrtesten Haupte der Miteffer, über Beelzebub und höllischen Hexengränel und war so erfüllt von ihrem Thema, daß sie, nach Art des Chamäleons alle Augenblicke anders schillernd, auch dem Auge des Beobachters kundthat, was gerade der Gegenstand ihres Gespräches war und infolgedessen bald wie ein spanischer Ketzerrichter, bald wie ein Mitglied der Hexenzunft selber aussah. Wem sie und ihr Partner mit Wollust ein Feuerchen anheizten, das war der hallische Professor Wolf, der einzige Hochschullehrer, der mir bis dahin wegen des Freimuts, mit welchem er abgestandene Doctrinen bekämpfte, einige Achtung abgenötigt hatte, ein Mann, der in dem Meinert'schen Kreise ein abscheulicher Religionsverächter und Irrlehrer geschimpft wurde. Die Augen der Demoiselle glänzten wie Funken, die von angezündeten Schwefelfäden fallen, als sie dem Wolf ein Ende mit Schrecken prophezeihte. Und dabei hieß der gelbe Tater Dorothea, wie mein trautes Schwesterlein!

„Herzlichgeliebter Herr Vater," schrieb ich in meinem nächsten Briefe nach Hause, allerdings nicht gleich, sondern erst, als ich wieder in tüchtiger Geldklemme saß, „Euch hat nimmer der Antichrist den Finger gelenkt, als Ihr den übeln Spruch für die Helmstedter Professores gedäumelt, denn es ist die pure Wahrheit, daß ihre Götzen Wind und eitel sind, besonders aber dem Herrn Magister Mainert seine."

Es kam bald, wie es zwischen Falk und Dohlengezücht nicht anders sein kann. Der Gründe, die dem Herrn Professor und den Seinigen meinen Aufenthalt in dem Hause unleidlich machten, fanden sich im Handumdrehen ebensoviele, als Umstände, die mir die gleißnerische Gesellschaft verekelten. Ich hatte mich auch in Helmstedt bald wieder an diejenigen meiner Landsleute angeschlossen, die die Fahne des fröhlichen Burschenlebens hoch hielten, dagegen die alma mater Juliana möglichst aus der Ferne verehrten. Zwar war die Zucht in den Landsmannschaften daselbst nicht so straff, das Einstehen aller Brüder für den Einen und des Einen für Alle nicht so selbstverständlich und herzlich, überhaupt die ideale Seite des Korporationslebens nicht so ausgeprägt, wie in Halle, dafür ging es unter den Studenten, sofern sie nicht in die Art der Meinertschen Kameele eingeschlagen waren, desto wilder und stürmischer zu. In dulci jubilo vom Sprung aus dem Bette bis zum Hineintaumeln ins

Bett. Ich versuchte hin und wieder, mich auf die Studierbüchsen zu setzen, aber kam meist nur bis zum Titelblatt der Bücher, deren Studium die geschwänzten Kollegia ersetzen sollte; bis zum Titelblatt; schon auf der nächsten Seite kribbelten und wibbelten die schwarzen Männchen durcheinander ohne Sinn und Verstand. O, Harmen Sievers!

Das Kopfverkeilen schmeckte und steckte nicht; mit meiner Klinge, die ich nicht verrosten ließ, legte ich mehr Ehre ein; Allotria, wie die Bierspiele Pereat und Quodlibet machten mir mehr Vergnügen. Jetzt übte ich auf dem Fechtboden oder stand auf blutiger Mensur, jetzt war es Zeit, einen lustigen Bummel zu machen, dann kam der Abend mit seinen Kommersen. Dazwischen hallte meine Bude oder die eines Bundesbruders, wo wir gerade zusammengekommen waren, die Luft mit Tobaksqualm verdüsternd, und Kanne auf Kanne des Helmstedtischen Klapitts hinuntergurgelnd, von dem Singsang des Quodlibets wieder:

Herr Buffert ist ein braver Mann,
Trinkt gerne cerevisiam,
Und hat er kein pecuniam,
Versetzt er seine tunicam.

Dieser „Herr Buffert" wurde ich recht häufig, denn da die Gelder von Hause immer spärlicher flossen, der Durst aber stets der gleiche blieb, wo nicht gar zunahm, so wanderte der rotsammtene Leibrock, auf dessen Propreté ich in Halle noch viel gehalten, oftmals zum Juden. Dann hieß es entweder Stubenhocken, bis Moos zum Auslösen da war, oder hemdsärmelig umherflankieren, was für keine Schande galt und auch nicht besonders auffiel.

In dem ersten Semester, das ich auf dieser Universität zubrachte, hielt ich es noch mehr, wie später, mit der Steigerung meines in Halle erworbenen Fechterruhmes.

Wer von Jena und Helmstedt kommt ungeschlagen,
Der kann von großem Glücke sagen,

so singen sie noch jetzt; auch ich bin ungeschlagen von Helmstedt gegangen, jedoch manches Muttersöhnchen, sowie die renommirtesten Fechter und Raufbolde hat mein Sarras gezeichnet. Sollte mich eigentlich schämen, mich dessen zu rühmen, aber meinen Fechterruf hat mancher Student in weiteren Kreisen ausposaunet, und ein mannhaftes Vergnügen war's doch, trotz alledem und alledem.

Zu Anfang des folgenden Semesters, nachdem ich wegen meines unregelmäßigen, oder doch nur in renommistischen Thaten regelmäßigen Lebenswandels mich längst aus Magister Meinerts Hause verabschiedet und bei dem Schuster Schwenke Quartier genommen hatte, begab es sich, daß eine Komödiantengesellschaft in Helmstedt einrückte. Da gab's mir bis dahin unbekannte Unterhaltung ergötzlicher und trauriger Art. Unter den Komödianten war auch ein Frauenzimmer, die Demoiselle Finette, die spielte die Königinnen und Prinzessinnen, obschon es derzeitig als Unsitte galt, wenn Weibsstücker auf der Bühne erschienen, weshalb andere Prinzipale darauf hielten, daß die Heldinnen im Schauspiel durch junge Burschen tragiret wurden. Die Demoiselle Finette aber war ein wunderhübsches Frauenzimmer, deren Auftreten dem Prinzipal die Kasse gehörig füllte. Daher mochte er sich über den gemeiniglichen Gebrauch, sowie über das Geträtsche der Professorenweiber und die Scheelsucht ihrer sittsamen Töchter leicht hinwegsetzen. Uns Studenten war die Demoiselle, wenn sie mit ihren lachenden Rosenlippen, den blitzblanken Äuglein, den graziösen Trippelfüßchen auf der Szene erschien, zweifellos viel lieber, als die ausgekleideten Lümmels, die an die Phantasie junger Männer den Anspruch erhoben, für liebreizende Göttinnen, Nymphen und Schäferinnen gehalten zu werden.

Da ich gerade meinen Wechsel bekommen hatte, so ging ich, anstatt Haus- und Speisephilister zu befriedigen, Abend für Abend in die Komödie, wo die Studenten unter den vordersten Zuschauern zu stehen pflegten. Ich und einige andere riskierten es auch bald, uns auf der Bühne Platz zu verschaffen, auf der für die Professoren der Universität und sonstige Honoratioren der Stadt mehrere Reihen Stühle reserviert waren. Da bot sich mir häufig Gelegenheit, der Demoiselle Finette in die runden Guckäuglein zu schauen, und der lose Schelm Amor narrte mich, daß ich wie ein dummer Vogel auf die Leimrute kroch. Das war ein Locken, ein Scheuchen, ein heimlich Grüßen, ein stilles Spotten, ein süßes Fragen, ein kaltes Abweisen, was die Schöne mit den Augen verstand und an mir in Liebessachen gänzlich Unerfahrenem übte, daß mir bald ganz schwül ums Herze ward. Nun glaubte ich, ich sei ihrer Neigung gewiß, dann wandte sie sich ab und tiraillierte mit

den Blicken gegen meinen verhaßten Rivalen, den von Krockow, den ich auf der Mensur bereits regelrecht abgeführet hatte, der es sich aber nichtsdestoweniger einfallen ließ, mir bei Finetten ins Gehege zu kommen. „Der Teufel soll den blaublütigen Junker frikassieren!“ fluchte ich durch die Zähne, wenn es dem kleinen Racker auf den rosa Stöckelschuhen wieder gelungen war, durch kokette Seitenblicke nach dem Pommern den Dämon der Eifersucht in mir zu entfesseln. Weil ich ihr meines Herzens Erstlinge gereicht, glaubte ich ein ausschließliches Recht auf ihre Affektion zu besitzen.

Eines Abends, wie ich die Treppe von meiner Bude hinuntergehe, um vor dem Schauspiel noch etwas durch die Straßen zu flanieren, flitzt aus meines Hauswirts Thür eine behende Jungfer in neumodischer pelzbesetzter Kontusche, ein buntes Seidentüchlein um die Frisur gelegt. Im spärlichen Lichtschein, den des Schusters Kugel durch den Thürspalt warf, erkenne ich meine Angebetete, sie mich auch. Ich verbeuge mich höflich vor ihr, wie ich's seit Jahren vor keinem mehr gethan, sie knixt einige Mal und lispelt: „Hélas! Monsieur l'étudiant!“ Ei, da muß ich ja sein antworten und frage sie, aber auf deutsch, ob ich sie nicht hinausgeleiten dürfe, nach ihrer Behausung. Sie acceptiert, gleichfalls in deutscher Sprache, denn ihr Französisch war, wie ich später bemerkte, nicht weit her; ich reiche ihr artig die Hand, in die sie behutsam und mit der Affektation einer großen Dame ihre Fingerspitzen legt, und dann führe ich sie durch die abendlich dunkeln, nur hier und da von blindscheibigen Laternen mäßig erleuchteten Straßen. Laurentius Wedekind auf dem Katerstieg! Obwohl wir eine tüchtige Strecke bis zu dem Gasthause hatten, wo die Komödianten logierten und auch das Theater aufgeschlagen war, sprachen wir herzlich wenig. Mir klopfte das Herz, wie noch nie; weshalb ihr Plappermäulchen, das von der Bühne herab die solidesten Ohren nervös machen konnte, stille stand, weiß ich nicht zu sagen. Unter dem Thorwege neben dem Wirtshause nahmen wir Abschied; sie rief mir à revoir zu, und ich drückte ihr in bärenhafter Weise das Händchen. Da schrie sie: „Ach, Sie Bösewicht!“ entriß mir das Pfötchen, gab mir einen leichten Schlag auf die Wange und lief über den Hof. In der Thür des Hintergebäudes wandte sie sich um, und als sie mich noch auf demselben Flecke stehen sah, die Hand unwillkürlich auf die geschlagene Stelle gelegt, kam sie hurtig zurück, fiel mir um den Hals und gab mir einen schallenden Schmatz. Da war's mit meiner Blödigkeit vorbei.

Von jenem Abend an war ich dem schönen Schmetterling mit Leib und Seele verfallen und hatte manches Rendezvous mit meiner Schockscharmanten, zuerst im Dunkeln hinter den Thüren und wo es sich machen ließ, hernach trieben wir's auch ganz ungeniert bei Tage und auf den belebten Straßen, wo ich Arm in Arm mit ihr lustwandelte, als schicke es sich so für einen Studiosum und Sohn rechtschaffener Eltern. Es blieb aber nicht bei dem Karessieren und Auszahlen von allerlei monnaie d'amour, vielmehr folgte ein recht lebhafter Kurs von silbernem Gepräge aus churfürstlicher Münzstätte, indem meine Liebste eine derartige Begier nach Schmuck und Tand äußerte, daß ich wohl oder übel die Thaler rollen lassen und binnen kurzem Himmel und Hölle in Bewegung setzen mußte, um überhaupt noch ein paar Räder zusammengepumpt zu kriegen. Konnte ich ihr einmal nicht ganz nach Willen thun, so warf sie abends auf der Szene dem Krockow Blicke zu, daß ich fast Sinn und Verstand verlor vor Eifersucht und Ärger.

Und ich wäre durch sie wohl ganz und gar um Ehr' und Reputation gekommen, wenn sich nicht eines schönen Tages, als gerade die Komödie beginnen sollte, die Nachricht verbreitet hätte, Demoiselle Finette sei mit einem Kavalier durchgegangen. Am folgenden Morgen stellte es sich heraus, daß der von Krockow dieser Kavalier war. Das schlug wie ein Blitz bei mir ein. Im ersten Augenblick wollte mir das Herz springen vor Weh und Wut, ich packte meinen Hieber, um der Ungetreuen nachzusetzen, ihren Galan niederzuschlagen, sie mit Gewalt zurückzuführen, und was mir alles durch den verstörten Kopf ging — dann aber faßten mich Ekel und Scham; eine grenzenlose Verachtung des Mädchens überkam mich, das während es das Opfer meiner Liebe angenommen und mit mir scharmuziert, nach dem reichen Wüstling geangelt und sich dem wie eine gemeine Dirne an den Hals geworfen hatte, die Landfahrerin! Kaum war ein Monat

verflossen, da hörte ich, daß der Entführer sich von Greifswald her die Exmatrikel verschrieben habe. Ob er sein Schätzchen dorthin mitgenommen oder am Wege hat sitzen lassen, ist mir unbekannt geblieben.

Dieses Mißgeschick in Liebesaffären besserte mich indes nicht, ich wurde trotzigen Sinnes, verschwor mich, wenn ich einer eleganten Demoiselle auf die Dauer nicht recht gewesen, so würd' ich's wohl einem flotten Besen sein, und schaffte mir umsehens eine Liebste an, die nicht in pelzverbrämter Kontusche ging, nicht fein zu parlieren wußte, aber auch keine goldenen und silbernen Schmucksachen heischte, sondern glücklich war, wenn ich ihr einmal eine bunte Schleife schenkte und sie Sonntags auf den Tanzboden führte. Aber auch bei dieser zweiten Liaison blieb es nicht, ich trieb's unter dem langgezöpften Volke bald ärger wie der Großtürke und ward ein Lüderjahn aus dem ff.

Nach und nach verwilderte ich vollständig, innerlich und äußerlich, ließ mir einen wüsten Bart wachsen, kümmerte mich kaum noch um die gewöhnlichste Reinlichkeit und war ohne jegliches Examen vom candidatus lumpacitatis zum Magister dieser greulichen Fakultät avanciert.

Da erhielt ich jenen Brief meines Vaters, der mir die schwere Krankheit des Mütterleins meldete und, vom hellen Ton des Marienberger Glöckleins unterstützt, mich schneller, als es bei einem so verlotterten Menschen möglich schien, auf die Socken brachte des Weges nach Lüdersdorf.

Es waren drei starke Tagemärsche bis dahin, und erst gegen den heiligen Abend kam ich meinem Ziel nahe.

Das Wetter, bis vor wenigen Tagen feucht und stürmisch, war unvermutet in zeitgemäßen Frost umgeschlagen, auf Bächen und Teichen und in den Wagenspuren der Wege stand festes Eis, darüber hatte sich eine dürftige Schneedecke gebreitet. Ein frischer Nordost machte das Blut in meinen Adern gerinnen, so daß ich, um nicht zu verklamen, dann und wann einen kleinen Hundetrab anschlug. Ich begegnete nur wenig Menschen; wen ich traf, war wohl gerade so ein armer Teufel als ich; wäre nicht der Raufer an meiner Seite gewesen, so hätte man mich dreist für einen fechtenden Handwerksburschen halten können — aber der besitzt ja noch ein Felleisen, und ich — außer dem Sarras nichts, was einen Heller an Wert gehabt hätte.

Am letzten Nachmittage ließ die Kälte etwas nach, dafür fing es stärker an zu schneien, so daß es doch noch weiße Weihnachten geben sollte. Aber was kümmerte mich das! Hatte ich doch dreimal hintereinander dieses Fest erlebt, ohne Weihnachtsgedanken zu hegen, ohne Weihnachtsfreude zu fühlen, ohne den heiligen Abend anders, als in lärmender Zecher Kreise zu begehen und nach lärmender Zecher Weise! So sollt's ja auch fürder wieder sein, also weg mit den kindischen Sentiments! Die Schneeflocken hingen sich mir in den Bart und flogen mir in die Augen, daß ich aus dem Zwinkern nicht herauskam und, müd' und hungrig wie ich dabei war, gleich einem Angetrunkenen einherschwankte. Bald einmal glitt ich aus, dann wieder ging's eine lange Strecke über höckrig gefrorene Lachen, deren steinhartes Gekrille mir die Sohlen in den zerschlissenen Schuhen brennen machte. Ein scheußlicher Weg. Rab! Rab! krächzte es plötzlich über mir, und die Luft ward schier verdüstert. Rabenvieh! Teufelsvieh! Was kreuzet ihr meine Bahn, ihr Unglücksboten! Auch das noch! Wär' ich nur daheim geblieben bei meinen Kumpanen auf tobaksqualmdurchheizter Bude, hinterm sorgenbrechenden Krambambuli!

Aber da — horch! das feine Geläut!

Tritt herein,
Christlich Gemein'!
Christ segnet den Eingang und Ausgang Dein!

Der Schneefall war dünner, die Luft hellhöriger geworden. Kein Zweifel, das Lüdersdorfer Glöcklein war's, dessen vox clara mir jüngst bis nach Helmstedt getönt hatte, und dort die Ellern und Birken, die sich von dem großen Bruch her bis an die Straße zogen!

Als ich das erste Haus meines Heimatsdorfes erreicht hatte, trat eine Frau daraus hervor, dem Schmied seine; ich erkannte sie sogleich; war ja auch erst drei Jahre fort gewesen und hätte eine Lüdersdorfsche nicht augenblicklich wiedererkennen sollen?

„Guten Abend, Mutter Bödekern," sag' ich also, „kennt Ihr mich nicht?"

Eine Weile starrt sie mich dumm an.

„Herr du mein Gott!" schreit sie plötzlich auf, „des Herrn Pastors Studente! Nein,

und mit solchem Bart! Und bei all' dem Wetter zu Fuß! Wird das eine Freude sein für den hochwürdigsten Herrn Vater und die Frau Mutter und die Jungfer Schwesterchen! Nein, nein, Herr Laurenz! Wart' er mal, ich will's flink Meinem sagen, daß er wieder da ist."

„Laßt nur, Mutter Bödekern," unterbrach ich den Redeschwall des guten Weibes, „laßt nur, und sagt mir das Eine, wie geht's meiner Mutter?"

„O du meine Güte," erwiderte sie, „da hat der Herr Großes an uns gethan in seiner Barmherzigkeit, wie unser Herr Pastor sagt; die Frau ist wohlauf und gesund, wie ein Kienappel am Tannenbaum. Und der vornehme Doktor, den sie aus Celle hier gehabt, hat gemeint, das sei nur ein grausamer Schnupfen gewesen, ein russischer, oder was weiß ich, aber so einer, Herr Laurenz, der die Menschen mürbe kriegt, wie Meiner das Eisen auf dem Amboß. Und was hat sie gesund gemacht? Denk' er, Herr Laurenz, oder wie muß ich Ihn jetzt titulieren? Nicht alle die teuren Medizinen, die haben ja nur so nebenbei geholfen, aber hauptsächlich ist's die bittre Kälte gewesen, die wir seit letzten Advent haben, die hat sie gesund gemacht. Na, die Kälte! Ich hab' zu Meinem gesagt, Jochen, hab' ich gesagt, wenn die Kälte bei Leibe erhält, dann wohnt hier herum ja wohl allerhand armes Gesindlein, was erst 's nächste Jahrhundert ins Himmelreich kommt."

So schwatzte die Alte, und jedes Wort haftete in meinem Gedächtnis, als wär's das Evangelium gewesen. Mein Kopf, in dem mancherlei Geister rumoret hatten, Furcht, Hoffnung, Liebe, Ärger, war auf einmal klar und hell geworden. Und das gab mir meinen alten Trotz wieder. Solange ich in Furcht und Besorgnis um meines Mütterleins Zustand geschwebt, vermeinte ich, ein heiliges Anrecht auf den Schritt über die heimatliche Schwelle zu haben; jetzt, wo ich ihretwegen beruhigt war, wähnte ich, man würde mich fragen: „Was willst du hier, der du uns fremd geworden, fremd, nicht durch die lange Zeit, sondern durch deines Wesens Verkehrtheit?"

Was an kindlichem und heimatlichem Gefühl seit dem Advendsläuten in mir erwacht und rückständig geblieben, war jetzt wie fortgeblasen. Ich setzte mich auf die Bank vor unserm Hause, das ich mittlerweile erreicht hatte, und überlegte, ob ich eintreten oder umkehren solle; ob dahin, wo ich fremd geworden, oder dahin, wo ich mich heimisch wußte in Sumpf und Sünden.

Es war ganz dunkel geworden, meine Kniee schlugen vor Frost und Müdigkeit an einander und — ich ging ein zu der Pforte, aus der ich, ein unberührtes Gemüt, ein hoffnungsvoller Junge, gegangen war.

Als der verloreue Sohn des Evangeliums heimkehrte, war eitel Freude, die ihm entgegenjubelte. Aber er war ja auch erschienen mit Reue und Buße im Herzen: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße." Ich fühlte nichts davon in meinem Herzen, redete kein derartiges Wort, als ich den Eltern wieder unter die Augen trat, und — nahm auch nichts vom Jubel des Empfanges wahr. Der Vater blickte recht ernst; die Mutter, die von ihrer Krankheit fast hergestellt war, indessen mit einer Decke über den Knieen auf der Ofenbank saß, lächelte ein wenig, als sie sagte:

„Dank, daß du gekommen, lieber Sohn, wir haben dich lange nicht gesehen, und nun ruh' dich aus im Elternhause."

Aber war die von dem Fieber zurückgebliebene Schwäche daran schuld, oder hatte die Mutter sich die strenge Auffassung ihres Gatten angeeignet — genug, es war nicht mehr das alte Lächeln, mit dem sie mich sonst gegrüßt, wenn ich auch nur ein paar Stunden vom Hause fern gewesen. Und Dorothea? Wahrhaftig, ich hätt' sie kaum wiedererkannt! Als sie mir den Abschiedskuß gegeben, war's ein liebes, schlankes Kind, dem die Röcklein schier zu kurz geworden, dafür aber die goldgelben Zöpfe desto länger herabbaumelten. Jetzt stand ich einer erwachsenen Demoiselle gegenüber, die lange, wenn auch sehr einfache Kleider trug, ihre goldigen Flechten künstlich aufgesteckt hatte, keine Miene machte, mir um den Hals zu fallen, dagegen dem Bruder förmlich die Fingerspitzen bot und das „Grüß Gott, Bruder Laurenz!" klanglos über die Lippen brachte. — Erst als ich ein paar Stunden später mit ihr aus der Kirche,

Feuer im Pferdestall. Nach de

n Gemälde von Giuseppe Wabani.

wo der Vater vor einer in Lichterglanz ſtrahlenden Jeſukrippe homiliert hatte, zurückgekehrt war, und die ganze Familie um das weihnachtliche Abendeſſen, heiße Wecken in Milch, ſaß, wich die gedrückte Stimmung einigermaßen. Doch nicht ganz. Und ſo blieb es die Feiertage über. Weder meine Vergangenheit noch meine Zukunft ward berührt; um alltägliche Dinge allein drehte ſich das Geſpräch. Ein jedes von den anderen ſuchte ſoviel wie möglich ſich zu beſchäftigen, der Vater mit Studieren, Mutter und Tochter mit häuslichen Dingen. Es war klar, man trachtete danach, mir thunlichſt aus dem Wege zu gehen. Dieſe Überzeugung verhärtete mein Gemüt mehr und mehr.

Was ärgert ſie mein luſtiges Leben, fragte ich mich, wird doch der Ernſt noch früh genug kommen; zu was mir da die bittern Tropfen in den Becher der Freude träufeln, den ſie mir ja ſelber gereicht, als ſie mich auf die hohe Schule ſchickten? Was hab ich denn ſchlimmeres gethan, als andere meinesgleichen? Im Gegenteil, war ich nicht weit beſſer, wie ſo mancher, der als angehender Phariſäer ſich bemühte, ein Schafsfell um ſeine Wolfsnatur zu drapieren? Ich habe die Studien allerdings ein wenig verabſäumt — ein wenig, ſo beſchönigte ich meine ſtinkende Faulheit — aber zu Semeſtern laſſen ſich doch Semeſter legen; ich habe beinahe hundert Händel ausgefochten, aber hat das mir geſchadet? Wozu der ſtarke Arm und der friſche Jugendmut? Und ein Hundsſott, der ſich ungeſtraft anrempeln läßt! Ich bin ein Zechbruder geworden, aber hat das meine Augen getrübt und meinen Verſtand gelähmt? Ich habe Schulden gemacht, aber wenn der Sohn ſtudieren ſoll, muß der Vater blanke Räder rollen laſſen, das iſt ſo der Lauf der Welt! Ich habe mein Herz an leichtfertige Frauenzimmer gehängt, aber fand ſich wohl in der Fremde eine ſittige Hand, mich zu ſtreicheln? Item, ich bin in meinem vollen Recht und aber in meinem Recht, und was ſchert mich der Unmut derer, die es mir verkümmern wollen?

So brannte ich mich vor mir ſelber rein, gab den Narren meiner Eitelkeit und Bockbeinigkeit, anſtatt ſie zu peitſchen, ſüßen Zucker und beſchloß, dem Hauſe, wo der Sohn ſo ungaſtliche Herberge gefunden, baldigſt den Rücken zu kehren.

Es war am dritten Feiertag vormittags, als ich den Vater in ſeinem Studierkämmerlein aufſuchte, ihm in geziemender Rede meine Abſicht mitteilte und alsdann erklärte, der Wechſel, den er mir in der letzten Zeit geſchickt und gegen früher erheblich gekürzt, reiche nicht hin, mich fürder nach meinem Stande zu erhalten, weshalb ich ihn bitten müſſe, den Betrag zu erhöhen.

Er ſah mich zunächſt ſprachlos an, als habe er nicht ganz verſtanden, und fragte nach einem Weilchen:

„Hab' ich recht gehört, du verlangſt zu dem Lotterleben, daß du bisher geführt haſt und anſcheinend weiter zu führen gedenkſt, noch mehr, als ich dir bereits geopfert?“

„Ja,“ antwortete ich kühl, „aber der Herr Vater redet unbillig, wenn er mein Leben als Lotterleben bezeichnet.“

„Das ſoll kein Lotterleben ſein, wenn du Tag für Tag auf der faulen Haut liegſt?“

„Das thu ich nicht, treib' es vielmehr mit Fleiß, wie es einem honorigen Studenten anſteht.“

„Honorig? Hahaha,“ lachte er ingrimmig, „honor heißt die Ehre, mein Sohn, und was du mir machſt, iſt Schande!“

„Das dürfte mir ein anderer als der Herr Vater nicht ſo ins Geſicht geſagt haben!“ brauſte ich auf.

„Einem anderen ſchuldeſt du auch keinen Dank, es ſei denn neben mir der Mutter, die ſich zwanzig Jahr lang die gleiche Mühe, wie ich, gegeben hat, dich zu einem ordentlichen Menſchen zu erziehen — und das iſt Siſyphusarbeit geweſen! Und geplagt haben wir uns das Leben lang, um die Mittel zuſammenzubringen, die dir den Lebenspfad ebnen ſollten. Aber in ein Danaidenfaß haben wir geſchöpft! Wir ſind's geweſen, die jeden deiner Schritte von Kind auf gelenkt und behütet haben, daß du nicht ſtraucheln möchteſt, wir haben die Menſchenknoſpe gepflegt, auf daß wir uns dereinſt ihrer Blüte und geſunder Frucht freueten, aber wo iſt der Dank geblieben? Auf die Bahn des Laſters biſt du geraten, in die Blüte iſt ein giftiger Wurm gekrochen. Anſtatt Freuden zu eruten, hat deine Mutter bittere Thränen geweint, anſtatt des Dankes muß ich mich jetzt deſſen verſehen, daß du mir mit deinen Raufboldmanieren

unter die Augen trittſt und faſt mit deiner Plempe drohſt!“

„Hab's nicht ſo gemeint, wie der Herr Vater es auffaßt. Ich will mich nur gegen den Namen eines Lotterbuben verwahren,“ wandte ich ein.

„Hm, wie nennſt du es,“ fuhr er fort, „wenn ein Student, ſtatt den Pflichten ſeines Standes nachzugehen, Kollegia ſchwänzt und das Pfund des Geiſtes, das ihm der Herr gegeben, um damit zu wuchern, im Moraſt des Kneipenlebens vergräbt? Wie nennſt du das? — Und wenn ein Sohn die Seinigen darben läßt, um Tag und Nacht mit gleichgeartetem Gelichter zu ſchlemmen und zu praſſen? Wie nennſt du das? — Und wenn er's ſo toll treibt, daß ſie ihn von der Hochſchule wegjagen? Wie nennſt du das? — Ja, mache nur ſolch erſtauntes Geſicht. Du biſt es nicht geweſen, der mir davon Kenntnis gegeben hat, du haſt zu deinen ſonſtigen Laſtern die Lüge gehäuft; Herr Magiſter Meinert hat mir längſt reinen Wein über dein Treiben eingeſchänkt, er hat mir's geſchrieben, daß du als ein Relegatus nach Helmſtedt gekommen biſt und wohl bald, ſo du es nicht anders wendeſt, als ein Relegatus von dannen gehen wirſt. — Und wenn ein Jüngling, der in gottesfürchtiger Familie Schoß auferzogen worden, ſich mit Komödiantinnen und anderem Dirnenpack abgibt, wie nennſt du das?“

Hier wurde ich aus der erzwungenen Ruhe, mit der ich mich in ſolche Vorwürfe ſchickte, durch ein klägliches Stöhnen aufgeſchreckt. Das kam von Dörthlein, welches den Kopf ins Zimmer geſteckt hatte, um eine Beſtellung zu verrichten. Sie hatte die letzten Worte vernommen, und wie ich mich auf den Seufzer nach ihr umblickte, hielt ſie, als fechte eine Ohnmacht ſie an, den Thürpfoſten gefaßt. Nur einen kurzen Moment, dann verſchwand ſie lautlos wie ſie gekommen war.

„Ja, auch jene Gottſelige haſt du tief betrübt,“ ſprach mein Vater weiter. „Es geht ein Hauch der Unſauberkeit von dir aus und verpeſtet die Luft, die ſie einatmet.“

„Genug der Schelte!“ rief ich nun. „Ich will euch hier die Luft nicht mehr verpeſten und ſofort zurückgehen dahin, woher ich gekommen.“

Indem war meine Mutter in die Kammer getreten und meldete dem Vater, daß jemand in der Wohnſtube ihn dringend zu ſprechen wünſche. Als ſie uns in derartigem Wortwechſel, den einen in der Aufregung des Zornes, den anderen in unwirſchem Aufbegehren fand, ſuchte ſie Öl auf die erregten Wogen zu gießen und ſagte zu mir:

„Kind, Kind, gib dich in Frieden! Der Vater meint es doch nur gut, wenn er auch harte Worte redet, und bedenke, es iſt dein Vater, der dich getadelt hat.“

„Der Teufel iſt ſein Vater, ich bin es nie geweſen und hab' auch keine Luſt, ſolchen Kukuk weiter in meinem Neſte zu füttern!“

Mit dieſen Worten verließ der jähzornige Mann das Zimmer; die Mutter war bleich geworden, wie die Tünche der Wand; ich fühlte meine Kehle wie zugeſchnürt und ſah mit entſetzlicher Angſt auf jene, was ſie auf die ſchrecklichen Worte erwidern würde. Es war ſtill um uns, wie in einem Grabe. Endlich trat die blaſſe Frau auf mich zu, legte die Hand mir auf's Haupt und ſagte leiſe:

„Es iſt wahr, Laurenz, was er geſagt. Du biſt nicht ſein Sohn und nicht der meinige.“

„Und nicht der Deinige?“ fragte ich in tiefem Herzensweh. Mir war, als habe man mir das Letzte genommen, was ich auf Erden mein genannt.

Sie ließ ſich auf den Studierſchemel nieder, ergriff meine Rechte, und während ich, wie zerſchlagen, neben ihr ſtand, ſprach ſie, immer noch mit leiſer Stimme:

„Höre mich an, mein Sohn — ſo heiße ich dich weiter, denn wenn du's auch nicht in dem einen Sinne biſt, in dem anderen bleibſt du's; dankſt du uns beiden Alten auch nicht das Daſein, ſo haben wir dich doch geeignet durch Sorgen und Freuden, durch Hoffnungen und Thränen. — Das war in dem ſtrengen Winter vor zwanzig Jahren, als eines Tages der Mann, der eben im Zorn von dir gegangen, in Geſchäften ſeines heiligen Amtes über Land mußte. Da oben im bremiſchen Moore, wo die Wohnſtätten der Gemeinde weit verſtreut liegen, oft Stunden Wegs von dem Paſtorate.

„Wir lebten damals in ſehr ärmlichen Verhältniſſen, aber am meiſten fehlte uns, mir — ein Kindlein. Ihn drückte dieſer Mangel nicht ſo ſehr als mich, umfaßte er

doch mit ſeinem guten, wenn auch oft verkannten Herzen, die ganze ihm anvertraute Herde wie ein Vater die eignen Kinder. Erſt an demſelben Tage, von dem ich ſprach, hatte ich während unſeres kärglichen Mittagsmahles ſchüchterne Klage geführt, daß der Herr unſre Ehe nimmer ſegnen zu wollen ſcheine; da hatte er geantwortet: ‚Hadre nicht, Johanna, der Herr meint es gut mit uns, daß er nur zwei Mäuler an die Krippe läßt, in der ein drittes keine Nahrung mehr finden würde.‘ Mit einem Seufzer mußte ich mich in dieſen Troſt fügen. Danach war er gegangen.

„Die Wege lagen voll Schnee. Gegen Abend ſtieg dicker Nebel aus der weißen Decke auf, und ich hatte Sorge, daß mein Gatte den Heimweg verfehlen könnte. Er blieb über Erwarten lange aus, und mit bangem Herzklopfen drückte ich die Stirn gegen das Fenſter. Endlich ſtampften ſeine Schritte heran. Ich flog ihm vor der Thür entgegen, doch er wehrte meine Liebkoſung mit der einen Hand ab. Nun ſah ich, daß er auf dem anderen Arm einen Packen trug. Sobald er ins Haus getreten war, ſchlug er einige Fetzen Zeugs von ſeinem Getrage auseinander und zeigte mir ein ſchlummerndes etwa jähriges Kind. ‚Siehe, Johanna!‘ rief er, ‚der Herr hat deine Bitte bald erfüllt, hier iſt das dritte Leben, das von unſerer Armut gedeihen ſoll! Der, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt, wird dafür ſorgen, daß auch dieſer kleine Burſche zu ſeinen Tagen kommt!‘ Damit reichte er mir das Kindlein, dem ich, ſo ſchnell es ging, in einem Korbe und aus unſern Bettſtücken ein Lager bereitete, während mein Gatte zum nächſten Nachbar ging, ein Töpfchen Milch für den Kleinen zu beſchaffen. Als deſſen Durſt und Hunger geſtillt war und ich ihn zur Ruhe gebracht hatte, teilte mein Paſtor mir mit, er habe das Kind am Wege, der von Bremen nach Hamburg führt, ausgeſetzt gefunden. Kurz vorher ſei ihm ein Planwäglein mit Komödianten oder anderm fahrenden Volk begegnet, das ihn wohl längſt bemerkt und ſich dann der lebendigen Laſt entledigt haben mochte in der ſichern Erwartung, der einſame Wanderer werde ſelbige finden und als ein Samariter aufnehmen. Sonſt war kein Menſch weit und breit zu ſehen geweſen. Als ich das Kind, das mein Gatte durch die Unbilden des Wetters glücklich heimgebracht, aus ſeinen Lumpen herausgewickelt hatte, fiel mir ein Zettel in die Hände, auf dem geſchrieben ſtand: ‚Laurenz heiß ich, chriſtlich bin ich getauft, was aus mir werden ſoll, ſtelle ich dem anheim, der mich hat werden laſſen.‘ Und der, mein Sohn, hat dich uns als ein Geſchenk gegeben, welches wir treu behütet haben, als wär's unſer eigen Fleiſch und Blut. — Jetzt weißt du, wie dein Vater es gemeint hat, als er die heftigen Worte redete; aber ſie werden ihm ſchon von Herzen leid ſein, denn ſie ſind ihm in ſeines Jähzorns Aufwallung entſchlüpft. Wie könnt' es auch anders ſein bei dem Manne, der dich einſt durch Nacht und Nebel in ſein Haus getragen und ſeine Vaterhand ſeither nie von dir gelaſſen hat.“

So erzählte die Gute, aber es war noch immer ſtockfinſter in meinem Herzen, und ſtatt einzuſehen und zu bekennen, wie unendlichen Dank ich dieſen beiden Leuten ſchuldete, die mich eh und je als ihr eignes Kind gehalten hatten, ſchrie ich erbittert:

„Alſo ein Findling bin ich, ein Heimatloſer, der an dieſer Stätte nur geduldet war! Einem Findling allerdings darf der hochwürdige Herr vorhalten, was er ihm Gutes gethan hat aus unverdienter Gnade; um einen Findling braucht er ſich nicht weiter zu kümmern, und kann es ihm gleichgültig ſein, wie der ſich durchs Leben ſchlägt. Nun, ich will ihm auch nicht länger zur Laſt fallen, ſelbſt wenn er nicht geſagt hätte, daß der Kukuk aus ſeinem Neſte müſſe. Werde ſchon allein meinen Weg finden und mich nimmermehr nach der Schwelle umſchauen, über die man mich heut' hinausgejagt hat.“

„Laurenz, was willſt du thun?“ unterbrach mich die Mutter. „Das Wort, das der Vater geſagt hat, laß es ungeſagt ſein, wie er's gewißlich ſelber möchte. Beruhige dich mein Sohn, und lenke ein —“

„Ich einlenken? Wozu? Der Kukuk hat lange genug dies feine Neſt beſchmutzt, des Lotterbuben unreiner Hauch Euch lange genug die Luft verpeſtet! Ihr könnt froh ſein und aufatmen, wenn Euch meine Exiſtenz nicht mehr das Leben vergällt!“

„Laurenz, verſündige dich nicht, deine Exiſtenz laß in Gottes Hand und lege nicht die deine daran!“ mahnte die Mutter, indem ſie ſich hochaufgerichtet hatte.

„Sei unbesorgt," antwortete ich, „nicht aus dem Buche des Lebens will ich meinen Namen auslöschen, sondern nur aus der Liste der braven Leute, die die Wonne der Philister sind. Ich geh' unter die Soldaten! Der König von Preußen kann deren nicht genug bekommen. Werde seine Werber in Braunschweig bald finden. Und nun lebt wohl, Mutter, Eurer will ich stets in Treuen gedenken und der Dorothea nicht minder. Ihr hättet mich nicht hinausgeworfen, wie jener hartherzige Mann!"

Nach dieser lästernden Rede lief ich, des Flehens der Mutter unerachtet, zur Stube hinaus nach meinem Kämmerlein, nahm Hut und Degen, und fort gings auf die Landstraße. Ich schlug den Weg nach Braunschweig ein, wo damals der preußische König ein ständiges Werbebureau unterhielt und seine Offiziere den Menschenfang betrieben, arme und unzufriedene Burschen mit ein paar Thalern Handgeld köderten und ihnen die Freiheit vieler Jahre abkauften. Der bunte Rock und die Lust des Soldatenspiels war's oft nicht so sehr, was die Leute reizte, sondern die Aussicht mit einem verfehlten oder unerträglichen Leben abzuschließen und die Vergangenheit im Drill zu vergessen. — —

Wieder pilgerte ich in den kalten Wintertag hinaus. Über der Schneedecke, die auf den Fluren lag, hatte sich eine zarte Eiskruste gebildet, nachdem die Mittagssonne der Festtage die Oberfläche leis geschmolzen und dann der Nachtfrost die Politur versteinert hatte. Von den Zweigen der Bäume und Büsche hingen Eiszapfen herunter; rote Vogelbeeren, die ihre Farbe trotz der Jahreszeit nicht verloren, leuchteten aus der Eisverglasung wie Edelsteine zwischen Krystallen. Der Weg war glatt und mit Mühe gangbar, infolgedessen ich ein paarmal dem Ausgleiten nahe. Ich schnitt mir einen Stecken und als ich den hatte, kam ich mir auch äußerlich wie ein Pilger vor, der seinem bisherigen Leben voller Glanz Valet gesagt hat und einem neuen matteren Sterne nachgeht.

Ade, du fröhliche Burschenlust! Ade, du Zeit des lieben Schlendrians! Ade, du traute Landsmannschaft mit deinen Fahrten, Suiten und Gelagen! Ade, du lustig tolle Rauferei, wo der blanke Hieber blitzt und die Tiefquart sitzt — ade, ade, ade! Mich überkam unaussprechlicher Jammer, ich zog den Degen, stemmte ihn gegen den Boden, die Klinge bog sich wie eine Gerte, dann ein helles Tönen, sie war gebrochen und die Spitze surrend fortgeflogen; ich schleuderte das Stück, das mir in der Hand geblieben, mit mächtigem Schwunge fort, dahin, wo das Torfmoor jetzt unter der Eiskruste gebannt war und im Frühling die Reliquie verschlucken mußte in den schwarzen, zähen Brei hinein. Die Scheide hinterher! Nicht viel fehlte, und ich hätte auch die paar Groschen, welche mir die Mutter am Heiligabend heimlich zugesteckt und die in meiner Tasche mit höhnischem Klange klimperten, von mir geworfen. Aber ich dachte rechtzeitig daran, daß ich nach Braunschweig wollte — und betteln? Nun, ich glaub', ich hätt' auch das unschwer fertig bekommen.

Nach einer starken Stunde sah ich das Dorf Sulingen vor mir. Die Sonne stand im Mittag, und mein Magen knurrte vernehmlich. Ich suchte den Krug auf und ließ mir vom Gastwirt, dem ich unbekannt war, da ich früher nur selten in das Dorf gekommen, ein Stück Brot und einen Schnaps geben. Als ich's verzehrt, setzte ich mich in die Ofenecke und begann drüber nachzudenken, wie es wohl mit mir werden würde. Viel Rosen sah ich nicht auf meinem künftigen Lebenswege, dafür mancherlei stachlichtes Gewächs. Da war vor allem der Korporalstock, mit dem ich in Halle die Unteroffiziere recht eindringlich hatte fuchteln sehen, da waren die Kriegsartikel, die in einemfort Spießruten predigen, da war der Drill von morgens bis abends, und dann, wenn der Soldat gerade Zeit bekommt, Lust zu schnappen, der Zapfenstreich, der ihn wieder einpfercht in den Zwang der Kasematte — ein artiges Bouquet widerlicher Zukunftsblüten! Wie ich meine Nase hineinsteckte, stutzte ich doch etwas. Es war gerade nicht das Gewissen, das in mir rege wurde, aber eine mäßige Einsicht meiner Dummheit erwachte.

„Noch was zu trinken, Herr Wirt!" rief ich, „aber gebt mir ein besser Maß, als vorhin, denn ich will ordentlich gegen die Kälte einheizen." Bei mir aber sprach ich: will sehen, ob das die dummen Gedanken nicht einschläfert. Da setzte ich mich bedachtsam hinter das Fläschlein, goß einen Klaren nach dem anderen in das Stengelglas und über die Zunge und hatte binnen

kurzem wahrhaftig all mein Leid vergessen, als eine lustige Gesellschaft in den Krug kam. Bauerburschen mit ihren Dirnen, die den dritten Feiertag bei Musik und Tanz, in Saus und Braus verbringen wollten, wie es auf den Dörfern jener Gegend Sitte ist. Bald huben Fiedel und Klarinette zu quieken an, dazwischen Juchen und Johlen, dazu das Gestampfe auf dem Estrich — ehe ich mich dessen versah, war ich mitten in dem Jubel drin und beteiligte mich ungefragt, aber auch wohlgelitten, an den Sprüngen der ausgelassenen Dirnen. Mit den letzten Groschen, die ich besaß, traktierte ich die Bengel und ließ mir wiederum von ihnen Bier und Branntwein ponieren, daß ich's trieb, als wäre ich der Tölpel einer.

Plötzlich entstand eine fremde Bewegung unter den Tänzern. Die Thür war aufgegangen, und ein paar Bauern trugen jemanden auf den Armen herein. Sie hätten ihn draußen vor dem Dorf gefunden, wo er hilflos und fast ohnmächtig gelegen, er habe auf der glatten Bahn ein Bein gebrochen oder mindestens verrenkt. Ich sah mich nicht weiter nach dem Verunglückten um, vermochte auch kaum mit den Blicken den Qualm zu durchbohren, da hörte ich, wie einer sagte:

„'s ist der Lüderdorfsche Pastor, wer spannt an, ihn heimzufahren?"

In demselben Augenblicke hatte ich mich hinzugedrängt und mich davon überzeugt, daß es mein Pflegevater war, der blaß und im Gesicht blutend gegen das Fenster lehnte, vor das sie ihn auf die Wandbank gesetzt hatten. Die Wirtin war inzwischen mit einer Schüssel voll Wasser gekommen und wusch ihm das Blut aus dem Gesicht.

„Es ist nur die Haut," sagte sie, „die er sich beim Fall auf den harten Schnee abgeschürft hat. Aber das Bein, wie ist's damit?"

Der Pastor stöhnte, als sie ihm mit der Hand ans Kniee kam; es mußte wahr sein, daß er einen gefährlichen Fall gethan, und blieb daher das einzige übrig, ihn nach Hause zu fahren. Aber es meldete sich keiner, der's thun wollte; die Bauern mochten ihre Pferde, die Lümmel ihr Feiertagsvergnügen nicht dran geben.

Da kam mir, dem der Fusel in die Krone gefahren war und im Herzen böse und gute Geister miteinander stritten, der Einfall, es sei jetzt an der Zeit, dem Alten die Tracht zu vergelten, da er mich einst durch Nacht und Nebel in sein Haus getragen, nun könne ich's wett machen und i h n nach Hause schleppen. Gedacht, gesagt.

„Laßt mir den hochwürdigen Herrn," rief ich unter das Tölpelvolk, „ich will ihn nach Hause bringen, weiß, wo er heimt, und werde nicht viel Beschwer davon haben, wenn ich ihn mir aufhucke. Ich bin's ihm schuldig, daß ich seine Last auf mich nehme, er hat vorzeiten gleiches an mir gethan."

Die Bauern waren froh, daß ihre Hilfe nicht in Anspruch genommen wurde, der Wirt, daß die unliebsame Störung seines Geschäftes so bald beendigt sein sollte. Und mein Pflegevater? — — der sah mich mit einem Blicke an, der mir tief ins Herz schnitt.

War's Dank, der daraus sprach? War's die Bestätigung, daß er den kindischen Spott, der in meinem Vorhaben und dessen Äußerung lag, erkannt, gefühlt? Ich schämte mich zum erstenmal gründlich seit langem. Aber ich hatte A gesagt, und man würde mir die Fortsetzung des Alphabets nicht erlassen haben. Mit schlecht verhaltenem Gelächter luden die Kerle mir den Ärmsten, der wiederum einer Ohnmacht nahe war, auf meinen breiten Buckel, legten mir einen Gurt, wie man ihn zum Heben einer Handkarre braucht, um den Hals und knüpften die beiden Enden unter dem Alten zusammen, so daß er einen sicheren Sitz hatte und mir nur, um nicht nach hintenüber zu fallen, die Hände auf die Schultern zu legen brauchte. Dann entließen sie den frechen Träger mit seiner sonderbaren Last, nachdem sie mir noch einen tüchtigen Schluck verabreicht und auch dem Alten einige Tropfen des belebenden Weingeistes eingeflößt hatten.

Die Sonne war derweile niedergegangen, die Kälte hatte etwas nachgelassen, leichte Dünste stiegen aus dem Schnee empor und lagerten sich wie ein durchsichtiger Flor über dem Boden.

Ich schritt schnell fürbaß. Aber nach einigen Minuten, da ich zu schwitzen begann, merkte ich, daß es nicht so weitergehen konnte. Ich rastete einen Augenblick, wobei ich mit der ausgestreckten Linken, die ich bisher benutzt hatte, den Gurtensitz des Alten zu unterstützen, mich gegen einen Baumstamm lehnte. Da schlug mir eine matte Stimme ans Ohr:

„Wird's dir zu ſchwer, mein Sohn? Du haſt deine Kräfte überſchätzt. Setze mich ab, es wird ſich ſchon Gelegenheit finden, daß ich heimkomme."

Ich wähnte aus den letzten Worten herauszuhören, daß es ihm leid ſei, juſt meine Dienſte angenommen zu haben und entgegnete in neu erwachtem Trotz, indem ich ſofort weiterging:

„Laßt mich nur gewähren; ich halt's ſchon aus, hab' ſchon mehr aushalten müſſen, und wenn ich Euch heimgebracht, ſind wir quitt."

„Laurenz, Laurenz," klagte der Alte, „mache deine eigne Gutthat nicht ſchlecht. Ich weiß, du haſt mich doch nur aus kindlicher Liebe aufgeladen, gerade ſo, wie ich aus väterlicher Liebe dir nachgerannt bin, dich zurückzuholen."

„Aus kindlicher Liebe," meinte er, und verruchter Trotz war's geweſen! Aber ich mochte das Vom-Wettmachen nicht wiederholen, auch nichts ähnliches äußern und ſchwieg deshalb, langſam weiter wandernd. Mußte auch genau auf den Weg achten und vor jeden Schritt den Stab ſetzen, um nicht zu ſtraucheln.

„Um keinen Preis wollten wir dich in dem Elend wiſſen," fuhr der Alte flüſternd fort, „und das winkt dir bei den Soldaten. Da hab' ich mich aufgemacht und bin gelaufen, was meine alten Beine konnten, dich ſobald als möglich einzuholen. Aber ich hatte mir wohl zu viel Jugend zugemutet und — da bin ich dicht vor dem Dorfe hingeſchlagen. Geht mancher aufs Eis, dem's zu wohl iſt, und bricht ein Bein. Lieber Gott, du weißt, wie weh mir ums Herze war! Aber nun iſt alles gut, Laurenz, nicht wahr?"

Ich wußte nicht, was ich erwidern ſollte, ſo beſchämt und beklommen war mir zu mute geworden; mit Mühe brachte ich heraus:

„Ja, ja, doch bitt' ich, daß der Herr Vater ſich jetzt ruhig verhalte, damit das kranke Bein nicht ſchmerze; merk' wohl an Eurem Stöhnen, wie weh es thut."

„Guter Junge, ich will ruhig ſein, daß dir die Laſt nicht allzuſchwer wird — hab' Dank," war ſeine Antwort.

Dann ſchwieg er, und ich tappte Schritt für Schritt weiter.

Der Nebel am Boden war allmählich dicker geworden, die Dunkelheit hatte zugenommen, ich vermochte nur noch den weißen Dunſt zu ſehen und die Bäume, die längs der Straße daraus hervorragten, vom Wege ſelbſt keine Spur. Es qualmte darüber hin, ohne daß ſich der Brodem in höhere Luftregion erhob. Ich konnte glauben, durch ein wogendes Meer, durch wallende Flut zu waten.

Tapp — tapp — tapp — tapp hörte ich meine ſchweren Tritte auf dem Grunde der Wogen, als ſtampfe ein Rieſe mit übermenſchlicher Wucht.

Die Sage vom Chryſtophorus kam mir in den Sinn. Mein Vater hatte ſie auf der Kanzel öfters in ſeine Predigten eingeflochten, obwohl es eine von den Papiſten erfundene Geſchichte iſt. Aber ſie enthält liebliche Wahrheit.

Chryſtophorus war ein gewaltiger Rieſe, der nur dem mächtigſten Herrn der Welt fröhnen wollte. Da hatte er ſich an den Hof des Kaiſers begeben und als deſſen Knecht preisliche Thaten verrichtet. Weil er aber wahrnahm, wie der Kaiſer, ſo oft vom Teufel die Rede war, ſich bekreuzigte und den Fürſten der Finſternis als einen Mächtigeren anerkannte, ward er fortan dieſem unterthan. Aber auch der Teufel hatte noch einen Mächtigeren über ſich, den Sohn der Jungfrau, deſſen Bild am Kreuze hängt und den Urian ſcheucht, wo der's erblickt. Als nun Chryſtophorus ſolches erkannt, rief er den Herrn an, daß er ihm dienen wolle und fragte, wie er es machen müſſe. Da ward er von der göttlichen Stimme an einen reißenden Fluß verwieſen, wo ein Kirchlein ſtand, von welchem keine Furt durch die Fluten zum jenſeitigen Ufer führte, alſo daß die frommen Waller von drüben nicht herüberkommen konnten. Die hieß der Herr den Chryſtophorum auf ſeinen Rieſenſchultern durch den Strom tragen. An einem finſteren Abend hörte der gewaltige Ferge ein helles Stimmlein „Hol über" rufen. Nachdem er den Strom durchmeſſen, fand er ein feines Kind, das er ſich auflud. Darnach trat er den Rückweg an. Wie er dann in die Flut kam, fühlte er die Laſt auf ſeiner Schulter ſchwerer und immer ſchwerer werden, als wenn er Blei und Eiſen ſchleppte, und ſchwerer und immer ſchwerer, als trüge er Berge und Berge aufeinandergetürmt. Das Waſſer aber wogte und wuchs

und ſtieg rauſchend hoch, daß der Schwall den Rieſen zu erſäufen drohte. Da kam ein Fürchten und Bangen in ſein Herz, er fragte das Kind, wer es ſei und was ihm ſelber ſolche Bürde und Fährlichkeit verſchaffe.

Sprach das Kindlein: „Es iſt die Laſt der Welt, die du trägſt, Chryſtophore; denn Ich bin die Welt, und alle ihre Sünden hab' Ich auf Mich genommen. Du haſt dem Größten dienen wollen, aber ſiehe, des Kleinſten Laſt iſt die gewichtigſte worden und hat dich in die Wogen niedergedrücket. Doch da du treu befunden biſt, ſo tritt ans Ufer und ſtoße deinen Stab in die Erde, daß er grüne und du unter ſeinem Laub- und Blütendache den Frieden des Herrn findeſt, den ich dir laſſe.“ So ſprach das Kindlein, und es geſchah, was es dem Chryſtophoro verkündigt.

Tapp — tapp — tapp — tapp — dröhnte es von unten herauf, wie von des Rieſen Schritten. War ich nicht ſelbſt ein anderer Chryſtophorus? Dem Herrn zwar hatte ich mich nicht ergeben, irdiſche Mächte waren's, die mich beherrſchten, Leichtſinn, Genußſucht, Völlerei und deren ſchlimmere Schweſter, Undank, Trotz und andere freche Gewalten mehr; es war auch nicht der Herr ſelber, den ich jetzt auf meinen Schultern trug, ſondern nur ein beſcheidener Diener ſeines heiligen Wortes; auch nicht die Sünden der ganzen Welt ſchleppte ich mit; aber meine eignen Sünden hatte jener auf ſich genommen, und die vermehrten nun die Laſt, die ich trug.

Tapp — tapp — tapp — tapp! Das war unmöglich das Gewicht des Greiſes allein, das dermaßen auf mir wuchtete und meine Beine den Boden ſtampfen ließ.

Ich machte die zweite Pauſe und wiſchte mit der Hand den Schweiß, der mir von Stirn und Schläfen herunterrieſelte. Dann ſetzte ich die Wanderung fort.

Durch Nacht und Nebel. — So war ja auch jener gewandert, der mich einſt in ſein Haus getragen. — Ein armer Seelenhirt, mühſelig ſchaffend, mit Sorgen um das tägliche Brot für ſich und ſeine Gefährtin beladen, der hatte das Kind fahrender Leute vom Wege aufgeleſen und hocherfreut der Gattin als ein Geſchenk des Himmels heimgebracht. Und ich Thor hatte gewähnt, jenen Liebesgang wett zu machen, indem ich den kranken Mann auf meine rüſtigen Schultern genommen. O, Spott und Frevel! — Da huſchte es von dem Baume neben mir auf; ein ſchwarzer Vogel flog rauſchenden Fittichs über mich hin, wohl ein Rabe; aber ich ſchreckte zuſammen, denn ich vermeinte, der Spott und Frevel habe geſpenſtiſche Geſtalt angenommen und ſenke ſich jetzt auf mich herab, Bürde zu meiner Bürde. —

Und wie nun der arme Paſtor das Kindlein in ſein Neſt getragen, da hatte er und die Gattin es gehegt und gepflegt, wie ein eignes. Niemals hatten ſie einen Unterſchied in der Liebe zu ihm und dem nachgeborenen Töchterlein gemacht, nie hatten ſie den Knaben, den Jüngling anders glauben laſſen, als daß er ihr leiblicher Sohn ſei; ihren Namen hatten ſie ihm gegeben, den ſie in ſteten Ehren gehalten, den er aber als den Namen eines Laſterbalks in den Mund der Leute gebracht; welchen Dank hatte er für die Liebesthaten ſo vieler Jahre bezeigt? — Die Laſt auf meinen Schultern wuchs und machte mich keuchen. —

Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß dir's wohlergehe und du lange lebeſt auf Erden! Die mir Vater und Mutter geworden, als ſei ich ihr eigen Fleiſch und Blut, — hatte ich ſie geehrt, als ſie mich wegen meines ſträflichen Wandels getadelt, als mir der Ernährer der Familie meine Verſchwendung vorgehalten, die ſie an den Bettelſtab zu bringen drohte? Wie ein frecher Bube hatte ich mich da geberdet und, ſtatt in mich zu gehen, reumütig, bußfertig, war ich davongelaufen auf Nimmerwiederſehen, um vielleicht ganz zu verderben an Seele und Leib unter dem rohen Haufen geworbenen Kriegsvolks. — Wieder war die Nacht- und Spukgeſtalt einer neuen Sünde auf meine Schultern geflattert. —

Tapp — tapp — tapp — tapp! Immer ſchwerer wurden meine Schritte, immer träger ging es vorwärts; doch ich raſtete nicht mehr. Chryſtophorus zwar, als ihm die Laſt über ſeine Kräfte gewachſen war, hatte geraſtet, das Kindlein zu fragen, was denn ſo gewaltig ihn beſchwere — doch er wußte ja nicht, daß er die Sünden der Welt ſchleppte; — ich wußte, was mich zu Boden zwang.

Tapp — tapp — tapp — tapp! Da — was war das? Ein Licht? Sollte ich das heimatliche Dorf ſchon erreicht haben? Nein, es war wohl nur ein Flimmern in den Augen geweſen. Ich hatte den Weg

noch nicht vollendet, auf dem mir die Erkenntnis werden ſollte; ich hatte noch nicht die ganze Laſt meiner Sünden gefühlt.

Da war das Flimmern wieder — und doch kein Trugſpiel. Sterne waren's, die ich durch den, in duftigem Flor aus dem dicken Brodem aufſtrebenden Nebel erblickte. Gradaus über dem Buſchwerk glänzten ihrer zwei beſonders hell, dicht nebeneinander. Gleich zwei lieben Augen ſahen ſie mich an.

Dorotheas Augen! — Die mit mir in derſelben treuen Obhut aufgewachſen und von Kindauf Leid und Freud — die großen Freuden und die kleinen Leiden unſerer Jugend — geteilt, der ich der liebſte Geſpiele geweſen, deren Bild mir noch oft durch den Wuſt meiner ſpäteren Jahre geleuchtet, bis es ſich ſchamhaft verſchleiert — ſie war alſo nicht meine Schweſter! Ob ſie es wohl ſchon wußte? Ach, wie hatte ſie doch kläglich geſtöhnt, als ſie das Greulichſte meines ſchändlichen Treibens vernommen! In welchen Pfuhl und Schmutz hatte ihre reine Seele ſchauen müſſen! Mit wie ſpitzem Stachel hatte ich ihr Herz durchbohrt!

O, ihr ſüßen Augenſterne, ob ihr nun um mich weint oder der Abſcheu das himmliſche Naß Euch verſagt — wie hättet ihr mir fürder noch lieblich winken können — aber ich hab's auf ewig verfehlt! — Ein plötzlicher Schwindel überkam mich — doch ich raffte die letzten Kräfte zuſammen. Vorwärts, vorwärts, Chryſtophore, rief ich mir im ſtillen zu, vorwärts, du trägſt durch den Schwall, der höher und höher ſteigt, deiner eignen Sünden Laſt! Was haſt du ſie zu ſolchen Bergen ſich aufbäumen laſſen — nun ſieh du zu, daß ſie dich nicht erdrücken!

Tapp — tapp — tapp — tapp! Weiter — weiter. — Da — wieder ein Flimmern anderer Art. Nun war's gewiß ein Licht auf der Erde. Wahrhaftig, das erſte Lüdersdorfſche Haus — das Ufer, Chryſtophore, wo du deinen Stab in den Grund ſtoßen darfſt! — Aber oh weh! er wird nimmer grünen, denn du biſt nicht treu befunden worden allezeit, wie der Rieſe, der ſich dem Dienſte des mächtigſten Herrn verlobt hatte. Doch —

„Herr, Herr!" ſo rief ich laut, „auch ich will dir fortan dienen, nur dir allein, und vergib du mir meine Schuld!"

Da fühlte ich, wie ſich eine halberſtarrte Hand mühte, mir die Wange zu ſtreicheln und meines Vaters Stimme ſprach im Tone feſten Glaubens:

„Dir iſt vergeben, lieber Sohn! Du haſt einen Gang der Barmherzigkeit gethan, und wer *mir* nachfolget, ſpricht der Herr, der wird nicht wandeln in Finſternis, ſondern wird das Licht des Lebens haben."

Die heißen Thränen rannen mir über das Antlitz. Als ich die Hand des greiſen Mannes an meiner Wange verſpürte, wendete ich den Kopf ſo, daß ich ſie küßte. Von dem Augenblicke an war mir's, als ſei alle Laſt der Sünden von meinen Schultern genommen; ich trug nur noch das Gewicht deſſen, der reich an Liebe war, wie ich's an Laſtern geweſen. Leichtfüßig ſchritt ich durch das Dorf auf das Pfarrhaus zu.

Dort winkten ſchon die hellen Stacketen der Umzäunung, jetzt hatte ich die Bank erreicht, auf der ich vor wenigen Tagen geſeſſen, unſchlüſſig, ob ich ins Haus treten oder angeſichts des Zieles umkehren ſollte. Ich ſtellte mich rückwärts gegen die Bank und ließ die teure Laſt behutſam auf ſie herab. Dann trat ich an die Thür, die ich verſchloſſen fand. Ich pochte. Gleich darauf inwendig leichte Tritte. Es wurde geöffnet. Das Licht in der Hand, von mattem Glanze umfloſſen, ſtand Dorothea vor mir. Nur eines Gedankens Dauer ſtand ſie ſo da, dann entglitt ihr die Kerze, und mit lautem Schrei: „Laurenz, lieber Laurenz, Gott ſei gelobt, daß du da biſt!" fiel ſie mir um den Hals. Und dann benahm eine ſanfte Ohnmacht ihr die Sinne. Aber in dem letzten Augenblicke war mir eine köſtliche Offenbarung geworden: Ich hatte das Aufleuchten himmliſcher Liebe geſehen, in das ſich ein Strahl der irdiſchen Liebe eines erwachten jungfräulichen Herzens gemiſcht.

Und alſobald erſcholl mir, wie vom Himmel hernieder, eine gewaltige Stimme, die rief:

„Chryſtophore, ſtoße deinen Stab in die Erde, daß er grüne und du unter ſeinem Laub- und Blütendache den Frieden des Herrn findeſt, den ich dir laſſe!" — — —

Ein verlorener Sohn war ich zweimal aus dieſem Hauſe gegangen. Jetzt hatte ich mich ſelbſt wiedergefunden und fand auch das alte liebe Heim wieder. Mit dem Segen der Eltern zog ich bald danach von neuem aus. So war's vor Jahren auch geweſen, aber damals fehlte mir gar Wich-

Digitized by Google

tiges, das ich jetzt mitnahm: Die Erkenntnis deſſen, was not thut, dazu der feſte Wille, unbeirrt den Weg der Pflicht zu wandeln.

Aber noch etwas anderes nahm ich mit. Das war ein unausgeſprochener, warm ins Aug' geblickter, tief in's Herz gedrungener Segensgruß. Und wenn ich jetzt, wo ich viele, viele Jahre nach jener Heilswanderung mein Pfarramt in die Hände meines älteſten Sohnes niedergelegt habe, mir den Segensgruß vergegenwärtigen will, dann ſchaue ich in Dorotheas, meiner treuen Lebensgefährtin, Augen, die mir allezeit als zwei freundliche Sterne geleuchtet haben.

König Ragnars Todesbotſchaft.

Zu dem nebenſtehenden Kunſtblatt. (Abdruck verboten.)

Aufdonnernd ſprengten im Frühlingswinde
Die Fjordgewäſſer des Eiſes Rinde.
Die Hoffnung ſchlug ihre Harfe zart:
„König Ragnar kehrt wieder von ſeiner Fahrt!"
Und die Königin ſah vom Saale der Frauen
Hinaus auf die Wogen, die dunkelblauen,
Und ſtickte lächelnd mit weißer Hand
Purpurne Runen ins Goldgewand.

Aber ſchwarzatmig über die Sunde
Stahl ſich, noch furchtſam, die Unheilkunde,
Bis ſie trotzig am Ufer ſtand:
„König Ragnar kehrt nicht mehr zum Heimatſtrand.
Ein fernes Grab iſt dem Wicking geworden!
Heiliges Blut floß an Englands Borden!
König Ragnar, der Hohe, aus Thors Geſchlecht,
Fordert in Walhall ſein Wickingrecht!"

Bis zu der Königin kamen die Boten,
Und ſtumm zerriß ſie den Faden, den roten,
Stumm blickte ſie auf, wie ein Bild von Stein.
„König Ragnars Weib darf nicht elend ſein!"
Schwarzgoldne Drachſchiffe kommen geſchwommen!
König Ragnars reiſige Helden kommen!
Den Sohn und die Tochter an ihrer Hand
Schritt ſie hernieder zum grünen Strand.

Dumpf dröhnen die Hörner, es raſſeln die Becken;
Tief beugt die Trauer die finſteren Recken.
Wie eines nachtſchwarzen Banners Flug
Weht der Schmerz um den Männerzug.
Held Hagbart kniet vor der Königin nieder
Senkend des Helmes Falkengefieder;
„Blutige Waffen bringen wir hier!
König Ragnar, der Tote, ſendet ſie dir!"

Keine Thräne perlt unter Schön-Ingruds Krone,
Sie drückt die Hand ihrem jungen Sohne;
Heiß flammt ihrer düſteren Augen Schein:
„König Ragnars göttliches Blut iſt dein!"
Und: „Rache" ſchallt es vieltauſendtönig.
Es grüßen die Mannen den jungen König;
Und die Waffe zuckt in des Knaben Hand. —
Wehe dir, wehe dir, Angelland!

Frida Schanz.

Moderne Tenoriſten.

Von Ferdinand Pfohl.

(Abdruck verboten.)

Die Kunſt macht die Künſtler: wenigſtens in unſerm Jahrhundert. Früher war es umgekehrt, da machten die Künſtler die Kunſt: der dramatiſche Sänger war ein Deſpot, zu dem Dichter und Komponiſt in demütiger Ergebenheit emporblickten, er war die menſchgewordene Formel ſouveräner Willkür, in welcher ſich der geſamte geiſtige Inhalt der beiden Sklavenfaktoren Dichter und Komponiſt verborgen hielt. Das reproduzierende Künſtlertum hat keine Vergangenheit und keine Zukunft; als ob ſie ſich dafür entſchädigen wollten, daß die Nachwelt ihnen keine Kränze flicht, ſtehen ſie, die Bühnenhelden und -Heldinnen, mit beiden Füßen in dem berauſchenden Lebensſtrome ihrer Gegenwart; ſie genießen mit vollen Zügen die Champagnerfluten eines ſchnell vergänglichen Ruhmes und die Weisheit des römiſchen Dichters, der ſeiner Zeit zugerufen: carpe diem. iſt, in ſuperlativer Steigerung, auch die ihre. Wer weiß heute noch etwas von den Primadonnen des vorigen Jahrhunderts? Wohin iſt der glänzende Ruhm einer Fauſtina, einer Bordoni gekommen, in welchen Winkel einer nur von wenigen gekannten Kunſtgeſchichte wurde er verweht? Sie ſind mit der Kunſt ihrer Zeit groß geworden, mit ihr ſind ſie gefallen. Das Andenken an jene ſingenden Halbgötter iſt bis auf ihre Namen verwiſcht, und kaum meldet irgend ein altes Buch von jenen märchenhaften Menſchen, die einer inhaltsloſen Zeit einen ſchimmernden Aufputz gegeben. Die Herrſchaft der italieniſchen Koloratur- und Kaſtratenoper und die Hegemonie der pompöſen Prunkoper der Franzoſen iſt in Deutſchland gebrochen; an ihre Stelle iſt die Wagneriſche Kunſt getreten, neben welcher ſich indeſſen einzelne Meiſterwerke der älteren in Mozart und Weber zur charaktervollſten Erſcheinung gelangenden dramatiſchen Kunſt in unverminderter jugendſtarker Lebenskraft erhalten haben. Wagner war eine cäſariſche Natur: er ſchuf ſeine Werke unbekümmert um

Emil Göhe.
Nach einer Photographie von Reichard & Lindner in Berlin.

die augenblicklich herrſchende Geſchmacksrichtung des Publikums, unbeeinflußt von den effektlüſternen Darſtellern, und in der gänzlichen Umkehrung dieſes von altersher geheiligten Verhältniſſes der Unterordnung des ſchaffenden Künſtlers unter die oft launenhaft unkünſtleriſchen Wünſche des darſtellenden Künſtlers markierte ſich auf das deutlichſte die neue Epoche, in welche ſich die darſtellenden Künſtler urplötzlich hineingeworfen ſahen: alle wurden ſie Wagnerſänger, und es bleibt ein kräftiger Fingerzeig auf die immer allgemeiner werdende Volkstümlichkeit der Wagnerſchen Tondramen, daß unter allen modernen Sängern nicht nur kein einziger iſt, der nicht eine oder die andere Wagnerrolle ſchon geſungen hätte, ſondern daß vielmehr die berühmteſten unter ihnen ausſchließlich Wagnerſänger ſind, deren Können und Talente ſich erſt an Wagner in leuchtender Flamme entzündet haben. Der beſte Sänger wird auch der beſte Wagnerſänger ſein, und von der Anſicht, daß gründliche Geſangsſtudien für den Wagnerſänger überflüſſig ſeien, hat man ſich zur gegenteiligen bekehrt. — Wer wohl von den heute in Deutſchland ſingenden Tenoriſten der populärſte oder der berühmteſte iſt? Die Rheinländer werden ſagen: Götze, die Hamburger werden uns ihren Boetel nennen, die Münchner ihren Vogl und Alvary. Dieſen allen hat der Lokalpatriotismus einen Glorienſchein um das Haupt gewoben, und indem wir die Tenoriſten verſchiedenſter Jahrgänge vom ſchäumenden Moſt bis zum ausgegohrenen klaren Wein zu koſten unternehmen, überlaſſen wir es dem Geſchmacke und der perſönlichen Neigung jedes einzelnen, ſich für den einen oder den anderen unter den Helden vom hohen C zu begeiſtern. Ein Brennpunkt einer allgemeinen, faſt widerſpruchsloſen Begeiſterung iſt Emil Götze, der vom erſten Augenblicke ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit an ſich als ein machtvolles, impoſantes Phänomen zur unbedingten Geltung zu bringen und trotz mancher Mißbill auch zu behaupten wußte.

Heinrich Bötel.
Nach einer Photographie von Joh. Hülſen in Berlin.

Götze iſt aus kleinbürgerlichen Verhältniſſen hervorgegangen: er wurde am 19. Juli 1856 in Leipzig als der Sohn jenes wackeren Mannes geboren, der den Beſuchern der Loge Apollo ſchon unter der Thüre guten Tag ſagte; mit einem Wort: ſein Vater war der Beſchließer der Loge. In geſunden und behaglichen Familienverhältniſſen wuchs der Knabe mit ſeinem älteren Bruder heran; man muſizierte fleißig unter der Aufſicht eines tüchtigen Lehrers, und Emil hatte ſich gar bald eine achtenswerte Fertigkeit auf dem Klaviere erworben, die ihn befähigte, ſeinem muſikaliſchen Empfinden einen treuherzigen, wenn auch mangelhaften Ausdruck zu geben. Zum Jüngling herangewachſen widmete ſich Emil dem Kaufmannsſtande. Daß er ſelbſtverſtändlich auch einem jener zahlreichen Geſangvereine angehörte, die in ungeheurer Anzahl aus dem muſikgetränkten Boden ſeiner Vaterſtadt hervorſprießen, werden nur die Kenner der Leipziger Vereinsverhältniſſe begreiflich finden. In Leipzig gehört eben jeder junge Kaufmann einem Geſangverein an. Zwiſchen „Veilchen“ und „Roſe“ wimmelt es von etwa achtzig Vereinen, in denen der Kunſt ein Halleluja geſungen wird. Hier in ſeinem Vereine, der ſich wohl auch mit anderen zu größeren öffentlichen Aufführungen zuſammenthat, machte Götze den erſten Gebrauch von ſeiner bis dahin kaum bemerkten Tenorſtimme, deren außerordentlicher Wohl-

Heinrich Ernſt.
Nach einer Photographie von C. Brauſch in Berlin.

laut und Glanz bei den „Kunſtgenoſſen“ zwar recht viel Bewunderung, deren wirkliche künſtleriſche Bedeutung aber nur ſehr wenig Verſtändnis fand. Erſt dem Zufall war es vorbehalten Amerika zu entdecken. Einer der namhafteſten Geſangspädagogen Deutſchlands, der frühere Taubſtummenlehrer G. Scharfe in Dresden, lernte in einer Geſellſchaft Götze kennen, hörte ihn ſingen und mit dem Wohlwollen für den ſympathiſchen jungen Mann verband ſich ein lebhaftes künſtleriſches Intereſſe. Nicht einen Augenblick zweifelte der gewiegte und erfahrene Geſangslehrer, daß nicht das Schreibpult des Kontors, ſondern die Bühne die Stätte der natürlichen Wirkſamkeit Götzes ſei. Götze wurde nun der Schüler Scharfes, deſſen Unterricht er ſelbſt während ſeiner militäriſchen Dienſtzeit in Dresden genoß, und nach zweijährigem gründlichen Studium ſah ſich der junge vielverſprechende Sänger in den Verband des Königlichen Hoftheaters aufgenommen. Seine erſte Partie war Lyonel in „Martha.“ Dieſe im ehrlichſten Naturburſchentone geſchriebene Rolle ſagte dem innerſten Naturell Götzes außerordentlich zu, und ſelbſt heute noch, wo der Sänger das ganze moderne Opernrepertoir zu beherrſchen ernſtliche Studien macht, ſteht der Lyonel obenan unter ſeinen dramatiſchen Geſtalten. Götzes Stimme iſt ein Tenor von großem Umfang, voll reifer Süße und außerordentlicher Weichheit; ſeine Geſtalten tragen alle einen Zug der Treuherzigkeit an ſich, ſie ſtrahlen ſeeliſche Wärme aus. Sein Vortrag iſt geſund, ungekünſtelt, nie durch Übertreibungen getrübt und doch ſtets voll dramatiſcher Energie. Das Dresdener Publikum nahm den jungen Sänger mit allen Zeichen eines nachhaltigen Wohlgefallens auf; trotzdem konnte Götze in Dresden nicht zu der ihm gebührenden Beachtung gelangen. Als daher der Impreſſario J. Hofmann im Carolatheater zu Leipzig 1881 mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Muſtervorſtellungen veranſtaltete, folgte Götze dem an ihn ergangenen Ruf Hofmanns; dieſer ſcharfblickende und gewandte Theatermann ließ ſich Götze nicht entgehen und nahm ihn mit an den Rhein, nach Köln, wo der Künſtler mit einem Schlage der ſchier überſchwänglich gefeierte Liebling des Theaterpublikums ward und Triumphe feierte, die ihresgleichen ſuchten. Daß man ihm eine ſilberne Lohengrinrüſtung im Werte von 6000 Mark — wer mag ſie nur taxiert haben? — überreichte, daß ihm Hofmann eine Jahresgage von 60 000 Mark zahlte, daß ihn ein reicher Kölner zum Univerſalerben eines blühenden Vermögens einſetzte, das war nur die eine Seite dieſes Götzendienſtes. Die andere deckte ſich etwa mit den Worten Goethes: „Nichts iſt ſchwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen.“ Und dieſe guten Tage waren wohl mit Urſache, daß Götze ein paar Jahre hindurch ſeine Kunſt brach mußte liegen laſſen. Ein tückiſches Halsleiden befiel den kraftvollen, athletiſch gebauten Mann, von dem er ſich nach langwierigem Heilprozeß erſt im Vorjahre wieder befreit ſah. Und nun ſingt er wieder in alter Sicherheit und Zuverſicht; ſeine herrliche Stimme entzückt wie früher die Zuhörer, und ſein Walther Stolzing, ſein Lohengrin und Prophet ſind wahrhafte Muſterleiſtungen eines edlen Kunſtgeſanges. Seine eigentliche Bedeutung liegt aber nicht auf dem Gebiete der Heldenoper, ſondern ſie wurzelt vielmehr im Boden der reinen Lyrik.

Adolf Wallnöfer.
Nach einer Photographie von X. Maſſal in Prag.

Daß man kein Tenor werden kann, ſondern einer ſein muß, wenn man entdeckt werden will, beweiſt auch Heinrich Bötel, der mehrere Jahre hindurch Droſchkenkutſcher und Roſſelenker geweſen, bevor die feine muſikaliſche Spürnaſe ſeines jetzigen Direktors und Beſitzers B. Pollini den Schatz entdeckte, der in jener Kehle verborgen lag. Bötel iſt am 6. März 1854 in Hamburg als der Sohn eines Fuhrwerksbeſitzers geboren. Er wuchs planmäßig heran, ließ dann, von ſeinem 14. Lebensjahre angefangen, ſeinen braven Gäulen die Peitſche um die Ohren knallen; dann wurde er ein tüchtiger Soldat und zwar ein flotter Huſar, der ſich nach rühmlich gethaner Dienſtpflicht wieder mit Eifer zurückmetamorphoſierte in das bequeme Geleiſe eines gut bürgerlichen Berufes und ſeiner Neigung, zu ſingen, wohl die Zügel durfte ſchießen laſſen. Man glaube aber nicht, daß Bötel hoch von ſeinem Bocke herabſang und durch öffentliche Produktion die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte; nein, Bötel ſang vorerſt nur an der Tafelrunde ſeiner Kameraden, und als er da allgemeinen Enthuſiasmus erweckt hatte, verſuchte er ſich mit ſtets wachſendem Erfolge in den ſchon weiteren Kreiſen zugänglichen Aufführungen verſchiedener Geſangvereine. Bei einer ſolchen Gelegenheit hörte ihn der Theaterdirector Pollini, welcher mit dem ſeltenen Talente ausgeſtattet, den Feingehalt einer Stimme trotz ſchlackenhafter Überzüge ſofort zu erfaſſen und über ihre Bildungsfähigkeit, ihren Charakter und die Methode ihrer Erziehung ein faſt augenblickliches Urteil ſich bilden zu können, Bötel in ſeinem wahren Werte erkannte und beſchloß, dieſem vocalen Edelſtein einen brillanten Schliff zu geben. Und ſo geſchah das Wunderbare: ſchon nach Jahresfriſt war das Talent und das Organ Bötels ſo weit geſchult, daß der frühere Droſchkenkutſcher einige recht gelungene Proben ſeines Könnens vor der Öffentlichkeit abzulegen vermochte. In Bötel ſelbſt regte ſich ein wahrer furor teutonicus zu lernen; er ſtudirte denn auch mit Feuereifer, und der ſubjective Wert ſeiner Leiſtungen erregte bei allen, welche jemals die Entwickelung eines Naturſängers zum dramatiſchen Sänger beobachtet haben, das größte Erſtaunen. Die Art und Weiſe, wie ſich Bötel auf der Bühne benahm, verriet deutlich einen Zug künſtleriſcher Individualität: ja, er brachte in ſeinen Rollen Züge und Wendungen von oft überraſchender Feinheit an, Nuancen, die er niemandem abgeguckt haben konnte. Und dieſe Einzelheiten bekunden im Keime vorhandene innere Selbſtändigkeit, die ſeinem Kunſtſchaffen den Charakter einer gewiſſen Originalität verleiht. Er iſt jedenfalls eine merkwürdige Erſcheinung und in dem Maße, wie ſeine hohen C, — die ja an und für ſich gar keinen Kunſtwert haben — das Publikum entzücken, in demſelben Maaße verdient die vollſte Hochachtung der muſikaliſch Strenggläubigen ein Streben, das, wie das ſeine, den Sänger heute zum Herren über einen erklecklichen Rollenkreis und wohl auch zum

Herren über ihren geistigen und seelischen Inhalt gemacht hat. Bötel singt nicht nur den Chapelou im „Postillon", dessen lustiges Peitschenknallen ihm wie eine Reminiscenz an sein früheres Leben erscheinen mag, er singt auch den Manrico im „Troubadour", den Raoul, ja selbst den Walther Stolzing in den „Meistersingern." Zahlreiche Gastspiele an den großen Bühnen Deutschlands und Amerikas haben diesem Sänger zum Helden einer Volkstümlichkeit gemacht, die fast jener Götze's gleichkommt.

In den beiden Sängern Heinrich Ernst und Adolf Wallnöfer gingen zwei Jünger Mercurs, die vermutlich keine kaufmännischen Genies waren, zu Grunde. Dafür wurden beide ganz vortreffliche Künstler und Bühnensänger. Heinrich Ernst ist in Dresden am 19. September 1846 geboren. Seine Mutter war die ehemals sehr gefeierte Sängerin Josefine Ernst-Kayser, der glänzende Violinvirtuose Ernst war sein Onkel. Der begabte Knabe kam mit den Berühmtheiten seiner Vaterstadt, mit Tichatscheck, E. Devrient, dem Kapellmeister Reissiger in befruchtende Berührung, und sein musikalisches Talent entwickelte sich in erfreulichstem Maße, als die klangvolle Sopranstimme des unterdessen mit der Mutter nach Wien übergesiedelten Knaben sich an Mozartschen und Haydnschen Messen in ernster Kunstübung versuchte. Auch Götze hat, wie nachträglich bemerkt sei, im Thomanerchor und im Riedelschen Gesangverein zu Leipzig auf dieselbe Weise wie Ernst die Tonkunst von ihrer erhabensten Seite kennen gelernt. Es mögen keine erfreulichen Schicksale gewesen sein, die den jungen Ernst vermochten, der Kunst Valet zu sagen und die kaufmännische Laufbahn einzuschlagen. Indessen die Musen waren ihm hold. Er erhielt ein Stipendium an der Budapester Kgl. Opernschule. Dort hörte den mit einer hübschen Barytonstimme begabten Sänger der Leipziger Operndirector Herr v. Strantz, welcher ihn für kleinere Partieen an das Leipziger Theater engagierte. Nun wurde der Gesangsmeister F. Rebling, selbst ein vortrefflicher Künstler, sein Lehrer, und nach strengem zweijährigem Studium konnte Ernst, dessen Stimme zu einem glanzvollen Tenor sich gesteigert hatte, die schwierigsten Wagnerpartien ausführen. 1875 tritt der Künstler in den Verband der Kgl. Hofoper in Berlin, wo er bis 1890 thätig war. In Werken aller Stilgattungen, hauptsächlich aber in den Tondramen des BayreutherMeisters, erreichte Ernst den Höhepunkt seines hervorragenden Künstlertums, stets auf Vollendung bedacht, rastlos immer zu großen Kunstzielen aufstrebend. Das Leben Ernsts ist auch das Leben Wallnöfers. Wallnöfer wurde am 25. April 1854 an der schönen blauen Donau geboren. Er sollte Kaufmann werden, eine unbesiegliche Neigung zur Musik jedoch ließ ihn bei Dessoff theoretische Studien machen; schließlich widmete er sich ganz der Kunst; den theoretischen gesellten sich praktische Studien, Orgel- und Klavierspiel bei. Als Wallnöfer eine Barytonstimme in sich entdeckte, ließ er sie von dem bekannten Rokitansky ausbilden. Konzerte in Wien und im Reich, in Belgien und Holland, der Schweiz und in Dänemark machten ihn vorteilhaft bekannt; nach einer fruchtbaren Lehrthätigkeit in Wien trat Wallnöfer, dessen Bariton unterdessen zum Tenor sich entwickelt hatte, als dramatischer Tenor

Georg Lederer.
Nach einer Photographie von R. Herrmann in Leipzig.

zum erſtenmal auf der Brünner Bühne mit ſehr gutem Erfolge auf. 1881 gewann Angelo Neumann den muſikaliſch hoch beanlagten Künſtler für ſeine große Wagnertournée. Wallnöfer feierte in Italien große Triumphe im Nibelungencyclus. Die nächſten Stationen des Künſtlers waren Bremen und Prag, wo er unter der Ägide Neumanns unter ſteigender Beliebtheit thätig iſt und als Wagnerſänger par excellence gilt. Wallnöfer hat ſich auch als Komponiſt einen geachteten Namen erworben: er hat über 150 Lieder, Klavierſachen und andere Kompoſitionen veröffentlicht, die von tüchtigem Können und gutem Geſchmack Zeugnis ablegen. Seine Oper „Eddyſtone" wurde in Prag mehrfach aufgeführt, konnte ſich aber ihres ſchwächlichen Textbuches wegen nicht einbürgern. Die Muſik wird von Kennern als ſehr talentvoll geſchildert. — Ein reiches Künſtlerleben iſt mit dem Namen Georg Lederer verbunden. Lederer gehört in der Gewiſſenhaftigkeit ſeiner künſtleriſchen Pflichterfüllung, in der Treue ſeines Talentes, da weniger durch intenſiven Glanz beſticht als vielmehr durch die muſikaliſche Innerlichkeit und Wärme ſeiner Äußerungen feſſelt, zu den beſten Sängern Deutſchlands. Lederer iſt am 5. Februar 1843 in Marienburg auf hiſtoriſch denkwürdigem Boden geboren. Sein Vater, der Sanitätsrat Lederer, ſchickte ſeinen heranwachſenden Sohn auf das Gymnaſium zu Danzig; dann trat Georg als Lehrling der Pharmacie in eine Apotheke ſeiner Vaterſtadt, bis er 1867 nach vortrefflich beſtandenem Staatsexamen in Berlin und Görlitz ſeine umfangreichen Kenntniſſe zu Heil und Frommen der leidenden Menſchheit verwandte. Wenn er ſich auch ſchon als Knabe in lebhafter Aufnahmefähigkeit der Muſik zugewandt und regelrechten Klavier- und Geſangsunterricht von Grabowski und Mantius erhalten hatte, ſo mußte ſein plötzlicher Sprung aus der kräuterduftigen Atmoſphäre ſeiner Apotheke auf den heißen Boden der Bühne in ſeiner Umgebung doch ein gewaltiges Aufſehen erregen. 1868 ging Lederer nach Magdeburg, wo er ohne jede Vorbereitung, gewiſſermaßen aus dem Stegreif, ſich verſuchte und zwar mit ſo ungewöhnlichem Erfolg, daß die Berliner Hofoper ſich beeilte, den hoffnungsvollen Kunſtjünger ſich zu verpflichten. Aber als ſich Lederer in Berlin zu wenig beſchäftigt ſah, löſte er ſeinen Kontrakt und wirkte als lyriſcher Tenor am Hamburger Stadttheater von 1871 bis 1873. Hier an der Stätte ſeiner neuen Wirkſamkeit vertauſchte er das lyriſche mit dem Heldenfach: er ſang mit größtem Erfolge den Lohengrin. R. Wagner ſchenkte dem hochſtrebenden Künſtler ſeine volle Sympathie und lud ihn ein, an den Konzerten ſoliſtiſch ſich zu beteiligen, deren Ertrag der kühnwagende Meiſter für ſein Bayreuther Feſtſpielhaus verwendet wiſſen wollte. Lederer kam, ſang und ſiegte mit dem Liebeslied aus der „Walküre" und den Schmiedeliedern aus „Siegfried." 1873 finden wir den Sänger in Rotterdam, 1874 in Schwerin, 1875—78 in Bremen. Von dieſer Zeit angefangen bis 1889 gehörte Lederer der Leipziger Bühne an: was er in dieſer Zeit geleiſtet, iſt unvergeſſen; ſeine ſtets bereite muſikaliſche Schlagfertigkeit, ſeine vornehme

Anton Schott.
Nach einer Photographie von W. Höffert in Hannover.

Erneſt van Dyck als Lohengrin.
Nach einer Photographie von Adèle in Wien.

muſikaliſche Natur und der großartige Umfang ſeines Repertoires machten ihn zu einer Zierde der Leipziger Opernbühne. Lederer beherrſchte über 96 Partieen, ſämtliche Wagnerrollen, die geſamte klaſſiſche Litteratur, die Opern unſerer Romantiker u. ſ. w. Der Künſtler lebt jetzt in Berlin, von wo aus zahlreiche Gaſtſpielreiſen ihn nach allen Teilen des deutſchen Reiches führen. Sein Nachfolger als Heldentenor der Leipziger Opernbühne, die von jeher als eine der erſten in ganz Deutſchland galt, iſt Anton Schott. Schott iſt geboren 1846 in der ſchwäbiſchen Alp auf Burg Staufeneck. Zehn Jahre hindurch war er mit Leib und Seele Soldat: er gehörte als aktiver Offizier der Württembergiſchen Artillerie an. Nach dem glorreichen Feldzuge von 1871 nahm der Hauptmann Schott Geſangsunterricht bei der berühmten Agnes Schebeſt-Strauß. Ende 1871 wurde er dem Hoftheater in München verpflichtet, 1872—75 gehörte er als lyriſcher Tenor dem Verbande der Berliner Hofoper an. Erſt in Schwerin blieb der Künſtler ſeiner innerſten Natur treu, die ihm ſchon in der äußeren Erſcheinung etwas Heldenhaftes aufgeprägt hatte. Im Heldenfach war er in ſeinem ureignen Element, und in dieſer Eigenſchaft als Heldentenor wirkte er dann bis 1882 am Hoftheater in Hannover, wo er mit Angelo Neumann jene berühmte Wagnerexpedition, die ſich bis nach Italien erſtreckte, unternahm, nachdem er vorher ſchon mit glänzenden Gaſtſpielen in Wien und zahlreichen deutſchen Städten ſeinen Ruf, einer der ſtimmgewaltigſten und intelligenteſten Sänger der Gegenwart zu ſein, begründet hatte. Bülow hatte ihn nach London gebracht, wo Schott in ſeiner muſtergültigen Interpretation der Wagnerſchen Tondramen im Carl-Roſatheater Erfolge erzielte, die nur noch übertroffen wurden durch die künſtleriſchen Reſultate ſeiner auf die Einladung von Damroſch erfolgten Amerikafahrt, die den Sänger durch die bedeutendſten Städte des dollarſchweren Landes führte. Ein goldener Schimmer bezeichnet die Spuren ſeines Ausfluges. Mehr Idealismus als Spekulation

Heinrich Gudehus als Lohengrin.
Nach einer Photographie von W. Höffert in Dresden.

verriet dagegen eine Künſtlerfahrt in das nördliche Europa, nach Dänemark, wo Schott als Verkünder der Wagnerſchen Tondramen mit glühendem Eifer auftrat. Die Zeit zwiſchen ſeinen Irrfahrten in der alten und der neuen Welt pflegt der Künſtler auf ſeiner Beſitzung in Bayern (Schloß Abenberg) mit landwirtſchaftlichen Beſchäftigungen zuzubringen. Er baut dort Hopfen und gilt überhaupt als vortrefflicher Landwirt, dem es gut anſteht, nach den muſikaliſchen Aufregungen des Winters in einem landwirtſchaftlichen Vereine einen Vortrag etwa über die Züchtung des amerikaniſchen Schwarzbarſches zu halten, wie es der Künſtler wirklich ſchon mehrfach gethan hat. Schott iſt durchaus ein Sänger großen Stils: Miniaturen gelingen ihm nicht. Durch ſeine Darſtellungen geht ein großer Zug, eine Welle von Leidenſchaft, die vielleicht manchmal über ſeinem eignen Haupte zuſammenſchlägt, aber

Georg Lederer als Lohengrin.
Nach einer Photographie von R. Herrmann in Leipzig.

Emil Götze als Lohengrin.
Nach einer Photographie von Reichard & Lindner in Berlin.

ſicher auch den Zuſchauer mächtig trägt. Eine ſeiner ſchönſten Leiſtungen iſt der Siegmund in der Walküre, für den der Künſtler eine Fülle tiefempfundener Accente bereit hat. Neben den Wagnergeſtalten des Künſtlers ſind der Cellini und mehrere italieniſche Partieen intereſſant und ſehenswert.

Max Alvary ſtammt aus einer Künſtlerfamilie, ſein Vater iſt der ſehr geſchätzte Düſſeldorfer Maler Andreas Achenbach, der die Neigung ſeines 1858 geborenen Sohnes, ein Maler ſo berühmt wie der Vater werden zu wollen, mit raſchem Entſchluſſe durchkreuzte, indem er die Gefahr, der Sohn eines großen Mannes zu ſein, abzulenken glaubte, wenn er ſeinen Sprößling zum Kaufmann beſtimmte; er ſchickte ihn alſo nach London, und als der Junge dort nicht eben viel gelernt hatte, nach Moskau, wo derſelbe ſeiner Abſicht nichts zu lernen mit erſtaunlicher Konſequenz treu blieb. Als nun Achenbachs Vater einſah, daß ſein Sohn, ein großer Kaufmann zu werden, ſo gut wie keine Anſtrengung mache, dagegen aber für Architektur einen lebhaften Sinn verrate, ließ er ihn in Aachen das Baufach ſtudieren. Max machte reſpektable Fort-

schritte, und eine Anzahl von Villen, die der junge Architekt Mitte der siebziger Jahre am Rhein gebaut hatte, stellen seinem technischen Können ein vollgültiges Zeugnis aus. Der junge Achenbach wollte sich aber in seiner Kunst noch vervollkommnen; er reiste also nach Mailand, wo er den Unterricht Mengonis, des Erbauers der herrlichen Galerie Vittorio Emanuele, genoß. Achenbach benutzte die Gelegenheit, sich einmal dem bekannten Gesangsmeister Lamperti vorzustellen, da er so etwas wie Stimme in seiner Kehle vorhanden glaubte. Und so war es. Ja sogar eine sehr schöne Stimme, einen prächtigen Tenor zog Lamperti an das Tageslicht. Aber schließlich behagte dem gesunden deutschen Sinn des jungen Baumeisters die süße italienische Melodie und ihr einseitig betriebener Kult nicht allzusehr, und als er nach zweijährigem Aufenthalt nach Deutschland zurückgekehrt war, nahm er bei dem berühmten Stockhausen Unterricht und warf sich mit voller Seele auf das Studium deutscher Meister, vor allen Bachs. Die reiche Wirksamkeit, welche der neue Tenorist in den Konzertsälen entwickelte, befriedigte ihn jedoch nicht; es drängte ihn zur Bühne. Als Max Alvary reiste er nach Weimar, sprang frischweg auf die Bühne, ohne je sich klar gemacht zu haben, mit welch kompliziertem Apparat der dramatische Künstler zu arbeiten gezwungen sei, und das Wagnis gelang vollständig; der Großherzog war von dem Sänger so entzückt, daß er ihm einen Kontrakt auf Lebenszeit anbot. Bald aber empfand Alvary die Kleinheit der ihn einengenden Verhältnisse; er löste daher seinen Vertrag und folgte einem Antrag an die New-Yorker Oper, wo er neben dem größten aller Sänger, neben Niemann zu wirken hatte. Obwohl nun sein erstes Auftreten (1886) einem Fiasko in fatalem Maße ähnlich sah, so eroberte ihm seine blendende Erscheinung, die wenn auch nicht mächtige, aber doch weittragende und ausdauernde, trefflich geschulte Stimme, sein tief durchdachtes Spiel und sein erlesener künstlerischer Geschmack in kurzer Zeit die Gunst des Publikums. Und was erst Gunst war, wurde Bewunderung, wurde Enthusiasmus, der schließlich in besorgniserregenden Äußerungen sich gefiel. Selbst Bülow schwärmte damals für Alvary, und eine Zeitung rühmte an seinem Walther den altdeutschen Schwung seiner Perücke und den korrekten Schnitt seines Schnurrbarts, der von einem Nürnberger Barbier gepflegt zu sein schien. Bei seiner Abschiedsvorstellung mußte der Direktor, um den endlosen Ovationen ein radikales Ende zu bereiten, das Gas abdrehen lassen. — Nach einer glänzenden Wirksamkeit in Hamburg verlegte Alvary den Schauplatz seiner künstlerischen Thaten nach München, wo ihm Triumph auf Triumph erblüht und die Sonne der königlichen Gunst leuchtet. Alvary ist jetzt schon einer der Genialsten unter den Wagnersängern, und was er in Zukunft noch leisten wird, darauf darf man wahrhaft gespannt sein.

Max Alvari.
Nach einer Photographie von G. Stuffler in München.

Wie Max Alvary so ist auch Ladislaus Mierzwinski aus dem Zustand der gefrorenen Musik — wie Hegel die Architektur in etwas dunkler Weise bezeichnet — in das Element der flüssigen Musik durch das Spiel des Zufalls getragen worden. 1850 geboren, bestimmte ihn sein Vater, welcher in Warschau in guten Verhältnissen lebte, zum Architekten. Der junge Mann studierte sehr eifrig, nicht ohne seine freie Zeit zur Ausbildung seiner musikalischen Fähigkeiten zu benützen. Mierzwinski müßte indessen kein Pole sein, wenn er sich nicht im

feurigen Freiheitsdrange einer von Idealen erfüllten Jugend zu politiſchen Umtrieben gegen die ruſſiſche Herrſchaft hätte verleiten laſſen. Seinen verbotenen Idealismus bezahlte er mit einer dreijährigen ſchweren Kerkerſtrafe. Nach dieſer grauſamen Prüfung dem Leben wiedergegeben, mußte er ſich ſagen, daß die Hoffnung, eine ſtaatliche Anſtellung zu erlangen, für einen politiſch Kompromittierten nur auf Selbſttäuſchung beruhen konnte. Und ſo beſchloß er denn, die Laufbahn des Künſtlers zu betreten. Als die Geſangslehrer ſeiner Vaterſtadt ihm von dieſem Vorhaben abrieten, wandte er ſich ſchnell entſchloſſen nach Paris, um bei hervorragenden Meiſtern zu ſtudieren. Unzufrieden mit den Erfolgen trieb ihn ſeine zähe Energie nach Mailand, wo ihm Lamperti rundheraus erklärte, er ſelbſt getraue ſich nicht, aus ihm einen Künſtler zu machen. In bewundernswerter Treue gegen ſich und ſeinen Genius wurde jetzt Mierzwinski ſein eigner Lehrer; eine lange Reihe von Jahren hindurch ſetzte er nun mit unermüdlichem Eifer ſeine Geſangsſtudien fort. Seine erſten dramatiſchen Verſuche wagte er auf kleinen italieniſchen Bühnen; ſie fielen glänzend aus und gaben ihm den Mut, in Paris in der großen Oper zu ſingen, wo er mit dem Vasko in der „Afrikanerin“ einen das ganze künſtleriſche Paris in Aufruhr ſetzenden Sieg errang. Er war der Held des Tages. Dem Neide ſeiner Kollegen zu entfliehen, ging Mierzwinski nach Mailand und London, nach Amerika und nach Rußland (1883), mit Gold und Ruhm beladen kehrte er auf einige Wochen zu ſeiner Erholung in Iſchl und Wien ein. Gaſtſpiele in Wien, Berlin und allen größeren Städten Deutſchlands, Belgiens, Hollands verbreiteten und befeſtigten den Ruf des Sängers, deſſen Stimme als ein Tenor von phänomenaler Kraft und erſtaunlicher Beweglichkeit ſich darſtellt; der Triller, den der Sänger ſelbſt auf den höchſten Tönen produziert, iſt geradezu ein Unikum. Mierzwinski hat jedoch auch ſeine Achillesferſe: er ſingt nicht immer rein, und nur eine ſo blendende Virtuoſität, wie die ſeine, vermag die Hörer dieſen Mangel vergeſſen zu machen. — Eine beſondere Stellung in der großen Zahl der deutſchen Sänger nehmen die Künſtler von Bayreuth ein, zumal die Tenöre unter ihnen, denn Wagner hat ja ſein letztes Werk, den Parſifal, für eine Tenorſtimme geſchrieben. Die Wahl eines geeigneten Vertreters dieſer Partie iſt beinahe eine Exiſtenzfrage für Bayreuth. Kein Wunder, daß man die Parſifalſänger mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit betrachtet, kein Wunder, wenn ſie des bloßen Ruhmes wegen keine Kunſtreiſen zu machen brauchen, da ja die Zuhörer die Kunſtreiſenden ſind. Die vier Bayreuther Tenöre ſind eben ganz beſondere Menſchen. Der Ruhm, den Parſifal unter den Augen ſeines Schöpfers zum erſtenmal verkörpert zu haben, gebührt Heinrich Gudehus. Gudehus iſt 1845 in Altenhagen bei Celle in Hannover als

Ladislaus Mierzwinski.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Heinrich Gudehus.
Nach einer Photographie von E. Bieber in Hamburg.

der Sohn eines Dorfſchullehrers geboren und wählte, als die Notwendigkeit an ihn herantrat, einen Beruf zu ergreifen, von zwei Übeln das größere: er wurde Schulmeiſter, obwohl es ihm freiſtand, auch Landwirt werden zu können. An der Mädchenſchule zu Kleinlehnen ſchwang er zuerſt den Bakel; als er dann an der höheren Töchterſchule zu Goslar angeſtellt wurde, wirkte er, was ihm eine gediegene muſikaliſche Erziehung ermöglichte, auch als Organiſt an der Marktkirche. Ein Glücksumſtand ließ ihn die Bekanntſchaft der Witwe des großen Sängers Schnorr von Carolsfeld machen, welche in Braunſchweig als Geſangslehrerin thätig war. Gudehus genoß den Unterricht dieſer tüchtigen Pädagogin, welche den mit prachtvollen Stimmmitteln ausgerüſteten Sänger dem Generalintendanten des Berliner Hoftheaters Herrn von Hülſen empfahl. Gudehus betrat 1871 zum erſtenmal die Bretter und errang einen vollen Erfolg; ſein geſangstechniſches Können zu erweitern, zog er ſich auf Jahre von der Öffentlichkeit zurück und arbeitete mit unverdroſſenem Fleiße an ſeiner weiteren Ausbildung. Er ſang dann in Riga, Lübeck und Bremen, bis ihn 1880 die Dresdener Hofoper ſich verpflichtete. 1882 kreierte Gudehus den Parſifal, vom Beifall einer aus allen Teilen der Welt zuſammengeſtrömten Kunſtgemeinde getragen. Seine Stimme iſt eigentlich ein lyriſcher Tenor, aber von größter Ausgiebigkeit und von einem ſeltenen Akkomodationsvermögen, das dem Sänger geſtattet, Heldenpartieen ſo gut wie jeder Heldentenor zu ſingen; ſein Organ beſitzt einen großen Umfang und iſt namentlich in der Höhe ſehr glanzvoll. — Der zweite Parſifal iſt Hermann Winkelmann, im übrigen einer der allerbeſten und geiſtreichſten Vertreter des Tannhäuſer. Er wurde 1849 in Braunſchweig als der Sohn eines Hofpianofortefabrikanten geboren, alſo „nicht aus Nacht und Nebel kam er her.“ Im väterlichen Hauſe wurde eifrig muſiziert, es war eigentlich der muſikaliſche Mittelpunkt der ganzen Stadt, nach dem alle Künſtler gravitierten. Franz Abt, der bekannte Liederkomponiſt und Feinſchmecker, ſtand an der Spitze des Braunſchweiger Muſiklebens; von dieſem Mann empfing Winkelmann den erſten Unterricht im Singen, ihm dankte er die Fortbildung ſeines Klavierſpiels. Später trat der Jüngling in das Geſchäft ſeines Vaters ein. Um ſich die neueſten Errungenſchaften auf dem Gebiete des Klavierbaues zu Nutze zu machen, ging Winkelmann im Auftrage ſeines Vaters nach Paris, wo er in hervorragenden Pianofortefabriken ſich tüchtig umſah. Hier gab er ſich auch mit ungehemmter Inbrunſt ſeiner Lieblingsneigung, dem Geſange, hin, und indem er von einem namhaften italieniſchen Geſangslehrer ſich unterrichten ließ, beherrſchte er bald den bel canto und ſeine Elemente in vollkommenſter Weiſe. Nach Deutſchland zurückgekehrt, ſetzte Winkelmann ſeine Geſangsſtudien bei deutſchen Meiſtern fort, und 1875 trat er mit gutem Erfolge

zum erstenmale im Hoftheater zu Sondershausen auf. Altenburg und Darmstadt waren seine nächsten Stationen. Aber erst ein Gastspiel in Leipzig lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf das ganz in der Stille herangereifte glänzende Gesangstalent, das sich trotz aller linkischen Anfängerschaft in keiner Note verleugnete. Man wußte jetzt, was man an Winkelmann besitzen werde. . . . . Pollini engagierte Winkelmann an das Hamburger Theater; nachdem der fünf Jahre umfassende Vertrag abgelaufen war, trat der unterdessen zu einem Sänger ersten Ranges emporgestiegene Künstler in den Verband der Wiener Hofoper ein, wo er in großartiger künstlerischer Wirksamkeit die ganze Tiefe seines außerordentlichen Talentes immer von Neuem offenbart. Abwechselnd mit Gudehus sang 1882 auch Winkelmann den Parsifal, eine vollendete Verkörperung des „reinen Thoren." In demselben Jahre sang Winkelmann auch in London, später in den zahlkräftigen Städten Nordamerikas. Kunstausflüge von Wien nach Leipzig, Berlin und anderen deutschen Bühnen haben zwischen dem Künstler und seinem Publikum ein Verhältnis lebhafter Sympathieen hervorgerufen, das in der genialen, stets überraschenden Eigenart des Künstlers und seiner reinen,

Hermann Winkelmann.
Nach einer Photographie von E. Bieber in Hamburg.

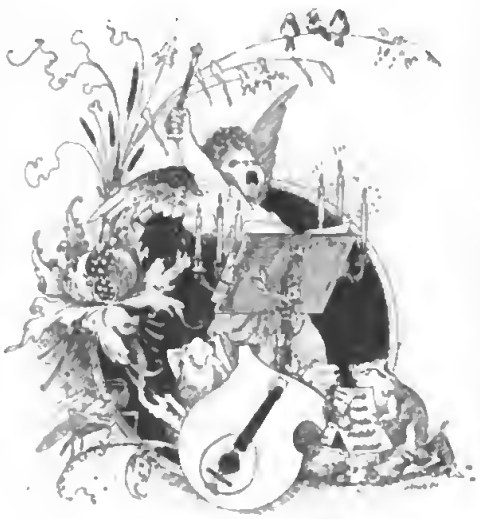
edlen Tonsprache die beste Bürgschaft für dauernde Erhaltung findet. Der dritte Bayreuther Parsifal ist kein Deutscher, sondern ein Belgier. Ernest van Dyck wußte

Ernest van Dyck.
Nach einer Photographie von Adèle in Wien.

offenbar, wohin er zu gehen habe, wenn er seinem ganzen Werte nach wollte geschätzt werden. Er ist der Jüngste unter allen Wagnersängern: er wurde geboren am 2. April 1861 zu Antwerpen, wo sein Vater als angesehener Kaufmann lebt. Dem Wunsche seiner Eltern gemäß sollte van Dyck die juristische Laufbahn einschlagen, und die auf den Universitäten zu Löwen und Brüssel getriebenen juristischen Studien haben aus van Dyck zwar keinen Advokaten gemacht, ihm aber jene formale Bildung gegeben, die ihm ermöglichte, als seine Neigung, Sänger zu werden, auf den energischen Widerstand der Eltern stieß, im Kampfe um das Dasein als Mitarbeiter der bonapartistischen Zeitung „La patrie" sein Brod zu verdienen und seine schon früher begonnenen Gesangsstudien fortzusetzen. In Paris sang er in den Soireen der feinen Gesellschaft, und bei Gelegenheit der Aufführung einer für den Concours de Rome bestimmten Cantate sprang er, ohne jede weitere Vorbereitung, für den plötzlich erkrankten Tenoristen ein und sang seine Partie mit durchschlagendem Erfolge. Damit war sein Glück gemacht. Lamoureux, der eifrige Vorkämpfer R. Wagners in der französischen Hauptstadt, gewann den jungen Sänger für seine berühmten Konzerte, wo dieser bald

Heinrich Vogl.
Nach einer Photographie von E. Bieber in Hamburg.

mit dem Wagnerſtile ſich vollkommen vertraut machte, und in jener denkwürdigen Lohengrinvorſtellung, welche der Idealismus Lamoureux' dem Chauvinismus des Pariſer Pöbels abgetrotzt hatte, ſang van Dyck den Lohengrin und riß alles zur lauten Bewunderung hin. Hofkapellmeiſter Levi aus München wohnte dieſer Aufführung bei; er nahm den hochbegabten Sänger nach Deutſchland mit, wo er raſch Deutſch lernte; ſeine Mitwirkung an den Bayreuther Feſtſpielen von 1888 hat ſeinem Namen einen in der ganzen Kunſtwelt vollwichtigen Klang gegeben: ſein Parſifal iſt bis auf den mangelnden asketiſchen Zug eine Idealgeſtalt, eine Meiſterleiſtung von außerordentlicher Art. Van Dyck wirkt jetzt neben und mit Winkelmann, par inter pares, an der Wiener Hofoper.



Der vierte Bayreuther Tenor, einer der beſten Triſtaninterpreten, iſt Heinrich Vogl. Er iſt geboren am 15. Januar 1845 in der Münchner Vorſtadt Au, dann beſuchte er das Schullehrerſeminar zu Freiſing und war 1862—1865 Schulmeiſter zu Ebersberg. Muſikaliſche Studien hatte er „nebenbei" getrieben, immerhin aber hatte er es vermocht, ſeiner Tenorſtimme einen ſolchen Schliff zu geben, daß er mit einiger Ausſicht auf Erfolg es wagen durfte, vor dem Intendanten der Kgl. Oper zu München Probe zu ſingen. Der Erfolg übertraf ſeine kühnſten Erwartungen: er wurde engagiert, und nach einigen Monaten ernſten Rollenſtudiums unter der wohlwollenden Leitung Fr. Lachners debütierte er 1865 als Max im Freiſchütz unter dem Jubel der Zuhörer. Vogl iſt der einzige Seßhafte unter allen Künſtlern: von einem genialen Vagabundenleben iſt bei ihm nichts zu ſpüren. Er blieb im Land und nährte ſich redlich, und bis auf den heutigen Tag gehörte er ausſchließlich, von einigen Gaſtſpielen hier und da natürlich abgeſehen, der Münchner Hofoper an. Vogl iſt einer der größten Wagnerſänger aller Zeiten; mit ſeiner Gattin Thereſe, die zu den beſten Sängerinnen Deutſchlands zählt, ſchuf er faſt durchaus Muſtertypen einer zur höchſten Leiſtungsfähigkeit gelangten reproduktiven Kunſt. Viele Jahre hindurch war er überhaupt der einzige Triſtan, den Deutſchland beſaß, und in der Geſchichte dieſer merkwürdigen Tonſchöpfung wird ſein Name immerdar in der ruhmwürdigſten Weiſe genannt werden.

Camenz.
Schloß und Ort Camenz.

Schloß Camenz.

Von F. Erhardt.

(Abdruck verboten.)

Im stillen, friedlichen Berglande der Grafschaft Glatz, die vom großen Troß der Reiselustigen und Sommerfrischler lange Zeit fast unberührt geblieben ist und auch heute noch nur flüchtig davon gestreift wird, erhebt sich aus dem Grün der Berge ein hoher, glänzender Bau, das schönste Schloß der Provinz Schlesien und einer der prächtigsten Hohenzollernsitze überhaupt. Der Name des Schlosses Camenz ist wohl allgemein bekannt, da es die ständige Sommerresidenz des Prinzen Albrecht von Preußen ist und von ihm alljährlich so lange bewohnt wird, wie seine übrigen Verpflichtungen, besonders sein Amt als Regent von Braunschweig, es irgend gestatten. Das Schloß selbst aber lernen von ferner Wohnenden zumeist nur solche kennen, die an einer der zahlreichen Heilquellen des nur dreißig Quadratmeilen umfassenden Glatzer Ländchens Erholung und Genesung suchen; denn um seiner selbst willen wird dieser an Naturschönheiten reiche Teil der Sudetenberge, der sich mit Thüringen, der sächsischen Schweiz, wie mit einzelnen Partieen des Harzes in jeder Hinsicht messen kann, noch immer viel seltener aufgesucht, als er verdient. Durch die Nähe des Riesengebirges, der Karpathen, der sächsisch-böhmischen Elbberge werden die Vorzüge dieses idyllischen Fleckchens Erde in den Hintergrund gedrängt. Seit einigen Jahren ist jedoch der Verkehr durch die weiter geführten Eisenbahnen mehr erschlossen, ohne daß zum Glück bisher der Frieden und die Stille der grünen Höhen und Thäler dadurch allzu sichtlich beeinträchtigt wurden. Sogar in den Kurorten, wie Landeck, Reinerz ꝛc., konzentriert sich das Wogen und Treiben des Badelebens mehr im Mittelpunkt desselben, an den Brunnenpromenaden, Bädern, Anlagen ꝛc. Die weitere Umgebung bleibt davon unberührt; leicht kann man aus der Unruhe hinausgelangen in Waldesgrün und Waldesstille. Und umfangen uns erst die Tannen- und Laubwipfel, dann stimmt das Herz jedes guten Schlesiers ein in die Worte des heimischen Dichters Karl von Holtei, mit denen er die Glatzer Berge pries:

Camenz: Schloß und Wasserwerk vom Teiche aus gesehen.

„Dich grüß' ich, Heimat, und die Bergeskronen,
So sonnig schön, den grünen Kranz ums Haupt!"

Auf einer jener Bergeskronen, wenn auch nicht einer der höchsten, dem Hartaberge, ragt Schloß Camenz empor. Früher, als die Eisenbahn nur bis Frankenstein führte, rief es dem, auf der schönen waldumgebenen Landstraße nach Landeck dahinrollenden Fremden den Willkommens- und dann wieder den Abschiedsgruß der Grafschaft Glatz zu, und niemand konnte sich wohl dem Eindruck entziehen, den der Anblick des stolzen, in großartigen Verhältnissen angelegten Baues in der lieblichen Umgebung hervorbrachte. Schneller, in größerer Entfernung, eilt heute der Dampfwagen an Camenz vorbei, und das Schloß zeigt sich nicht mehr auf den ersten Blick so vorteilhaft wie früher. Auch jetzt noch aber können wir einem Urteil aus den letzten Kaisertagen, daß man durch den anfänglichen Eindruck des Schlosses, von dessen Schönheit man so viel gehört, enttäuscht sei, nicht beistimmen. — Wer vor einigen Wochen, Anfang September, Camenz besuchte, fand alles in freudiger Aufregung, in festlicher Vorbereitung. Jedermann bemühte sich, den schönen Fürstensitz und seine Umgebung noch anmutiger in jeder Einzelheit zu gestalten, ihn im besten Lichte erscheinen zu lassen. Und durchschritt man die Räume des Schlosses selbst, so wurden die für Kaiser und Kaiserin, Herzog und Herzogin von Connaught, Prinz Friedrich Leopold ꝛc. bestimmten Gemächer gezeigt. — Während der schlesischen Kaisermanöver wollten der Kaiser und die Kaiserin, einer Einladung des Prinzen und der Prinzessin Albrecht folgend, hier einen stillen Sonntagnachmittag, recht als einen Ruhepunkt zwischen den Anstrengungen und den rauschenden Festen dieser Tage, fast nur im Familienkreise zubringen. Ganz in der Weise, wie er beabsichtigt und freudig erwartet worden, ist dieser Kaiserbesuch verlaufen. Er galt nicht dem Regenten Braunschweigs, sondern dem preußischen Prinzen, dem Heerführer, dem, unserem kaiserlichen Herrn so nahestehenden Vetter.

Schloß Camenz hat schon einmal, im September 1875, einen ähnlichen Festtag gesehen, als Kaiser Wilhelm I, ebenfalls bei Gelegenheit eines Herbstmanövers in Schlesien, Prinz Albrecht in seinem Heim aufsuchte. Schreiber dieser Zeilen entsinnt sich noch, ihn in voller Frische und Rüstigkeit damals zur Seite der noch sehr jugendlichen Prinzeß Albrecht gesehen zu haben. Kaiser Wilhelm II begleitete, soviel wir uns erinnern, seinen unvergeßlichen Großvater nicht, er betrat erst in diesen Tagen, also wohl überhaupt zum erstenmal dies reizende Fleckchen deutscher Erde. Aber als am Bahnhof eine freiwillige Ehrenkompagnie alter Krieger den Herrscher empfing, — wie mögen bei seinem Anblick glorreiche Erinnerungen an den alten Kaiser

in ihrer Seele aufgestiegen sein! Noch einmal lenkte seitdem Schloß Camenz die Augen des deutschen Volkes auf sich. Es war im Oktober 1885, als eine vom Grafen Görtz geführte Deputation aus Braunschweig sich nach dem Sommersitz des Prinzen Albrecht begab und ihn ersuchte, die Regentschaft des, durch den Tod des letzten Welfenherzogs verwaisten Landes zu übernehmen. In dem schönen gotischen Saal, den wir später näher betrachten werden, empfing der Prinz die Abgeordneten und übernahm das angetragene Amt.

Wer die liebliche Lage von Camenz recht kennen lernen will, muß aus diesem mit hochgewölbten Fenstern, welche den gotischen Spitzbogen zeigen, mit der weiten, den von kleinen Zinnentürmen flankierten Attan tragenden Vorhalle, von der sich Terrassenanlagen bis hinab zu der ehemaligen Abtei im Thale abdachen. Umgeben ist diese Terrasse überall von den prächtigen alten Bäumen des ausgedehnten Parks, der auf den übrigen Seiten den Schloßhof bedeckt, sich bis an seinen Fuß und weit darüber hinaus ziehend. Bald herrscht der englische Parkgeschmack vor: von weichen Rasenflächen heben sich in scharfem Kontrast Baumgruppen aus frischem Laub, aus ernstem Tannengrün, dunklen Blutbuchen ab

Camenz: Das Siegesdenkmal im Schloßpark.

Empfangssaal hinaus auf den großen über der Eingangshalle gelegenen Attan treten, von dem man das Eutengebirge, Frankenstein und Silberberg, zu unseren Füßen Dorf Camenz, erblickt. Ein wilder Bergfluß, die Neiße, zum Unterschied von zwei anderen gleichnamigen Flüssen „Glatzer Neiße" genannt, durchströmt das blühende Thal.

In imposanter Größe, dabei von den schönsten, harmonischen Architekturformen, ragt auf dem breiten Gipfel des Hügels der mächtige Quadratbau des Schlosses empor, mit seinen vier großen Ecktürmen, mit zierlichen Erkern und Mauertürmchen, Bald breiten sich farbenprächtige Blumenanlagen, von sprudelndem, rauschendem Wasser belebt, aus:

„Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz."

Brunnen und Wasserkünste treten uns in der That, wenn wir beim Hinansteigen zum Schlosse den Park durchwandern, in den mannigfachsten Formen und Gestalten entgegen. So stürzt auf der Südseite des Schloßberges ein künstlicher Wasserfall über die ganze Berglehne in schäumenden Strudeln zu Thal. Weiter hinab ist die Gasanstalt

Vorhalle.

Schloß mit der Terrasse.

Neue evangelische Kirche.

Brunnen an der Terrasse.

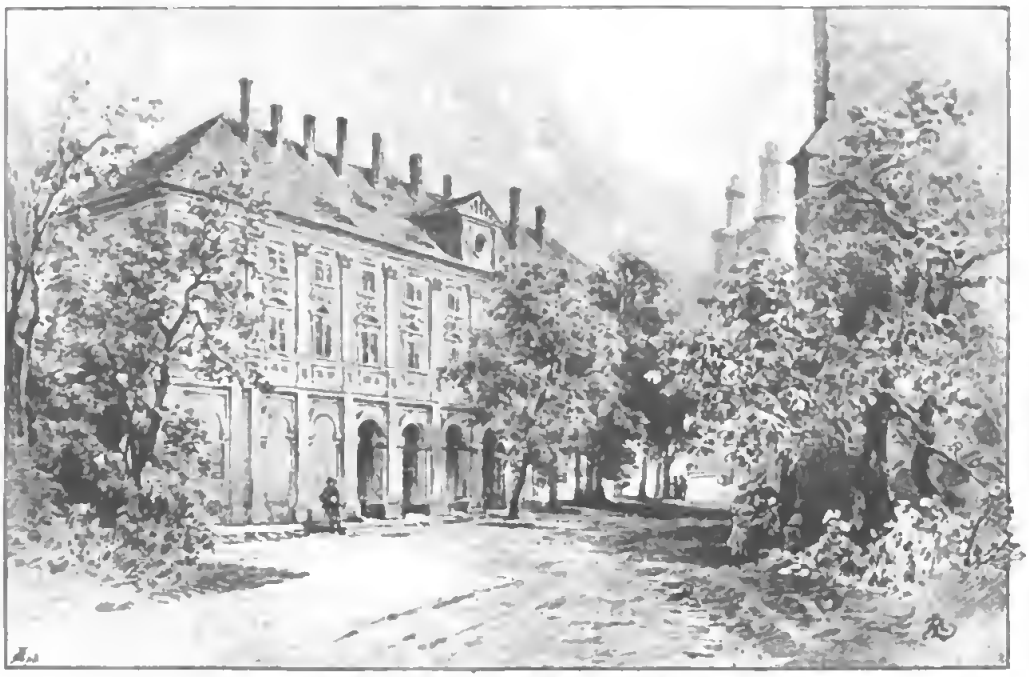
mit dem Wasserhebewerk unter dem Schatten alter Bäume im Stile einer Ritterburg erbaut, deren Bild der klare Spiegel des Schloßteichs zurückwirft. Aus der Mitte des letzteren steigt die stärkste der zahlreichen Fontänen empor, eine mächtige, armdicke Wassersäule von achtzig bis hundert Meter Höhe, fast bis zu den Zinnen des Schlosses emporschießend. Der Springbrunnen übertrifft an Größe und Stärke die große Fontäne von Sanssouci und steht nur hinter der von Wilhelmshöhe zurück. Das Schloß, aus grünen Bäumen emporragend, zeigt sich von diesem Punkte, mit dem Vordergrunde des weiten Wasserspiegels und des zierlichen, kleinen mittelalterlichen Burggebäudes besonders günstig.

An einer anderen Stelle des Parks, dicht bei zwei, vom Kaiser dem Prinzen Albrecht geschenkten französischen Geschützen, erhebt sich hoch über die höchsten Baumwipfel die gewaltige Säule des Siegesdenkmals, das vor wenigen Jahren zur Erinnerung an die unvergeßlichen Tage von 1870 und 1871 gesetzt wurde, und dessen Viktoria allein drei Meter mißt. Freitreppen führen nicht weit davon zu einem kleinen, mit Steinbalustraden umgebenen Aussichtsplateau hinauf, die ganze Anlage wie alle übrigen, zum Schloß gehörigen Gebäude sind im gotischen Stil errichtet. Zur Herstellung des Parkes und Gartens wurde bei Erbauung des Schlosses der Gärtner des Grafen Magnus aus dem, seines herrlichen Parks wegen berühmten und von Landecker Badegästen vielfach besuchten Ullersdorf hergerufen, und dieser Gartenkünstler hat in den, in weitem Umkreis Schloß und Berg umrahmenden Anlagen ein Ganzes geschaffen, in dem sich Natur und Kunst auf das glücklichste vereinen.

Den schönsten Eindruck bieten indessen diese Parkanlagen, wenn man die Terrasse zum Schloß emporsteigt. Breite, bequeme Sandsteinstufen führen uns aufwärts; die ganze Terrasse besteht aus diesem Material, das in seiner hellen Färbung sehr prächtig, fast wie weißer Marmor erscheint.

In der mannigfaltigsten Weise ist die Terrasse geschmückt. Bald tönt auch hier das lustige Rauschen eines Springbrunnens an unser Ohr: Tritonen und Najaden, auf Marmorschalen ruhend, senden den Wasserstrahl in die Lüfte, daß er, im herrliches Gemälde, nur durch die Aussicht vom Altan und den Türmen übertroffen, öffnet sich auf der obersten Terrasse an der Vorhalle. Wir sind hier zugleich am Hauptportale angelangt; über der schönen, hochgewölbten Eingangspforte ist jetzt nur das Königlich preußische Wappen an Stelle des früheren Doppelwappens der Erbauerin angebracht.

Die Prinzeß Marianne der Niederlande, Mutter des jetzigen Prinzen Albrecht von Preußen, ließ durch den Oberbaudirektor Martius nach Schinkelschen Entwürfen



Camenz: Auffahrt durch die Probstei.

Sonnenlichte zu Millionen von Diamanten zerstiebend, wieder hinabfällt in das marmorumrahmte, von Teppichbeeten auf sammetgrünen Rasen umgebene Becken. Bald wieder labt sich das Auge an den Gruppen tropischer Pflanzen und von Blütenpracht bedeckter Büsche. Dann wieder füllen Grotten mit Bänken, Laubgänge u. s. w. in kunstvoller Anordnung und stetem Wechsel die Ruhepunkte der Terrassen aus. Reizende Rückblicke, bald auf einzelne Partieen des Parks, bald weiter auf die malerische Berglandschaft um Camenz, zeigen sich uns bei jeder Wendung, natürlich, je höher wir kommen, in steter Steigerung. Und ein diesen Prachtbau aufführen, zu dem der Grundstein am 15. Oktober 1838 gelegt wurde, und der mit dem nahen Schloß Weißwasser später ihren Lieblingsaufenthalt bildete. Eigentümlich wirkt an dem mächtigen Quadrat die Zusammenstellung der geraden, „klassischen“ Linien, wie sie alle Werke Schinkels zeigen, mit den gotischen Bogen und Wölbungen der Fenster, Maueröffnungen u. s. w.; der Eindruck dieser Vereinigung ist indessen keineswegs ein unharmonischer, und sie hat auch in Werken der älteren Architektur Seitenstücke aufzuweisen. So ist die Bauart des Kölner Gürzenich der von Schloß Camenz nicht

Camenz: Der Empfangssaal im Schloß.

unähnlich. Besonders drängt sich dieser Vergleich beim Anblick der Vorhalle auf, die aus zwei hochgewölbten, fast wie Klostergänge erscheinenden Bogenhallen besteht. Das eigentliche Muster zum Schloßbau soll indessen eine sehr alte, im angelsächsischen Stile erbaute Burg des Grafen Ripon, an der schottischen Küste, gebildet haben. Mit den reichen Mitteln, über welche die Erbauerin gebot, konnte der Bau, dessen ganze Anlage den Meister verrät, von außen wie im innern auf das glänzendste ausgestattet werden. Glasierte dunkle Ziegel wechseln in Länge und Breite mit dunkelroten Backsteinen und weißgelben Chamotten ab, wodurch schon die Außenseite ein ebenso eigenartiges, wie reiches Gepräge erhält. Ein Mauerwall in demselben gotischen Stil, wie das Schloß selbst, umfaßt in weitem Viereck den Schloßhof; von dem halbrunden, zinnengekrönten Eckpavillon bietet sich hier wieder eine weite, anmutige Fernsicht; überdies trägt die Mauer wesentlich zu dem burgähnlichen, mittelalterlichen Charakter des Ganzen bei. Besonders aber scheint der steinerne Schloßbrunnen, in Gestalt einer in Knäufe, Kreuzblumen, Spitzen auslaufenden Kirchturmspitze, geradeswegs dem alten Nürnberg oder sonst einer altertümlichen deutschen Stadt zu entstammen. — Das Innere des Schlosses ist, wie man schon aus seiner Außenseite schließen kann, von großer Ausdehnung; es umfaßt etwa hundert Säle und Zimmer, in deren geschickter Verteilung und Anordnung, sowie in der Ausschmückung, soweit sie Sache des Architekten ist, sich wieder die Meisterhand zeigt. In der Hauptachse des Gebäudes liegt ein Verbindungsgang, der den Schloßhof in zwei Hälften teilt und in der Höhe des Erdgeschosses eine offene Galerie bildet, welche die beiden Hauptteile des ersten Stockwerkes, den Empfangs- und Speisesaal, die in entgegengesetzter Richtung liegen, verbindet. An den vier inneren Seiten des Schlosses laufen Korridore entlang, welche die Kunst des Gärtners in Wintergärten umgewandelt hat, und die überdies durch herrliche Majoliken, Schalen, Skulpturen und große Lampen geschmückt sind. Die Wohnung des Prinzen Albrecht und seiner Gemahlin liegt gleich den Repräsentationsräumen im ersten Stockwerk. Das zweite und das Erdgeschoß dienen anderen Zwecken.

Alles, was von der eigentlichen Aus-

ſtattung, ſowie an Kunſt- und Ziergegenſtänden die Gemächer füllt, rührt im großen und ganzen von der Gründerin, der 1883 verſtorbenen Prinzeß Marianne, her. Sie hat den Räumen den vornehmen und harmoniſchen Charakter verliehen, der auf den Beſucher wohlthuend, anheimelnd, wie es der Schleſier nennt, wirkt. Da atmet alles Schönheit, Pracht, Freude am Leben, an Farbe und Form, und doch iſt auch das leiſeſte Prahlen mit Reichtum vermieden. Schildern kann man das alles ſo wenig, wie ein Muſeum oder eine Kunſtſammlung, ſondern nur den glücklichen Eindruck, den die Vereinigung von Komfort und Wohnlichkeit mit künſtleriſchem Geſchmack hervorbringt, ausdrücken. Die Prinzeſſin liebte zugleich das Reiſen und verſtand die Kunſt desſelben; daher findet man zahlreiche Erinnerungen aus der Fremde, beſonders aus Italien, in Camenz. Als niederländiſche Fürſtentochter, als Oranierin, hing ſie mit großer Liebe an ihrer Heimat, und vieles, was an dieſe mahnt, ſchmückt ebenfalls die Gemächer des Schloſſes, — an Holland, an Seeland, Utrecht und Geldern. An koſtbaren flandriſchen Tapeten und Gobelins, an kunſtvoller Holztäfelung fehlt es nicht.

Abgeſehen aber von Einrichtung und Verzierung verleiht ſchon die gotiſche Bauart den Räumen, beſonders den größeren, ein anziehendes eigenartiges Gepräge. So fällt z. B. in dem ſchon erwähnten großen Empfangsſaal durch die Glasmalerei der hohen, oben in ſchöner Linie zuſammenlaufenden Fenſter das Tageslicht auf das ſpiegelglatte Getäfel des Bodens und zeigt in magiſchem Licht den prächtigen Raum mit ſeiner hochgewölbten, auf ſchlanken Säulen ruhenden Decke. Wie Kelche von Rieſenblumen ſprießt das Mauerwerk aus dieſen Schäften hervor, immer weiter ſich ausbreitend, oben zum Kreuzgewölbe ſich vereinend. So kühn, in ſo ſchönen Verhältniſſen iſt dieſer Saal angelegt, daß er die Erinnerung an den wahrhaft erhabenen Anblick des großen Ordensremters in der Marienburg, den vollendetſten weltlichen Bau der Gotik, in uns wachruft. In unwillkürlicher Ideenverbindung erinnern wir uns dann auch, daß Prinz Albrecht Herrenmeiſter des Johanniterordens iſt und daher die Räume dieſes modernen und doch durch ſeine Bauart an Rittertum und Kirche zugleich gemahnenden Schloſſes für niemand beſſer geeignet ſein könnten, als für ſeinen jetzigen Beſitzer, der gerade dieſen ſeltenen, hohen Ehrenpoſten bekleidet.

Von einem der Türme des Schloſſes erfreuen wir uns an der herrlichen Ausſicht. Weit ſchweift der Blick öſtlich über das flache Land, das Thal der unteren Neiße, — hinauf zu den Gipfeln des Glatzer Schneegebirges im Süden, des Eulengebirges im Norden, — nach Wartha, Silberberg und Frankenſtein hinüber,

Camenz: Schloßbrunnen.

während Bergzüge die meisten im Glatzer Kessel gelegenen Städte und Ortschaften, auch Glatz selbst, verdecken. Unter uns aber liegen zu beiden Seiten des hellblitzenden Flusses, aus den umschattenden Bäumen hervorschauend, die Häuser von Camenz, von einzelnen höheren Gebäuden, darunter vor allem der schöne gotische Bau der neuen evangelischen Kirche mit dem spitzen, reichverzierten Sandsteinhelm. Das Kaiserpaar hat bei seinem Besuch diese Kirche nicht vergessen. Sie ist erst vor wenigen Jahren für die zahlreichen Protestanten, die vermutlich besonders durch die fürstliche Schloßherrschaft in Camenz nach dieser, sonst fast ganz katholischen Gegend gekommen sind, erbaut oder doch vollendet worden. Denn der Grundstein wurde schon vor fünfzehn Jahren durch den Prinzen Albrecht gelegt, — ein feierlicher Moment, allen unvergeßlich, die ihm damals beigewohnt haben.

Das Kapital zu diesem, seit Jahrzehnten schon von der Prinzeß Marianne beabsichtigten Kirchenbau war im Jahre 1875, als die Baupläne fertig gestellt, nicht groß genug, um sogleich damit zu beginnen. Prinz Albrecht machte daher bekannt, daß die Summe auf seinen Vorschlag noch einige Zeit auf Zinsen gelegt werden solle. „Weil wir aber in einer Zeit leben," fuhr er in dem schönen, eines echten Hohenzollern würdigen, von ihm selbst verfaßten Manifest, das bei der Grundsteinlegung verlesen wurde, fort, „wo es geboten ist, Zeugnis abzulegen von seinem Glauben an den eingeborenen Sohn Gottes, unsern Heiland Jesus Christus, und von seinem Feststehen auf dem reinen Evangelium in dem Kampfe gegen alles, was wider dasselbe ist, habe Ich Meine Frau Mutter gebeten, schon jetzt den Grundstein zu diesem Gotteshause legen zu lassen . . . . . Möchte der Thurm nicht umsonst gen Himmel weisen; möchte die Glocke solche herbeirufen, die Verlangen tragen, zu sehen und zu schmecken, wie freundlich der Herr; möchte sie Frieden verkünden den Kindlein, welche die Taufe empfangen, oder den Taufbund erneuern, den Paaren, welche das Gelöbnis der Treue hier fürs Leben ablegen, den Leidtragenden, die einen Verstorbenen zur letzten Ruhestätte geleiten . . . . . Mögen meine Nachkommen mit ganzer Treue dem christlichen Bekenntnis angehören, welches allein auf dem beruht, was in den Büchern Alten und Neuen Testamentes, sonderlich im Evangelio geschrieben ist . . . . Wir, die diese Urkunde heute hier unterschreiben, legen damit Zeugnis ab, daß wir es ernst mit unserem Glauben nehmen."

Jetzt ist die Kirche — mit so herrlichen Worten geweiht, noch ehe sie stand — vollendet und trägt über der Thür des ersten Querschiffs die Inschrift: „Zur Ehre Gottes, zur Predigt seines Wortes, zur Erbauung der Gemeinde hat Prinzessin Marianne — † 29. Mai 1883 — eingedenk des evangelischen Glaubensbekenntnisses ihrer Vorfahren, der Nassau-Oranien, — und der ihres Gemahls, der Hohenzollern, — diese Kirche gestiftet und den Bau 1882 begonnen. Vollendet ist sie unter Patronat ihres Sohnes, des Prinzen Albrecht von Preußen und geweiht am 15. Oktober 1885."

Berliner Feuilleton.

Von A. Baron von Roberts.

(Abdruck verboten.)

In der Geschäftssprache heißt es Inventur machen: eine Musterung der Bestände zum Ende der alten, eine Art parademäßiges Einrücken in die neue Saison. So mag es wohl den Chronisten der Großstadt veranlassen, in diesen letzten Septembertagen, da der Sommer sich vom Winter scheidet — eine vermittelnde Herbstnüance gibt es eigentlich im Kalender des Berliner Saisonlebens nicht — eine kritische Inventur zu halten über die Leistungen und Ergebnisse des Sommers, welche Fortschritte und Neuschöpfungen die Physiognomie der Stadt und ihres Weichbildes verändert, was auf kulturellem und besonders auf künstlerischem Gebiete vorbereitend gerüstet wurde für den Glanz und den Ruhm der beginnenden Winterjaison. Freilich will der makellos blauende Himmel und die unverhofft beständige Sonnengunst die Geduld zu einer behäbigen Musterung nicht recht aufkommen lassen; noch locken Wald und Wasser ins Freie, noch freuen sich die so beharrlich vom Wetter geprellten Sommerwirte des regen Besuches; vergeblich fassen die Anschlagsäulen ihre grellen Theateranzeigen leuchten, noch trägt das Ge-

schmetter und Tamtam der Gartenkonzerte den Sieg davon über Symphonie und Kammermusik; der Berliner ist luftbedürftig wie alle Großstädter, nur weniger Grade über dem Gefrierpunkt bedarf es, um ihm das Sitzen im Freien begehrlich zu machen, und so wird, über den offiziellen Saisonwechsel hinweg, sein Tagesprogramm opportunistisch nach der günstigen Wetterlaune gerichtet und dem Provinzler und Fremden großmütig die Primeur des ersten Theater- und eingepferchten Saalgenusses überlassen.

Doch auch im Weichbilde Berlins gibt es genug des Neuen für uns zu mustern, und so sei denn die Inventur von der Peripherie aus begonnen. Das wichtigste Ergebnis des baulustigen Sommers ist die Einverleibung des Grunewaldes unter die bewohnten Viertel. Seitdem das Geschäftsgewimmel und das geräuschvolle Fabrikwesen immer mehr die centralen Stadtdezirke beherrschen, wächst das Bedürfnis, hier wie in anderen Großstädten, nach der ländlichen Ruhe entlegener Privatwohnungen. In der Nähe oder gar in Sicht des herrlichen Tiergartens zu wohnen, ist nur den wenigen oberen Hundert gestattet, die übrigen der „Zehntausend" müssen ihre Sehnsucht, im Frieden von Wald und Feld ein eignes Heim, ein wenn noch so bescheidenes „Klein aber mein!" zu besitzen, ferner ab in neubegründeten, oder sich vom Dorf zum großstädtisch angehauchten Wesen entwickelnden Kolonien befriedigen. So wuchsen Moabit, Schöneberg, Charlottenburg mit Berlin zusammen, so entstanden das hoch und gesund gelegene Villenviertel von Westend, ob Charlottenburg, das elegante, in prächtigem Grün gebettete Lichterfelde, Friedenau und andere. Für Verkehrsverbindung ist ja reichlich gesorgt, und das entfernteste Tuskulum weiß sich wenigstens telephonisch in steter Berührung mit der „Actualität" des großstädtischen Tageslebens; mag es doch nicht mehr zu sehr als Phantasterei ausgelegt werden, wie weiter unten zu erweisen ist, wenn der Bewohner der Vororte in nicht zu ferner Zukunft sein Opernabonnement daheim im Lehnstuhl absitzen kann.

Dem sprichwörtlichen „Zug nach dem Westen" folgend, hatte die Baulust längst schon ihre Fühler nach dem dunklen Kiefernwald des Grunewaldes ausgestreckt. Doch der gestrenge Herr Fiskus warf sich immer wieder als Beschützer der bedrohten Walddryaden auf. Bis an den Wald, aber nicht hinein! — zwar ist er groß genug, daß wohl einige tausend seiner ohnedies etwas hageren und laubarmen Bäume schmucken Villenbauten Platz machen könnten, mißt er doch 18 000 Morgen, aber er gehört nun einmal von altersher den 1500 Stück edlen Dammwildes, das in Rudeln seine stillen Mulden und Seegründe durchzieht — er gehört vor allem dem Berliner Volk und seinen harmlosen Sonntagsfreuden. Hierher strömt es zu vielen Tausenden aus der Straßen quetschender Enge, harzduftende Waldluft zu atmen und den häßlichen, sozialen Zank und den traurigen Harm des Alltags zu vergessen in fröhlicher Geselligkeit und süßem Nichtsthun. Ein Hauptreiz des Grunewaldes bildet sein üppig schwellender Moosteppich, der überall zum Lagern einladet, und so gleichen denn an Sonntagen gewisse Reviere großen Bivouacsplätzen, von beschaulichen oder sangesund spielfrohen Gruppen dicht besetzt. Wem aber diese Einkehr bei „Mutter Grün" zu idyllisch erscheint, der besucht die eleganten Wirtschaften, deren gedeckte Tische aus dem vornehmeren Dunkel alter Kastanien schimmern. Hauptziele solcher sonntäglichen Gäste sind die herrlichen Waldseen, deren träumerisch stille Flächen, von hohem Schilf umflüstert, von Wasserblumen besetzt, sich im Rahmen dunkler Waldhügel dreiten, so der See von Hundekehle, Schlachtensee, und vor allem der poetische Grunewaldsee mit dem Jagdschloß gleichen Namens, einst der Schauplatz romantischer Liebesidylle seines Erbauers, des jagd- und jaidfrohen Kurfürsten Joachim II; auch Friedrich Wilhelm III liebte den waldstillen Ort, und er pflegte sich mit seiner zweiten Gemahlin, der Fürstin Liegnitz, oft auf mehrere Tage hierher zurückzuziehen. Selbst der Winter macht den Berlinern den Grunewald teuer, dann durchklingeln Schlittengespanne seine Wege, und auf den eisesstarren Seebreiten tummelt sich munterer Schlittschuhsport.

Wenn man sieht, wie jetzt schon der Tiergarten von Häuservierteln umspannt, und wie dieser herrliche Waldpark nach und nach aus der Vorlandsstille in das Centrum der Millionenstadt gerückt wird, so mag der Wunsch des hochseligen Kaisers Wilhelm berechtigt gefunden werden: es möge der Grunewald der zukünftige Tiergarten Berlins werden! Seiner Anregung, und der fördernden Gunst, die besonders Fürst Bismarck solchem Zukunftsplane angedeihen ließ, verdanken wir auch die Anlage der großartig breiten, und teilweise schon mit Prachtbauten besetzten, mit Fahr-, Reit- und Fußwegen versehenen Avenue, die nunmehr, an Stelle des beschwerlich sandigen Kurfürstendammes, Berlin mit seinem Zukunftsparke verbindet. Eine Dampfstraßenbahn mit 12 Kilm. Geschwindigkeit fährt zudem aus der Stadt bis an die besuchtesten Seeufer. Fürst Bismarck war es auch, der den Bann des Kgl. Forstfiskus brach und die Auflassung einer Waldfläche von 230 Hektare für Bebauungszwecke am westlichen Rande bewirkte. So entstand die Villenkolonie Grunewald, der erste Anfang zur Umgestaltung des weiten Waldreviers in einen Park allergrößten Stiles, der den Pariser „Bois" weit überflügeln dürfte.

Mit anerkennungswerter Energie und reichlichen Mitteln ist die betreffende Aktiengesellschaft ans Werk gegangen. In diesem Sommer wurden die sämtlichen Straßenzüge angelegt, Prachtwege bis 20 Meter breit, mit Trottoirs belegt und mit schattenspendenden Bäumen bepflanzt. Die größte trägt den stolzen Bismarcknamen auf sauberen Gußeisenschildern; sie durchschneidet zwei Plätze, davon der Joachimsplatz einen monumentalen Springbrunnen erhält, während der andere, der Johannaplatz, für die Kirche der Kolonie bestimmt ist. Schon sind einige 50 Villen unter Dach und Fach; ihre

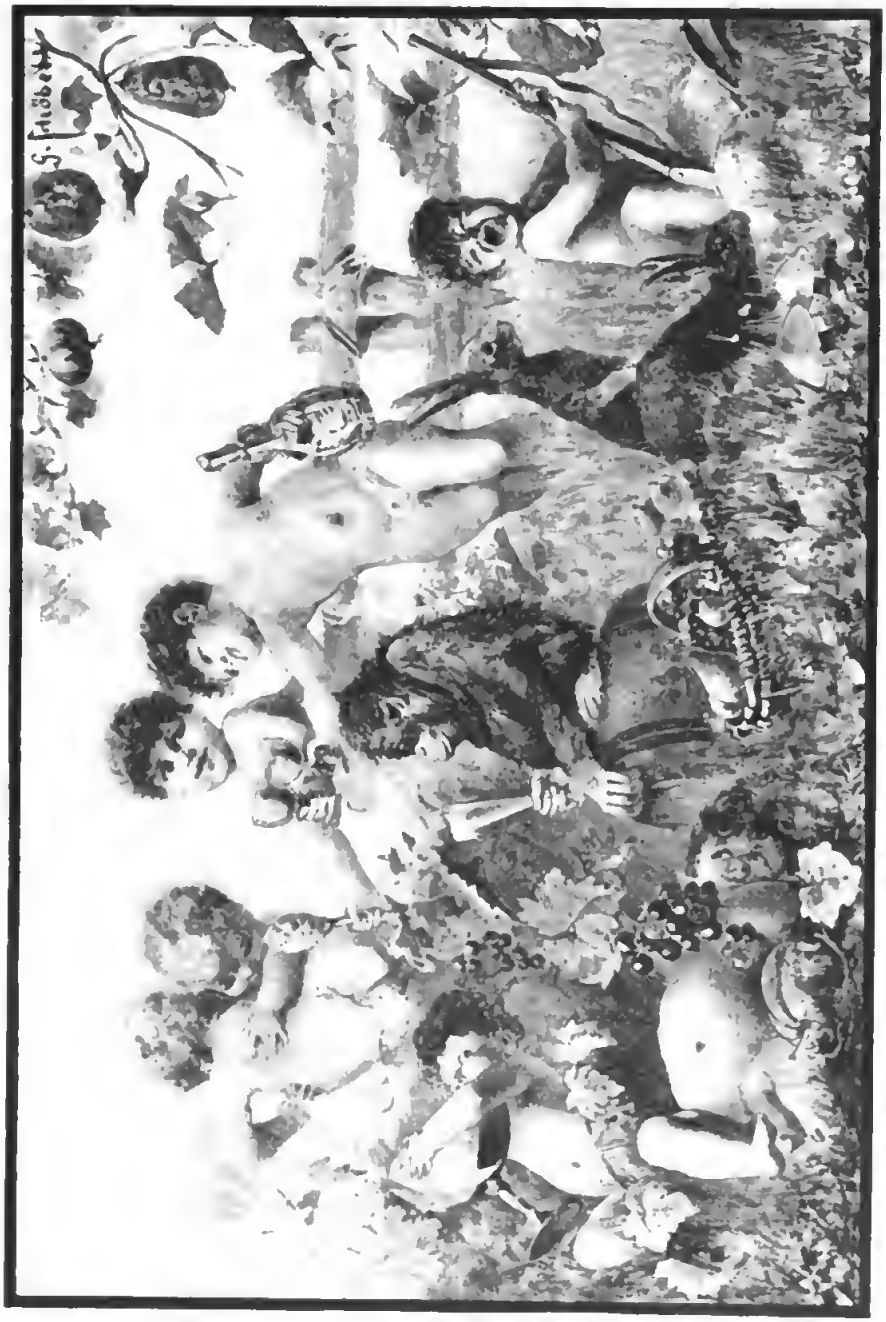
Erbauung erfolgte nach preisgekrönten Entwürfen, im Schweizer-, im Norwegischen, im sogenannten altdeutschen Geschmack; „stilvoll," nach üblichem Ausdruck, sind sie alle; ein mäßiger Herstellungspreis ist dabei Bedingung, wie auch jedes Grundstück auf eine gewisse Frontausdehnung von 25 Meter beschränkt wird; es sollten eben bescheidene Familienwohnhäuser von erschwingbarem Preise geschaffen werden, und das Protzentum, wie es sich am Wannsee, freilich in geschmackvollster Weise, breit macht, sollte mit seinen prunkvollen Ansprüchen ausgeschlossen bleiben. Nichtsbestoweniger soll der Komfort zu seinem Recht kommen; so werden z. B. die Wohnungen wie die Straßen elektrisch erleuchtet werden, und für Springbrunnengeplätscher wird durch reichlichen Wasserzufluß gesorgt.

Um die Anziehungskraft der Kolonie zu erhöhen, hat sich die Gesellschaft den kostspieligen Luxus erlaubt, zu den benachbarten natürlichen Seen, einzelne künstliche Seeanlagen innerhalb der Villenstadt zu schaffen. Es befanden sich hier sogenannte „Fenne," alte Moorgründe, die den Flußlauf eines früheren Havelarmes andeuteten. Man ist daran gegangen, das Moor auszubaggern, an manchen Stellen bis zu 9 Meter, wobei der Torf günstige Gartenerde lieferte; dann füllte man die Becken durch artesische Brunnen mit Wasser, und siehe da, der Grunewalb war um ein köstliches Landschaftsbild reicher; elegante Gemüter behaupten sogar, dieser Hubertussee mit seinen geschwungenen und mit Musterrasen belegten Ufern bilde das Juwel unter den Grunewaldseen, zumal wenn man ihn von dem neuen, sehr komfortablen Restaurant, das sich an dem einen Ende erhebt, in Gesellschaft geputzter Menschen und von stilvoll geschnitzten Stühlen aus genießt, während vor dem Thore Equipagen und Reitpferde halten — das Gegenstück zur „Mutter Grün." Doch diese altberlinische Firma befürchte deshalb nicht, weil ihr Lokal fashionabel zu werden beginnt, daß sich der Zuspruch ihrer Gäste verringere; „Gottes Tiergarten ist groß" — sagt der Berliner, dasselbe gilt auch vom Grunewald; Raum genug bietet er für alle, und unter dem sanften Gerausch seiner Fichtenkronen wird es nach wie vor sonntäglich zur einfachst praktischen Lösung feindlicher Sozialgegensätze kommen — durch die gemeinsame Freude an der Natur.

Während wir so im Westen unter unsern Augen eine neue Stadtanlage wachsen sahen, geschah im entlegeneren Süden heimlich, fast über Nacht wie ein Wunder. Der Kreuzberg, der sandigste Sandhaufen in der sandigen Mark zu einem herrlich grünen Parke umgewandelt! Hiervon war kein Wesen gemacht worden, und selbst in die stoffgierigsten Zeitungen verirrte sich kaum eine Notiz über das dort geplante gärtnerische Kunststück. Der Kreuzberg ist bekanntlich der höchste Punkt Berlins; dem Altberliner war er stets lieb und wert, gerade weil er häßlich, baumlos und unfruchtbar, ja völlig unnütz erschien, gerade weil die andern da draußen ihn, den Berliner mit seinem Kreuzberg, dieser Karikatur eines Berges, aufzogen und neckten. Trumpfte man ihm spöttisch die „schöne Gegend" des Berliner Weichbildes auf, so setzte er im naiven Spießbürgertrotz den Kreuzberg mit seiner Aussicht dagegen. Eine gewisse Weihe hatte der Sandhaufen ja dadurch erhalten, daß man auf ihn das Schinkelsche Denkmal der Befreiungskriege gestellt hatte, eine Art gotische Riesensäule in Eisenguß; leider vermochte es, bei nicht glücklichen Größenverhältnissen, nur wenig zur Geltung zu kommen, und die nachträgliche Hebung des Werkes durch einen steinernen Treppenbau änderte auch nicht viel, die öde und triviale Umgebung verstimmte eben jeden Besucher. Und so war und blieb denn der Kreuzberg ein Tummelplatz für im Sande kollernde Kinder, und zur Herbstzeit, wenn die Saison der Drachen blühte, sah man das Denkmal von ganzen Scharen bunter papierener Vögel umschwärmt.

Diese verwahrloste Stelle ist also in kürzester Zeit, wie durch heimlichen Heinzelmannszauber, in eine erquickend grüne Sehenswürdigkeit umgewandelt worden; die trostlosen Sandflächen sind mit samtähnlichen Rasenflächen bedeckt, elegante, staubfreie Wege schlängeln sich um die Bergrundung sanft empor zwischen schattigem Gebüsch und Baumwerk, eine Bravourleistung unserer städtischen Verwaltung, wenn man bedenkt, daß jedes Sträuchlein wie jeder einzelne Baum und jeder Fußbreit Rasen herbeigeschafft werden mußte. Nachträglich verlautet noch, welch' schweren Stand hierbei die Parkdeputation dem sparsamen Magistrat gegenüber hatte. Nicht genug damit, eine Wasserkunst von kühner Anlage läßt einen munteren Bach, teilweise in kräftigen Kaskaden, von der Höhe des Berges herniederrauschen. Das Denkmal aber scheint eine Art würdige Auferstehung zu feiern inmitten der neuen Umgebung; wie ganz anders genießt man nun von seinen Stufen aus über Busch und Baumwipfel und grünen Rasen hinweg, das von dem Grunewald zur Hasenheide sich breitende Panorama Berlins. Da in der Nähe dieses neuen Viktoriaparkes sich die beiden berühmtesten Braugärten, Tivoli und Tempelhofer Bock befinden, so ist ihm und seinem Denkmal ein massenhafter Besuch, besonders an den Sonntagen, gesichert. Die Freude und das Entzücken über den originellen Bergpark, „Viktoria" ist sein Name, ist denn auch allgemein, hatte man doch die Schaffung eines solchen in dem, anderen Großstädten gegenüber, so ungünstigen Terrain für kaum möglich gehalten. Es fehlte diesem Stadtteil ein solche Oase, grenzt er doch an die weite Sahara des Tempelhofer Exerzierfeldes, ein noli me tangere für jeden Bebauungs- und Verschönerungsversuch; auch dürfte der Park den Mittelpunkt abgeben für ein neugeplantes, schmuckes Villenviertel, als Gegensatz zu den einförmigen Straßenzeilen mit ihren profillosen Mietskasernen, die hier vorherrschen.

Während so im Umkreise die zartere Gartenkunst gleichsam Poetisches schuf, hat die grobe Axt und die Hacke und das brutale Dynamit im ältesten Teile Berlins Licht und Luft für eine neue Verkehrsader gebahnt. Der Mühlen-



Herbst. Nach einer Originalzeichnung von G. Schöbel.

damm ist gefallen, jene überaus enge, von Laubengängen begrenzte Brückengasse, die vom Kölnischen Fischmarkt nach dem Molkenmarkt führte, längst ein Hemmnis für den Verkehr. Es war von Alters her das Eldorado der Trödler; hier häufte sich, Gewölbe bei Gewölbe, in malerisch bunten Ausstellungen alles, was Berlin an Uniformsstücken abwarf, hier in den bekannten „Hamburger Läden," davon jeder sich als der „älteste" brüstete, bezog der Schiffer der benachbarten Spree, die sich hier hafenartig erweitert, seine Bedürfnisse, Blaujacken und Südwester und Netze und Fischzeug bis zu allerlei bunten Flaggen; hier auch, in spelunkenartigen Schenken, spielte der steife seemäßige Grog, und was sein übermäßiger Genuß für polizeiwidrige Handgreiflichkeiten im Gefolge hat, seine Rolle. Von der künstlerischen Seite wird die Beseitigung dieser malerischsten Partie des alten Berlins bedauert werden, gaben doch die pittoresken, auf braunoerwittertem Pfahlwerk errichteten Holzarchitekturen der Flußseite die herrlichsten Motive für angehende Marinespezialisten ab.

Gleichzeitig mit diesem Häusergerümpel fällt nebenan ein Stück düsterer Romantik, ein Bauwerk, das seinen unheimlichen Bann über ganz Berlin ausübte, das „besuchteste Hotel," wie es der grimmige Volkswitz nannte, oder auch das „Wirtshaus zum mageren Adler" (nach dem preußischen Wappen über seinem Hauptportal) „Molkenmarkt" genannt. Im Laufe dieses Sommers hat die Polizei ihren Sitz nach ihrem neuen Palast auf dem Alexanderplatz verlegt: verödet steht jetzt die umfangreiche Gruppe dunkelgrauer Gebäude, in den feuchtkühlen Gefängnishöfen wächst das Gras zwischen dem Pflaster, und statt dem energischen Schutzmannsschritt wiederhallen unter den Gewölben der Korridore die zaghaften Tritte von Prüfungskandidaten, denn die Stadt hat hier, in dem ehemaligen Verließ des Verbrechertums, Schulkommissionen und andere harmlose Behörden bis zum Abbruch des Komplexes untergebracht.

Einen Gegensatz zu dieser, dem Untergang geweihten Burg unheimlicher Verbrecherromantik, bietet der neue Polizeipalast; hell und freundlich prangen seine hohen Riesenfronten in ihrem roten Ziegelgewande, mit buntfarbigen Simsen geschmückt, ja sogar mit Statuen belebt. Seine Korridore sind lieblich bemalt, jeder Thürgriff „stilvoll," und selbst die eisernen Beschläge an den Verbrecherzellen geben von der hochentwickelten Berliner Kunstschmiederei Zeugnis. Im Innern erst ermißt man die gewaltigen Dimensionen dieses weitaus größten aller Verwaltungsgebäude Berlins: es enthält fünf Höfe, von denen einer die Zellen für 800 Gefangene birgt, 800 vergitterte Fenster, sieben Stockwerke übereinander, viele mit rabiat aussehenden Köpfen besetzt, ein ungeheurer Vogelkäfig. Wie glatt, wie gleichsam elegant, wie sauber geht das ganze Getriebe dieses polizeilichen Zwingers! — Wird doch von einem, auf allen Gerichtsbänken bekannten alten Verbrecher behauptet, er habe beim Anblick dieses Gebäudes allem Sündenwandel abgeschworen, weil es ihm hier „zu fein" sei.

So machen die Ställe der berittenen Schutzmannstruppe, übrigens in zwei Stockwerken aufgeführt, den Eindruck Renz'scher Musterställe, und die berüchtigten Verbrecherwagen, dunkelgrün, mit winzigen vergitterten Luftlöchern, stehen neulackiert in Reih und Glied gleich vornehmen Hotelomnibussen.

Auch hier vor der Front des Palastes, auf dem bisher verwahrlosten Alexanderplatz, hat die Parkdeputation ihre Wunder vollführt, und statt des häßlichen Pflasters wird seine weite Fläche mit Rasengrün, Parkanlagen und Springbrunnen belebt; so entsteht neben dem reizenden Dönhoffsplatz, vor wenigen Jahren ebenfalls noch eine öde Pflasterwüste, ein zweiter großer Schmuckplatz inmitten des Berliner Häusergewimmels. Mit welcher Wehmut mögen die Umwohner eines anderen Platzes im Westen nach diesen eleganten Squares hinüberschauen, sie, die dazu verdammt sind, sich seit vielen Jahren über die Kohlen- und Holzlager und das unordentliche Trödelwesen zu ihren Füßen zu ärgern. Sprichwörtlich sind die Leiden des fashionablen Lützowplatzes. In seiner Anlage einer der prächtigsten Plätze Berlins, im Trakt einer breiten Prunkstraße und einer neuen Brücke, die nach dem Herz des Tiergartens hinüberleiten, von herrschaftlichen Gebäuden umgeben, muß er es sich gefallen lassen, daß Kohlen und trödelhafte Abbruchsgeschäfte auf ihm sich heimisch fühlen. Er ist das Eigentum der deutschen Bodenkreditgesellschaft, und vergeblich waren bisher alle Eingaben und Versuche, diese ihres Besitzrechtes zu entheben, hatte sich doch sogar schon ein Boykott der Umwohnenden gebildet, nichts bei den Mietern dieses „Schandfleckes" zu kaufen — alles umsonst! Man ermesse daher den Freudenruf des ganzen Westens, als in diesen Tagen bekannt wurde, der Kaiser habe endlich das Enteignungsverfahren gegen die Besitzerin des „Schandfleckes" genehmigt.

Von all den größeren Bauten, die der Sommer gefördert und vollendet (in der Leipziger- und Friedrichstraße überbieten sich einheimische und auswärtige Gesellschaften und Firmen in der Aufführung prunkhafter Fassaden und in der Verwendung edlen Materials, gegenüber der leidigen alten Stuckverkleisterung (siehe z. B. den marmorstrotzenden Equitablepalast an der Kreuzung der genannten Straßen), dürfte keiner so interessieren, als das großartige, von Gerüsten und Bauhütten umgebene Werkfeld des zukünftigen Reichstagshauses auf dem Königsplatz. Nach der Bandisposition soll dieser erste und vornehmste Monumentalbau des geeinigten Deutschlands zum Jahresschluß 1893 in seiner Vollendung dastehen, vom künstlerischen Innenschmuck abgesehen, der noch ein Jahrzehnt in Anspruch nehmen dürfte. In der zu Ende gehenden Bauperiode wurde vor allem die äußere Gewandung gefördert; bis zum Hauptgesimse hinauf sind alle Fronten mit dem schönen hellen Werkstein bekleidet worden, mächtig ragen die siebzehn Meter hohen Säulen und Pilaster empor, die dem Ganzen einen seiner ernsten Bestimmung gemäß weniger palastartigen als monumentalen Charakter verleihen sollen. Überall

tritt der große Zug des Wallothschen Meisterentwurfs hervor, der alles nippesartige Detail vermeidet und durch edle Linien und harmonische Verhältnisse zu wirken sucht. Noch umspinnen riesige Gerüste den Bau, vor allem ist die Mittelfront nach dem Königsplatz mit dem mächtigen Hauptportal im Rückstand, war doch hier die seit langem schwebende Frage über die Gestaltung der Kuppel der schnelleren Förderung ein Hemmnis. Nachdem der ursprüngliche Wallathsche Entwurf die Kuppel sich auf hohem Tambour über dem Sitzungssaal, als dem wichtigsten Centralraum, erheben ließ, hatte man dann aus praktischen, speziell Beleuchtungsgründen, eine Verschiebung derselben nach dem dem Königsplatz zugekehrten Festsaal ins Auge gefaßt; hiermit war man aus dem Schnittpunkt der beiden Hauptachsen gewichen, eine konstruktive Sünde, die auch dem ästhetischen Gesamtbilde nicht gerade zum Vorteil gereichen mußte. Jetzt endlich hat Meister Wallath dennoch mit seinem ursprünglichen Plan gesiegt; die Kuppel wird sich wieder über dem Sitzungssaal erheben, doch wird sie des Lichtes wegen in leichterem Material, aus Eisenrippen mit vergoldeter Bronzebekleidung und ornamentierten Glasplatten bestehen, wobei natürlich der provisorische Charakter sogenannter Ausstellungskuppeln vermieden wird. Ein Hinweis auf den graziösen Dachreiter (kleinerer Mittelturm) des Kölner Domes, der auch, dem alten Plane zuwider, statt aus Steinmaterial, in Eisen aufgeführt wurde, dürfte die Bedenken beseitigen: warum soll auch bei diesem, einem durchaus modernen Zwecke dienenden Bau, nicht eine Konzession an die moderne eiserne Bauweise gemacht werden. Übrigens wird trotz der größeren Leichtigkeit die imposante Gestaltung nicht beeinträchtigt, denn der Reichsadler der Kuppelkrone wird noch um fünfzehn Meter das gegenüber aufragende Siegesdenkmal überbieten.

Dem großartigen Charakter des Äußeren entspricht die innere Durchführung und Ausstattung. Überall schönes Material und würdigstes Schmuckwerk; so gestaltet sich der Vorsaal des Bundesrates mit seiner durch Kaiserbilder geschmückten Auffahrt zu einem weihevollsten Raum; so wird in der großen 100 Meter langen Festhalle ein Saal geschaffen werden, in dem, architektonisch und bildnerisch, die deutsche Kunst ein edelprächtiges, einheitliches Meisterwerk zu schaffen berufen ist; auch für die Wandelbahn der Abgeordneten ist reicher Freskenschmuck vorgesehen. Um so mehr wird der Wunsch rege, in diesem ganzen Bau eine Art Denkmal der großen Werdezeit des deutschen Reiches und seiner Begründer herzustellen, als die andere Aufgabe des Kaiserdenkmals leider, zur Verstimmung der ganzen Kunstwelt, immermehr zu einem einfachen schablonenartigen Reiterdenkmal zusammenzuschrumpfen scheint, wie Berlin schon mehrere besitzt.

So stehen also der Kunst hohe und würdige Aufgaben unter den schirmenden Fittigen des deutschen Adlers bevor. Überhaupt hat die Kunst gegenwärtig nicht über Mangel an Aufträgen zu klagen, noch nie ist in unsern Bildhauerateliers so rastlos und freudig geschafft worden; das Andenken der großen Zeit und ihrer großen Männer fordert bildnerische Verherrlichung, und wir werden fast mehr Denkmäler in Berlin haben als Plätze sie aufzurichten.

Auch gilt es noch alten Dankestribut abzuzahlen, den die Reichshauptstadt, als Vertreterin der Nation, deren Geisteshelden schuldet. So wird sich zum Jahre 1893 auf dem Neuen Markt vor der Marienkirche, der ältesten Berlins, das Lutherdenkmal, das genial aufgefaßte Werk Professor Ottas erheben; ein anderer Sieger in Geistesschlachten feiert in diesen Tagen seine monumentale Verherrlichung. Wohl ein Jahrzehnt hindurch suchte unser Lessingdenkmal vergeblich nach einem geeigneten Platze; kritische Leute behaupten, es hätten Strömungen existiert, die ihm diesen Platz nicht gegönnt hätten. Endlich ist es nun doch untergebracht und zwar an poetisch schöner Stelle unweit des Schaperschen Goethedenkmals; wie diesem bildet ihm der Tiergarten mit seinem Schattendunkel den weihevollsten Hintergrund, ja es steht noch günstiger, indem es gerade die gärtnerisch gepflegteste Ecke des Tiergartenrandes an der Lennéstraße inne hat. Als Kunstwerk ist es der Goetheschen Nachbarschaft nicht unwürdig geraten, und mit ihm hat sich Bildhauer Lessing, ein Nachkomme des Verherrlichten, in die vordere Reihe der Berliner Bildhauer gestellt. Auf einem Barocksockel erhebt sich Lessings Gestalt in kraftvoll gedrungener Haltung, die Linke in die Hüfte gestemmt, während die Rechte sich auf ein Buch stützt; das Antlitz vermeidet den prometheidenhaften Trotzesausdruck, vielmehr, dem realen Zug unserer Kunstrichtung entsprechend, gibt es ein getreues Porträt der geistvoll-energisch ausgeprägten Physiognomie. Vier Reliefs schmücken den Sockel, während zu Füßen desselben hier der Genius der Kritik die Geißel schwingt, dort der Genius der Duldsamkeit eine Flammenschale emporhält.

Immer noch mehreres von künstlerischen Dingen! So hat die Akademische Kunstausstellung, von der in diesen Blättern berichtet wurde, noch vor ihrem Schluß eine „Attraktion" erhalten. Es ist ein Bild, das ein nicht geringes geschichtliches wie lokales Interesse in Anspruch nimmt, die Enthüllung des Denkmals der Königin Luise am 10. März 1880, im Auftrage des hochseligen Kaisers Wilhelm durch Professor Fritz Werner für die Nationalgalerie ausgeführt. Eine gemalte Chronik, ein Feuilleton in Farben, eine wertvolle Momentphotographie, deshalb wertvoll, weil sie im verhältnismäßig kleinen Raume viele hunderte bedeutsamer und für die engere Zeitgeschichte interessanter Porträts darstellt. Mit welchem Fleiße und welcher Gewissenhaftigkeit Professor Werner, der zwei Jahre an diesem Werke arbeitete, seiner Aufgabe gerecht wurde, erweisen die an anderer Stelle ausgestellten Porträtstudien nach der Natur. Sie kennen Fritz Werner, den Darsteller humorvoller, ja zum hellen Lachen herausfordernden Szenen aus dem modernen Soldatenleben, meist in friedericianischer Uniform. Fritz Werner ist ein Meister des „Pleinair," nicht der allermodernsten Art, wa

das Übermaß der Helle jede Farbe tötet, sondern jener echten Lichtfreude, wie sie die besten alten Holländer geübt. So konnte ihm der Auftrag, eine feierliche Aktion bei sonnigem „Kaiserwetter“ im Vorfrühling nicht passender „sitzen.“ Eine geschlassene Farbenwirkung zu erzielen war hier jedoch nicht leicht: laublose Bäume als Hintergrund, die weiße, soeben enthüllte Marmorstatue, die grellen Masten mit ihren preußischen Wimpeln, die pralle Mittagssonne auf geldem Kies, und das buntscheckige Gewimmel von Uniformen mit unschönen Kleckien professoraler und berühmter Fracks untermischt. Die Hauptsache war jedach eine getreue Darstellung der Feier im ganzen wie im einzelnen zu liefern. Vor allem fesselt das einzelne, die Porträtköpfe im Vordergrund, alles was Berlin an gelehrten, künstlerischen und litterarischen Natabilitäten damals aufwies, der Überall-Mann Paul Lindau natürlich in alleräußerster Nähe zum Beschauer. Dann weiterhin, winzig und erstaunlich ab der Charakteristik in dieser Winzigkeit, die höchsten Herrschaften, die offizielle Welt, die Generale, Diplomaten, nicht zuletzt die geputzten Schönheiten des aristokratischen Highlife. Kurz, ein Album, in dem man nicht müde wird zu blättern — doch wer hat Zeit und Lust zum sinnigen Blättern auf einem madernen Kunstausstellungsmarkt, in dem Geschrei der Farben ringsum und dem Getöse der Sensation, die den Besuch zu einer ermüdenden Hetze machen.

Es ist sieben Uhr. „Haben Sie schon die Maaditer Filialoper gehört?“ — „Welche meinen Sie?“ — „Nun so eilen Sie schleunigst durch den Park nach der benachbarten Urania, wo unter Direktar Meyers Leitung eine telephonische Vorstellung der Oper veranstaltet wird — was gibts dach gleich heute im Kgl. Opernhause? — ach so, ‚Martha!‘“

Wir eilen also darthin, um diese neueste Kuriosität kennen zu lernen; wir nehmen ein numeriertes Billet zu einer Abteilung, das ist eine Viertelstunde Operngenuß, für eine Mark (die ganze Oper kostet drei Mark). Wir treten in einen Kuppelraum, in dessen Mitte der Herr Direktar über dem wunderbringenden Mikraphan thront, ein telephanisches Hörrohr am Ohr, um den Beginn der Oper weit dart hinten am drei Kilameter entfernten Opernplatz zu erspähen. In den Wänden sind sechs Nischen eingelassen, jede gibt Raum für zwei Zuhörersitze. Man nimmt Platz und bekammt van eilfertigen Dienern die beiden, an bequemen Stativen befestigten Hörrohre ohrgerecht gemacht, man bekammt den Operntext in die Hand gedrückt — „links hören Sie das Stimmen der Instrumente“ — avertiert der Direktor — „jetzt rechts die Stimme des Regisseurs.“ — Plötzlich hellen sich die wie zur Marter in die Apparate eingespannten Gesichter in den Nischen auf: die Ouvertüre hat eingesetzt; deutlich besanders in den Blasinstrumenten, nur alles wie durch eine dünne Wand getrennt, hören wir die Musik, und unser Erstaunen wächst, als der Chor und der Einzelgesang anhebt, kein Triller, keine Stimmnüance entgeht uns, ist das Telephan dach bekanntlich am empfänglichsten für die menschliche Stimme, zudem befindet sich der aufnehmende Schalltrichter in diesem Falle auf der Bühne selbst, also den Sängern am nächsten.

Nach einer Viertelstunde ertönt der „Schluß!“ des Direktors und wir müssen anderen Gästen Platz machen. Wie von einem Wunder betäubt verlassen wir den Kuppelraum: so hat die Zukunftsphantasie doch nicht zu weit ausgeholt, die uns in nicht zu ferner Zeit einen telephanischen Operngenuß versprach! Noch ist die Einrichtung in ihrer ersten Entwickelung; Direktar Meyer verspricht jedoch die mikraphanischen Varrichtungen so zu verstärken, daß die Marter der ans Ohr gespannten Hörrahre künftig fortfallen und daß die Musik, freilich leiser abgetönt, durch den ganzen Raum hörbar und samit einem größeren Aubitorium zugleich genießbar sein wird. Van da zu einer Einzelbeteiligung sämtlicher Telephanbesitzer an der abendlichen Varstellung des Kgl. Opernhauses (ein künftiges grasses Musikreservair) aber anderer Musikveranstaltungen sind nur wenige Schritte. So dürfte dem Mikrophan noch bald eine größere Zukunft devarstehen als dem Phanograph.

„Ja, hatten Sie denn einen wirklichen Genuß?“

„Warum nicht? Ich für meinen Teil bin kein Freund glänzender Opernausstattungen, die kann ich entbehren, auch ist mir bei einer Oper das Musikalische die Hauptsache; bei Instrumentalmusik mag ich vallends den Anblick der Mitspieler missen (Richard Wagner schlug dunkle Konzertsäle vor), und so darf ich wohl sagen, ich freue mich darauf, dereinst z. B. des persönlichen Besuches der heißen und stets gedrängt vollen Singakademie enthoben zu sein, und ich werde mir mit ganz besanderer Genugthuung meinen Beethaven van dem berühmten Joachim-De-Ahna-Quartett zu meinem bequemsten Lehnstuhl herüber telephanieren lassen . . .“

Gottfried Keller.

1819—1890. Ein litterarisches Charakterbild van Maritz Necker-Wien.

(Abdruck verbaten.)

„Wir haben in der Schweiz allerdings manche gute Anlagen, und, was den öffentlichen Charakter betrifft, offenbar jetzt ein ehrliches Bestreben, es zu einer anständigen und erfreulichen Lebensform zu bringen, und das Volk zeigt sich plastisch und frohgesinnt und gestimmt; aber noch lange ist nicht alles Gold was glänzt; dagegen halte ich es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das

Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können, ja, so seien sie und so gehe es zu. Thut man dies mit einiger wohlwollender Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, daß das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichsten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der That und auch äußerlich wird. Kurz, man muß, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit tüchtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als es schon ist; dafür kann man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient."

Als es nach dem am 15. Juli, drei Uhr nachmittags, in Zürich nach langem Leiden erfolgten Tode Gottfried Kellers von litterarischen Abhandlungen und Feuilletons über ihn nur so regnete, da war nichts merkwürdiger, als die Verlegenheit der Kritiker, die Dichtung dieses größten aller zeitgenössischen Schriftsteller in eine gegebene ästhetische Kategorie einzustellen. Was für ein Dichter war Keller? war er Idealist? war er ein Realist? war er weder das eine noch das andere? war er beides zusammen? Keine der gegebenen Erklärungen, auch nicht die des „Idealrealisten," ist geeignet, das Wesen der Kellerschen Muse so schlicht und zugleich so tief zu erläutern als die obigen Zeilen, die Keller selbst in einem Briefe an Berthold Auerbach aus Zürich, 25. Juni 1860, gelegentlich der Übersendung der Züricher Novelle: „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" niedergeschrieben hat.*) Keller faßte den Beruf des Dichters im Sinne Schillers auf: die Kunst soll nicht bloß ergötzen, nicht bloß erschüttern, nicht bloß das Gefühl und die Gesinnung durch ihren Spiegel des Menschenherzens läutern, sie soll uns nicht bloß das Herz ausweiten zum Mitgefühl mit aller Kreatur, mit der ganzen belebten und unbelebten Natur, sondern sie soll auch Lebensideale schaffen. Das ist der Standpunkt von Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, und denselben Gedanken feiert Gottfried Keller mit Worten, aus denen jeder, der Dichter kennt, ein persönliches Bekenntnis heraushören wird, ein halbes Jahr vor dem Briefe an Auerbach, im Prologe zur Berner Schillerfeier 1859, wo es heißt:

Zur höchsten Freiheit führt allein die Schönheit;
Die echte Schönheit nur erhält die Freiheit,
Daß diese nicht vor ihren Jahren stirbt.
Vollkraft und Ebenmaß gibt sie dem Denken,
Schon eh' es sinnlich sich zur That verkörpert,
Und knechtisch ist das unschön Mißgestalte
Im Keim verborgener Gedanken schon,
D'rum gelt' es uns, ein hohes Ziel zu stellen:
Da nun die niedern Mächte überwunden,
Die gröbern Elemente sich gefüget,
Laßt uns der Schönheit einen Ort bereiten,
Daß sie das Eigenart'ge und Besond're,
Was uns beschränkt, frei mit der Welt verbinde
Und auch bei uns zugleich Gestalt erwerbe,
Sie, die oft heimatlos im Äther wohnt!

Und dann erklärt der Dichter, was das für Schönheit sei, die er meine, und schließt:

Die Schönheit ist's, die nicht zum Ammenmärchen
Die Welt uns wandelt und das Menschenschicksal,
Zaghaft der Wahrheit heil'gem Ernst entfliehend —
Nein! die das Leben tief im Kern ergreift
Und in ein Feuer taucht, d'raus es geläutert
In unbeirrter Freude Glanz hervorgeht,
Befreit vom Zufall, einig in sich selbst —
Und klar hinwandelnd wie des Himmels Sterne!
Die Schönheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt ꝛc.

Und die Schönheit ist's, die Gottfried Keller in seinen nicht zahlreichen, aber so gehaltvollen Dichtwerken gestaltet hat. Man hat so oft und mit solchem Nachdruck in unserer Goethe kultivierenden Zeit die Verwandtschaft zwischen Keller und Goethe sowohl in der Produktion als auch im persönlichen Leben hervorgehoben, daß es wichtig ist, auch Kellers Verhältnis zu Schiller zu betonen, dessen Ideal vom Dichterberuf der nachgeborene Schweizer Dichter zum seinigen gemacht hat. In diesem Doppelverhältnis, das so liebevoll, so einsichtig und so gerecht ist, offenbart sich auch schon Kellers von allem Epigonentum durchaus freie Persönlichkeit. Keller liebte Goethes Werke, die er als junger Mensch, wie der grüne Heinrich erzählt, das erstemal gleichsam auf Einem Sitze, der freilich viele Wochen dauerte, von vorn bis hinten und von da wieder zurück in reinem Entzücken gelesen hatte, als einen jener herrlichen Schätze, die man in Friedenszeiten genießt, in Kriegszeiten aber vergräbt; von Schiller hingegen nahm sich Keller die Richtschnur seines Wirkens und Schaffens. Das politisch bewegliche Naturell Schillers mit der Lust zum persönlichen Einwirken auf die Entwickelung

*) Mitgeteilt in der Beilage der Münchener Allg. Ztg. 17. Juli 1890.

der Dinge war Keller, dem politisch regsamen Schweizer, sympathischer. Die Freiheitslyrik der Sänger von 1848, an der auch Keller sich beteiligte, und die in ihm den Poeten entbinden half, knüpfte an Schillers Pathos an.

Laßt uns der Schönheit einen Ort bereiten,
Daß sie das Eigenart'ge und Besond're,
Was uns beschränkt, frei mit der Welt verbinde...

Diesen Ort hat Keller der „Schönheit," wie er in der Sprache des XVIII. Jahrhunderts sich ausdrückt, in seinen Romanen und Novellen bereitet. Überall spricht er als Schweizer, seine Prosa ist reich an schweizerischen Lokalausdrücken; überall beinahe ist die Schweiz das Lokale seiner Erzählungen, im „Grünen Heinrich," in den „Züricher Novellen," im „Martin Salander," in den „Leuten von Seldwyla." Mit der glühendsten Liebe wurzelt Keller in der Heimat; er hat ihre Landschaft und Geschichte nach allen Richtungen durchforscht; in den „Züricher Novellen" erhalten wir Bilder aus der Züricher und Schweizer Vergangenheit bis ins XIV. Jahrhundert zurück. Alles, was auf Schweizer Boden gediehen ist, sehen wir in Kellers Dichtung an uns vorüberwandeln; seine politischen Zustände, seine religiöse Begeisterung und Verwirrung, seine Teilnahme an der großen Litteraturbewegung im XVIII. Jahrhundert, seine soziale Bildung, seine künstlerische Arbeit, und in den Bildern der Gegenwart: seine politischen Parteien und deren Kämpfe. Von Jugend auf nimmt der Dichter Anteil an den öffentlichen Zuständen der Schweiz. In der merkwürdigsten Weise vereinigt er in sich zwei, sich zumeist ausschließende Begabungen. Die eine Begabung ist die der grüblerischen Beschaulichkeit, die die Augen nach innen gewendet hat, im Genuß der geheimnisvollen Stimmen im eignen Inneren schwelgt, die Kenntnis des menschlichen Herzens durch Selbstbeobachtung bereichert, sich in die eigne Vergangenheit versenkt, in die Erinnerungen der Jugend, der ersten Erfahrungen im Zusammenstoß mit Welt und Menschen, in die ersten Offenbarungen der Leidenschaften und dergleichen mehr. Und die andere Begabung ist die des Politikers, der einen scharfen Blick für fremde Charaktere besitzen muß, der nicht bloß denken, sondern auch handeln will, der nicht bloß nach innerer persönlicher Bildung, sondern auch nach Verwirklichung, nach sichtbarer Darstellung seiner Ideale in den äußeren Formen des sozialen Lebens begehrt, der mehr an andere, als an sich selber denkt. Diese doppelte Richtung vereinigt Kellers starke Seele in sich und daraus erwuchsen ihr die dichterischen Werke. Was ein Schweizer ist und sein soll: das gesamte Bewußtsein eines politisch kräftigen Volkes, das zugleich an der geistigen Arbeit seines Jahrhunderts und der Menschheit mitzuwirken sich berufen fühlt — das wußte und fühlte von allen Lebenden keiner so tief und mächtig als der Dichter Keller. Jeder andere Schweizer besitzt nur einen Teil dieses Nationalbewußtseins, der Dichter besitzt es ganz, und aus der Fülle dieses Wissens und Fühlens schafft er seine Werke. Denn er kennt nicht bloß die allen zugänglichen Schweizer Geschichten, sondern auch die nur ihm als Poeten durchsichtigen Herzen der Schweiz, und er kennt sie um so besser, als er sie glühend liebt. Er hat die Schönheit des Schweizer Landes und die Schönheit des Schweizer Volksgemüts tiefer als irgend ein anderer erkannt, allein, er hat sich auch durch seine reichere Bildung wie durch seinen angeborenen künstlerischen Genius frei über die Heimat und ihre Genossen stellen können, sie sind ihm „objektiv" geworden. Darum darf er sie tadeln, darum darf er sie, wenn es notthut, auslachen, denn keiner weiß besser, als er, was sich ziemt, was recht ist und was nicht. So wird der Dichter zum verkörperten Gewissen seines Volkes. Es mag keiner so begeistert republikanisch gesinnt gewesen sein, wie Keller, der die deutschen Ideale des Jahres 1848 so vielfach teilte und die von seinen Freunden Herwegh und Freiligrath ersehnte deutsche Republik in seiner engeren Heimat schon vorfand. Allein für die Mängel eines republikanischen Staatswesens hatte auch niemand einen so scharfen Blick und ein so schneidiges Wort als wieder gerade er. Nichts war ihm so verhaßt, als die eitle Selbstverherrlichung der Republikaner, als der schweizerische Chauvinismus. Als echtem Schweizer erschien ihm das Leben des klugen Kaufmannes, der seinen Gewinn nur bei besonnener Übersicht des ganzen Weltmarktes, nur bei gesunder, unbefangener Menschenkenntnis erwerben kann, als ein sehr achtungswertes Mannes- und Lebensideal, wie man das

aus der liebevollen Gestaltung Martin Salanders und anderen ähnlichen Figuren erkennen kann. Täglich muß sich so ein Mann das Leben neu erobern; er muß ein offenes Auge für den Gang der Zeit haben; er muß es verstehen, vorübergehende Mode oder Spekulation von wahrem Bedarf zu unterscheiden; er muß rührig und thätig sein, darf nicht kleinlich und pedantisch werden, muß Verluste zu verschmerzen wissen, ohne den Mut zu verlieren — das war eines der Mannesideale Gottfried Kellers. Hingegen mochte er weit weniger die Männer schätzen, die ängstlich auf ein bestimmtes, zwar gesichertes, aber bescheidenes Einkommen sich beschränken, die nicht den Mut, die Zuversicht in sich selber haben, den Wechselfällen des Glückes und der Zeit Widerstand zu leisten, sich keine erfinderische Kraft zutrauen, zu jeder Zeit das richtige Mittel zu gewinnen wählen zu können, die daher den Staatsdienst am liebsten wählen, wenn er auch mit vielen Unannehmlichkeiten behaftet ist. Das ist spezifisch schweizerisch von Keller empfunden, ganz eigentlich republikanisch im Unterschiede vom monarchischen Deutschen im Reich oder in Österreich. Aber es war auch eines seiner Lieblingsmotive, zu verfolgen, wie die republikanische Regierungsform auf die Bildung der Charaktere einwirkt. Und sehr oft zeigt er die Unreife der Menge für diese Form des Staatswesens, weist er hin auf den Handel mit der Gesinnung, auf die Leichtigkeit absurder Abstimmungen. „Das Volk" erscheint ihm als ein großes Kind, das sich leicht bethören läßt. Und wie traurig ist es, daß viele tüchtige Männer, aus Angst, ihre nahrunggebende Stellung bei den allzuhäufig sich wiederhohlenden Wahlen zu verlieren, sich bücken und schmiegen müssen, wie z. B. der Statthalter im „grünen Heinrich;" wie niederdrückend ist oft das Schauspiel, welches das von gewissenlosen Hetzern aufgeregte und verwirrte Volk bietet, das dann alles in einen Topf wirft, gute und schlechte Einrichtungen in gleicher Urteilslosigkeit verhöhnt und im Handumdrehen Gesetze, die noch nicht Zeit gehabt haben, sich zu bewähren, wieder umwirft, um neue, aber nicht minder vergängliche an ihre Stelle zu setzen! Die Schäden der Republik hat keiner so rücksichtslos aufgedeckt, wie gerade Gottfried Keller, der begeisterte Republikaner. Er hat sie in dem langen öffentlichen Dienste, in dem er von 1861—1876 als Staatsschreiber von Zürich stand, aus nächster Nähe kennen gelernt und zu beurteilen gewußt. Gerade diese seine Unbefangenheit und dieser Freimut im politischen Urteil ist aber nicht der geringste Teil seiner Größe als Mann wie als Dichter. Die ethisch-politischen Teile und Betrachtungen in seinen Schriften, ich erinnere nur an das „verlorene Lachen" und an „Martin Salander," gehören zum gehaltvollsten, was er geschrieben hat.

Indes haben alle Erfahrungen des politischen Lebens den Dichter nicht in Gegensatz zu den Anschauungen bringen können, die er sich in der Jugend erworben hat. Ein „Achtundvierziger," ein Liberaler blieb er bis ans Lebensende; im Vergleich freilich mit der auch in der Schweiz aufgetretenen sozialistischen Strömung, die ihm zu abgeschmackt erschien, um mehr als darüber zu lächeln, erscheint er konservativ genug. In Martin Salanders Sohne Arnold hat Keller das Bild jener Jugend entworfen, wie er sie sich für das Gedeihen seiner Heimat wünscht: ein aristokratischer Zug vornehmer Zurückhaltung, ruhiger Überlegenheit über alles voreilige Thun und Denken, des Abwartens auf das Austoben der Demagogie zeichnet diesen Arnold vortrefflich aus. Er will nur auf Grund umfassender geschichtlicher Bildung an der Politik mitwirkend Anteil nehmen; vorher überläßt er den Strebern gern das Feld in voller Sicherheit darüber, daß das Schlechte sich selbst schon vernichten werde. Diese männliche Zuversicht in den schließlichen Sieg des Guten: das ist echt Kellersche Denkart, die macht seinen heutzutage besonders gerühmten Optimismus aus. Es gibt wohl in der modernen Litteratur keinen zweiten Dichter, der die Schwächen der menschlichen Natur tiefer erkannt hätte, als Keller. Im „grünen Heinrich" hat er ohne alle Schminke den naiven Egoismus eines unreifen Menschen dargestellt, so zwar, daß es oft schwer fällt, den doch schließlich tüchtigen und edelstrebenden Helden des Buches zu lieben; erbärmliche Menschen voller Kleinlichkeit und Beschränktheit hat Keller in den drei gerechten Kammmachern, in dem Zwillingspaar der Brüder Weidlich, im Schwindler Wohlwend, in den schuftigen Brüdern der Baronin im

„Sinngedicht," menschliche Narrheit in der Novelle „Ursula," welche religiösen Wahnsinn und Schwindel behandelt, und bei vielen anderen Gelegenheiten dargestellt. Er kannte also die menschliche Natur auch von der bösen Seite zur Genüge. Und doch ist er weit davon entfernt, die Welt im trüben Lichte moderner Pessimisten und Naturalisten zu schauen und sagt gelegentlich von seiner prächtigen Frau Regel Amrain: „Obgleich man nach gewöhnlicher, oberflächlicher Anschauungsweise etwa hätte meinen können, Frau Amrain wäre aristokratischer Gesinnung gewesen, weil sie die meisten Leute verachten mußte, unter denen sie lebte, so war dem doch nicht so: denn höher und feiner als die Verachtung ist die Achtung vor der Welt im ganzen. Wer freisinnig ist, traut sich und der Welt etwas Gutes zu und weiß mannhaft von nichts anderem, als daß man hierfür einzustehen vermöge" u. s. w. Diese goldenen Worte enthalten Kellers nicht nur politisches, sondern auch ethisches Bekenntnis. Die Welt verachten, im Geiste eines Ibsen z. B., das erscheint dem schweizer Dichter, der sein Volk liebt, absurd. In der einseitig tadelnden Satire aufzugehen, wäre für Keller eine Schwäche gewesen. Wer Kraft in sich fühlt, selbst mitzuwirken, ist kein Weltverächter. „Höher und feiner als die Verachtung ist die Achtung vor der Welt im ganzen," deswegen, weil sie ein reicheres Gemüt voraussetzt. Lieben können, das ist wahre seelische Kraft, das ist ein positives und schöpferisches Vermögen. Ohne diese Fähigkeit zu lieben, ist überhaupt keine Kunst möglich, und Keller besaß diese Fähigkeit im reichsten Maße. Er konnte ebenso kräftig hassen, aber ohne Weltschmerz. Im „grünen Heinrich" erzählte er einmal von seiner schon in der Knabenzeit sich offenbarenden „Objektivität." Dort, wo er das Abenteuer im finsteren Theaterraum mit der Schauspielerin, die das Gretchen gab, berichtet. Der Knabe hatte schon Sinn für die poetische Schönheit einer Situation, eines Gegenstandes für sich selbst, ohne ihn zu begehren, mit einer Freude an dem Dinge selbst. So ein Mensch wird nicht Pessimist, wird kein Menschenverächter; so ein Mensch hängt mit unsagbar viel mehr Fäden als jeder andere am Dasein, denn er sieht mehr und genießt mehr von der Welt, die ihn umgibt, als der nicht so objektiv geartete Mensch; er darf geradezu auch glücklicher als die anderen Menschen geschätzt werden, wenn anders erhöhtes Leben und Genießen Glück genannt werden darf. Und darum auch, weil Keller niemals an der Welt verzweifeln konnte, war er im tiefsten Sinne religiös. Die Jesuiten und die Mucker haßte er grimmig; nicht weniger jene Kompromißler (wie er einen derselben im „Verlorenen Lachen" geschildert hat), die jedes echten religiösen Gefühles baar, ohne eignen Glauben an die Dogmen der Kirche, die sie vertreten, dilettantische Schöngeisterei für Religion ausgeben. Diese liberalen Flachköpfe waren ihm nicht weniger widerwärtig als die Jesuiten. Noch im „Salander" spricht er sarkastisch von einem solchen, der vom lieben Gott erklärt, er hätte nicht Zeit, sich um jedes seiner Kinder umzusehen, und doch im Namen der Religion der Gotteskindschaft predigt. Der liberale Pfarrer im „verlorenen Lachen" ist ein Prachtstück dieser Satire. Und doch dürfte kein zweiter Dichter der Gegenwart so tiefen Einblick in das Wesen des echten religiösen Gefühls gehabt haben,

Gottfried Keller.

als gerade der Dichter der „Sieben Legenden," der Novelle „Urſula," die Zwingli ſo vornehm feiert, und des „grünen Heinrich," deſſen Held als Knabe ſchon mit dem lieben Gott auf intimſten Fuße ſteht, um mit der reinſten Toleranz und mit der Erkenntnis, daß in dieſen tiefen Herzensfragen jeder Einzelne ſein eigenes Verhältnis zur Allmacht habe, abzuſchließen. Keller nennt ſich ſelbſt einen geborenen Proteſtanten, den jedoch ſchon der ferne Geruch von Scheiterhaufen verſtimmt. Keller iſt ein ſchneidiger Gegner des Materialismusder Naturwiſſenſchaftler, mit dem z. B. David Strauß geſchloſſen hat, und er hat ſeinem Idealismus in zwei Sonnetten an die „Zweifelloſen" Ausdruck gegeben, deren eines wir hier doch ganz herſetzen wollen:

Keller-Medaille. Rückſeite.
Entwurf von A. Böcklin. Ausgeführt von A. Scharff.

Es iſt nicht Selbſtſucht und nicht Eitelkeit,
Was ſehnend mir das Herz grabüber trägt:
Was mir die kühngeſchwung'ne Brücke ſchlägt,
Iſt wohl der Stolz, der mich vom Staub befreit.

Sie iſt ſo eng, die grüne Erdenzeit,
Unendlich aber, was den Geiſt bewegt!
Wie wenig iſt's, was ihr im Buſen hegt,
Da ihr ſo ſatt hier, ſo vergnüglich ſeid!

Und wenn auch einſt die Freiheit iſt errungen,
Die Menſchheit doch wie eine Roſe glüht,
Ihr tiefſter Kelch vom Sonnenlicht durchdrungen:
Das Sehnen bleibt, das uns hinüberzieht,
Das Nachtigallenlied iſt nicht verklungen,
Bei deſſen Ton die Knoſpen ſind erblüht!

Hier bekennt ſich Keller geradezu zum Glauben an die Unſterblichkeit der Seele und im Sonnett, das vorhergeht, ruft er den Materialiſten zu:

Euch iſt der eigne Leichnam noch nicht klar
Ihr kennet nicht den Wurm zu euren Füßen,
Des Halmes Leben nicht auf eurem Grab;
Und dennoch kränzt ihr ſchon mit Stroh das Haar,
Als Eintagsgötter ſtolz euch zu begrüßen —
Der Zweifel fehlt, der alte Wanderſtab.

Keller-Medaille. Vorderſeite. (Verlag von Albert Müller, Zürich.)

Nach beiden Seiten hin hat ſich Keller polemiſch gewendet: gegen die Dogmatiker des Glaubens, wie gegen die Dogmatiker des Unglaubens. Religion iſt ihm Gefühl, Ahnung des Unendlichen, Andacht vor der Schönheit der Welt, Hingabe an die Natur, Zuverſicht in eine die Sittlichkeit allein verwirklichende Weltordnung. „Gott ſtrahlt von Weltlichkeit," ruft der grüne Heinrich einmal aus. Mit dem Verſtand tritt er für den Zweifel als unentbehrlichen Wanderſtab an; als Dichter empfindet er die Sehnſucht ſelbſt als Argument für die Unſterblichkeit. Wenn nichts anderes für ſeine außer aller Kirchlichkeit ſtehende Religioſität ſpräche, ſo wären

es seine, überwundene religiöse Ideale mit so hoher Schönheit darstellenden Dichtungen, die Sieben Legenden. Das ist der Unterschied zwischen dem Spotte Voltaires und der Ironie Kellers: jener wußte gar nichts vom religiösen Gefühl, dieser weiß mehr als viele Berufstheologen davon. Wie schön spricht Keller gelegentlich über den Mystiker Angelus Silesius im „Sinngedicht!“ ...

Dies in den allgemeinsten Umrissen der Charakter Kellers als Politiker und Denker; erschöpft kann selbstverständlich der Gegenstand so leicht nicht werden. Denn in Wahrheit ist Keller einer der universellsten Geister unserer Zeit. Er umfaßt ein erstaunliches Wissen nicht bloß in der Geschichte, sondern auch in der Philosophie, in der Theologie, in der Litteraturgeschichte, und es ist gewiß von Keller selbst erlebt, wenn der grüne Heinrich erzählt, daß er nach dem Scheitern seines künstlerischen Lebensplanes an der Universität der Kunststadt, in der er lebte, nämlich München, alle mögliche Kollegien hörte: juristische und medizinische, Vorlesungen über Chemie und über Philosophie, und daß er in allen diesen verschiedenen Wissenschaften mit der leidenschaftlichen Wißbegierde des Verspäteten sich zu unterrichten strebte. Diese außerordentliche Bildung ward die breiteste Grundlage für die dichterische Produktion Gottfried Kellers.

Es ist aus allen Biographieen Kellers bekannt, daß er ursprünglich hatte Maler werden wollen, und sein größtes Werk (räumlich und künstlerisch größtes), der Roman des grünen Heinrich, erzählt die Geschichte eines jungen Mannes, der sich zur Malerkunst berufen fühlt und spät erkennt, daß er doch nicht begabt genug sei, um Künstler von Beruf zu werden. Im Nachlaß Kellers haben sich noch viele Zeichnungen aus jener Jugendzeit gefunden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese malenden Bestrebungen des seiner selbst noch nicht klar bewußten jungen Dichters auf sein späteres poetisches Schaffen von vorteilhaftem Einflusse waren. Auch Goethe preist öfters die Nützlichkeit des zeichnenden Nachahmens der Natur für den Dichter, und zwar liegt der Vorteil darin, daß das Auge künstlerisch gebildet wird. Es gewöhnt sich nicht bloß daran, malerisch verwendbare Motive in der Natur zu erblicken, worauf man sich auch bei vorhandener Begabung eigens erziehen muß; sondern auch daran, objektiv zu sein, die innere Logik der Gegenstände vorsichtig zu untersuchen, zu erkennen, zu respektieren. Denn die Natur ist nicht willkürlich, wenn auch oft schwer genug verständlich. Und wahre malerische Schönheit muß den notwendigen Zusammenhang der Eigenschaften eines jeden Objektes untereinander fühlbar machen; denn auch das Auge hat seine Logik, die geschult werden muß: die Logik in der Anschauung. Gelegentlich des Zeichenunterrichts, den der grüne Heinrich beim tollen Römer genießt, spricht Keller über diese Dinge sehr lehrreich. Dieser künstlerisch gebildete Sinn für die Darstellung der sichtbaren Welt ist nun einer der Hauptvorzüge von Kellers Dichtung, die bloß durch ihre außerordentliche sprachliche und stilistische Vollendung schon hohen Genuß gewährt. Kellers Auge ruht mit freudigem und heiterem Behagen auf seinem Gegenstand, es erfaßt seinen wesentlichen Zusammenhang, es fühlt seine eigentümliche Schönheit. Daher der idyllische Grundton seiner Poesie, daher im Leser das Gefühl satter Ruhe, süßer Beschaulichkeit anstatt des atemlosen Fortschreitens anderer Erzähler, daher aber auch die unerschöpfliche Fülle von Bildern und Situationen in der Kellerschen Erzählung. Die Spannweite aller dieser Bilder ist aber auch erstaunlich. Das Interesse Kellers an den Dingen wird zuweilen nach Art Adalbert Stifters zur Andacht vor dem Kleinen, so wenn z. B. der hungernde grüne Heinrich im öffentlichen Garten der Kunststadt sich durch die Beobachtung einer Spinnengesellschaft auf einem Rosenstocke die Zeit vertreibt. In den Spinnen erkennt der Hungernde das symbolische Abbild des menschlichen Lebens: hier wie dort schnappt der Stärkere dem Schwächeren den Raub vor der Nase weg. Ähnliche Bildchen findet man sehr viele in den Novellen wie auch in den Gedichten. Diese Freude am Kleinen ist aber auch oft Stoff für Kellers Humor; er weiß genau zu unterscheiden, wie weit sie geschmackvoll ist, und seinen Narren, wie z. B. dem Schmied seines Glücks, John Kabys, oder dem gerechten Kammmacher, oder dem eitlen Verlockenjäger im „Sinngedicht“ legt er diese Neigung, an Kleinigkeiten Freude zu haben, in ironischer Weise bei. Aber dieses nachfühlende Ruhen des Auges auf

allen Dingen ist Kellers fundamentale Eigenschaft. Denn mit demselben Auge sieht er auch menschliche Handlungen und menschliche Charaktere. Er hält sich behaglich bei ihnen auf, malt sie sorgsam aus und hat seinen Spaß daran, daß sich das Wesen aller seiner Figuren, insbesondere der humoristischen, wie ein Naturobjekt in aller Unbewußtheit vor ihm ausbreite. Daher rührt seine Freude daran, eine närrische Jungfer, wie Züs Bunzelin, ihren Gallimathias recht breit auskramen zu lassen, vom schöngeistigen, innerlich aber so unsicheren Pfarrer im „Verlorenen Lachen" wird uns die ganze Predigt mit allen Citaten aus den verschiedensten Sammlungen von Lyrik mitgeteilt; aber auch Festaufzüge werden bis in jede Einzelheit beschrieben, und den liebenswerten Figuren wird alle mögliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet. Daß dazu eine außerordentlich fruchtbare Phantasie nötig ist, und zugleich eine Klarheit dieser Phantasie, welche alle Menschen und Situationen so reich und farbig schaut, begreift sich leicht. Und andererseits entsteht aus dieser hohen Ruhe des dichterischen Auges die reinste ästhetische Stimmung, die Phantasiewelt Kellers breitet sich vor uns aus wie die verklärte Wirklichkeit selbst, und aus dieser Freiheit und Kraft seines Geistes wächst sein Humor als edelste Blüte heraus. Dieser Geist, der so gut weiß, wie die Dinge zusammenhängen, steht über ihnen und kann, weil er sie zugleich erklärt und weil er sie zugleich ehrlich liebt, über sie lächeln, ohne ihrem Werte irgendwie Eintrag zu thun, er kann lächeln, ohne zu verspotten, und das ist der entzückende Geist der von der Anmut selbst geschriebenen „Sieben Legenden." Wie sehr Keller selbst diese heitere Geistesfreiheit, die zugleich von Liebe überquillt, hochschätzt, erkennt man daraus, daß er sie seinen schönsten Frauengestalten beilegt: Lucien im „Sinngedicht," Figura Leu im „Landvogt von Greifensee," Marie Salander, auf deren Angesicht sich das feinste Lustspiel abspielt, als ihr Gatte die Verliebtheit in die thörichte Myrrha beichtet, und der Jungfrau Maria selbst, die ganz damit einverstanden ist, daß die weltfreudige Nonne aus dem Kloster geht und eine Reihe prächtiger Jungen in die Welt setzt.

Laßt uns der Schönheit einen Ort bereiten,
Daß sie das Eigenart'ge und Besond're,
Was uns beschränkt, frei mit der Welt verbinde —

so rief Keller 1859 aus, und damit hat er das Programm seiner Dichtung gleichsam verkündet. Er wurzelt in der Heimat, aber er geht nicht auf in ihr. Seine Kunst hat sich zum allgemein menschlich gültigen erhoben. Von den Sitten der Heimat nimmt er nur das Nötigste auf, geht aber der menschlichen Natur auf den Grund und wird so nicht bloß ein Schweizer, sondern ein Deutscher Dichter. Das that er gleich im ersten Werk, dem „grünen Heinrich." Da gibt er uns ein Bekenntnis, die Erfahrungen an sich selbst sind das Hauptthema der Erzählung. Und dies geschieht in einer so tiefsinnigen Weise, daß das Buch sich zu einer der wichtigsten Quellen zur Kenntnis des menschlichen Herzens gestaltet. Seine Gedankenfülle ist nicht auszuschöpfen: wie überhaupt Kellers Prosa am Reichtum von Gedanken beinahe leidet, fast zuviel für einen, der doch als Erzähler wirken will. Dann gibt uns Keller in „Romeo und Julia auf dem Dorfe" das Meisterwerk der Schilderung menschlicher Liebesleidenschaft. Die munteren, wetterwendischen, ewig falliten Leute von Seldwyl, deren Original die Heimat des Dichters lieferte, sind so gezeichnet, daß man in ihnen den Durchschnitt der Menschen aller Orten wiederzuerkennen glaubt. In den „Züricher Novellen" ist Keller am meisten schweizerisch, da hat er sich in die heimische Geschichte tief vergraben; aber da glänzt das Juwel vom Landvogt von Greifensee mit seinen fünf, Körbe verteilenden Geliebten, und es bewahrheitet sich wieder, was Keller im Jahre 1859 als Forderung an die Kunst aufstellte:

. . . die das Leben tief im Kern ergreift
Und in ein Feuer taucht, d'raus es geläutert
In unbeirrter Freude Glanz hervorgeht,
Befreit vom Zufall, einig in sich selbst —

„Befreit vom Zufall!" Keller hat, wie jeder richtige Künstler, die Natur nicht einfach abgeschrieben, sondern verklärt. Wie der Maler bei der Abzeichnung eines malerischen Baumes nicht jeden Auswuchs oder Nebenwuchs mitzeichnet, sondern die wichtigsten Linien festhält, die den Charakter des Baumes eben ausmachen, so verfährt auch der Dichter in seiner Art bei der Gestaltung von Menschen. Heutzutage fehlt den meisten der Mut, die von Gott gegebene Sicherheit in diesem teils abkürzenden, teils vollendenden Verfahren der Naturnachahmung, das allein Kunst ge-

nannt werden darf, zu üben. Aus ihren Schwächen lieben die Menschen ein allgemeines Naturgesetz zu machen, geben ihm einen Namen, der einmal so, ein anderes Mal anders lautet; aber eine Schwäche bleibt es doch. Keller kannte sie nicht. Darum aber auch sind alle seine Gestalten urwüchsig, durchsichtig, lebensvoll, sie prägen sich unserer Phantasie bleibend ein und werden uns vertraut wie alte Freunde, begleiten uns durchs Leben, gelten uns sprichwörtlich, typisch, bereichern unser Lebensideal mit Vorbildern, denen wir gleichen möchten. Das gilt zumal von Kellers schönen Frauen.

Die neue zweibändige Ausgabe der Gedichte Kellers, am Schlusse der „gesammelten Werke," ist mit einem Bilde des Dichters geschmückt, das Arnold Böcklin mit wenigen Strichen entworfen hat, die aufrichtig Bewunderung verdienen. Ich habe bei diesem Bildchen immer mich unwillkürlich an Homers Büste, wie sie überall zu sehen ist, erinnert gefühlt. Eine unsagbare Ehrfurcht und Liebe zugleich flößt dieses Böcklinsche Bild Kellers ein; man fühlt davor, daß man diesem Greisenantlitz alles, was das Herz bedrückt, anvertrauen könnte, und getröstet davon gehen würde. Kellers Dichtung hat immer in dieser Weise auf mich gewirkt. Den pessimistischen Zeitgenossen gegenüber erscheint er mir gerade als eine homerische Natur, dem die Sonne ewig in gleicher Ruhe und Heiterkeit ins starke Herz geleuchtet hat. Nun, da auch er zu all den Großen dahin gegangen, die er pietätvoll liebte, bleibt nur zu wünschen übrig, daß seine sonnige Kunst in immer mehr Gemüter leuchten möge, um sie mit der Schönheit der Welt vertraut zu machen.

Wenn man liebt.

Ein Roman in vier Büchern von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ich freue mich ganz aufrichtig, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben," sagte Doktor Stolz, als Dreukhorst diesseits seiner anmutigen Hügelkette vor ihnen lag, und er nahm die Zügel locker, so daß der Schimmel Schritt ging. — „Ich hoffe auch, daß wir uns im Leben noch einmal wieder begegnen, obwohl ich, verknöcherter Junggeselle, Damenbesuch nicht zu mir einladen, sondern höchstens den freundlichen Zufall bitten darf, ihn mir, wie heute, ganz unversehens in meine Eremitenklause hinein zu zaubern."

„Weshalb haben Sie sich denn keine Frau genommen, als Sie noch jung waren?" entfuhr es der vorschnellen Elisabeth auf diese provozierende Äußerung hin.

Er zuckte die Achseln und lachte ein wenig gezwungen. Diese Mahnung an seine fünfundvierzig Jahre berührte ihn sonderbarerweise unangenehm aus diesem Munde, indeß war er nicht der Mann, der einem so flüchtigen Gefühle die geringste Erschütterung seiner Grundsätze gestattete. Hätte er aber bei der Antwort, die er gab, die Sonde in sein Herz gesenkt, so würde dies prüfende Instrument entschieden auf ein Fremdkörperchen gestoßen sein, das einer kleinen Unwahrheit zum Verwechseln glich. Der gute Doktor machte nämlich aus seiner Junggesellenliebhaberei dieser anziehenden Weiblichkeit gegenüber einen Heroismus, zu dem seine gemütlich-joviale Außenseite gar nicht passen wollte.

„Ja, sehen Sie, mein verehrtes Fräulein, ich bin so ein bißchen Idealist," sagte er, lehnte sich bequem gegen den Sitz zurück und paffte große Dampfwolken seitwärts in die liebliche Abendlandschaft hinaus. (Elisabeth hatte ihm die Cigarre gern gestattet). „Neulich fiel mir einmal aus einem Berliner Bücherpakete für unsere Hausbibliothek ein ganz netter, harmloser Schmöker in die Hände, mit einem äußerst edelmütigen, unverehelichten Doktor-Exemplar als Staffage für den leichtfertigen Helden. Der Doktor hat mir so aus der Seele gesprochen, daß ich mir den harmlosen Schmöker gekauft habe. Warten Sie — ich bringe den kleinen Passus am Ende zusammen! So etwa: Ein richtiger Arzt sollte keinerlei Fesseln und Bande tragen, die sein ‚Ich' der Menschheit entfremden, deren Diener er ist. Der ärztliche Beruf ist groß und schön genug, um ein ganzes Leben und

Denken auszufüllen. — Wie finden Sie den Satz, auf die Mediziner im allgemeinen angewendet?"

„Sehr schön!" entgegnete Elisabeth empathisch. „Nun Sie es aussprechen, begreife ich Sie vollkommen, Herr Doktor. Ja, ich kann es Ihnen sogar nachempfinden, denn ich habe ebenfalls nicht die geringste Absicht, mich je zu verheiraten — mein Beruf füllt mich auch ganz und gar aus, und zweitens — —"

„Oho!" machte der Doktor, ihren Satz unterbrechend, und zog plötzlich den Zügel so scharf an, daß der Schimmel ein Weilchen Trab lief. Dann ließ er ihn allgemach in Schritt zurückfallen; seine Augen sahen unbeweglich gradeaus, und seine Oberzähne gruben sich in die Unterlippe. Darauf schaute er zu Elisabeth hin, die sich mit Entzücken in den Anblick des feurigen Abendhimmels über den heimischen Hügeln verlor.

— „Also Sie wollen's machen wie ich und unverheiratet durchs schöne Leben pilgern?" sagte er und spähte ihr unter den Hut, um zu ergründen, ob sie nur der Wiederschein des Abendhimmels errötet lasse. „Wissen Sie —" fuhr er fort und beschäftigte sich sehr eingehend mit seiner Cigarre, „daß ich alles Ernstes versucht haben würde, diese Ihre Absicht zu vereiteln, wenn ich nämlich kein alter Knabe, sondern zehn Jahr jünger gewesen wäre? — "

„Und ich würde doch bei meiner Absicht geblieben sein," fiel sie ihm rasch ins Wort und sah ihm mit lebhaften Augen ins Gesicht. „Zu Ihrer Frau — so schmeichelhaft Ihr Ausspruch für mich ist, würde ich nie und nimmer gepaßt haben. Eine ganze Welt von grenzenlosen Leiden umfassen und lieben, nur Erbarmen, nur Geduld denken und ausüben, dazu bin ich viel zu heftig, zu parteiisch. Ich würde ungerecht gegen die sein, die mir nicht gefielen, oder die mich langweilten. Das ist die ehrliche Wahrheit, Herr Doktor. Eine Griseldis bin ich nicht, aber Selbsterkenntnis, die hab' ich wenigstens!"

„Das hätte sich alles mit der Zeit wohl lernen lassen, mein liebes Kind," warf er ein. „Vielleicht geht meine Menschenkenntnis über Ihre Selbsterkenntnis. Ich glaube ungeachtet Ihrer Gegenbehauptung, daß dennoch ein gut Teil von der Griseldis in Ihrem Charakter steckt, und ich will Ihnen aufrichtig wünschen — da Sie zu meiner Frau also nicht passen —, daß Ihr dermaleinstiger Herr und Gebieter Ihnen nie Veranlassung geben möge, die Rolle der aufopfernden Entsagerin zu spielen."

„Ihre Seelenkunde in hohen Ehren!" lachte sie und hob abwehrend die Hand. — „Mein dermaleinstiger Herr und Gebieter! — Sie kluger Doktor — damit hat's gute Wege! — Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, vollgezählt — da hat man innerlich und äußerlich mit der ersten Jugend abgeschlossen und auch mit Heiratsgedanken; — ich jedenfalls. Und dennoch! Wenn einmal so ein zündender Blitz in mein Herz niederführe, wissen Sie: Dieser oder Keiner! — Dann könnte ich vielleicht trotz all' meiner Vorsätze noch einmal grenzenlos glücklich oder sehr unglücklich werden. Den Blitz halte ich aber bis jetzt noch für eine Dichtereinbildung, so impulsiv ich auch sonst bin. — — — — Dieser Tag mit Ihnen hat mir ein Stück schöner, sonniger Erinnerung geschenkt, und ich danke Ihnen herzlich dafür," fügte sie hinzu und streckte ihm freimütig die Hand entgegen.

Er schüttelte sie kräftig: „Darum keine Feindschaft nicht!" sagte er scherzend, aber seine Augen blickten ernst an Elisabeth vorüber.

„Nein — gute Freundschaft, bitte!" antwortete sie — „ich wenigstens — —"

— „Ich auch, natürlich!" unterbrach er sie im Tone der Erleichterung. „Wir wollen auf alle Fälle einen Pakt schließen, ehe wir uns heute trennen. Sollten Sie etwa in Zukunft mit Ihrem Kleeblatt „Vannees" nicht ganz so glatt fertig werden, wie Sie sich's jetzt ausmalen, dann erinnern Sie sich darau, daß der ältliche Einsiedlerkrebs und Doktor in Lünum-Kloster allezeit mit Rat und That für Sie bei der Hand ist."

„Tausend Dank, bester Herr Doktor, für den wundervollen Rückhalt!" rief Elisabeth. „Im Notfalle komme ich also zu Ihnen und erbitte mir Ihre Hilfe vor allen anderen."

„Ein Mann, ein Wort!" gab er zurück und blinzelte ihr wieder mit seinen alten, schelmischen Augen zu.

Und da waren sie wirklich schon in Drenkhorst angelangt, umfuhren den Fischteich und hielten am Organistenhäuschen.

— — — — — — — —

„You 've had a narrow escape, old fellow!“ sagte Doktor Stolz zu sich selbst, als er am späten Abend dieses ereignißreichen Sommertages sich behaglich in seinem guten Bette dehnte. — „Ja, wahrhaftig, ein ganz allerliebstes, kleines Frauenzimmer, diese Elisabeth Zurweiden. Da steckt Murr drin! — Beinah' hätt' es ein Unglück gegeben, auf Ehre und Seligkeit. Das wäre eine schöne Geschichte geworden! Mit fünfundvierzig noch heiraten. Mensch! du wärst ja hoffnungslos unter den Pantoffel gekommen! Blödsinn — reif für Lünum-Kloster, Abteilung CD. — Ein Glück, daß dies verflixte Mädchen so verständig war; das muß man wirklich anerkennen. — — — Na, Styx? bist du auch noch da? Was meinst du dazu? — So! leg' dich hübsch, mein Hundchen, laß mich in Frieden lesen!“

Nach dieser Mahnung streckte sich auch Styx auf seinem Lager unweit der Thür aus, und der Doktor nahm den harmlosen „Schmöker“ vor, dessen weisen Satz über die ideale Auffassung des ärztlichen Berufes er vor einigen Stunden im Fahren citiert hatte, eben ehe ihm ums Haar „das Unglück passiert wäre“ als glücklicher Bräutigam aus seinem Wagen steigen zu dürfen.

Bei Seite elf angelangt, löschte er die Kerze und ließ sich vom regelmäßigen Schnaufen seines getreuen Styx sanft einschläfern.

7. Kapitel.

Die Professorin war begreiflicherweise weit weniger entzückt von der Art, mit der Elisabeth kühnlich ihr schönes Resultat erreicht hatte, als zufrieden mit diesem Resultate als solchem. Sie gehörte noch zur alten Schule; Sittlichkeit war ihr eng verschwistert mit Sittsamkeit. Wohl vermochte sie das Ärgste zu verzeihen, die edelste Großmut zu üben, geräuschvolles Schelten und heftige Vorwürfe lagen nicht in ihrem Wesen, aber niemals war sie imstande, Etwas gutzuheißen, was ihren strengen Schicklichkeitsbegriffen zuwiderlief.

Elisabeth hatte zwar nicht nötig, sich unter einem empfindlichen Sturzbade zorniger Worte zu ducken, aber die großen, ernsten Augen der alten Frau, ihr langsames Kopfschütteln über den Ausflug nach Lünum-Kloster erpreßten dem Mädchen heiße Reuethränen. — Wie immer ließ die großmütterliche Verzeihung nicht lange auf sich warten. Grollen und Schmollen verstießen gegen das Weidener Hausgesetz. Allein die „Reise ins Narrenhaus,“ wie der grausame Vater den töchterlichen Geniestreich bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit nannte, machte aus Elisabeths „schöner, sonniger Erinnerung“ einen sehr wehen Punkt ihrer Gedanken. Deshalb erwähnte sie auch vorläufig zu Keinem eine Silbe von der Thatsache, daß sie fast in die Lage gekommen sei, einem der hervorragendsten Vertreter seiner Spezialität auf ärztlichem Gebiete einen regelrechten Korb zu flechten.

Acht Tage später hielt der Lünumer Viktoriawagen vor der Rampe des Weidener Wohnhauses, Doktor Stolz stieg aus, fragte nach den Herrschaften, insbesondere nach Fräulein Zurweiden, und Elisabeth erschien sofort im Gartenzimmer: Vater und Großmutter würden gleich nachkommen. Sie war stolz auf ihren stattlichen Freund und darauf, daß er sie wieder einmal „kollegial“ behandelte. Er hatte eine persönliche Angelegenheit in Burg zu ordnen gehabt und diesen Umstand wahrgenommen, um Briget Vannees selbst in Drenkhorst abzuliefern und dort die nötigen Anordnungen, ihrer Behandlung wegen, zu treffen. Nun hielt er's für richtig, seiner „liebenswürdigen, jungen Freundin“ jene Winke zu wiederholen und zugleich die arme Kranke dem Interesse der Familie anzuempfehlen. Außerdem sandte Schwester Clementine dem „lieben Fräulein“ ihre Grüße und einen Rosenstrauß. — Nicht daß Elisabeths weibliche Eitelkeit sich geschmeichelt gefühlt hätte. Nein, nur die Poesie ihrer selbsterrungenen „Freundschaft,“ die sich in diesen herrlichen Blumen und dem gescheuten Gesichte des Arztes für sie verkörperte, beglückte ihr leicht empfängliches Herz. Sie waren mitten im angeregten Gespräche, als der Vater in seiner salonwidrigsten Hofjoppe hereinkam, gefolgt von der Professorin in der altmodischen Feinheit ihres schwarzen Tafftkleides und fleckenlosen Tülltuches.

Beiden gefiel der Lünumer Doktor außerordentlich gut, und es bekümmerte Herrn Zurweiden förmlich, als sein Besucher in sehr diskreter aber entschiedener Weise ein

Weiterspinnen des Verkehrs ablehnte. Seine Zeit gestatte es ihm nicht, die geselligen Beziehungen über Witten hinaus zu erstrecken. Heute sei er auf Praxis vorübergekommen, und zum Wohle der entlassenen Kranken habe er das rege Verständnis seiner „jungen Freundin“ gern benutzen wollen, um recht beruhigt heimkehren zu können.

„Weshalb dies lumen, dieser Staatskerl von einem Menschen und Arzte nicht geheiratet hat, das verstehe der Teufel und noch Einer!“ sagte der Vater, als der Viktoriawagen und seines Insassen grüßend geschwenkter Hut bei der Krümmung des Gutsweges verschwunden waren, und nun machte er sich's zur heiligen Pflicht, Elisabeth solange ausgiebig und unbarmherzig zu necken, bis ihr die Thränen in die Augen schossen.

Sie vertheidigte sich mit keinem Worte, aber abends auf der Terrasse, im Mondschein, beichtete sie der Großmutter ihre seltsame Unterredung im Wagen mit Doktor Stolz kurz vor Drenkhorst.

„Ich wollte, daß eine Andere an meiner Stelle neben ihm gesessen hätte,“ schloß sie ihre Beichte; „denn wirklich — er ist ein reizend netter Mensch!“

„Vielleicht wäre es besser gewesen, mein liebes Mädchen, wenn du dir, wie es zu meiner Jugendzeit Sitte war, noch ein wenig Frist zur Überlegung erbeten hättest, anstatt die Werbung eines ehrenhaften und liebenswerten Mannes so unbedacht über's Knie zu brechen,“ antwortete die alte Frau und faltete die Hände nachsinnend im Schoße.

„Werbung? — Du irrst dich, Geliebteste, so weit hab' ich's ja gar nicht kommen lassen,“ erklärte Elisabeth entrüstet. „Das gab mir doch mein natürlicher Takt ein, als mir's klar wurde, wo hinaus er mit seiner Rede wollte. Nein! nein! glaube mir: er ist nicht der Rechte! — das fühlt sich tief hier innen, und sofort! — Aber — einen Freund gewonnen zu haben — sage mir — ist das nicht auch schön? Kann das nicht auch ein Herz froh machen? — — Er hat mich vorhin, ehe du mit Vater in die Gartenstube kamst, gebeten, ihm regelmäßig alle Monat einen ausführlichen Brief über Briget Vannees zu schreiben,“ fügte sie zögernd hinzu. „Das darf ich doch thun? Ich möchte es so sehr gern!“

„Die Berichte gehen besser durch meine Hand,“ entschied die Professorin, und damit war diese Sache, ohne überflüssiges Parlamentieren geregelt.

— — — — — — — — — — —

Nur wenige Wochen länger als ein Jahr sollte es Jakob Vannees noch vergönnt sein, der Unglücklichen seine Brudertreue zu beweisen.

Schweigsam und melancholisch, keinem gefährlich, niemandem in Liebe zugethan, durchirrte sie unstät Raum für Raum im Organistenhäuschen, oder saß unter den schattenden Birken nach Norden auf dem Bänkchen. Immer die Gleiche in ihrer schwarzen Kleidung mit dem blendendweißen Kragen, den fleckenlosen, bleichen Händen. Das schöne Kind, das sich vor ihren finsteren Augen, ihrer zusammenhangslosen Redeweise fürchtete, war ihr Nichts. Sie stellte nur zuweilen seinem hellen Kleidchen und bunten Schürzchen nach, wenn es ihr früh und abends die Krüge klaren Wassers brachte, an denen die Ruhe ihrer umdüsterten Seele hing. Kein Gefühl, weder Angst noch Zorn in ihr, vermochte sich mehr zur Bewußtheit durchzuringen: ein planloseres Umherschweifen, ein schmerzlicheres Weinen als gewöhnlich, darauf beschränkten sich ihre Erregungszustände, und doch mieden die Dorfleute ihren Anblick und wichen ihrer Begegnung aus.

Was Jakob Vannees litt, das verbarg er vor aller Welt. Brach es dennoch einmal hervor, so vertraute er's den toten Tasten seines Instrumentes an. Immer schroffer, immer in sich gekehrter ward sein Wesen. Einmal betraf ihn Elisabeth, wie er vor Jean Viroots' Bilde stand, unheimlich lächelnd, den Körper in den Hüften wiegend, wie zum Takte einer geisterhaften Tanzmusik. Der Irre im Lünumer Garten fiel ihr ein, der ihm so sehr geglichen hatte, und sie zog sich zurück, ohne ihn anzusprechen. Zehn Minuten später, als sie das Haus verließ und vorbeigehend durch's Fenster schaute, sah sie ihn noch immer auf der nämlichen Stelle stehen, mit dem gleichen steinernen Lächeln, denselben wiegenden Körperbewegungen. Von da an beobachtete sie ihn eine Zeit lang verstohlen, fest entschlossen, gegen den Willen der Großmutter heimlich an Doktor Stolz zu schreiben und seinen Rat zu erbitten, sowie sich das beängstigende Schauspiel wiederhole. Aber es

wiederholte sich nie mehr vor ihren Augen, und nach und nach verdrängten andere Eindrücke die Erinnerung an jenen Zwischenfall. — Dennoch bedurfte sie oft genug ihrer ganzen Elastizität und Willenskraft, um beim Betreten dieser unsäglich traurigen Häuslichkeit nicht mutlos zu verzagen und das dem Ärmsten zu zeigen. Sie lernte eine große und tiefernste Lektion während dieser vierzehn letzten Lebensmonate der Geisteskranken.

Und wer war ihre vornehmste Lehrmeisterin? Die gebrechliche Nähterin droben im Dachstübchen des kleinen Hauses, sie, die ihre geringe Kraft im Dienste der Menschenliebe ausnützte und die Geduld eines Engels in der Hülle eines siechen Krüppels trug, die ihre schlichte und fromme Weisheit selbst am treuesten bethätigt: „Wer ein gutes Werk vor sich sieht, dem stärkt Gott die Hand, daß er es auch ergreifen kann! "—

— — — — — — — — — — —

Als, im Jahre nach ihrer Entlassung aus Lünum-Kloster, die gesegnete Ernte in vollen Garben eingeheimst wurde und die Blätter anfingen, sich zu röten, schloß Briget Vannees ihre traurigen, dunklen Augen zum ewigen Schlafe.

War's bloße Einbildung oder Wahrheit, daß in der Scheidestunde ein schwacher Strahl wiederkehrenden Lichtes in ihrem umnachteten Geiste aufdämmerte für kurze Augenblicke? Wußte sie, daß sie ihres Kindes widerstrebendes Händchen zum Lebewohl mit ihren erkaltenden Fingern umklammerte? Hatte sie wirklich verständliche Worte gehaucht: einen Segen für das schuldlose Geschöpf, das furchtbebend an ihrem Sterbelager stand, von Elisabeths schützendem Arme gehalten?

Elisabeth war's auch gewesen, die sich über die Verscheidende gebeugt und ihren letzten, brechenden Blick aufgefangen hatte, die, von heißem Verlangen für das verwaiste Kind dazu getrieben, Herz und Ohr anstrengte, bis sie das schwache Todeslallen zu verstehen, seinen Sinn zu enträtseln meinte. Oh! nur ein Erinnerungswort für das kleine Mädchen, um ihm die Vorstellung dieser ersten, ernsten Stunde seines sechsjährigen Daseins fort und fort wach halten zu können! — Wer mochte sagen, welch' ein Schutz jene lebendige Vorstellung früher oder später in der ungewissen Zukunft für dieses vater- und mutterlose Kind einmal werden konnte?

Im Wohnstübchen sitzend nahm sie, während draußen die Dämmerung hereinbrach und ein herbstliches Gewitter mit dumpfem Murren über die Hügel hinwegzog, das schläfrige Kind auf ihren Schoß, lehnte sein Lockenköpfchen gegen ihre Brust und wiederholte ihm eindringlich, was sie der armen „Tante Briget" von den erblassenden Lippen abgelesen hatte. — Angstbefangen flüsterte das Kind die Worte nach: „Lieber Gott, sorge du für meine kleine Gitta!"

— „Nun bist du ganz mein!" sagte Elisabeth zärtlich, und es ging ihr wie eine kalte Stahlklinge durch die Seele, als Jakob Vannees plötzlich an ihre Seite trat, ihr das Kind vom Schoße hob und es nochmals in die dumpfige Totenkammer führte, wo „Dortjemöh" ein weißes Laken über den Körper der Leiche deckte und zwei flackernde Kerzen hinter dem Bette brannten.

„Ohm ist auch noch da, und Ohm gehörst du," sagte Vannees mit heiserer Stimme und schob das angstzitternde Kind an den Schultern vor sich her. „Halt' die Augen offen!" befahl er, als die Kleine den Kopf zurückbog, und die langbefransten Lider auf die runden, erbleichenden Bäckchen drückte. „Steh gerade, Gitta — leg' deine Hand auf ihre Hand — fühlst du, wie das kalt ist? Nun sieh ihr ins Gesicht, das sollst du niemals vergessen, hörst du? — Und vor solch 'nem elenden Ende will ich dich bewahren so oder so! — Sieh ihr recht ins Gesicht! — —"

Das Kind starrte gehorsam in das verzehrte Totenantlitz mit den halbgeschlossenen, schwarzen Augen; ein Frostschauer schüttelte plötzlich seinen zarten Körper, es warf den Kopf herum und sandte einen flehenden, brechenden Blick zu Ohm Jakob empor. Dann streckte es, da Dortjemöh hinausgegangen war, um im Regen Buchsbaum für die Gestorbene zu schneiden, beide Arme laut aufweinend gegen die angelehnte Thür des Wohnstübchens: —

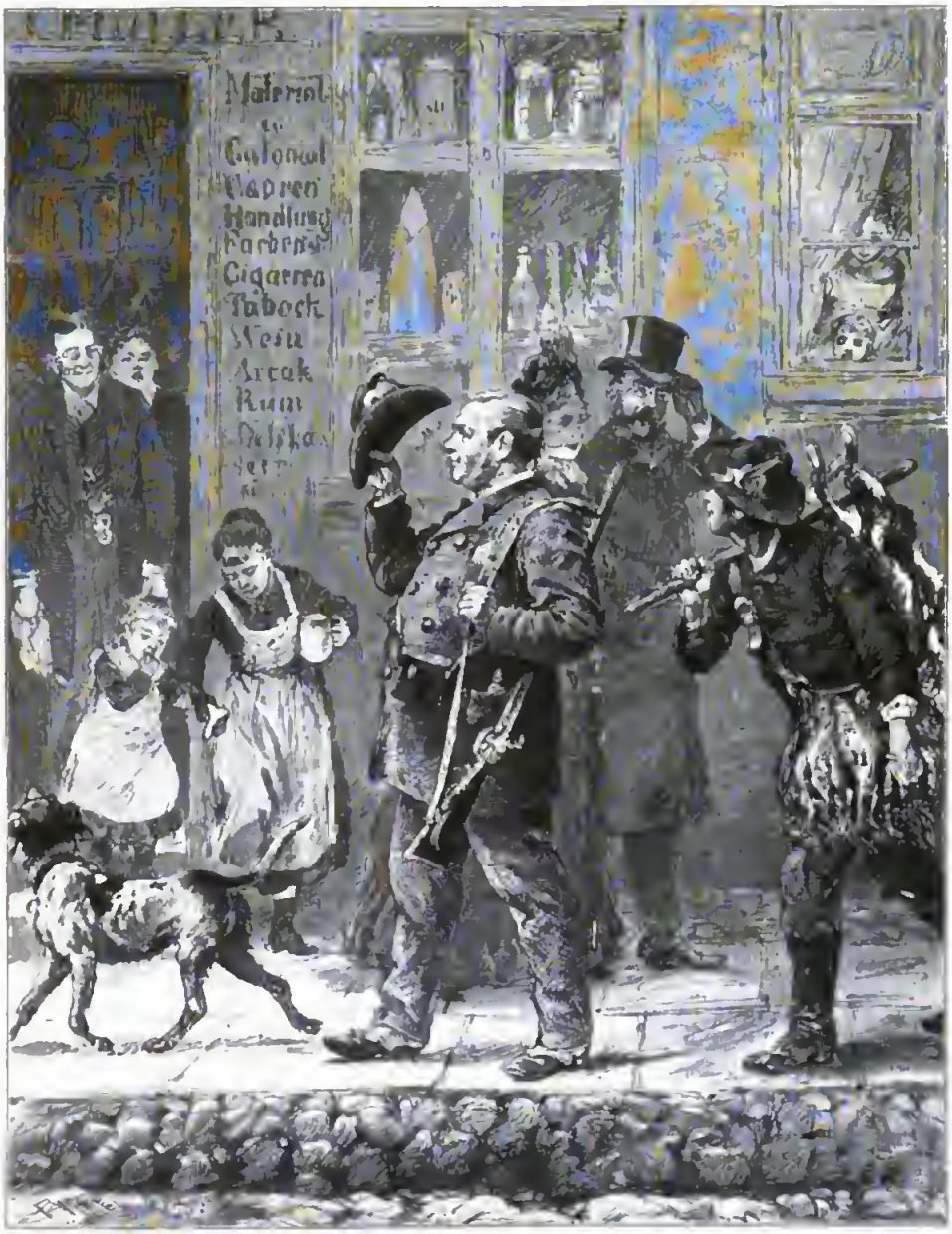
„Fräulein! — Fräulein! — —"

Zweites Buch.

Lieb' ist Leides Anfang!
(Gottfried, Graf Oettingen.)

1. Kapitel.

Das hochrädrige Wägelchen mit Vater und Tochter auf dem Bocksitze stand, zur



Des Herrn Stadtrats Heimkehr von der Jagd. Nach der Zeichnung von E. Henseler.

Abfahrt bereit, vor der Rampe. Der junge Bediente hielt sich, vom besten Willen beseelt, ängstlich gerade hinter seiner Herrschaft, die Arme vorschriftsmäßig übereinander geschlagen. Vor kaum acht Tagen war er nach beendeter Dienstzeit bei den Oldenburger Dragonern, aus Freerk Hinrichs zum „Friedrich“ gemacht worden, und das fiel ihm noch ebenso schwer, wie es ihm den Stolz erregte.

Herr Zurweiden fühlte sich gleichfalls nicht recht behaglich. Sein derber Flaus oder die schwedische Lederjoppe und der alte, verwegene Sombrero, von der amerikanischen Reise vor Olims Zeiten herstammend, saßen doch ganz anders, als der knappe Stadtpaletot und das federleichte wiener Hütchen. „Solch' ein dummes Ding, nicht für die Hitze, nicht für die Kälte — ein richtiger „Flügupp!“ schalt der Gutsherr. Aber Fräulein Häuschen, die siebzehnjährige Haustyrannin, die, in duftiges Weiß gekleidet, neben ihm thronte, hatte es so befohlen, und sie fand ihren stattlichen Vater trotz des Knurrens ganz reizend.

„Na, wird's bald? Nicht zu scharf anziehen, Kind,“ mahnte der reizende Vater den kleinen Stallburschen, der einen gelockerten Riemen am Zaumzeuge des Braunen straffer schnallte. „Das ist ja ein Gezerr, um die siedende Schwerenot zu kriegen! Spring ab, Friedrich, mach' dir die Fäuste ledig und hilf dem Tapps 'n bißchen. O — o — o — h — ruhig! brr!“ Der Braune schnob und dehnte sich ungeberdig auf die Zügel, und indem kam auch noch der Zweitknecht in aller Eile herbeigelaufen, um sich Anweisung zu holen wegen einer Reparatur am Scheunenthor.

„Soll ich denn wohl Tannenbohlen nehmen können, Herr, oder müssen dat eschene sein?“

Herr Zurweiden kniff das runde, horngefaßte Glas ins linke Auge und durchbohrte den Frager mit seinem Blicke. „Den Donner, Junge! an das alte Gerüst auch noch Eschenbohlen! Das fehlte gerade!“ rief er und fuhr mit allen fünf Fingern auf einmal in den wildledernen Handschuh, daß die Nähte knackten. „Nimm deinen Grips zusammen, Dierk! Was hat Pastor letzten Sonntag für euch gepredigt?“ (Dierk kratzte sich verlegen den Kopf und grinste von einem Ohr zum andern.) „Alles verschwitzt, du Heidenchrist, was? Von den alten Weinschläuchen hat er gepredigt, die der Unverstand nicht mit neuem Leder flicken soll. Also? Na, was folgt daraus, Hans Quast? Natürlich, daß du tannene Bohlen nimmst und zwar von den dreijährigen, ganz hinten im Schauer: — über's Kreuz genagelt. Und daß mir die Eulenflügel nicht ruiniert werden, verstanden?“

„Vater — es schlägt schon vier!“ sagte Hänschen, seufzte wie ein Hauch und bog die elastische Peitsche zusammen.

„Ja, ja, ja und abermals ja! Erst das Haus bestellen und dann die Leutnants, Mamsell Ungeduld! Also Dierk, wär' das denn Alles? Na, geh' nur! Warte! — was ich dir noch einknoten wollte, du Schleef: daß du mir nicht noch 'mal Tabak im Holzschauer schmökst! Paß' auf, oder! — — Und wegen der Eulenflügel: Ordre pariert!“

„Endlich!“ Hänschen lächelte erlöst, als Dierk sich eilends trollte und der gewissenhafte Hausvater, nachdem er seinen zweiten Handschuh glücklich bemeistert, zungenschnalzend die Zügel anzog. Aber er riß den Braunen nochmals zurück, ließ sein Glas aus dem Auge fallen, lenkte gegen den Stacketzaun und rief mit Stentorstimme in den Garten hinüber: „Elisabeth! Eli—fabeth!“ Hänschen wurde ordentlich rot und heiß unter der Wucht all' dieser Geduldsproben.

Elisabeth tauchte zwischen den Bosketgesträuchen auf und kam raschen Schrittes quer über den langen ins Wilde wachsenden Grasplatz an die Lattenthür des Zaunes. Sie trug einen vollen Strauß schneeiger Blumen in der Hand: Levkoyen, Astern, Verbenen und dicht aneinander gedrängte Noisettröschen, mit viel Reseden und schwärzlichen Epheuranken gemischt. Wie sie so daherkam, ihr lichtes Haar vom Goldgeflimmer der Sonne beschienen, die große Gestalt dunkel gekleidet, bildete sie einen auffallenden Gegensatz zu ihrer Schwester, deren volle Formen und rundes Gesicht zwiefach weich und rosig in all dem gelblichen Weiß, das sie umgab, erschienen: ein Bild sorglos lachender Jugend.

„Na, mein gutes, altes Mädchen, du willst nicht mit unter die Soldaten? was heißt mir das?“ sagte der Vater und kniff listig die lebhaften Augen zusammen. „Ist

das nun Grundsatz oder Laune? — Nun, wir wollen nicht darüber streiten: jedes Tierchen hat sein Plästerchen. Hänschen und ich wir sind unverbesserliche Genußmenschen und freuen uns aufs zweierlei Tuch und auf Bier und Vanilleeis im Klubgarten. Bei dir wird wohl wieder 'mal irgendwo ein Altar der Nächstenliebe bekränzt? — Geht's nach Drenkhorst?"

Elisabeth nickte: „Soll ich bei Vannees irgend Etwas von dir bestellen, Vaterchen?"

„Hallo! gewiß! Deshalb hab' ich dich ja eben gerufen. Du sagst ihm also: — aber wörtlich — daß er diesmals beim Dankgottesdienst den Choral nicht wieder so teufelsmäßig langsam nehmen soll, daß er wie eine Schlafmütze wirkt! Ta — ta — ta —! wie paßt solch' ein Gedröhn fürs Erntefest? tatetum! tatetum! tatetum! So muß es klingen. — Wir haben, weiß Gott, allen Grund fidel zu sein bei der Prachternte! Kapiert, Mädel? Na, adieu, und viel Vergnügen auf den Weg."

Fort jagte das zierliche Gefährt so recht schlank und flott um die scharfe Ecke beim Taubenschlag. Der Vater war ein schneidiger Fahrer, und Elisabeth hörte noch, wie er, im Vorüberfausen am Holzschuppen, dem bretterfuchenden Tierk zuschrie: „Denk' an die Eulenflügel!"

Sie blickte dem Einspänner nach, bis er in der Stadtrichtung auf der Chaussee verschwunden war, förmlich eingewickelt in Staubwolken. Ganz unverhohlen erfreut war sie darüber, daß sie sich an der allgemeinen Wallfahrt vors Ostthor nicht zu beteiligen brauchte. Wenn ihre Augen weniger kurzsichtig gewesen wären, hätten sie vielleicht dort in der Ferne das rege Gewimmel winziger Menschenpüppchen entdecken können. Buntgekleidete Dämchen unter hellen Sonnenschirmen, die Honoratiorenväter im Cylinder und die jeunesse dorée aus der Wollspinnerei und vom Amtsgericht. Dazwischen Gevatter Schneider und Handschuhmacher mit spießbürgerlichen Ehehälften und Sprößlingen im Festtagsputz

Burg triumphierte und feierte aus Leibeskräften. Nach langen Sehnsuchtsjahren ward das biedre Provinzstädtchen von zehntausend Seelen endlich Garnison, und heute nach genossenen Manöverfreuden rückten diese göttlichen Vaterlandsvertheidiger ein in Gestalt zweier Schwadronen Kürassiere nebst Musik und allen übrigen Verführungsmitteln des Kriegsgewerbes. An Ehrenpforten und Inschriften war nichts gespart worden, man bereitete sogar eine Illumination vor, und Kaiser Wilhelms Büste in Gyps, Porzellan, Seife und Kuchenteig war in jedem dritten Hause mindestens vertreten, umkränzt von Georginen und Astern, getrockneten Gräsern und verspäteten Kornblumen. Ja, selbst mit Waschblaukugeln und Fruchtbonbons waren überraschende Dekorationseffekte erzielt worden. Die meisten der Stadtbewohner fühlten sich persönlich interessiert durch diese Wendung der Dinge, — ablehnend oder angenehm.

Die Hausfrauen hofften für ihre Töchter — uneingestandenermaßen — und zitterten für ihre Mägde — eingestandenermaßen, die Jünglinge träumten Eifersuchtsdramen, und die Schuljugend plante Heldenthaten nach großen Vorbildern. Die Lieferanten berieten sich im verschwiegenen Kontorstübchen wegen der Preisstellung von Heu und Hafer, Tuch und Leder mit ihrem zarten Gewissen, der Wirt des Klubgartens litt an Kasino-Visionen, und Herr Zurweiden hatte zur Professorin gesagt:

„Du sollst sehen, liebe Metta, nun kommt mein alter feiner Tropfen im Keller zu Ehren. Kürassiere sind 'ne schwere, süffige Waffe!" —

Die Professorin hatte lächelnd dazu genickt und im Stillen gewünscht, daß Elisabeth weniger schwärmerisch veranlagt und Hänschen weniger liebreizend erschaffen sein möchte. — Indeß, was half das Wünschen, umformen ließen sich die Kinder nicht, und das Beste war's, allezeit kühl und besonnen zu bleiben dem Zurweidenschen Sprühfeuer gegenüber.

Als Elisabeth mit ihren Blumen auf die lange Hausterrasse kam, ging die alte Frau dort langsam im warmen Sonnenschein hin und wieder. Die sieben Jahre seit dem Kriege hatten ihr wenig angehabt. Sie war frischen Geistes geblieben und noch immer verhältnismäßig rüstig, wenn sie auch selten mehr über die Grenzen des Gutsgartens hinausgelangte.

„Haben wir uns heute ganz allein, mein Herzenskind?" fragte sie und sah unter dem grauen Sonnenschirme hervor freundlich zu Elisabeth auf. „Womit wollen wir uns denn verziehen, wir zwei einsamen

Leute? Aber nein, — du willst ja noch nach Trenkhorst. Eigentlich sollte ich dich schelten, du bist eigensinnig gewesen. Unser Hänschen hätte dich so liebend gern mit bei der Fahrt gehabt."

„Schilt nur, es ist wahr — ich sehe es ein!" entgegnete Elisabeth und das rasche Rot flog über ihr Gesicht. „Aber sieh, heut' ist der armen Briget Todestag — der erste — und ich möchte zu meinem Brigittchen gehen. Vielleicht, daß es mir gelänge, in dem lieben, kleinen Herzen das leise anzuregen, was Vannees ihm doch nicht für alle Ewigkeit verschweigen wird. — Findest du nicht, daß ich recht damit thäte, Großmutter?"

Die Professorin legte ihre Hand auf des Mädchens Arm und schüttelte ernst den Kopf. „Nein, nein, mein Schatz, etwas Thörichtes thätest du damit. Du darfst in deinem tiefen Mitleid, deinem heißen Eifer das Kind am Grabe der Mutter nicht aufklären, diese Aufgabe liegt überhaupt jenseits deiner Befugnisse. Herz und Verstand halten nicht immer gehörig Schritt bei dir! Kannst du das Kind aus seiner Umgebung herausreißen, läßt Vannees es sich von dir nehmen?" —

„Ach, wenn er's doch thun wollte!" warf Elisabeth ein.

„Daran ist kein Gedanke, und es wäre wider die Natur," fuhr die Professorin fort, „sage dir das recht eindringlich. Aber er versorgt und duldet es nur, solange es ihn mit keinem Worte an Sünde und Haß mahnt, und geschähe das je — er würde, so wie er ist, schroff und verdreht, des armen Dinges Zukunft hoffnungslos zertreten. Du bist alt genug, um dir alles dies ohne falsche Ziererei vor Augen zu stellen. Kind — mit geschehenen Dingen, und wenn sie noch so schrecklich sind, sollen wir rechnen im Leben, nicht aber sie in falscher Scham aus dem Exempel streichen. Wie könnte sonst wohl die Summe stimmen? So mußt du deine Mission auch nach dem traurigen Konflikte einrichten und darfst ihn nicht beiseite schieben wollen, weil er häßlich ist und dich erröten macht. Halt' du dich selbst rein; dann verunglimpft dich deine Arbeit auch nicht!" —

Elisabeth preßte die Hände zusammen und verschluckte ihre Entgegnung, die, nach dem Ausdrucke ihres Gesichtes zu schließen, nicht gerade ganz gelassen ausgefallen wäre. Schweigend sonderte sie alle Reseden ihres Straußes für die Professorin aus, während sie zusammen auf und ab gingen, steckte sie in das weiße Brusttuch der alten Frau und sagte dann nach langer Pause:

„Ich will gewiß und wahrhaftig deine Worte beherzigen, Engels-Großmutter, wer wüßte, so wie du, was gut und recht ist? Aber es wird mir oft sehr, sehr schwer, den Verstand sprechen zu lassen. Ich habe zuviel Herz vom Geschick empfangen, glaub' ich. Nur das möcht' ich einst zu Stande bringen, daß mein Kind aus eigner Überzeugung da ‚Unglück' sagen lernt, wo alle anderen ‚Schande' schreien. Siehst du darin wieder eine Thorheit? — — Sei du nur nicht unzufrieden mit mir, das ertrag' ich ja nicht!" unterbrach sie sich und drückte und küßte die gekrümmte Gestalt an ihrer Seite so inbrünstig, wie einen Geliebten. „Lebwohl für ein Weilchen, meine Allerbeste, zum Abendbrot bin ich wieder da, und dann wollen wir Vaters und Hänschens Berichte aus dem Fundament genießen. — Lebwohl noch einmal!"

— — — — — — — — — — — —

Sie begab sich mit raschen Schritten auf den Weg nach Trenkhorst und blickte sich gar nicht nach der Stadt um.

Tief in Gedanken versunken, starrte sie ins Blaue vor sich und vergaß sogar, sich mit ihrem Schirme gegen die blendende Nachmittagssonne zu schützen. Mehr wie je lebte sie in ihrer eignen Welt, und alles, was die Gemüter der Kleinstadt heute bewegte, machte auf ihr Gemüt nur den oberflächlichsten Eindruck. Sie ließ die Kaufleute ihre Ladenfenster mit dem Neuesten ausstatten „für die Herren Offiziere," sie lästerte nicht mit darüber, daß die beiden vielbeachteten, jungen Witwen: die Apothekerin und die Oberlehrerin, sich mit ihrem Kindersegen zusammenpferchten wie Bleisoldaten in der Schachtel, um je ein „elegant möbliertes Zimmer nebst Kammer und Burschengelaß" abvermieten zu können „an die Herrn Offiziere", es beunruhigte sie auch nicht im geringsten, zu hören, daß man anstandshalber jetzt nicht mehr mit Strickbeutel und Kuchentüte zum Kaffee in den Klubgarten wallfahren könne „wegen der Herren Offiziere."

Das Einzige, was sie bei dieser allge-

meinen Umwälzung störte, war die neue Kaserne. Wie ein unverschämtes, rotes Gesicht spähte sie aus blitzenden Fensteraugen von fernher in die ländliche Stille hinein, und die ganze, schöne Linie der Waldhügel des Horizontes schnitt sie entzwei. Dies Stück aufdringlicher Prosa paßte zu Elisabeths Lebenspoesie wie die grobe Faust aufs feine Auge.

Ihr Auge war noch immer das beredte, sanftblickende Blauauge der echten Romantikerin. In der vollen, blütenfrischen Mädchenjugend stand sie ja nicht mehr mit ihren sechsundzwanzig Jahren, aber das mütterliche Erbteil besaß sie noch ungeschmälert: ihr reiches, glänzendes Blondhaar und die auffallend schönen Hände von jener spitzfingrigen Art, die man „sensible" nannte, früher, als es Mode war, ein Charakterstudium aus dem der Hände zu machen.

Als sie durchs Dorf ging, nickten ihr die Leute vor den Thüren freundlich zu: sie war ihnen vertraut und galt ihnen als der Inbegriff aller Güte und Vornehmheit.

„Use Fräulein Lisebeth sleit na de ole Persestern," sagte Bäcker Sibeths zu seiner hochbetagten Schwiegermutter, die im Binsenstuhl am Fenster saß und sich sonnte, und er fügte als besondere Schmeichelei hinzu: „Se un' Domine sünd ack'roat vun liike Läng', blot dat Domine sick nich so veel mit den olen Lierendreier bedeiht as Fräulein!" —

Derjenige, den der Bäcker mit dem unberechtigten Spottnamen „der alte Orgeldreher" bezeichnete, war natürlich Jakob Vannees. Elisabeth hatte sein Häuschen erreicht. Die Birkenzweige verhüllten jetzt fast das ganze Dach mit ihrem grünen Laubschleier, und die Farbe des Fachwerkes, die seit sieben Jahren nicht mehr erneut worden war, machte einen sehr verwitterten Eindruck. Auch das Gärtchen strahlte nicht wie früher im Schmuck seiner brennenden Liebe, Akelei und gestreiften Bandrosen, mit Gretel im Grünen und Löwenmaul untermischt. Verwahrlost buschte sich der starre Buchsbaum in die Höhe und spreizte sich rebellisch in die Breite, so daß den Blumen auf den Rabatten fast kein Raum mehr blieb zum Wachsen und Entfalten. — Dennoch wucherten sie aus dem schweren, fetten Boden üppig empor: lauter Totenblumen. — War's Zufall oder Absicht? Nachtviolen und bleiche Malven, steife Immortellen und lila Phlox, und den schwachen, süßlichen Duft der schneeweißen Damaste verspürte man überall. Eine Atmosphäre drückender Schwermut und Trauer schien auf diesem Heimwesen am äußersten Ende des Dorftreibens zu liegen, und der unbewegliche von Entengrütze und träumerischen Mummeln ganz überwachsene Fischteich zwischen Organistenhaus und Kirchhofskreuzen erhöhte die Melancholie des Eindruckes.

Auch drinnen im Stübchen ward heute an den Tod gedacht. Jakob Vannees saß am Tafelklavier, wiegte das hagere Gesicht im Takte hin und her und sang schrill zu den dünnen Tönen des Instrumentes:

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott!
Heut' wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden!
Hüte dich, schön's Blümelein —
— Hüte dich, schön's Blümelein!"

— — — — — — — — — —

Seine vlämisch-weiche Aussprache des deutschen Textes war in schreiendem Widerspruche zu der häßlichen Singweise, und die ertränkte das zarte Stimmchen des Kindes, das neben dem Klaviere stand und alle Kraft seiner kleinen Lungen einsetzte.

Gerade als die beiden bis zu:

„Ihr stolzen Schwerttiljen,
Ihr krausen Basiljen"

gelangt waren, öffnete sich die Thür und Elisabeth trat ein. Vannees gewahrte sie im Glase des schräghängenden Spiegels seitwärts vom Klaviere, und zur Begrüßung warf er nur den Kopf tief in den Nacken zurück, ohne sich im geringsten stören zu lassen. Sein Gesang jedoch nahm plötzlich einen anderen Charakter an; die schrille Stimme überschrie sich, ward tonlos und verstummte notgedrungen. Nun spielte er die pathetische Melodie des alten Volksliedes in vollen, trotzigen Akkorden weiter, den Fuß immer auf dem Forte-Pedale, und das Brigittchen sang tapfer allein.

Elisabeth stahl sich leise hinter die kleine Gruppe und legte ihre Arme um den braunen Lockenkopf des Kindes, das seine leuchtenden Augen zu ihr emporschlug und ohne Regung stehen blieb, bis der letzte Vers des langen Liedes von den hinweggemähten Blumen der Erdenau beendet war:

„Trotz! Tod, komm her, ich fürcht mich nit!
Trotz! eil daher in einem Schritt!
Werd' ich auch verletzet,
So werd' ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Auf den alle wir warten —
Freue dich, schön's Blümelein!“ —

— — — — — — — — — — —

„Freue dich! schön's Blümelein!“ schloß der lerchenhelle Kindersopran jubelnd, völlig verständnislos — Elisabeth schauerte unwillkürlich zusammen. Dann versenkte Brigittchen das Gesicht in Elisabeths weißen, duftigen Blumenstrauß und horchte auf; denn von ferner mischte sich der militärische Klang von Pfeifen und Trommeln in das Vogelgezwitscher vor der Thür.

„Die Soldaten kommen!“ flüsterte Brigittchen und schmiegte sich kichernd gegen Elisabeths Kleid. „Ich freu' mich! ich freu' mich so! Freu'st du dich auch, Fräulein?“

„Die Soldaten! Wer hat dich gelehrt, daß es solche Kerle gibt?“ — Vannees fuhr herum und nahm die Hände von den Tasten. „Man kann anstellen, was man will, der verruchte Leichtsinn rührt sich doch!“ sagte er bitter, und aus seinen fahlen Augen flog ein harter Blick über das kleine Mädchen hin. In der nächsten Sekunde zog er es trotzdem an sich und streichelte es hastig und linkisch mit seiner knochigen Hand.

„Das ist heute ein böser Tag für mich,“ wendete er sich zu Elisabeth, „ja, ein schlimmer Tag! Ich weiß nicht, wohin mit all meinem Gift! Sieben lange Jahre — sieben lange Jahre!“

Das Kind wand sich stumm in seinem rauhen Griffe, um loszukommen. Er murmelte etwas zwischen den zusammengebissenen Zähnen, stieß es von sich und fing es gleich darauf abermals ein, als schäme er sich seiner Heftigkeit. „Geh nur, geh nur, Gitta; warte draußen auf Fräulein, hier bist du kein nütz!“ Er klopfte die Kleine in den Rücken, und sie sprang eilfertig davon. In der Thür wendete sie sich noch einmal nach Elisabeth um, warf ihr einen süßen Schmeichelblick zu und winkte heimlich mit dem Fingerchen: sie möge doch ja rasch nachkommen.

Elisabeth hatte sich dem Organisten gegenüber auf den Strohstuhl gesetzt und sah mit ihren sprechenden Augen voller Teilnahme in sein häßliches, verkümmertes Gesicht. „Sieben Jahre sind eine lange Zeit,“ sagte sie, „und wir haben sie doch ehrlich miteinander durchgekämpft, nicht wahr, mein guter Vannees? Aber ohne alle Freude sind sie uns auch nicht vergangen, das dürfen wir wahrlich nicht ganz vergessen. Unser Herzenskind da draußen entwickelt sich, wie wir es gar nicht besser wünschen können; es fängt so hübsch an zu lernen, es hält Ordnung, es ist gesund und kann so warm liebhaben —“

„Und es wird von Gesicht just wie meine arme Briget gewesen ist,“ fiel er ihr ins Wort, „bloß daß es die pechschwarzen Augen von den Viroots' nicht hat — meiner Briget ihre Augen waren doch wie aus dem Bilde da herausgeholt — wissen Sie's wohl noch, Fräulein? Aber der Blick, den Gitta an sich hat, der macht mir das Blut frieren, lieber wollt' ich, sie wär' blind auf die Welt gekommen! — Was! herrliche Augen, schöne Augen!“ wies er Elisabeths entrüstete Gegenrede zurück, „Gott verdamm' mich! ich kann den Judasblick nicht sehen, dadrin sitzt der Teufel und streckt seinen Klumpfuß vor. Verfolgen thut er mich und was mein ist, 'nen Narren hat 'r an mir gefressen, und ich bin doch gar kein leckrer Bissen für ihn! — Ach, das hab' ich Ihnen ja schon hundertmal vorgesagt!“ unterbrach er sich. „Wissen Sie, wenn ich das Kind nur nicht immer vor Augen hätte! Was meinen Sie: — ich will nächste Woche fort nach Brügge, von wegen der Verlassenschaft von meinem Vatersbruder — wenn ich nun Gitta mit nach Brügge nähme, und thäte sie in den Beginenhof und ließe sie selber 'ne Begine werden? Die sitzen in Frieden und Eintracht hinter ihren Mauern und sind sicher vor aller Fährde —“

„Aber Vannees!“ rief Elisabeth erschrocken aus und streckte ihm die Hand hin, „was soll das arme Dingchen unter den Beguinen? Bin ich denn nicht da? Sorge ich nicht für Gitta, als wäre sie mein eigen? Könnte ich nur, wie ich wollte, längst hätte ich Ihnen ja das Kind abgebettelt und zu mir genommen, und Sie wären frei, von Drenkhorst fort, zu Ihren Leuten nach Belgien zurückgezogen —“

Er heftete, während sie sprach, seine Augen düster auf Jean Viroots' Bild ihm gegenüber. — Dann erhob er sich, wendete sich scharf vom Klaviere weg und verschränkt

die Hände auf dem Rücken. So ſtarrte er Eliſabeth an, den Oberkörper vorgeneigt, ein geheimnisvolles Lächeln um die dünnen Lippen, die ſich von den Zähnen zurückſchoben und eine ausdrucksloſe Linie bildeten. Ein leeres Maskenantlitz — ſchon einmal zuvor war Eliſabeth ähnliches an ihm aufgefallen, und ein inſtinktives Grauen, das ſie ſich nicht klar machen konnte, durchfröſtelte ſie.

„Merken Sie auf," ſagte er in prophetiſchem Flüſtertone, „wenn der erhebende Tag jemals anbrechen ſollte, an dem ich Trenkhorſt für Zeit und Ewigkeit den Rücken kehren dürfte; dann würden ſie meine Beweggründe anſtaunen und mir vielleicht ſogar den pluralis maiestatis gewähren! — Vielleicht! — wenn! — — wenn! — vielleicht! Nutzloſe Hoffnung! Hier ſteck' ich mit beiden Füßen im ſchlammigen Kleiboden feſt, ich kann mich nicht losreißen und noch einmal emporſchwingen, dahin, wo der Ruhm wohnt — jenſeits dieſer fauligen Erdenluft!"

Sie verſtand ihn nicht und blickte ihn befremdet an. „Mein Gott — daß Ihnen Ihr Leben hier im Dorfe ſchwer und weh ſein muß," bemerkte ſie, „wer begriffe das beſſer als ich —."

„Unſinn! Unbeſcholtene Jungfern können ſo etwas gar nicht begreifen!" fuhr er ſie heftig an, das Thema vom „Ruhm" ſo vollſtändig abbrechend, als habe nicht er ſelbſt, ſondern die Stimme einer Hallucination aus ihm herausgeflüſtert. „Unſinn nochmal! Ich thu' mit Brigets Eigentum, was mir beliebt, und frage nicht Kaiſer, nicht Papſt um Erlaubnis. Wenn der Vater von 'nem Kind zu vornehm iſt und ſein Fleiſch und Blut von ſich wegleugnet, wie Judas Iſchariot und Simon Petrus, dann iſt der leibliche Ohm der nächſte Anverwandte und hat das nächſte Recht auf ſolch ein verleugnetes Kind. So hat vor ſieben Jahren ein Ehrenmann zu mir geſagt, Brigets Doktor — mein einziger Freund in dieſer Welt! Daran halt' ich mich, und damit Baſta! Mein Schweſterkind geht mit mir nach Brügge, abgemacht! — Und ſagen Sie mir nicht noch 'mal, daß Sie ſich am liebſten das Kind aufhalſen möchten! Ein lebendiges Kind iſt keine Puppe; das läßt ſich nicht in die Ecke werfen, wenn man's überdrüſſig iſt!"

Eliſabeths Wangen brannten; heiß und verdunkelnd ſtieg ihr's in den Augen empor. Vannees ſah es und zuckte ungeduldig die Achſeln. Dann ging ein ſchwaches, ganz natürliches Lächeln über ſeine Züge, und er ſagte:

„Sparen Sie ſich doch die Thränen! — Ich kann das ewige Geweine nicht ausſteh'n! Ich habe die Galle und Sie haben das gute Herz; dazwiſchen muß ſo etwas ſein wie 'ne geſunde Vernunft und 'ne ſichere Hand. Die will ich nach Brügge ſuchen gehen, ſonſt verkommt mir das Kind ohne Vatersnamen. So — dies iſt das letzte, was ich noch darüber zu ſagen habe."

„Wollen Sie nicht wenigſtens vorher Vaters oder Großmutters guten Rat hören?" wagte Eliſabeth nochmals vorzuſchlagen; allein ſtatt der Antwort wendete Vannees ſich zum Klavier zurück und begann zu ſpielen, mit einer Wucht der Leidenſchaft, daß alle Saiten des bejahrten Inſtrumentes durcheinander klirrten und ſchwirrten. Das Abbild eines Verlorenen in pfadlicher Irre ſaß er da und hob und ſenkte ſeufzend die Schultern wie unter einer unerträglichen Laſt. —

Eliſabeth blieb ein Weilchen ſtill hinter dem Muſizierenden ſtehen und folgte mit den Augen dem Jagen und Haſten ſeiner Finger. Als ob er ihren Blick fühle, ſagte er plötzlich mit heiſerer Stimme und ſcharfer Betonung:

„Unſinn! — Was ſoll das? —"

Da ging ſie, ohne ein weiteres Wort zu verſchwenden, hinaus. Längſt kannte ſie dieſen Ausweg, den des Mannes ſchwarze Gedanken zu nehmen pflegten und wußte, daß alles Zureden das Schlimme höchſtens verſchlimmerte.

— — — — — — — — — — —

Gitta ſaß auf dem Bänkchen vor der Thür, den Schoß voll von lila Blumen: all die Phloxbüſche und Malvenſtauden hatte ſie kahl gerupft. Es war auch ſo neu und hübſch, auf den Kirchhof gehen und „Tante Brigets" Grab bekränzen zu dürfen. Geliebt hatte das Kind die Verſtorbene nicht, die nach den langen Seelenmartern des Tiefſinns, nach öder Geiſtesdämmerung endlich in Frieden unter dem grünen Raſen ſchlummerte. Vielleicht aber war's jener rätſelhafte Trieb, der das verirrte Küchlein zur Henne lockt, unter deſſen dunklem Einfluſſe das Kind ſchon ſeit Tagen zum Kirch-

hofe hinaus verlangt hatte, ans Grab der Ärmſten, die ihm vor der Welt niemals Mutter geweſen war. Und über dieſen grauſamen Raub an einem unſchuldigen, jungen Leben konnte Eliſabeths weiches Herz nicht zur Ruhe kommen; fort und fort ſtrebte ſie, dem ahnungsloſen Kinde aus ihrem eignen, inneren Schatze all die Mutterliebe, um die man es betrogen hatte, zu erſetzen.

„Nun iſt die Soldatenmuſik vorbei, wie ſchade!“ plauderte die Kleine, als ſie, an Eliſabeths Hand, den Fiſchteich umſchritt und dann auf ſchmalem Schattenpfade zu Kirche und Friedhof hügelan ſtieg, die Pforte hart an der Landſtraße mit beſonderem Vergnügen wieder einklinkend! „Aber Ohm ſeine Orgel und die Glocken machen auch hübſche Muſik, nicht wahr, Fräulein? Und hier iſt es 'mal ſchön, ſiehſt du, da wachſen nun lauter rote Puppenbirnen an der Roſenhecke. Und wir haben ſo viel Blumen! — ob ſich Tante Briget wohl 'n bißchen drüber freut?“ — Sie blieb ſtehen und verglich Eliſabeths ſchöne, friſche Blumen mit ihrem zerzauſten kopfhängeriſchen Buſche.

„Meine Blumen ſind lila und roſa — deine ſind nichts als weiß,“ meinte ſie betrachtend, „aber deine riechen ſeiner. — Gibt es gar keine ſchwarzen Blumen, Fräulein? Wenn es welche gäbe, müßten wir die zu Tante Briget bringen, nicht? — Iſt denn Tante Briget in ihrer Doodkiſt' noch immer wunderlich? Denkt ſie wohl jetzt noch, daß die ganze Welt ſchwarz ſein muß, ſo wie Dortjemöh ihr Nähkaſten? — Meine blaue Schürze hat ſie mir auch 'mal abgeriſſen, und da ſind die Knöpfe alle entzwei geſprungen. — Fräulein — ich möchte nicht, daß Tante Briget noch lebte!“

„Sie hat dich wohl ſehr lieb gehabt; das haſt du nur vergeſſen,“ entgegnete Eliſabeth und faßte das Kinderhändchen feſter. Weißt du noch, heute vor einem Jahre, als das ſchlimme Gewitter war, und ich doch im Regen zu euch kam, weil Dortjemöh mir Jasperken auf den Hof geſchickt hatte? Wie ich dich dann mit mir in Tante Brigets Kammer nahm, und ſie gab dir die Hand und wollte ſo gern noch einen Kuß von dir haben, ehe ſie ſtarb, und du fürchteteſt dich? —“

„Sie hauchte ſo laut und machte ſolche gleunigen Augen — es war zu ſchrecklich! —“ Das kleine Geſicht wurde ganz farblos bei der bloßen Erinnerung und verbarg ſich an Eliſabeths Arm.

„Aber was ſie zuletzt ſprach, das mußt du immer in Gedanken behalten,“ fuhr Eliſabeth fort. „Haſt du's ſchon ganz vergeſſen? Ich will es dir noch einmal ſagen: ‚lieber Gott,‘ betete ſie, ‚ſorge du für meine kleine Gitta!‘“

„Nicht du? und nicht Dortjemöh?“ fiel Brigittchen ein.

„Doch — wir auch, aber zuerſt der liebe Gott. Sieh, nun ſind wir da; hier unter der ſchönen Trauerweide liegt Tante Briget begraben.“

Das Kind betrachtete ſchweigend und zweifelnd den grünen, ſteinumhegten Hügel, zu deſſen Hälmchen der junge Baum ſeine ſchlaffen Zweige mit den grauen, ſchmalen Blättern niederhängen ließ. Darauf legte es zögernd ſeinen Blumenwuſt ins Gras und ſah zu, wie Eliſabeth ihren Strauß mit den Stengeln ins Erdreich grub und dann die Hände faltete und die Lippen bewegte.

„Fräulein —“ ſagte es endlich, „haſt du jetzt auch gebetet? Aber ſie iſt ja nicht mehr hier drinnen. Dortjemöh ſagt, daß die Toten Engel werden. Warum legen wir denn nun Blumen aufs Grab?“

„Weil unter dem Graſe Tante Brigets Körper geblieben iſt und ſchläft,“ gab Eliſabeth ernſt zurück. „Ihre Seele, Kind, die iſt ein ſchöner Engel geworden und iſt immer und überall nahe bei dir.“

Das Kind blickte ſich ſcheu nach allen Seiten um und ſchmiegte ſich feſt an die Seite der Redenden. — „Ich komm' ganz durchher!“ verſicherte es und machte ängſtliche Augen. „Ohm Jakob ärgert ſich doch, wenn ich ihm 'was von den Engeln erzähle, er ſagt: das iſt Schnack; es gibt keine, und Flügel haben nur die Schmetterlinge und Immen und die Vögel. Aber was du ſagſt, Fräulein, das iſt gewiß am allerwahrſten! Sprechen wohl die Engel, wenn die kleinen Vögel ſo moje ſingen? Sieh, da fliegt einer auf unſern Weidenbaum — ſch! rühr' dich nicht, Fräulein! ſieh! er hat eine ſchwarze Hülle auf dem Kopf, gerade wie Tante Briget! — Der iſt gewiß Tante Briget — nicht?“

Eliſabeth drückte die zarte, kleine Geſtalt an ſich und nickte ergriffen. Die rüh-

rende Poesie des Kinderglaubens bemächtigte sich ihrer empfänglichen Seele und spann sie in einen Traumzustand ein. Über ihr zirpte und zwitscherte das Vögelchen in den hängenden, wiegenden Zweigen so laut und fröhlich es konnte, und die Sonne lockte Goldfunken aus den Buchstaben und Schnörkeln der schwarzen Grabkreuze ringsumher.

Das Kind, von des Mädchens Arm umfangen, lauschte ehrfürchtig und wagte kein Glied zu regen. Elisabeth fühlte nur das rasche Klopfen des kleinen Herzens an ihrer Brust und das leise Wehen des Atems über ihre umschlingende Hand hinweg. Ihr Blick ruhte schmerzlich-liebevoll auf den langen, emporgebogenen Wimpern, die sich sanft auf und nieder schlugen, und er suchte, unter den Schatten dieser köstlichen Wimpern, die Augen. — Die Sonne durchstrahlte ihre graublaue Iris, und doch — ein eigentümlich tiefer, sehnender Blick, unkindlich, leidenschaftlich, wollte dem klaren Sonnenlichte des Septembertages nicht weichen. Jener Anklageblick des unschuldig Geborenen, dem die fesselntragende Menschensatzung das Daseinsrecht verweigert, weil die fesselose Liebe das Gesetz ins strenge Antlitz schlägt und spricht: „Halt! — Dies ist *mein* Geschöpf!"

So schön und herzbeweglich däuchten Elisabeth ihres Lieblings Augen am Todestage seiner armen Mutter, daß ihr der bloße Gedanke daran, auf lange Zeit, vielleicht sogar für immer, von diesem geliebten Wesen scheiden zu sollen, unerträglich wurde.

Sie herzte und küßte das Gesichtchen in ihrem Arme und sagte sich dazu in Gedanken die Schlußstrophe eines ihrer gefühlvollen Stammbuchsgedichte:

„Und muß das letzte Wort,
Mein Lieb, auch Abschied heißen,
Nicht Mensch, nicht Gott soll mir,
Mein Lieb, dein Herz entreißen!"

— — — — — — — — — —

Sie war noch meilenweit von der Wirklichkeit entfernt, mitten in ihrer idealen Traumwelt, als das Kind sie jählings auf den festen Boden des profanen Alltagslebens zurückriß. Beide Arme um ihren Nacken werfend, jubelte es hellauf vor Vergnügen. Den Dorfweg herauf, von Burg her, kamen drei Reiter auf schmucken Pferden gesprengt, wahre Märchenprinzen in Gittas Augen. Drei Kürassieroffiziere, die, nach ihrem feierlichen Einzuge ins Städtchen, die angenehme Abendkühle gleich zum ersten Recognoszierungsritte in die nächste Umgegend benutzten.

„Also dies ist das berühmte Alpendorf Dreckhorst, die Perle der hiesigen Schweiz, meine Herren!" sagte der Voranreitende, ein blutjunger, bildhübscher Leutnant mit sehr hellem Schnurrbärtchen und überaus schneidiger Taille. „Summa Summarum: Prügelbäume und Idylle im Grünen nebst saurem Milchgenuß. — Wonnevoll! — wie?"

„Ach was! Lassen Sie die Witze, Tessen," verwies der zweite Reiter — wohlbestallter Rittmeister — seinem Adjutanten die lustige Ironie. „Unsereinen in solch eine infame Kleinstadt zu setzen!" Er korrigierte die launischen Seitengänge seines Hengstes und blickte, aus vornehm zusammengekniffenen Augen sehr markiert zu Elisabeth hinüber, die, das Kind an der Hand, sich zum Verlassen des Kirchhofes anschickte. Der dritte Offizier grüßte sie sogar ganz verloren und lenkte seinen Goldfuchs unmerklich ein wenig näher an die trennende Rosenhecke mit ihren brennendroten Hagebutten: Brigittchens Puppenbirnen. — Er war von auffallend stolzer Erscheinung.

„Mein Gott, dies reizende Kind!" bemerkte er, zu den Kameraden gewendet, im langsamen Vorbeireiten und deutete in unauffälliger Weise mit den Augen zur Hecke hin, hinter der Brigittchen, in Entzücken über den prächtigen Anblick der Uniformen verloren, neben Elisabeth stand, und sich mit den kleinen Händen die Lockenfülle aus dem feinen Gesichtchen zurückhielt, um besser sehen zu können.

„Träumereien eines Junggesellen, vide Wilhelm Busch," antwortete der mißvergnügte Rittmeister (solider Ehemann und Besitzer des wohlklingenden Namens „von Berengar-Latour"), und der Adjutant fügte hinzu:

„Welches reizende Kind befehlen Sie, lieber Frey, das knospende oder das gereifte?"

„Das überlasse ich Ihrer lebhaften Phantasie," lachte der Geneckte, und während der Rittmeister mit seinem allzeit fidelen Adjutanten in schlankem Trabe weiterritt, ließ er sein Pferd Schritt gehen und wendete es an der nächsten Wegbiegung zur Kirchhofshecke zurück, als hoffe er, das lebende Bild dort noch unverändert zu finden, das er soeben bewundert hatte.

Es setzte ihn in eine gelinde Verlegenheit, als die schlanke, blonde Dame, von dem Kinde gefolgt, ihm so unvermutet aus der ländlichen Pforte in den Weg trat, daß er sein Pferd kaum noch rechtzeitig parieren konnte. Die Dame wich ein paar Schritte zurück, das Kind jedoch blieb ganz beherzt dicht vor dem ungeduldig abkäuenden Fuchse stehen, hob die Hand, um seine Nase zu streicheln, und strahlte dazu den Reiter aus großen Augen so beseligt an, daß dieser das schöne Geschöpfchen am liebsten zu sich hinauf in den Sattel gehoben und ein Stückchen mitgenommen hätte, um ihm einen Spaß zu bereiten.

Freilich — das durfte er sich nicht erlauben, aber er hielt es für unbedingt geboten, sich bei der blonden Dame zu entschuldigen und die förmliche Vorstellung seiner Person daran zu knüpfen: „Frey, Premierleutnant.“ Elisabeth, die bekanntlich „Nichts halb thun“ mochte, nannte ihm darauf auch ihren Namen und erfuhr, daß er mit Herrn Zurweiden und Fräulein Tochter junior bereits bekannt sei, und daß Herr Zurweiden die große Liebenswürdigkeit gehabt habe, ihn selbst und mehrere Kameraden auf kommenden Sonntag zu Tisch zu bitten.

Dann trennten sie sich. Brigittchen mußte bei „Ohm Jakob“ abgeliefert und Doris begrüßt und nach tausend und einem Dinge befragt werden.

Albrecht Frey ritt gemächlich dem rosigen Westen entgegen und dann links ab zum Stadtquartier bei der kinderreichen Apothekerswitwe am Marktplatz. Er dachte abwechselnd an den morgenden Dienst und an seine erste, bescheidene „Aventüre“ in der neuen Garnison.

„Sehr hübsches, sympathisches Mädchen das! — Wird entschieden Diakonissin oder Missionarsfrau.“ Damit fertigte er Elisabeth ab und ging zu Hänschen über: „Die bekommt Tessen — ganz ohne Frage!“ Und er lachte hörbar in sich hinein bei der Erinnerung daran, wie ausgezeichnet der „feine Fritz“ es verstanden hatte, sich sofort bei Herrn Zurweiden lieb Kind zu machen.

Als er längst im Klubgarten saß und, im Kreise der unverheirateten Kameraden, das städtische Bier heruntermachte, wandelte Elisabeth durch die sinkende Dämmerung einsam heimwärts. Immer wieder errötete sie über ihre eigne Narrheit. Denn während des ganzen, langen Weges beschäftigte sie sich mit ihrem neuesten Bekannten. So anheimelnd war ihr im Leben noch kein einziges Männergesicht erschienen! Woran konnte das nur liegen? Oder spielte der böse Impuls ihr wieder einmal einen seiner beliebten Streiche?

Gern hätte sie sich mit der Großmutter über diesen Punkt ausgesprochen, aber sonderbar! — sie brachte es beim besten Willen nicht fertig. So fuhr sie fort, in der Stille dieser lauen Nacht ihre eignen Gedanken zu befragen, und noch im Traum meinte sie, den Blick des wildfremden Mannes auf sich gerichtet zu fühlen.

2. Kapitel.

Nun gab's ein ganz neues Leben im hübschen, alten Weidener Gutshause.

„Alt nennen wir's, weil es so gemütlich ist,“ erklärte Hänschen dem Leutnant von Tessen, der, strahlend wie ein junger Gott im vollen Glanze des Paradeanzugs, bereits am Tage nach dem Einrücken seinen Antrittsbesuch machte und zwar so zeitig wie nur irgend statthaft. Der geschniegelte Schwadronsadonis fand diese Erklärung der holden siebzehn Lenze so klassisch, daß ihm darauf hin das schlichte, ländliche Heim gar nicht mehr des Bespöttelns wert, sondern vom Lichte der Poesie umstrahlt erschien. Allerdings ging, um der Wahrheit die Ehre zu geben, dies Licht weniger von den biederen Mahagonimöbeln und spinatgrünen Ripsbezügen und Vorhängen des Wohnzimmers aus, als vielmehr von Fräulein Hänschen Zurweiden, die während des Gesprächs die Fransen der Tischdecke mit Sorgfalt in lauter dreisträhnige Zöpfchen nebeneinander flocht. Über diese nutzbringende Arbeit hinweg lachte sie den schmucken Marsjünger an mit ihren fröhlichen Augen und frischroten Lippen, die zwei beneidenswerte Zahnreihen enthüllten. Man konnte gar kein anmutigeres Mädchengesicht sehen! Zwar, die goldenen oder rabenschwarzen, bis zu den Knieen niederflutenden Haarlocken des weiblichen Romanwesens fehlten Fräulein Hänschen, aber dafür verstand sie das, was sie an dunklem Blondhaar ihr eigen nannte, auf ganz verzwickt einfache Weise hoch oben am Wirbel zu schlingen und zu knoten.

Der Leutnant in Gala schwor später

im Kameradenzirkel darauf, daß ihm noch nie im Leben und auch bei seinen besten Pferden nicht, ein feinerer, knapper dressierter Kopf vorgekommen sei. Infolgedessen verlor er sein Herz sofort und gründlich und ging, da seine Verhältnisse tadellos arrangiert waren, mit vollem Winde auf den Wogen der Liebe unter Segel.

Und Hänschen? Sie zählte, wie schon gesagt, siebzehn Jahr, kam frisch aus ihrem Kölner Institut und schwärmte sebstredend für Maria Nathusius' „Elisabeth", die von weisen Pensionsmüttern ja besonders gern dazu auserlesen wird, um der ahnungsvollen Mädchenseele ihren ersten Vorschmack von der Liebe Glück, Kampf und Sieg zu geben. Natürlich gipfelten seit dieser Lektüre auch Hänschens stürmische Herzenswünsche im Besitz eines lebenden und liebenden Kürassierleutnants. Ach! so ein Otto von Kadden, tapfer und fromm, aufbrausend und mild, von ungewöhnlicher Leibesgröße und Schönheit — wie ideal! „Fritz von Tessen" — der Name fiel auch recht nett ins Ohr, wenngleich: Fritz — dabei gab's einen kleinen Haken. Der schreckliche Vater hatte den Adonis nach seiner ersten, sporenklirrenden Verbeugung schon „Fritz Triddelfitz" getauft, und „Fritz Triddelfitz" blieb er im intimen Weidener Kreise zu Hänschens Erbitterung. Sie nannte ihn in ihren geheimsten Gedanken und Freundinnenbriefen: „Federigo." Den Namen Albrecht fand sie sehr aristokratisch; schade, daß der bürgerliche Premierleutnant Frey ihn trug, der schon eine reichlich hohe Stirn hatte und, im Gegensatze dazu, einen großmächtigen braunen Schnurrbart, der ein wenig ins Rötliche stach und die Oberlippe vollständig bedeckte. Seine Augen waren größer und schöner als Fritz Tessens, aber Tessens allerliebstes Wesen und dann sein einziger Windhund!

„Paßt nun namentlich ausgezeichnet zum Triddelfitz!" neckte der Vater und kniff Hänschens Ohrzipfel, bis er blutrot wurde. Er hatte einen Riesenspaß an dem niedlichen Kinderpärchen gehabt, wie er sich ausdrückte, als er kurz nach Tessens und Freys Besuch mit der Professorin langsam im Garten lustwandelte, um den Speisezettel für kommenden Sonntag zu beratschlagen. „Ich habe nur die beiden Mädels, Metta," sagte er, „und die sollen mir ganz nach ihrer Façon glücklich werden. Nicht daß ich dergleichen Courschneidereien irgend wie Gewicht beilegte, aber der Bengel, der „Triddelfitz", gefällt mir, und natürlich ist er der Sohn von meinem scharmanten Freund Oberst bei Le Mans. Mithin: guter Leute Kind, aufgeweckt und treuherzig; stimmt alles nach meinem speziellsten Gusto, Mutterchen. Kurzum, den Jungen könnt ich mir vortrefflich als meinen Schwiegersohn denken."

„Ganz wie du, lieber Wilhelm, ‚der Sanguiniker', wie er im Buche steht," entgegnete die alte Dame lächelnd und drehte ihren Sonnenschirm, um dem Redenden besser ins Gesicht sehen zu können. „Laß dir nur einen kleinen Rat von mir gefallen: necke das Kind nicht fortwährend und thu den ‚Triddelfitz' beiseite, hörst du? Der junge Mann hat solch einen guten, vornehmen Namen, und du weißt nicht, was Spitznamen manchmal anrichten, befördern und zerstören —"

„Meine liebe, alte Metta — den Hut ab vor dir und deinen fünfundachtzig Jahren," fiel Zurweiden ein und klemmte sein Glas ins linke Auge. „Wenn ein jüngerer Mund als der deine zu mir gesprochen hätte, so würde ich jetzt unfehlbar sagen: Lirum, larum! Mach unsern Cochinchinahahn nicht gleich zum Vogel Strauß, weil er lange Beine hat!"

„Gar nicht lirum, larum, mein Lieber! du bist ganz unverbesserlich," schalt die Professorin. „Wie sagt doch Jean Paul? ‚Treibt das Keimende nicht mit künstlichen Mitteln und erstickt es nicht mit grober Erde. Achtet seiner Frühlingszartheit und faltet die Hände darüber, bis ihr wißt, ob es eine Knospe werden will oder ein tauber Schuß. Alsdann pflegt die Knospe oder beschneidet den tauben Schuß mit ruhigem Herzen, ohne Wortgepränge.'" —

Zurweiden ließ das Augenglas fallen und küßte seiner ehrwürdigen Freundin die Hand. „Jean Paul ist ein Musterknabe, aber Spaß muß doch sein, und das Mädel ist zu nett, wenn sie rot wird. An meinem ‚Triddelfitz' stirbt ihre Knospe, will's Gott, noch nicht. Sie kennt ja ihren ‚Neckvater' wie sie sich ausdrückt."

„Sie darf es dem Neckvater nur nicht nachthun, — das steht so jungen Lippen schlecht," sagte die Professorin, und dann ließen sie ‚Fritz Triddelfitz' fallen und nahmen ihren Küchenzettel wieder in Angriff. —

Hänschen konnte den Sonntag kaum erwarten. Sie war von klein auf solch ein verzogenes Glückskind gewesen; die Herzen flogen ihr zu, und deshalb war ihr das erste, selige Liebeshoffen schon eng mit Erfüllungsgewißheit verschwistert. Niemand im Hause konnte sich ihrer sonnigen Fröhlichkeit verschließen, von der Großmutter bis zu den Dienstboten herab, und diese fanden „Fräuleins Liebsten", der alle Morgen vor Tau und Tag, zu Gott weiß welcher militärischen Soloübung, an der Gartenhecke vorbeiritt, durchaus angemessen.

„Fräulein kommt auch ans Frühaufstehen," sagte das Hausmädchen zu Freerk-Friedrich, und der Bediente in der Puppe zog den Mund breit vor heimlichem Vergnügen. „'t hägt mi noch!" weiter sagte er kein Sterbenswort zu Mine, der Neugierigen. Er hatte beim Militär drei Jahre lang Subordination gelernt und zwar speziell die Subordination, die der gestrenge Feldwebel mit: „bei allen Dingen euer Maul halten, ihr krummbeinigen Flegel!" zu verdeutschen liebte.

Er ganz allein wußte, daß Fräulein („use Lüttke!") auf schlimmen Wegen wandelte, er allein hatte vom hohen Standpunkte seiner Fensterputzleiter aus gesehen, wie Fräulein um Glocke sieben schon in den „Appelhoff" gegangen war, dessen fruchtschwere Zweige über die Hecke hinausschwankten und ihren Schatten auf den schmalen Reitweg zur Stadt warfen. Ihm war es nicht entgangen, daß Fräulein mit einemmal die Gravensteiner aus der Schürze ins Gras fallen ließ und flink an die Hecke huschte und hinüber schaute, dorthin, von wo das Pferdegetrappel näher kam. Da hatte sie denn mit ihrem „Schatz" 'n Prootje gehalten, so ein recht intimes Schwätzchen, die Arme auf der Heckenkappe, das Stumpfnäschen in der Luft, und das Leutnantspferd hatte seine Nase immer an ihrer Schulter gerieben. Und schließlich mußten die beiden leichtsinnigen Liebesleutchen wohl noch ein ganz besonders lustiges „Döhnken" miteinander gehabt haben, denn Fräulein schenkte dem Leutnant drei schöne Gravensteiner Äpfel, die verwahrte der Leutnant in seiner Satteltasche, und danach verwahrte er Fräuleins Hand eine lange Weile in der seinigen, ehe er weiterritt. — Und dann war Fräulein wieder ans Haus gekommen, mit ihrer Schürze voll Äpfel und hatte gesungen, als müßte es so sein.

„Steh ich in finst'rer Mitternacht,
So einsam auf der stillen Wacht —"

Es „hägte" Freerk-Friedrich gar zu sehr, und besonders hägte es ihn, daß die „Lüttke" seine Mitwissenschaft ahnte; denn sie war über und über feuerrot geworden, als er ihr in Sicht kam und hatte sich ausführlich erkundigt: wielange er wohl schon beim Fensterputzen sei? Worauf er ihr die beruhigende Bemerkung gemacht hatte: die Bäume im Appelhoff seien doch recht gewachsen seit „verläden Herbst" — man könne die Hecke gar nicht mehr sehen von hier aus. Da aber war Fräulein ins Lachen gekommen und hatte mit dem Finger gedroht und war, hast du nicht gesehen! ins Haus gesprungen!

Umsonst sollte sie nicht bis vor fünf Jahren Freerk Hinrichs beste Spielkameradin gewesen sein! — Er hielt dicht, und in aller Ehrfurcht und Dummheit machte er ihr eine gelegentliche Bemerkung über dies lobenswerte Vorhaben, unter vier Augen. — Das verliebte Hänschen erschrak gewaltig darob, faßte sich jedoch rasch wieder. Dem guten Jungen im Livreerock einen Verweis erteilen, das erschien ihr gefährlich und nebenbei nicht politisch; ihm wie in seligen Kindertagen, die Hand zu drücken, das hielt sie für unpassend, ja unmöglich, in Anbetracht ihrer Stellung als erwachsene, junge Dame. Allein ihre Klugheit fand einen wunderschönen Ausweg aus dem Dilemma.

„Wir nehmen dich dann später als Diener, Friedrich, das versprech ich dir fest," sagte sie und steckte bei den Worten eine vornehme, kleine Miene auf, während sie ihm errötend zunickte und vom Eßzimmer (Freerk deckte gerade den Abendtisch) zu den Übrigen in den Garten hinausging. Fortan betrachtete Freerk Hinrichs seine Zukunft als gesichert und bediente an diesem denkwürdigen Tage den arglosen Leutnant von Tessen so besonders aufmerksam, als sei derselbe schon halb und halb sein Herr.

Der hübsche Leutnant war geradezu eminent im Erfinden stichhaltiger Vorwände für sein tägliches Erscheinen bei den Weidener Herrschaften. Auf dem Lande arrangierte sich das so natürlich und gemütlich! Zwischen dem Einzugsmontage und dem Dinersonntage machte er's möglich, viermal zum Sechs-

uhrthee hereinzufallen, und zweimal von den vieren behielt ihn Herr Zurweiden auch noch zum Abendbrot da und holte nach Tisch einen Bocksbeutel aus dem Keller herauf! — („ich sage euch, Kinderchens, das reine Öl!") — Herr Zurweiden amüsierte sich königlich und schlug alle Bedenken seiner alten Freundin zu Boden.

„Ich bitte dich, beste Metta, der einzige Sohn meines guten Kameraden von Frankreich her. Das Vergnügen werde ich mir doch noch gestatten können, ohne daß die Klatschbasen sich darüber aufregen? — Er kommt dir zu oft? — Na laß ihn doch kommen, warum nicht? — Von Nassauern keine Spur, der hat 'ne Zulage, daß drei Arbeiterfamilien à neun Personen fünf Jahre lang in Saus und Braus davon leben könnten. Na also? — Und ein ganz reizender Bengel ist er obendrein, nimmt mir wahrhaftig nicht mal den ‚Triddelsitz' übel!"

An Triddelsitz „Alten," den „scharmanten Oberst" von Le Mans her, der mittlerweile bereits die Generalsepauletten trug, hatte Zurweiden sofort nach des Sohnes Antrittsvisite eine fidele und herzliche Postkarte geschickt und eine gleichartige Antwort umgehend empfangen, mit Dank zum Voraus für alle Güte gegen „unsern lieben, braven Jungen." Kurzum: die intimen Beziehungen waren angeknüpft, ehe noch der neue Mond sich zum ersten Viertel runden konnte, und die junge Liebe grünte so rasch empor wie Kressensamen auf nassem Filz.

— — — — — — — — — — —

An Elisabeth ging für jetzt die ganze Offiziersherrlichkeit spurlos vorüber. Mit allen Waffen ihres weiblichen Arsenals kämpfte sie gegen Vannees um ihren Liebling und ihre Mission an demselben. Überredung und Bitte, Zürnen und List verschwendete sie täglich und reichlich, legte Brigittchen eigenhändig zu Bett und betete mit ihr das Vaterunser und setzte sich dann, so schwer es sie ankam, zu Brigittchens „Ohm Jakob" an den Tisch mit der abendlichen Buchweizengrütze und dem Salzfaß. Sie verabscheute Buchweitzengrütze seit jenem inhaltsschweren Abende, an dem sie ihr eigenes, verräuchertes Küchenprodukt in Vannees Gesellschaft verzehrt hatte, aber heroisch, ohne Gesichtverziehen, aß sie jetzt wieder davon aus blindem Löffel, nur um den mißtrauischen und vergrämten Sonderling ihren Wünschen geneigter zu machen. Es fruchtete nichts. Ihre weiche Hand hätte wohl eher den granitnen Hünenstein in der Heide versetzen können, als des Organisten kalten Starrsinn. Mamsell Doris sagte schon längst nichts mehr. — Gebrechlich, seit Jahren todesbereit zu jeder Stunde, verließ sie fast nie mehr ihr Kämmerchen, in dem das Kind bei ihr in der Koje schlief. Wie an einen Rettungsanker hatte sie sich so manche Nacht an das warme, willenlose Kinderhändchen geklammert, wenn ihre Angst und Atemnot zu unerträglich wurden, und hatte ihre schlaflose Seele, ihre matten, halbgebrochenen Augen am süßen Schlummer der kleinen Unschuld aufgerichtet und erquickt. Und nun sollte das auf Monate vorbei sein; wer wußte, ob die beiden Fremdlinge des Dorfes nicht am Ende ganz und gar fortblieben? Doris weinte sich bei ihrer Näharbeit fast die Augen aus dem Kopfe vor Herzeleid.

All dieser ehrliche Kummer rüttelte nicht an Vannees' Entschlüsse. In ihm festgewurzelt und geklammert hatte sich der seit dem Montagabende, an welchem Elisabeth mit dem Kinde auf dem Kirchhofe gewesen war. Als dann vollends am Mittwoch ein kleiner Trupp Kürassiere im Drenkhorster Kruge gebechert und sich lustig mit dem Brigittchen herumgebalgt hatten, da zeigte sich Vannees verhärtet und versteinert gegen jede verständige oder gefühlswarme Einrede. Rasend machte es ihn, als einer der frohmütigen Buntröcke Brigittchen unter beide Achseln faßte und dann im Kreise herum schwenkte, daß ihre leichten Röckchen flogen. — Er entriß dem „Frechen" das Kind und machte der ganzen Reiterbande einen solchen Heidenspaß mit seiner traurig lächerlichen Persönlichkeit und seiner zitternden Wut, daß es darob ein förmliches Freudengewieher um die Schenktische gab.

Elisabeth fand ihn am nämlichen Abend noch ganz außer Fassung über den unbedeutenden Vorfall. Er trommelte auf dem Klaviere, als sie zu ihm eintrat, und erzählte ihr zwischen das ordnungslose Spiel hinein in großer Aufregung, was man seinem Kinde angethan habe. Die Harmlosigkeit des Spaßes bestritt er seiner begütigenden Zuhörerin gegenüber mit schreiender Stimme.

„Die verdammte Zucht! Solchen ver-

ruchten Rohheiten will ich aus dem Wege gehen!"

„Kaum sieben Jahr alt ist das kleine Ding und so zierlich wie ein Fünfjähriges!" versuchte Elisabeth zu beschwichtigen, „soviel Aufhebens um ein Nichts!"

„Noch lange nicht Aufhebens genug und niemals zu früh," schrie er zurück. Als sie einwarf, daß Brigittchen wahrscheinlich aus eignem Antriebe vor der Schenke gespielt habe, weil die schmucke Uniform doch recht eigentlich dazu angetan sei, um ein Kinderherz zu verlocken, da fuhr er mit dem Zeigefinger über die ganze Klaviatur, vom Baß aufwärts bis zum Diskant, griff einen rauschenden Akkord und lachte so laut und anhaltend, als habe Elisabeth den größesten Witz gemacht!

Gleich darauf ballte er wieder wütend die Faust, und von Abendbrot mochte er nichts wissen. Die Kürassiere lärmten noch in der Schenke und rüsteten sich mit Säbelgerassel zum eiligen Aufbruch vor Zapfenstreich, als Elisabeth sich auch zum Heimgang anschickte. Vannees bestand eigensinnig darauf, ihr das Geleit bis zum Gutsgarten zu geben, „der liederlichen Gesellschaft wegen," Brigittchen schlief schon in ihrer Koje.

Der Weg war so schön und friedlich. Zwischen die zitternden Blätter der alten Birken drängte sich das Mondlicht; der Tau lag auf Halm und Blumen und lockte den kräftigen Erdgeruch aus den abgeernteten und frisch umgebrochenen Feldern. Von der Böschung des Raines duftete der üppige Thymian, hinter dem Deiche, am graurötlichen Horizonte hin lag die Stadt. Die eckigen Umrisse ihrer Häuser und Türme verschwammen zu weichen Schattenmassen. Da und dort funkelte ein Licht, ein winziges Sternchen aus der Ferne, und den Wandernden nahe, schossen die Fledermäuse blitzschnell und geräuschlos hin und wieder, als hätten sie nirgends Ruhe. Ein paarmal umkreisten sie so beharrlich Elisabeths lichtes Haar und weißes Gesicht, daß Vannees ihr mit zornigem Murmeln den runden Strohhut vom Arme streifte und auf den Scheitel drückte.

„Überall Raubzeug in der Welt! — überall!" sagte er ingrimmig und fing von neuem an, die Soldaten zu verlästern, die Offiziere mit den stärksten Schmähnamen zu belegen, obwol er zugeben mußte, daß er noch nicht einen einzigen dieser Herren zu Gesicht bekommen hatte. „Und sie soll von mir wegbleiben, die verdammte Rappalje!" schloß er seinen heftigen Erguß.

Elisabeth gab seufzend jeden ferneren Versuch zu einer vernünftigen Unterhaltung mit ihm auf und freute sich, daß die Professorin mit Häuschen am Arm ihr schon an der Wegbiegung entgegenkam; der himmlische Abend war zu verlockend gewesen.

Die alte Frau redete lange und mit ruhiger Klarheit zu dem Starrköpfigen, aber auch sie predigte tauben Ohren. Er stand vor ihr wie ein Holzbild; unbeweglich hob sich der Umriß seines scharfen Profils mit den langen, rückwärtsgekämmten Haaren vom duftigen Abendhimmel ab, nur seine Finger spreizten und schlossen sich in kurzen Pausen.

„Er ist ein sehr unglücklicher Mensch von getrübter Einsicht, meine lieben Beiden!" sagte die Professorin zu den Schwestern, als Vannees sich verabschiedet hatte und mit flatterndem Mäntelchen und Riesenschritten auf dem Trenkhorster Richtpfade durch die Felder heimwärts ging. „Laß du ihn in Frieden seinem Instinkte folgen, Elisabeth; rede ihm nicht mehr zum Gegenteil. Gott gibt den geistig Armen gar oft ein, was sie thun sollen, gerade wie er's den unvernünftigen Kreaturen eingibt, ihre Jungen zu schützen."

Am folgenden Tage machte sich Jakob Vannees daran, sein Haus zu bestellen. Dreimonatlichen Urlaub hatte er und auch einen tüchtigen Ersatzmann vor der Orgel und in der Schulstube, ein Trenkhorster Dorfkind war's sogar, Bäcker Sibeths' zweiter Sohn, der im Elternhause Wohnung behielt. Der hübsche Mensch, der frisch von der Universität zurück in die Heimat gekommen war und den Organistenposten als gute Ferienerholung nach anstrengendem Studium betrachtete, erregte die Gemüter aller heiratsfähigen Mädchen des Dorfes und kündigte sich auf den umliegenden Gütern als Klavierlehrer an. Seine dortigen Unterrichtsstunden hatte Vannees aufgegeben. Mittelst steif geschriebener, kurioser Briefe teilte er den Schülern mit, daß er „wegen lästiger, innerer Beschwerden hinfort darauf verzichten müsse, ihren Fortschritten die nötige Freudigkeit entgegen zu stellen." Große Oblaten verklebten diese Sendschreiben, auf deren

Umschlägen die Summe des etwa noch fälligen Honorars vermerkt war.

„Bei dem sind wohl etliche Schrauben lose," meinten die verwunderten Empfänger und schickten dem Mahner sein Geld, froh darüber, daß sie mit ihm fertig waren. Nur vereinzelte Stimmen äußerten sich dahin, daß seine Musik, trotz aller Verschrobenheit, von ganz ungewöhnlicher Begabung gezeugt habe.

In der Frühe des Samstagmorgens packte er seinen schäbigen Kalbfellkoffer und die blumenbemalte Holzkiste, mit der er vor sieben Jahren unter so bittertraurigen Verhältnissen in Drenkhorst eingezogen war. Mamsell Doris, die sich aus dem Weinen gar nicht mehr herausfinden konnte, legte Brigittchens schmale Habe in ihre eigne, sorgsam gehütete Handtasche, mit einer weißgrauen Perlenschäferin auf ziegelrotem Wollgrunde. Den lieben langen Samstag saß sie dann über ihr Nähkissen gebeugt und schneiderte genau nach Ohm Jakobs Angabe aus schwarzem Orleans eine Art Beginensaille fürs Brigittchen. — Das fertige Kleid hing ihm, an breiter Schulterpasse, bis zu den groben Schnürschuhchen nieder und schloß fest um Kehle und Handgelenke. Hoch an der Achsel begann der weite Ärmel als faltiger Bausch, und entzückender denn je erschien das Kind in seiner altfränkischen, nagelneuen Tracht. Elisabeth war ganz frappiert davon, als es ihr abends entgegensprang, all' seine langen braunroten Locken wirr und weich um das zarte Gesichtchen fliegend, die kleinen Hände luftgebräunt aus den schwarzen, engen Ärmelbündchen schauend. Von Tortjemöh hatte es ein ungeschlachtes Wickelkind, aus Lappen und leeren Garnrollen fabriziert, zum Geschenk erhalten, damit spielte es Fangball und jauchzte vor lauter Lust.

Das Wohnstübchen trug ein sehr ödes Gepräge. Vorhanglose Fenster, das Klavier mit Sackleinen zugedeckt, der Spiegel und die Revolutionsbilder mitsamt Jean Virots und Pendel und Gewichte der bemalten Holzuhr in der Nebenkammer verwahrt, die alten, hübschen Utrechtstühle gespenstisch vermummt. — Das Kind hatte seine Abendmilch schon getrunken, und Vannees schlang sich grade den rot und grün gestreiften Wollshawl um den Hals und fuhr in die Fausthandschuhe. Er hatte noch einen Gang in die Stadt zu machen und sein Radmantel mit dem verschabten Sammtkragen, die Schirmmütze und das großkarrierte Beinkleid — zu kurz über den niedrigen Schuhen — paßten zu Brigittchens wunderlicher Ausstaffierung.

„Mein Gott, wird es denn unwiderruflich Ernst und so rasch?" rief Elisabeth erschrocken. Dabei hätte sie um ein Haar das Gleichgewicht verloren, weil das Kind an ihr in die Höhe sprang wie ein ausgelassenes Kätzchen.

„Wir reisen zu den Nonnen, zu den Beguinen, mit der wirklichen Eisenbahn reisen wir!" berichtete es händeklatschend. „Da ist ein großer, großer, großer Hof und in den Fenstern ist rotes Glas und blaues — und gelbes — und vor den Fenstern ist der Kirchhof und immer sind Kränze drauf! Du solltest auch mitreisen, Fräulein! — Alle Sonntag backen die Beguinen mir Bombeisjes, sagt Ohm — Bombeisjes mit Kandiszucker, und Äpfeln und Nägelken, nicht wahr, Ohm?"

„Nein! das ist zu arg, mir das Kind einfach fortzunehmen, meinen Liebling, für den ich soviel gethan habe von der Wiege auf!" sagte Elisabeth mit wankender Stimme und zog das winzige Nönnchen auf ihren Schoß. „Nicht einmal um meine Ansicht bin ich gefragt worden — dies ist der Dank! —"

Ihre Thränen fielen heiß in die dichten Locken des Kindes. Sie wollte nicht mehr bitten. Der Mann dort, der sich jetzt mit der Geste eines Schauspielers seinen Mantelzipfel über die linke Schulter warf, hatte, durch die Weise seines Widerstandes, ihren Stolz zu empfindlich verletzt. In ruhigeren Augenblicken war sie gerechter. Dann sagte sie sich, daß er grenzenlos verbittert sei, und übergenug Grund dazu habe, und daß der, welcher aus freiem Triebe Wohlthaten spendet, wie sie es that, auch den Dank nicht erwarten, sondern als freies Geschenk hinnehmen soll. Heute aber, da Vannees ihr das raubte, was seit Jahren ihr Herz ausfüllte und es ihr anscheinend nur aus Laune und der Lust wehzuthun raubte, haßte sie ihn beinahe. Wie gleichgültig schweiften seine Blicke an ihr vorüber, wie hämisch krümmte er die Mundwinkel abwärts, indem er sagte:

„He! he! Nun auch noch geweint! Und sitzen mitten im dicksten Glück drin wie der Vogel im Hanfsamen! Was soll Unsereiner denn thun, wenn ihm zu all der Bitterkeit auch noch siedendes Pech über die

Füße läuft. — He, beſinnen Sie ſich doch, Fräulein! Sie haben ja jetzt das ſchöne zweierlei Tuch und die blanken Knöpfe zu ihrer Vergnügung! Was können wir dagegen gelten, Gitta und ich? Wünſche, daß es warm hält, das Tuch, und nicht unvermutet ſchäbig wird, wünſche ſolidere Sorte als zu meiner Zeit an der Mode war! Fetzen, ſag ich, elende Fetzen! —"

Eliſabeth biß ſich die Lippen, trat hart mit dem Fuße auf und ſchob Gitta von ſich. Jegliche Kränkung hatte ihr Maß und Ziel. Das kleine Mädchen ſtarrte befremdet zu ihr empor und begann darauf ihre Fingerſpitzen und ihren Kleiderärmel zu küſſen:

„Liebes, liebes Fräulein! Sei nicht böſe! Wir kommen bald wieder!"

„Ja wohl — wenn Oſtern und Pfingſten auf einen Tag fällt," bemerkte Vannes und nahm ſeinen knotigen Spazierſtock aus der Ecke. Dann trat er plötzlich auf Eliſabeth zu, preßte ihr mit ſtarkem Drucke die Hand und ſagte:

„Nun Fräulein — verzeihen Sie mir heute noch einmal meine Galle. — Jetzt iſt es auch vorbei damit — wir gehn hier aus der Gegend, und es ſchiert uns keinen roten Stuiver, wenn Sie drei Kreuze hinter uns drein ſchlagen. Nicht, als ob ich Ihnen keinen Dank wüßte, aber es iſt mir nicht gegeben, mit Worten zu danken. Und Ihnen kann's auf das Tröpfchen Honigſeim um den Mund nicht ankommen. — Drücken Sie mir ordentlich die Hand — ſo — das iſt recht und guten Abend beiſammen!"

Damit ging er ſeiner Wege, und ſie blieb allein mit dem Kinde zurück. Tortjemöh kam, um es zum Schlafenlegen zu holen; ſie hatte ganz verſchwollene Augen und zwei ſcharfe rote Flecken auf den Wangen, Gitta ſollte nett wacker mitgehn, Tortjemöh ſei gar zu müde vom Nähen. Aber das Kind ſträubte ſich gegen die enge, dunkle Koje unter dem Dache und küßte und ſchmeichelte ſo lange, bis Tortjemöh einſtweilen allein ins Neſt zu kriechen verſprach. Gitta wollte noch wachſitzen und mit Fräulein plaudern, heute zum letztenmal, und den „mojen", goldnen Mond aufſteigen ſehen, der als große, feurigrote Scheibe aus der langen Wolkenbank am Horizonte ſichtbar wurde.

Eliſabeth hob die Kleine, weil ſie gar zu lieblich bettelte, endlich auf die niedere Bank des offenen Fenſters. Die Luft ſtrich abendkühl herein; ſtill und ſchön dehnte ſich das ebene Land ins Weite und verfloß mit dem dunklen Himmelsgewölbe, über dem alten, braungrauen Dache flüſterten die Birkenzweige, und die Dorfſtraße war menſchenleer, nur die hellen Fenſter des Weges entlang redeten von traulichem Leben.

„Guter Mond, du gehſt ſo ſtille
Durch die Abendwolken hin. —"

begann Brigittchen mit heller Stimme; nach dem erſten Verſe jedoch verſtummte ſie und verfiel plötzlich in ein bitterliches Weinen.

„Es iſt ſo traurig zu Haus ohne Gardinen!" — kam es zwiſchen dem Schluchzen hervor, „und vorhin haſt du mich weggeſtoßen — — ich kann gar nicht mehr ſingen — immer muß ich weinen —!"

Eliſabeth legte beide Arme um das Kind, das ihr in ſeiner ſchwarzen, klöſterlichen Tracht zwiefach verwaiſt und vertrieben vorkam. Sie tröſtete und küßte das thränenvolle Geſichtchen, es ſchmiegte ſich eng an ihre Bruſt, und die kleine warme Hand neſtelte ſich in ihre freie Rechte.

So ſaßen ſie regungslos miteinander im offenen Fenſter, das Kind allmählich in ſeinen geſunden Jugendſchlaf ſinkend, das Mädchen auch mit geſchloſſenen Augen, aber wach, nach innen ſchauend. Weit, verſunken war ihr die Außenwelt. Sie vernahm weder das träge Räderrollen eines verſpäteten Karrens, noch die Tritte der heimkehrenden Tagelöhner aus der ferngelegenen, ſtädtiſchen Ziegelei. Es wurden Steine für einen Anbau an der Kaſerne gebrannt, und Leutnant Frey beteiligte ſich an der Oberleitung. Er brachte an dieſem köſtlichen Vollmondabend den Bauinſpektor noch bis zu deſſen beſcheidener Villa, zweihundert Schritt jenſeits Drenkhorſt, und erläuterte ihm im Gehen eine notwendige Änderung am urſprünglichen Konſtruktionsplane. Da ſahen ſie im Vorbeiwandeln die zwei ruhenden Geſtalten, wie ein Bild vom Rahmen des Fenſters eingefaßt. Das Mondlicht ſtreifte die kleine Gruppe kaum. Nur über Eliſabeths Kleid und des Kindes erſchlafftes, rechtes Händchen lief es hin und ſchien hell auf die Hauswand.

Unwillkürlich ſchwiegen die beiden Männer und dämpften ihren Schritt. „Eigentümlich!" — ſagte Frey, als ſie ganz außer Hörweite waren, „das iſt doch eines der Fräulein Zurweiden, nicht wahr? Faſt täglich ſieht man ſie hier im Dorfe oder in der Nähe

und immer mit diesem hübschen Kinde, und in der Stellung — —"

„— Einer Caritas oder dergleichen. Wir guten Drenkhorster kennen die Chose," fiel der Bauinspektor ein und schleuderte seinen Cigarrenrest in großem Bogen über den Rand des Chausseegrabens. „Dies Pärchen bildet nämlich unseren Dorfroman — harmlos aber nicht reizlos. Das Kind lebt bei unsrem Organisten, ein ganz verdrehter, fischäugiger Kannitverstaan, da so irgendwo um die Schelde zu Haus, trotz besagter Verdrehtheit musikalisch bis ins z! Jetzt hat er seit circa sechs oder sieben Jahren den ersten Urlaub und nimmt die niedliche, kleine Maus mit sich auf Reisen. Darob ist unser Fräulein Elisabeth todesunglücklich, und so ganz ohne moralischen Dachboden ist ja auch ihr Kummer nicht. Denn das werden Sie mir zugeben, Herr Premier, sechsundzwanzig ist ein verhenkert kritisches Alter für ein Mädchen ohne Heiratsaussichten. Weil nun aber Fräulein Elisabeth sich aus der Erziehung des verwahrlosten Kindes einen ganz reellen und respektablen Beruf gemacht hat, ist sie bedeutend weniger fatal als andere vom selben Jahrgang. Im ganzen genommen sollte man die Frauenzimmer ein für allemal ins Kloster stecken zwischen fünfundzwanzig und fünfundvierzig. Nachher werden sie dann wieder genießbar. — Übrigens ist die Zurweiden kein übles Mädchen, vornehmer Schlag, naturgemäße Erziehung und bekommt von der Mutter her so beiläufig — —"

„Ist denn das Kind elternlos?" fragte Frey dazwischen. Elisabeth Zurweidens Mitgift interessierte ihn spottwenig.

„So beiläufig dreißigtausend im Heiratsfalle," vollendete der Bauinspektor. „Das ist nicht zu verachten, und wie gesagt: guter, gesunder Schlag. — Ob das Kind elternlos ist, fragten Sie? — Warten Sie mal: Vater unbekannt, Mutter zweifelhaft. Es gingen allerhand mystische Geschichten im Dorfe um, noch als ich hierher versetzt wurde, vor elf Monaten. Was wollen Sie? Die Fabriken sind große Moralitätshinderuisse, und solch ein armer, kleiner Paria mit nebelhaften Antecedenzien hat die elterliche Schuld zu büßen. Thörichte Einrichtung das. So, hier wären wir in meinem Tusculum, Herr Premier; nun sollen Sie den Riß noch einmal begutachten und ein Schluck Hiesiges dazu. Was denken Sie? —"

— — — — — — — — — — —

Als Frey eine reichliche Stunde später durchs Dorf zurückging, war Fräulein Zurweiden verschwunden, und die Szene vor dem Organistenhäuschen hatte sich auch im übrigen verändert. Ein Wagen hielt dort und der Fuhrknecht schnallte grade den alten Kalbfellkoffer und einen bunten Reisesack über der blumenbemalten Kiste fest. In der Hausthür saß das kleine Mädchen mit dem langen, schwarzen Kleidchen auf der Schwelle. Es hatte ein dickes Tuch um die Taille geknotet und lehnte den Lockenkopf schlaftrunken an den Pfosten.

„Wohin geht die Reise?" fragte Frey den Knecht im Vorüberkommen.

„Nach Witten auf die Eiserbahn," antwortete der Mann. „Dat is schon höllschen spät; der Alte ramentert noch mit Mumsell Doris in der Stube, un' dat lütke Wicht verkällt sich auf den Steinen. Solche Dummheit!" —

„Warte!" sagte Frey, der das reizende Kind gern einmal ganz nahe sehen wollte, hob es auf und setzte es in die Wageneke. „Da — nun schlaf weiter, mein kleiner Käfer. Gibst du mir nicht ein Patschchen?"

— Das Kind schaute ihn aus dunklen, verträumten Augen an und legte, müde aufseufzend, seine schmale winzige Hand in die starke, warme des fremden Mannes. Ein schwaches Lächeln zuckte dabei um das weiche Mündchen und blieb dort haften, nachdem die Augen sich wieder geschlossen hatten. Frey fand das Kind heute Abend noch viel schöner als neulich Nachmittag hinter der Kirchhofshecke, und er nahm sich vor, Fräulein Zurweiden gelegentlich einmal darnach auszufragen. Was doch junge Damen manchmal für seltsame Liebhabereien pflegten! — —

Gitta hatte schon wieder ein Viertelstündchen geschlafen, als sie von Dortjemöhs Küssen und geschluchzten Liebesworten abermals geweckt wurde. Die Bucklige schlug ihr eine weiche, kleine Decke um die kalten Füßchen und legte die Lappenpuppe und ein kleines Packet Kringel neben sie auf den Wagensitz; dann stieg Ohm Jakob zu ihr ein, zog die Schirmkappe über die Augen und sie fuhren auf und davon, in die schweigende, mondhelle Herbstnacht hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Blindekuh. Nach dem
(Mit Genehmigung der Photo

...Gemälde von H. Laasner.
...graphischen Gesellschaft in Berlin.)

Blindekuh. Nach dem G
(Mit Genehmigung der Photogra

Gemälde von H. Laaſner.
aphiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Michelangelo.

Von H. Knackfuß.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Als die Florentiner Akademie im Oktober 1519 eine Bittschrift an den Papst richtete, derselbe möge die Übertragung der Gebeine Dantes in seine Vaterstadt gestatten, fügte Michelangelo seiner Unterschrift die Worte bei: „Ich erbiete mich, dem göttlichen Dichter das Grabmal herzustellen, wie es seiner würdig ist, an einem ehrenvollen Platze in dieser Stadt.“ — Auf auswärtige Anerbietungen und Bestellungen dagegen, deren mancherlei kamen, ging er nicht ein, mochten sie auch so ehrenvoll sein, wie diejenige des Königs von Frankreich, der ihn inständig um irgend eine Sache von seiner Hand, wenn es auch nur eine Kleinigkeit wäre, bitten ließ. Den Medicern konnte er es freilich nicht abschlagen, wenn sie seine Kraft durch unbedeutende aber zeitraubende kleine Arbeiten in Anspruch nahmen, wie durch Entwürfe zu Fenstern am Palast und zu Fensterläden aus durchbrochenem Erz.

Als der Fassadenbau aufgegeben war, entledigte sich Michelangelo alsbald einer alten Verpflichtung. Im Jahre 1514 hatte er für mehrere römische Herren die Anfertigung eines lebensgroßen Christusbildes für die Kirche S. Maria sopra Minerva übernommen, welches den auferstandenen Heiland unbekleidet, aufrechtstehend, mit dem Kreuz im Arm, darstellen sollte. Er hatte gleich damals in Rom das Standbild begonnen; aber er mußte die angefangene Figur aufgeben, weil gerade im Gesicht derselben eine entstellende dunkle Marmorader zu Tage trat. Jetzt machte er diese Figur zum zweitenmal. Im Sommer 1521 schickte er sie nach Rom; sein Gehilfe Pietro Urbano, der das Standbild begleitete, sollte dasselbe aufstellen und die offenbar aus Rücksicht auf die Gefahr der Beschädigung beim Transport unfertig gelassenen äußersten Teile, die Finger, die Zehen und den Bart ausarbeiten. Über die Arbeit des Urbano bekam Michelangelo so ungünstige Nachrichten, daß er sich dem Hauptbesteller, Metello Vari, gegenüber erbot, das Standbild zum drittenmal zu machen. Aber das wies dieser, der dem Meister schon unendlich dankbar war, daß er ihm jene erste, verworfene Figur zur Aufstellung in seiner Wohnung überlassen hatte, mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken zurück: „Ihr zeigt,“ schrieb er ihm, „Euren großen Sinn und Eure Hochherzigkeit, indem Ihr für ein Werk, das in der Welt nicht besser gemacht werden kann und das nicht seinesgleichen hat, mir ein noch besseres liefern wollt.“ Als Beweis seiner besonderen Dankbarkeit schenkte er dem Künstler ein Reitpferd. — Michelangelos Christus, der mit der Rechten das Kreuz umfaßt, mit der Linken den Essigschwamm und die Stange hält und mit gewendetem Haupt ernst und traurig auf den Beschauer herabblickt, steht auf einem viel zu niedrigen Untersatz und in sehr schlechter Beleuchtung in der Kirche S. Maria sopra Minerva zu Rom (Abb. 46). Daß eine spätere Zeit, welche die unbefangene Begeisterung der Renaissance für die Schönheit der Menschengestalt nicht mehr teilte, an der völligen Nacktheit der Figur Anstoß nahm, ist begreiflich; leider aber ist das bronzene Lendentuch, womit man dieselbe bekleidete, sehr ungeschickt angeordnet: es liegt zu tief, so daß es den schon durch die niedrige Aufstellung hervorgerufenen Eindruck, als ob die Beine gegen den Oberkörper zu kurz wären, in empfindlicher Weise verstärkt. Einen wie tiefen Eindruck das Bild aber auf die Gemüter der Andächtigen ausübte, das bekundet eine andere Zuthat: der vortretende rechte Fuß der Figur mußte durch einen Bronzeschuh gegen die inbrünstigen Küsse der Beter geschützt werden.

Durch das Aufgeben des Baues der Lorenzofassade glaubte Michelangelo sich in die Lage versetzt, sich endlich wieder dem Julinsgrabmal widmen zu können. Mehrere in Florenz verbliebene Bestandteile dieses Werkes bezeugen den Eifer, mit dem er die Thätigkeit hierfür wieder aufnahm. Aber der unfertige Zustand dieser Arbeiten bekundet, daß er sie jählings liegen lassen mußte. Es sind vier Figuren von Gefangenen, die in einer Grotte im Boboli-Garten aufgestellt sind, und eine der für die Nischen bestimmten Siegesgruppen, welche sich im Nationalmuseum befindet. An der letzteren Gruppe sieht man, ungeachtet der Unvollständigkeit ihrer Ausführung und trotz der Einbuße,

Michelangelo Buonarroti.
Bildnis von unbekannter Hand (angebliches Selbstbildnis) in der Uffiziengalerie zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

welche der Eindruck des Ganzen durch das Fehlen der Flügel des Siegesengels erleidet, zu welchen mächtigen Schöpfungen dieſe Zuſammenſtellungen von Siegern und Beſiegten dem Meiſter Anlaß gegeben haben würden. Im Herbſt 1520 ſtarb der Kardinal della Rovere, und es ſchien angezeigt, daß Michelangelo ſich nach Rom begäbe, um die Denkmalsangelegenheit von neuem zu ordnen. In einem hierauf und auf andere Gründe zur Rückkehr nach Rom bezüglichen Briefe, den ſein Freund und Nachahmer, der Maler Sebaſtiano del Piombo ihm am 9. November 1520 ſchrieb, kommt eine Stelle vor, die für das Verhältnis des Papſtes Leo zu Michelangelo bezeichnend iſt: „Ihr würdet," heißt es da, „alles erlangen, was Ihr wolltet; denn ich weiß, in welchem Anſehen der Papſt Euch hält; wenn er von Euch ſpricht, ſcheint es als ob er über einen Bruder rede, faſt mit Thränen in den Augen; er hat mir geſagt, daß ihr ja zuſammen aufgezogen ſeid, und er zeigt, daß er Euch kennt und Euch liebt: aber Ihr flößt jedermann Furcht ein, ſelbſt den Päpſten." Zu dem Schlußſatz paßt eine Äußerung des Papſtes, welche er demſelben Sebaſtiano gegenüber that; er hatte über Michelangelos Verdienſte in der Malerei und über den Einfluß, den ſeine Schöpfungen auf andere Maler ausübten, geſprochen und ſchloß dieſes Geſpräch mit den Worten: „aber er iſt ſchrecklich (terribile), und man kann nicht mit ihm verkehren."

Abb. 46. Chriſtus. Marmornes Standbild in S. Maria ſopra Minerva zu Rom.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Leo X ſtarb am 1. Dezember 1521. Ihm folgte der Holländer Adrian VI, ein ſehr frommer und kirchlich geſinnter Mann, der ſich aber um Künſte und Wiſſenſchaften ſo wenig kümmerte, wie um die Politik, und der darum den Römern nie für etwas anderes galt als für einen Barbaren. Zu dieſem Papſt, der in der Sixtiniſchen Kapelle nur „eine Stube voll nackter Leute" ſah, trat Michelangelo in keine Beziehungen. Während der kurzen Regierung desſelben quälte ſich der Meiſter in Florenz mit den Arbeiten für das Juliusgrabmal ab; aber ſeine Begeiſterung für

Abb. 47. Entwurf zu einem Mediceergrab. Zeichnung in der Albertina zu Wien.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

dieſes Werk — die Tragödie ſeines Lebens, wie Condivi ſagt — war durch die fortwährenden Unterbrechungen erkaltet, und die körperlichen Kräfte ließen ihn mit der geiſtigen Spannkraft im Stich. Der Bitte des kunſtliebenden Kardinals Grimani gegenüber, der ein kleines Bild nach Michelangelos freier Wahl — einerlei ob gemalt, gegoſſen oder gemeißelt — von ihm zu haben wünſchte, entſchuldigte er ſich (im Sommer 1523) mit der Klage, daß er alt und in ſchlechter Stimmung ſei; wenn er einen Tag gearbeitet habe, müſſe er vier Tage ruhen. Dieſe Unfähigkeit zu friſchem Schaffen mußte ihn um ſo ſchwerer bedrücken, als ſich neben den Arbeiten für jenes unglückliche Grabmal die Vorbereitungen für eine neue große Aufgabe einherſchleppten.

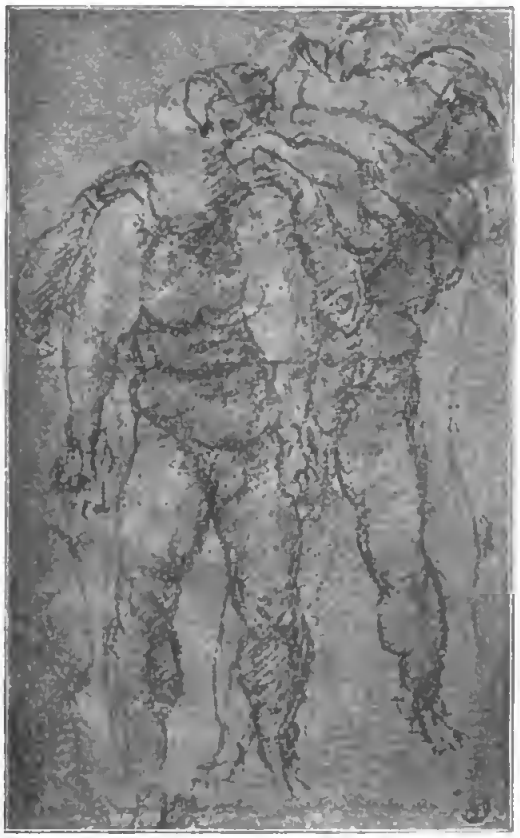


Abb. 48. Drei Männer, welche einen Toten tragen. Rötelzeichnung in der Sammlung des Louvre zu Paris. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Noch bei Lebzeiten Leos X hatte der Kardinal Giulio de' Mediei den Plan gefaßt, an die Lorenzokirche eine Grabkapelle ſeines Hauſes anzubauen. Schon im November 1520 ſchrieb er an Michelangelo, daß der von dieſem aufgezeichnete Entwurf der Kapelle ſeinen Beifall habe. Im April 1521 finden wir Michelangelo in Carrara, um Marmorblöcke für dieſes Unternehmen anzuſchaffen; im Laufe des Jahres wird die Sache zu wiederholten Malen mit dem Kardinal beſprochen, der den Künſtler bald ungnädig, bald als ſeinen lieben Freund behandelt. Ernſtlich betrieben wurde aber die Angelegenheit erſt, als Giulio de' Mediei am 10. November 1523 als Clemens VII den päpſtlichen Thron beſtieg. Michelangelo wurde von neuer Hoffnungsfreudigkeit erfüllt, da er abermals einen Mediceer und einen Jugendfreund auf dem Stuhle Petri begrüßte. In der That ſchienen die Dinge ſich gut anzulaſſen. Dem neuen Papſt lag es ſehr am Herzen, daß Michelangelos Kunſt ſeinen Namen verherrliche, und er wendete dem Künſtler das größte Wohlwollen zu. Zunächſt ſorgte er dafür, daß den Geldverlegenheiten geſteuert würde, die ſo häufig die Thätigkeit Michelangelos lähmten; er dachte daran, ihm durch eine geiſtliche Pfründe eine dauernde Verſorgung zu verſchaffen, und als der Meiſter ſich weigerte, durch Empfang der niederen Weihen in den geiſtlichen Stand zu treten, zwang er ihm ein Gehalt von 50 Dukaten monatlich auf. Michelangelo ſträubte ſich gegen dieſe Beſoldung, weil er ſich fortwährend mit dem Gedanken quälte, daß er durch die Übernahme der neuen Verpflichtungen ein Unrecht gegen die Erben Julius' II begehe. Aber auch in dieſer Hinſicht wurde er beruhigt. „Ihr habt," wurde ihm am 24. März 1524 aus Rom von einem dem Papſte naheſtehenden Mann geſchrieben, „viele Feinde, die von Euch ſagen was ſie nur können, aber Ihr habt einen Papſt zum Freunde ....., und nichts ſoll Euch fehlen, beſonders im Punkt der Ehre; überlaßt Eure Sache mit dem Grabmal (des Papſtes Julius) dem der Euch wohl will und der Euch ſo frei machen kann, daß Ihr Euch um nichts zu bekümmern braucht, und denkt nur daran, den Auftrag des Papſtes nicht außer Augen zu laſſen — lieber ſterben! Und nehmt Euer Gehalt an, das Euch gern gegeben wird. „Der Kardinal Pucci ließ Michelangelo ſchreiben,

Abb. 49. Apollo. Marmorstandbild im Nationalmuseum zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

daß er sich allen Wünschen desselben hinsichtlich des Grabmals füge, selbst wenn er bestimme, daß es durch andere Hände fertig gemacht werden solle. Und der nächste lebende Verwandte Julius' II, Francesco Maria della Rovere, Herzog von Urbino, wagte nicht, dem bestimmten Willen des neuen Papstes zu widersprechen. So konnte Michelangelo seine ganze Kraft den Mediceergräbern widmen.

Der Bau der Grabkapelle, die gegenüber der von Brunellesco erbauten Sakristei an die Kirche angelehnt und im Gegensatz zu dieser gewöhnlich als die neue Sakristei bezeichnet wurde, ging schnell von statten. Das Gebäude bekam äußerlich eine ganz einfache Gestalt; die Hauptsache sollte seine innere Ausstattung mit prächtigen Grabmälern werden. Im Februar 1524 war das Gewölbe des Gebäudes geschlossen. Bald nachher konnte Michelangelo in einem an den Papst persönlich gerichteten Briefe, in welchem er gegen die Zulassung der Mitarbeit anderer Künstler Verwahrung einlegte, mitteilen, daß die Laterne der Kuppel fertig sei. Bei deren Enthüllung gab er auf die Frage, warum er dieselbe der von Brunellesco erbauten Laterne auf der alten Sakristei ganz gleich habe machen lassen, die treffende Antwort: „Man kann sie wohl anders machen, besser aber nicht." Am 12. Januar 1524 fing Michelangelo an, mit einem Schreiner die Holzmodelle für die Grabmäler herzustellen, zu denen er die Figuren in Thon skizzierte. Nun vergingen aber wieder mehrere Jahre, ohne daß die Arbeit an den Grabmälern selbst recht in Fluß kommen konnte. Der Papst zersplitterte die Kraft des Meisters durch eine Menge von Zwischenaufträgen, so daß dieser allen Grund hatte zu der Klage: „Man kann nicht mit den Händen an der einen Sache arbeiten und mit dem Gehirn an einer anderen." Da war zuerst eine Aufgabe, die dem Wesen Michelangelos fern lag, weil andere als künstlerische Gesichtspunkte bei ihr maßgebend sein mußten: die Errichtung eines Gebäudes neben der Kirche zur Aufnahme der be-

rühmten Mediceischen Bücherſammlung. Dann mußte Michelangelo einen Reliquienbehälter für die S. Lorenzokirche entwerfen. Ein anderes Mal ſollte er über einen neben dem Garten des Medici-Palaſtes zu errichtenden Rieſen von 40 Ellen Höhe nachdenken; was Michelangelo im Oktober 1525 über dieſen Rieſen aufgeſchrieben hat, kann freilich nur als eine Verſpottung des wunderlichen Gedankens aufgefaßt werden. Störender noch als die Zwiſchenarbeiten, von denen allerdings der Bau der Bibliothek und deren Einrichtung den Meiſter längere Zeit aufhielt, war der öftere Meinungswechſel des Papſtes hinſichtlich der Grabmäler ſelbſt, infolgedeſſen fortwährend neue Entwürfe angefertigt werden mußten. Die Berichte hierüber werden durch eine Anzahl erhaltener Skizzen — wenn auch dieſelben nicht alle von Michelangelos eigner Hand herrühren — ergänzt. Urſprünglich ſollten vier freiſtehende Grabmäler in der Kapelle Platz finden, zur Aufnahme der Gebeine Lorenzos des Herrlichen, ſeines ermordeten Bruders Giuliano und ſeiner beiden kürzlich verſtorbenen Nachkommen; die letzteren waren ſein jüngſter Sohn Giuliano, Herzog von Nemours († 1516), und ſein Enkel, Pietros Sohn, Lorenzo der Jüngere, der den Titel eines Herzogs von Urbino führte († 1519). Die beſcheidenen Raumverhältniſſe der Kapelle ließen die Aufſtellung der vier Freibauten als zu beengend erſcheinen, und ſo wurde beſchloſſen, daß an jeder der vier Wände eins der Grabmäler angebracht werden ſollte. Im Jahre 1524 kam Clemens VII auf den Gedanken, daß auch für ihn und Leo X hier Grabmäler errichtet werden ſollten, obgleich es gebräuchlich war, daß die Päpſte in Rom beigeſetzt wurden. Da aber in der Kapelle kein Raum für ſechs Grabmäler war, ſo ſollte nur jeder der beiden Päpſte eines für ſich bekommen, den beiden „Magnifici" aber, den Vätern der Päpſte, einerſeits und den beiden jüngeren Familienmitgliedern andererſeits je ein Doppelgrabmal (Abb. 47) gewidmet werden. Zwei Jahre ſpäter aber waren nicht nur die Grabmäler der Päpſte, ſondern auch diejenigen ihrer Väter ausgeſchieden; es war jetzt nur noch von den Gräbern der beiden Herzöge die Rede. Der Figurenſchmuck der Grabmäler iſt in den verſchiedenen Skizzen verſchieden angegeben. Gegen Ende des Jahres 1525 beſtand aber

Abb. 50. Skizze zur Mediceiſchen Madonna. Federzeichnung in der Albertina zu Wien.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

auch in dieſer Hinſicht keine Ungewißheit mehr. So bewegte die Sache ſich endlich in ebenem Geleiſe. Am 23. Dezember 1525 fügte der Papſt einem Brief ſeines Sekretärs an Michelangelo eigenhändig die Worte bei: „Du weißt, daß die Päpſte nicht lange leben, und Wir können nicht ſtärker als es der Fall iſt wünſchen, zu ſehen oder wenigſtens zu hören, daß die Kapelle mit den Gräbern der Unſrigen und die Bibliothek fertig werden; deswegen empfehlen Wir Dir die eine und die andere Sache; und inzwiſchen faſſen Wir Uns, wie Du ja ſagſt, mit einer guten Geduld, und Wir bitten Gott, daß er Dir es ins Herz lege, alles zuſammen zu fördern; und zweifle nicht daran, daß es Dir weder an Arbeiten noch an Belohnung fehlen werde, ſo lange Wir das Leben behalten. Und bleibe mit dem Segen Gottes und dem Unſrigen. Julius."

Im April 1526 berichtete Michelangelo nach Rom, daß die Maurerarbeit an dem

Abb. 31. Skizze zur Mediceischen Madonna, für die Ausführung maßgebend geblieben. Federzeichnung in der Sammlung des Louvre zu Paris.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.

einen Grab vollendet sei und daß in der nächsten Woche diejenige an dem anderen begonnen werden solle; gleichzeitig damit könnte die Stuckarbeit an der Wölbung der Kapelle ausgeführt werden, zu welchem Zwecke Giovan da Udine aus Rom kommen sollte; er selbst habe von den elf Figuren, welche er eigenhändig auszuführen wünsche, sechs bereits angefangen, und er fühle sich wohl im stande, die sämtlichen Figuren rechtzeitig fertig zu machen oder doch nur Unwesentliches daran anderen Händen zur Ausführung zu überlassen.

Das einzige, was Michelangelo jetzt bedrückte, war der Gedanke an das Julinsgrabmal. Im Laufe von mehr als zwanzig Jahren hatte dieses Gespenst sein Aussehen verändert. Während es einst so lockend vor des Künstlers Augen gestanden hatte, daß er jede Arbeit, die sich zwischen ihn und dieses Traumbild stellte, als eine Qual empfand, so erschien es ihm jetzt nur drohend und schreckend. Michelangelo fühlte gar nicht mehr die Kraft in sich, das mit so heißer Begeisterung begonnene Werk zu vollenden. Nicht mehr der Wunsch des Herzens, sondern das Pflichtgefühl hielt ihn an dasselbe gefesselt.

Der Herzog von Urbino verharrte nicht lange in der Geduld, die er im Anfang der Regierung Clemens' VII zu zeigen schien. Die Frist, binnen deren das Grabmal hätte vollendet sein sollen, war abgelaufen, und von Adrian VI hatten die Erben Julius' II sich die Erlaubnis ausgewirkt, gerichtlich gegen Michelangelo vorzugehen. Aber Michelangelo wollte nicht prozessieren. „Ich nehme an, ich hätte prozessiert und verloren," schrieb er im April 1525, „und müßte Schadenersatz leisten. Wenn daher der Papst mir helfen will, was mir die größte Freude wäre, da ich wegen Alters oder schlechten körperlichen Befindens das Julinsgrab zu vollenden nicht im stande bin, so kann er als Mittelsmann den Willen aussprechen, daß ich zurückerstatte, was ich bekommen habe um dasselbe zu machen: so daß ich aus dieser Sache herauskomme und daß die Verwandten des Papstes Julius mit dem zurückerstatteten Geld es machen lassen können nach ihrem Gefallen und von wem sie wollen .... Und ich werde im stande sein, an die Sachen des Papstes zu denken und zu arbeiten: denn auf diese Weise lebe ich nicht, geschweige daß ich arbeite .... Es läßt sich mit Liebe machen, ohne zu prozessieren ...." Michelangelo wünschte nur, daß bei der Abrechnung die Zeit mit in Betracht gezogen werde, die er an anderen Dingen im Dienste Julius' II verloren habe, wie bei dem Aufenthalt in Bologna. Einige Monate später schrieb er nochmals, daß er Ersatz leisten wolle; aber nur Geld, keine Arbeit dürfe man von ihm verlangen; denn er fühle sich zu alt, um hoffen zu können, daß er noch etwas anderes, als dasjenige, was er für Papst Clemens angefangen habe, vollenden werde. Doch willigte er im September 1525 ein, die Ausführung des Grabmals in Gestalt eines flachen Aufbaues an der Wand, an welchem die von ihm bereits vollendeten Figuren Verwendung finden sollten, zu leiten. Trotzdem wurde er im folgenden Jahre durch eine so hohe Berechnung der Ersatzansprüche von Seiten der Verwandten des Papstes Julius erschreckt, daß er aus aller Fassung geriet. „Wundert Euch nicht, daß ich ganz den Kopf verloren habe," schrieb er an

seinen Vertreter in Rom. — Aber trotz alledem arbeitete Michelangelo in dem Bewußtsein, daß ihn in der Sache des Juliusgrabmals kein Verschulden traf, und des starken Schutzes Clemens' VII versichert, rüstig weiter an den Mediceergräbern, bis die Ereignisse ihn zwangen, die Arbeit zu unterbrechen. — Am 6. Mai 1527 wurde Rom von den spanischen und deutschen Söldnern des Connetable von Bourbon erstürmt und jener fürchterlichen Plünderung preisgegeben, die heute noch nicht aus der Erinnerung des Volkes verschwunden ist. Clemens VII wurde in der Engelsburg gefangen gehalten. Sofort nach dem Bekanntwerden dieser Ereignisse erhoben sich die Florentiner, um die verhaßte Herrschaft abzuschütteln, welche Alessandro, der uneheliche Sohn des Herzogs Lorenzo, ausübte. Der aufgeregte Zustand, in welchem sich die Stadt nach der Wiedereinführung einer Volksherrschaft, wie sie zu Savonarolas Zeit bestanden hatte, befand, wurde verschlimmert durch das Ausbrechen der Pest. In Michelangelos Armen starb als Opfer der Pest sein Bruder Buonarroto, für dessen Wohlergehen er immer so unermüdlich gesorgt hatte. Wenn Michelangelo nicht an den Gräbern der Mediceer arbeitete, während Florenz über die Vertreibung des letzten Mediceers jubelte, so ist ihm das nicht zu verdenken. Die Regierung der Republik benutzte die Muße des Meisters, um ihm den Auftrag zu erteilen, das schon im Jahr 1508 geplante Gegenstück zum David anzufertigen. Im April wurde ihm ein vorhandener Marmorblock zu diesem Zweck überwiesen; ein siegreicher Riese sollte dargestellt werden, Herkules, der den Antäus würgt, oder Samson, der den Eselskinnbacken über einem erschlagenen Philister schwingt. Michelangelo machte auch Skizzen zu einer solchen Gruppe; aber er führte das Riesenbild nicht aus. Aufgaben ganz anderer Art traten an ihn heran, bevor es dazu kommen konnte. Florenz rüstete sich, um zur Verteidigung seiner Freiheit dem Papst und dem Kaiser die Stirn zu bieten. Man

Abb. 52. Mediceische Madonna. Marmorbild in der Grabkapelle der Mediceer in S. Lorenzo zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E.
(Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Abb. 53. Grabmal des Giuliano de' Medici in S. Lorenzo zu Florenz. Gesamtansicht. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

machte sich auf eine schwere Belagerung gefaßt. Neun Männer wurden ernannt, welchen die Anordnung der zur Verteidigung der Stadt erforderlichen Vorkehrungen oblag; unter ihnen Michelangelo. Ein bürgerliches Verwaltungsamt hatte der Meister einige Zeit vorher ausgeschlagen; aber dem Schutze seiner Vaterstadt lieh er willig seine Kräfte. Am 6. April 1529 wurde er für die Dauer eines Jahres zum obersten Leiter und Aufseher der Befestigungen von Florenz ernannt. Mit rastlosem Eifer ließ er Wälle und Gräben und Bastionen herstellen, besonders den die Stadt beherrschenden Hügel von S. Miniato sicherte er in einer Weise, die sich erfolgreich bewährte. Im Mai wurde er nach Pisa geschickt, um auch dort für die Instandsetzung der Festungswerke Anordnungen zu treffen. Im August ging er im Auftrage der Republik nach Ferrara zum Zwecke der Einsichtnahme in die berühmten Festungswerke, welche der Herzog Alfonso d'Este seiner Stadt gegeben hatte. Inzwischen rückte das Heer Karls V gegen Florenz vor. Eine Stadt nach der anderen ging der Republik durch Erstürmung oder Übergabe verloren. In Florenz selbst entstand eine fürchterliche Verwirrung; während die einen mit dem Mut der Verzweiflung das äußerste zu wagen entschlossen waren, verzweifelten andere an jeder Möglichkeit des Widerstandes. Viele verließen die Stadt, um den Fall derselben nicht mit ansehen zu müssen, und unter diesen war Michelangelo. Der König von Frankreich hatte ihm anbieten lassen, daß er in seine Dienste treten solle; bei der geringen Aussicht, welche die italienischen Zustände einem ferneren Gedeihen der Künste zu gewähren schienen, hatte Michelangelo sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, diesem

Abb. 54. Grabmal des Lorenzo de' Medici in S. Lorenzo zu Florenz. Gesamtansicht. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Rufe Folge zu leisten, sobald der Kampf um Florenz entschieden sein würde. In jener Zeit der höchsten Aufregung entschloß er sich plötzlich, nicht so lange zu warten, sondern gleich nach Frankreich zu gehen; auf der Bastion vor dem Thor S. Niccolò flüsterte ihm am Morgen des 21. September jemand ins Ohr, wenn er sein Leben behalten wolle, müsse er fliehen; jener Ungenannte verschaffte ihm Pferde, und er floh; er wußte nicht — wie er einige Tage später schrieb — ob der Rat von Gott oder vom Teufel kam. Am 30. September wurde über die sämtlichen Flüchtlinge die Acht ausgesprochen; ihre Habe sollte eingezogen werden, wenn sie sich nicht bis zum 6. Oktober dem Gericht stellten. Um zu retten, was sich retten ließ, verbarg oder verkaufte Michelangelos Magd, was sich an Einrichtungsgegenständen und Vorräten in seinem Hause befand; das vorhandene Verzeichnis dieser Dinge verrät, daß seine Einrichtung mehr als bescheiden war. Fast scheint es übrigens, als ob man an maßgebender Stelle seine Rückkehr vorausgesetzt hätte; denn sein Name befindet sich wohl in der Liste der Verbannten, aber nicht in der Liste derjenigen, deren Besitz eingezogen wurde. In der That folgte Michelangelo der Stimme der Pflicht und dem Rat seiner Freunde und kehrte im November von Venedig, wohin er zunächst geflohen war, über Ferrara nach Florenz zurück. Die Signoria hatte ihm die Zusicherung freien Geleits nach Venedig geschickt, und als er wiederkam, war seine Bestrafung nicht allzu streng; das Verbannungsurteil wurde am 23. November aufgehoben und statt dessen nur bestimmt, daß er für drei Jahre von dem Recht, im großen Rate zu sitzen, ausgeschlossen sein

ſollte, jedoch mit der Befugnis, alljährlich um ſeine Wiedereinſetzung einkommen zu dürfen; außerdem ſollte ihm für ſein Amt als oberſter Aufſeher der Verteidigungswerke fernerhin kein Gehalt ausgezahlt werden. Michelangelo kam noch gerade zur Zeit, um alle Schrecken der engeren Belagerung mit durchzumachen. In ſeinen Skizzenbuchblättern ſpiegeln ſich die blutigen Bilder wieder, welche die Straßen von Florenz belebten (Abb. 48). Trotz ſeiner kriegeriſchen Thätigkeit — denn von einem Aufhören ſeines Amtes, die Inſtandhaltung der Feſtungswerke zu leiten, iſt nirgends die Rede — fand Michelangelo noch Zeit, ſich bisweilen in das Reich der Kunſt zu flüchten. Er ſoll ab und zu heimlich in der Grabkapelle der Mediceer an den dort angefangenen Figuren gearbeitet haben. Und mit aller Beſtimmtheit verſichert Vaſari, daß während der Belagerung ein Temperagemälde unter der Hand des Meiſters entſtand, welches ſo weit ab wie nur möglich von der rauhen Wirklichkeit lag. Dieſes Bild ſtellte eine Leda vor; Herzog Alfons von Ferrara hatte dasſelbe bei Michelangelo beſtellt, als dieſer in kriegeriſcher Sendung bei ihm verweilte. Leider iſt das Gemälde, welches den Beweis erbrachte, daß der ernſte und düſtere Künſtler auch die ſinnliche Glut der Liebe mit der ganzen Kraft ſeiner Meiſterſchaft zu ſchildern verſtand, verloren gegangen. Michelangelo ſchenkte dasſelbe ſpäter aus Verdruß darüber, daß der Abgeſandte des Herzogs, welcher es in Empfang nehmen ſollte, eine alberne Bemerkung über die Darſtellung machte, ſeinem Gehilfen Antonio Mini, zugleich mit einer ganzen Anzahl von Kartons und ge-

Abb. 55. Die Nacht. Marmorfigur am Grabmal des Giuliano de' Medici in Florenz. Einzelfigur zu Abb. 53.

zeichneten und modellierten Skizzen, damit dieſer arme Künſtler aus dem Erlös die Heiratsausſtattung zweier Schweſtern beſtreite. Dann kam das Bild — oder eine Kopie desſelben, die Mini in gewinnſüchtiger Abſicht anfertigen ließ, — in den Beſitz des Königs Franz I von Frankreich: es hing in Fontainebleau, bis es unter Ludwig XIII das Opfer ſcheinheiliger Gewiſſensbedenken geworden ſein ſoll, indem der Staatsminiſter

Abb. 56. Der Tag. Marmorfigur am Grabmal des Giuliano de' Medici in Florenz. Einzelfigur zu Abb. 53.

des Royers den Befehl gab, dasſelbe zu verbrennen. Jedenfalls iſt ſowohl Michelangelos Original wie auch die betrügeriſche Kopie — eins von beiden wurde im vorigen Jahrhundert in ſtark beſchädigtem Zuſtand aufgefunden und nach England verkauft — gänzlich verſchollen. — Die heldenhaften Anſtrengungen, mit welchen die Florentiner ihre Freiheit verteidigten, waren vergeblich. Nicht die feindlichen Geſchoſſe, nicht die Peſt und nicht der Hunger vermochten während der zehnmonatlichen Belagerung ihren Mut zu brechen. Aber der Verrat ihres Heerführers Malateſta zwang ſie, am 12. Auguſt 1530 ihre Thore dem Feind zu öffnen und ein unbarmherziges Gericht über ſich ergehen zu laſſen. Karl V ſetzte den vertriebenen Aleſſandro de' Mediei als erblichen Herrſcher von Florenz ein und überließ die Stadt der Gnade oder Ungnade des Papſtes. Mit ſchonungsloſer Strenge wurde gegen alle gewütet, die einer beſonderen Feindſchaft gegen die Mediecer verdächtig waren. Auch der Mann, dem die Mauern und Wälle der Stadt ihre Widerſtandsfähigkeit verdankten, hatte allen Grund, die Folgen ſeiner Vaterlandsliebe zu fürchten. Michelangelo hielt ſich eine Zeitlang verborgen. Aber Papſt Clemens VII billigte dem großen Künſtler ebenſo gut eine Ausnahmeſtellung zu, wie

Abb. 57. Der Abend. Marmorfigur am Grabmal des Lorenzo de' Medici in Florenz. Einzelfigur zu Abb. 54.

es das Jahr zuvor die Regierung der Republik gethan hatte. Der Papſt hatte ſich ſelbſt durch böswillige Gerüchte, welche von den leidenſchaftlichen Neidern Michelangelos verbreitet wurden und welche ihn einer unwürdigen Gehäſſigkeit gegen die Mediceer beſchuldigten, in ſeinem Wohlwollen nicht irre machen laſſen; er hatte bei ſolchen Anſchwärzungen nur, wie Sebaſtiano del Piombo dem Meiſter ſpäter berichtete, traurig mit den Achſeln gezuckt. Als Mittelsmann zwiſchen dem Papſt und Michelangelo trat der päpſtliche Bevollmächtigte in Florenz Baccio Valori, ein geborener Florentiner, auf. Dafür machte Michelangelo demſelben als Geſchenk das Marmorbild eines Apollo, der ſich anſchickt, einen Pfeil aus dem Köcher zu ziehen. Die Figur, welche ſich jetzt im Nationalmuſeum zu Florenz befindet, iſt nicht ganz fertig geworden; ſie verrät keine beſondere Begeiſterung des Meiſters und faſt macht ſie den Eindruck, als ob ſie aus der Umarbeitung eines für das Juliusgrabmal beſtimmt geweſenen Gefangenen hervorgegangen wäre (Abb. 49).

Vor Ablauf des Jahres 1530 war Michelangelo wieder eifrig bei der Arbeit in der Grabkapelle der Medici, und er blieb während der nächſten Jahre bei dieſem Werk. Aber er arbeitete unter der größten körperlichen und geiſtigen Qual. Er war, wie ein Freund am 29. September 1531 über ihn berichtet, bis zur Fleiſchloſigkeit abgemagert. „Michelangelo wird," heißt es in demſelben Bericht weiter, „nicht mehr lange leben, wenn nicht Abhilfe geſchafft wird; denn er arbeitet viel, ißt wenig und ſchlecht und ſchläft auch nicht, und ſeit einem Monat

Abb. 58. Der Morgen. Marmorfigur am Grabmal des Lorenzo de' Medici in Florenz. Einzelfigur zu Abb. 54.

wird er ſtark behindert durch Kopfſchmerzen und Schwindel; er hat, kurz geſagt, zwei Übel, eines am Kopf und eines am Herzen, und für jedes gibt es ein Heilmittel, man muß nur die Urſache wiſſen und ausſprechen." Das Heilmittel für den Kopf ſollte darin beſtehen, daß dem Meiſter verboten würde, während des Winters in der feuchten und kalten Kapelle, wo er ſich den Tod hole, zu arbeiten; das Heilmittel für das Herz ſollte in der endlichen Regelung der Sache des Juliusgrabmals beſtehen; denn um dieſer Sache willen war Michelangelo ganz in Schwermut verfallen.

Es iſt wahrhaft peinlich, die Geſchichte der Hinundherverhandlungen über dieſe Angelegenheit zu verfolgen. Zum Glück beſaß Michelangelo in Papſt Clemens einen wirklichen Freund. Es war keine bloße Redensart, wenn Sebaſtian del Piombo an den Meiſter ſchrieb (am 29. April 1531): „Über die Nachricht, daß Ihr Euch für ihn abmüht, daß Ihr Tag und Nacht arbeitet, hat er (der Papſt) ſich ſehr gefreut; aber nicht weniger würde er ſich freuen, wenn er wüßte, daß Ihr Euch zufrieden fühltet und ruhigen Mutes wäret, und daß Ihr die gleiche Liebe, die er zu Euch hegt, ihm entgegenbrächtet." So wendete Clemens VII jetzt auch alle Mittel an, um Michelangelo gegen Beläſtigung durch die Anſprüche des Herzogs von Urbino zu ſchützen. Das äußerſte Mittel, zu dem er ſchritt, erſcheint uns verwunderlich genug, aber es war zweifellos ſehr wirkſam: am 21. November 1531, alſo bald nach der Kenntnisnahme von dem oben erwähnten Bericht, ſchickte er ein Breve an Michelangelo, worin er demſelben bei Strafe

Abb. 39. Das jüngste Gericht. Freskogemälde in der Sixtinischen Kapelle zu Rom.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

der Ausſchließung aus der Kirchengemeinſchaft verbot, an irgend etwas anderem als an den Mediceergräbern zu arbeiten. Das würde wohl, heißt es in einer vertraulichen Erläuterung, als Entſchuldigung allen anderen Anforderungen gegenüber — denn außer dem Herzog von Urbino, der auf ſeinem Recht beſtand, waren noch zahlloſe Kunſtfreunde da, die irgend etwas, und wenn es nur ein paar Striche wären, von Michelangelo zu beſitzen wünſchten, — genügen; zugleich ſollte der Meiſter ſo, indem er an jeder Zerſplitterung ſeiner Kraft verhindert wurde, gezwungen werden, beſſer für ſeine Geſundheit zu ſorgen, um derentwillen ihm außerdem ein behaglicherer Arbeitsraum angewieſen wurde. Da aber der Papſt erfuhr, daß Michelangelo doch keine volle Ruhe finden könnte, ſo lange die römiſche Grabmalsangelegenheit in der Luft ſchwebte, riet

Abb. 60. Zwei Auferstandene zwischen Engel und Teufel. Kreidezeichnung nach Michelangelos Jüngstem Gericht. Im Museum zu Weimar. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

er ihm ſelbſt, zur Ordnung derſelben nach Rom zu kommen. Im Frühjahr 1532 begab ſich Michelangelo nach Rom. Dem entſchloſſenen Auftreten ſeines Freundes Sebaſtiano del Piombo, der die Vertreter des Herzogs auf den unſchätzbaren Kunſtwert deſſen, was Michelangelo bereits für das Grabmal geſchaffen hatte, überzeugend hinwies, hatte er es zu verdanken, daß ihm die günſtigſten Bedingungen entgegengebracht wurden. Er hatte ſich erboten, 2000 Dukaten Schadenerſatz zu zahlen, wenn das Grabmal durch andere fertig gemacht würde; ſtatt deſſen ſollte er jetzt noch 2000 Dukaten zubekommen, wenn er nur durch Zeichnungen, Modelle und perſönliche Leitung die Anweiſungen zur Ausführung des Grabmals gäbe; es würde genügen, ſo meinte Sebaſtiano, wenn nur etwas von ſeinem Schatten auf das Werk fiele. Die Zahl der am Grabmal anzubringenden Figuren ſollte auf ſechs, die fertig in Rom oder angefangen in Florenz ſtanden, beſchränkt werden. Unter dieſen Bedingungen gab der Papſt die Erlaubnis, daß Michelangelo alljährlich mehrere Monate ſein Werk in Florenz verlaſſen dürfe, nur in Rom zu arbeiten. Hiernach wurde am 29. April 1532 ein neuer Vertrag über das Juliusgrabmal abgeſchloſſen, der alle Parteien zufrieden zu ſtellen ſchien. Als Aufſtellungsort für das Grabmal wurde in dieſem Vertrag, da man von der im Neubau begriffenen Peterskirche abſehen mußte, die Kirche S. Pietro in vincoli beſtimmt, deren Titel Julius II als Kardinal getragen hatte. Michelangelo teilte jetzt ſeine Zeit in der vorgeſehenen Weiſe zwiſchen Florenz und Rom. In Rom hatte er neben dem Juliusgrabmal

Abb. 61. Ein Teufel aus der Umgebung des Minos und eine emporschwebende Auferstandene. Kreidezeichnung nach Michelangelos Jüngstem Gericht. In der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

noch eine andere Arbeit, die seine Thätigkeit mehr in Anspruch nahm als jenes: der Papst erteilte ihm den Auftrag, die Schmalwände der Sixtinischen Kapelle mit großen Gemälden zu schmücken; an der Eingangswand sollte der Sturz der bösen Engel, an der Altarwand das Weltgericht dargestellt werden, und den Karton zu letzterem Gemälde mußte Michelangelo alsbald beginnen.

Als Michelangelo im Herbst 1534 Florenz verließ, um wieder an seine römischen Arbeiten zu gehen, sah er die Heimatstadt, wo er kurz vorher seinen neunzigjährigen Vater begraben hatte, zum letztenmal. Clemens VII starb am 25. September 1534, zwei Tage bevor Michelangelo in Rom eintraf. Nach dem Tode dieses mächtigen Beschützers war in Florenz kein Aufenthalt mehr für ihn. Denn er wußte sich gehaßt von dem neuen Gebieter der Stadt, von dem weder Milde noch Gerechtigkeit zu erwarten war, und den er dadurch noch besonders erzürnt hatte, daß er ihm die Anfertigung der Pläne zum Bau einer Zwingburg glatt verweigerte. Papst Clemens hatte dem lasterhaften Alessandro gegenüber mit der größten Schärfe die Interessen des Künstlers wahrgenommen; aber jetzt hatte dieser in Florenz alles zu fürchten. Er ließ daher die Mediceergräber stehen und liegen wie sie waren. Es fehlten daran nicht weniger als zwölf Figuren; aber immerhin war ein gewisser Abschluß erreicht. Hauptsächlich durch Vasaris Bemühungen wurde das Vorhandene in gute Ordnung gebracht und die ganze Kapelle, wenn auch erst nach langen Jahren, würdig in Stand gesetzt.

Es ist ein mannigfaltig bewegtes, düsteres Stück Lebensgeschichte, welches den Hintergrund der gewaltigen Schöpfung Michelangelos bildet, die, obgleich unvollendet, für sich allein genügen würde, ebensogut wie die Decke der Sixtinischen Kapelle, ihm für alle Zeiten und über allen Wechsel des Geschmacks hinaus unvergänglichen Ruhm zu sichern. Der Eindruck, den die Grabkapelle der Medicer als Ganzes, in ihrer Einheit von Baukunst und Bildhauerkunst, bei dem von oben her nach allen Seiten hin gleichmäßig einfallendem Licht, auf den Beschauer ausübt, läßt sich nicht schildern; man kann ihn nur an Ort und Stelle empfinden. An jedem der beiden Grabmäler, welche die Seitenwände einnehmen, befinden sich nur drei Figuren: das sitzende Bild der hier bestatteten Persönlichkeit in der mittelsten Nische des unteren Wandgeschosses und zwei allegorische Gestalten, welche auf dem Deckel des vor der Wand stehenden Sarkophags ruhen. Diese drei Figuren wirken so mächtig, daß sie die Leere der vielen unausgefüllt gebliebenen Nischen vergessen lassen. An der Wand gegenüber dem Altar befindet sich als siebente Figur von Michelangelos Hand eine Madonna; zu ihren Seiten wurden nachträglich die nach den Entwürfen des Meisters von seinen Gehilfen ausgeführten Figuren der beiden Schutzheiligen des Mediceischen Hauses, Cosmas und Damian, aufgestellt.

Die Madonna war die erste Figur, welche Michelangelo für die Mediceische Grabkapelle entwarf. Schon 1521 wurde der betreffende Marmorblock zurechtgehauen. Aber zehn Jahre später harrte sie noch der Vollendung, und gänzlich fertig ist sie überhaupt nicht geworden. In dem Madonnenantlitz, das mit unendlicher Milde über das Kind hinweg zu uns herabblickt, kehrt etwas von der ruhigen Schönheit der Madonnen-

bilder aus Michelangelos Jugendzeit wieder; bei dem Jesuskind deutet die Mächtigkeit der Formen und die ungestüme Kraft der Bewegung — das ist Michelangelos eigenste Weise — das göttliche Wesen an (Abb. 52; mit den Skizzen Abb. 50 u. 51). Ursprünglich war die Madonna für die Mittelnische eines Doppelgrabmals bestimmt (Abb. 47). Mit dem Zurichten des Marmorblocks nach den Maßen der Nische hängt es zusammen, daß der Meister, der niemals Modelle im großen für seine Marmorarbeiten anfertigte, an der rechten Seite der Figur nicht genug Marmor übrig behielt, um den rückwärts aufgestützten Arm (vgl. Skizze Abb. 51) mit völliger Freiheit herauszuarbeiten.

Die Bilder der beiden Herzöge, die übrigens kaum als eigentliche Bildnisse aufzufassen sind, erscheinen in idealer, antiker Feldherrnrüstung. In vornehm stolzer Haltung sitzt Guiliano da: lässig spielen seine Hände mit dem Feldherrnstab, den der Herrscher des Kirchenstaats ihm anvertraut hat; auf den harten Zügen des Kriegers liegt ein leises Weh, eine Klage um die Thaten, welche der achtunddreißigjährig Gestorbene ungethan lassen mußte (Abb. 53). Lorenzo (Abb. 54) erscheint in tiefes Nachdenken versunken; die Stimmung wird eigentümlich gesteigert dadurch, daß das Gesicht ganz im Schatten des Helms verborgen ist. Worüber grübelt der Gedankenreiche — il pensoso, so nennt ihn Vasari — ? Denkt er an das Schicksal seines Vaters, der in der Verbannung im Dienste eines Fremden fallen mußte, und daran, daß er selbst der einzige und letzte Enkel Lorenzos des Herrlichen ist, dessen Geschlecht kein rechtmäßiger Nachkomme fortpflanzt? Oder quält es ihn im Tode, daß sein außerehelicher Sohn Alessandro durch seine Mißregierung nur Schaden und Schande über das schöne Florenz bringt? Dieser Gedanke mag wohl Michelangelos Meißel geleitet haben, als er das Marmorbild ausführte; denn dasselbe entstand erst nach dem Untergang der Freiheit von Florenz — im September 1531 war es noch nicht angefangen —, während das Bild Giulianos bereits im Frühjahr 1526 gänzlich vollendet war.

Auf dem Sarkophag zu Füßen Giulianos ruhen die allegorischen Gestalten des Tages und der Nacht (Abb. 55 u. 56), auf dem Sarkophag Lorenzos diejenigen des Abends und der Morgenröte (Abb. 57 u. 58). Diese vier Figuren befanden sich im Jahre 1526 sämtlich schon in Arbeit. Sie waren angefangen worden, als noch die Absicht bestand, daß jede Figur für sich auf einem Sarkophag lagern sollte (vgl. Abb. 47);

Abb. 62. Ein Aufrestehender und ein zur Seligkeit Aufsteigender (derselbe wird im Original von einem Engel, der ihn am linken Arm gefaßt hat, emporgezogen). Kreidezeichnung nach Michelangelos Jüngstem Gericht. In der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Geoffee in Leipzig.)

Abb. 63. Ein emporsteigender Seliger. Rötelzeichnung nach Michelangelos Jüngstem Gericht. In der Sammlung der Kunstakademie zu Venedig. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

daher kommt es, daß sie bei der später beschlossenen Aufstellung, zu je zweien auf einem Sarkophag, mit den Füßen keinen Platz mehr auf dem Sargdeckel gefunden haben. Was Michelangelo mit diesen Gestalten, zu denen noch mehrere von verwandter Art hinzukommen sollten, sagen wollte, darüber geben einige Worte Auskunft, die er selbst auf der Rückseite einer Zeichnung aufgeschrieben hat: „Der Tag und die Nacht sprechen und sagen: wir haben mit unserm schnellen Lauf den Herzog Giuliano zum Tode geführt; es ist wohl billig, daß er sich dafür rächt, wie er thut; und die Rache ist diese: wie wir ihn getötet haben, so hat der Tote uns das Licht genommen, und mit dem Schließen seiner Augen hat er die unsrigen zugedrückt, daß sie nicht mehr leuchten über der Erde. Was hätte er wohl mit uns gemacht, wenn er am Leben blieb!“ Die zuerst vollendete von den vier mächtigen, übermenschlichen Gestalten, die einzige, welche ganz fertig geworden, ist die Nacht. Die Mutter von Schlaf und Tod, der zur Kennzeichnung eine tragische Maske, eine Eule und ein Bündel Mohnköpfe beigegeben sind, erscheint als eine kräftig-schlanke Riesin von mütterlicher Bildung; sie schläft, aber im Schlaf verfolgt sie der Schmerz. Einst fand man unter dieser Gestalt einen Zettel angeheftet, auf dem die Bewunderung ihrer Lebensfülle mit einem gewandten Hinweis auf Michelangelos Namen, in einer Vierzeile ausgesprochen war:

Die Nacht, die du in lieblichen Geberden
Hier schlafen siehst, ein Engel ließ sie werden
Aus diesem Stein; die Schlafende hat Leben.
Weck' sie nur auf, sie wird dir Antwort geben.

Darauf ließ Michelangelo die Nacht antworten:

Lieb ist der Schlaf mir, Stein zu sein noch lieber:
Nichtsehn, Nichtfühlen muß für Glück ich halten,
So lang' Unheil und Schmach im Lande walten.
Drum weck' mich nicht; sprich leis und geh vorüber.

Dieser berühmte Austausch von Gedichten fand zu einer Zeit statt, wo für Florenz der Verlust der Freiheit eine endgültige Thatsache geworden war. Es wäre darum unrichtig, zu denken, daß Michelangelo eine politische Anspielung im Sinne gehabt hätte, als er die Nacht so schmerzerfüllt darstellte. — Das Gegenbild der Nacht, der Tag, muß die zuletzt ausgeführte Figur sein; denn der Kopf derselben ist nicht über die erste Anlage hinausgekommen; aber aus den kaum angedeuteten Zügen dieses Kopfes spricht schon mit wunderbarer Bestimmtheit der beabsichtigte Ausdruck. Die gewaltige Kraft des Riesenleibes möchte sich zu Thaten regen, aber bittere Unlust hält ihn nieder, daß die mächtigen Glieder sich zu unerwünschter Ruhe bequemen müssen. — Die gleiche Bedeutung, wie an dem Grabmal Giulianos die Nacht und der Tag, haben um denjenigen Lorenzos der Abend (il crepuscolo, das Dunkelwerden) und der Morgen (l'aurora, die Morgenröte). Der Abend erscheint als ein Greis. Aber die Muskeln dieses Greises sind kaum weniger gewaltig, als diejenigen des kraftstrotzenden Mannes, der den Tag verbild-

licht. Man sieht, es ist nicht körperliche Ermattung, sondern die Abspannung dumpfen Grams, was ihn schwer und müde zur Ruhe sinken läßt. Die Morgenröte zeigt im Gegensatz zur Nacht mädchenhafte Formen; sie ist schön, aber durch keinen Hauch von sinnlichem Reiz wird die Schönheit dieser Gestalt zum Menschlichen erniedrigt. Sie vermag nicht, sich vom Lager zu erheben; die Augen, die sich eben im Erwachen geöffnet haben, möchten sich gleich wieder schließen. In diesem Antlitz hat der Ausdruck des Schmerzes die größte Bitterkeit angenommen. Die Figur der Morgenröte wurde im Jahre 1531 fertig, man darf wohl denken, daß Michelangelo unwillkürlich in ihren Zügen sich die bitteren Empfindungen hat wiederspiegeln lassen, die der Fall von Florenz ihm verursachte. Es ist gar keine Frage, daß die Gestalten von Nacht und Morgen, Tag und Abend nichts anderes ausdrücken sollen, als den Schmerz über den Tod der beiden Mediceer. Was sie aber in Wirklichkeit ausdrücken, sind doch nur die Schmerzen, welche die Seele ihres Schöpfers marterten. Durch nichts unterscheiden sich Michelangelos Gestalten so sehr von der Antike, wie dadurch, daß sie gar nichts Allgemeingültiges haben, sondern nur die Äußerung rein persönlicher Stimmung sind. Aber die Persönlichkeit, deren Seele so aus den Kunstwerken zu uns spricht, ist von einer überwältigenden, man möchte sagen übermenschlichen Größe.

Nach dem Tode Clemens' VII hoffte Michelangelo, seine Verpflichtungen gegen die Erben Julius' II ungestört erfüllen zu können. Aber der Nachfolger Clemens', Paul III (Alessandro Farnese) legte sofort Beschlag auf den Künstler. Auf Michelangelos Bemerkung, daß er, durch den Vertrag mit dem Herzog von Urbino gebunden, diesen zufrieden stellen müsse, bevor er dem Papst mit seiner Kunst dienen könne, geriet Paul III in hellen Zorn und rief: „Dreißig Jahre lang habe ich mich danach gesehnt, und jetzt, wo ich Papst bin, soll ich's mir versagen? Ich zerreiße den Vertrag!" Michelangelo wollte aus Rom fliehen, und an irgend einem stillen Ort, in einer im Gebiet von Genua gelegenen Abtei des ihm befreundeten Bischofs von Aleria, oder in Urbino, ausführen, was er noch für das Juliusgrabmal zu thun hatte. Aber der neue Papst zwang den Künstler sowohl, wie den Herzog von Urbino unter seinen Willen. Bald nach seiner Thronbesteigung besuchte er mit einem großen Gefolge von Kardinälen den Meister in dessen Wohnung; er bewunderte die dort vorhandenen Figuren für das Juliusgrabmal und hörte es gern, als der Kardinal von Mantua über den Moses den Ausspruch that, daß diese Figur allein genügend sei, um Papst Julius zu ehren; und beim Anblick der für das Jüngste Gericht bereits angefertigten Zeichnungen beschloß er, daß Michelangelo dieses Werk für ihn ausführen solle.

Alsbald wurden in der Sixtinischen Kapelle die Gerüste aufgeschlagen, und im Frühjahr 1535 begann Michelangelo die Ausführung des großen Freskogemäldes, dem, da es sich über die ganze Fläche der Altarwand ausdehnte, nicht nur die drei

Abb. 64. Ein Verdammter, von Teufeln herabgezogen. Kreidezeichnung nach Michelangelos Jüngstem Gericht. In der Albertina zu Wien.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Großer in Leipzig.)

Abb. 65. Teufel, der einen Verdammten hinabträgt. Rötelzeichnung nach Michelangelos Jüngstem Gericht. In der Albertina zu Wien.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

hier befindlichen Gemälde aus dem vorhergegangenen Jahrhundert (von Perugino), ſondern auch zwei Lünettenbilder weichen mußten, welche Michelangelo ſelbſt vor 24 Jahren gemalt hatte. Am 1. September 1535 ernannte Paul III den Meiſter durch ein in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken abgefaßtes Breve zum oberſten Baukünſtler, Bildhauer und Maler des Vatikans und wies ihm auf Lebenszeit ein jährliches Einkommen von 600 Goldſcudi und außerdem die Einkünfte aus dem Zoll der Pobrücke bei Piacenza, die auf den gleichen Betrag geſchätzt wurden, an. — Der greiſe Meiſter gebrauchte acht Jahre, um das ungeheuer große Gemälde des Jüngſten Gerichts, bei dem er wieder jede Mitwirkung von Gehilfen verſchmähte, zu vollenden. Der Weihnachtstag des Jahres 1541 wird als der Tag bezeichnet, an dem das Bild „zum Staunen Roms und der Welt“ aufgedeckt wurde.

Michelangelos Weltgericht (Abb. 59) iſt ein gemaltes Dies irae; der Tag des Schreckens iſt in ihm geſchildert. Chriſtus erſcheint nicht, wie ſonſt üblich, in der gemeſſenen Ruhe eines antiken Götterbildes; der Weltenrichter iſt, als der eifrige Gott der Bibel, mit der fürchterlichen Majeſtät des Zornes bekleidet. Wie er beim Schall der Poſaunen, der die Toten aus der Erde ruft, die Hand erhebt, um mit einer Geberde, die jeden Widerſpruch ausſchließt, den Auferſtandenen zur Linken das Urteil ewiger Verdammnis entgegenzuſchleudern, da geht es wie Schrecken auch durch die dichtgedrängten Scharen der Heiligen, welche in doppeltem Kreiſe den Richter umgeben, und die Engel, welche in der Höhe die Leidenswerkzeuge Chriſti der Welt entgegenhalten, ſcheinen zu erzittern. Die Erde hat ſich geöffnet, und man blickt in ihren verborgenen Schlund, wo Teufel heimlich und gierig die erwachenden Toten zu ergreifen ſuchen, bevor ſie ihnen von Engeln — die hier wie überall in dem Bilde ohne Flügel erſcheinen — entzogen werden. Dann zieht eine unſichtbare Kraft oder die hilfreiche Hand von Engeln die Begnadeten hinauf, bis ihre Schar ſich mit den endloſen Reihen der um Chriſtus verſammelten Seligen vereinigt. Den Aufſteigenden gegenüber ſtürzen die Verdammten. Von oben her durch Engel zurückgetrieben, von unten durch grimmig ſtarke Teufel gezerrt, ſinken ſie pfeilgerade oder in verzweifelter Bewegung des Widerſtandes, mit einer unheimlichen Langſamkeit, die den Eindruck der Unerbittlichkeit ſchauerlich verſtärkt, in die Tiefe. Am Rand der Erde wird die Luft zur Flut; das iſt der Acheron, auf dem der alte Fährmann Charon, nach der durch Dante eingebürgerten Vorſtellung, eine Schar Verworfener in ſeinem Nachen zur Hölle fährt. Der hölliſche Ferge

„Schlägt mit dem Ruder jeglichen, der zögert,“

und unter ſeinem Schlage ſtürzt und drängt ſich die Menge nach dem vorderen Rand des Kahnes, wo ſie von hohnlachenden Teufeln gepackt und herausgeriſſen werden, oder, was noch ſchauerlicher wirkt, ohne äußeren Zwang, von grauſiger Notwendigkeit getrieben, in das Reich der ewigen Qual hinabſpringen. Dort harrt ihrer, von wilden, häßlichen Genoſſen umgeben, der Höllenfürſt Minos, von einer Schlange umwunden; in ſeinen Zügen miſcht ſich mit dem Ausdruck der eignen endloſen Qual die teufliſche Luſt über die Ankunft der Opfer.

Das Gemälde iſt nicht leicht zu be-

trachten. Seine ungeheure Größe erschwert den Überblick. Das Schlimmste aber ist, das es bis zur völligen Zerstörung der Farbenwirkung geschwärzt ist. Michelangelo hatte, um die Ablagerung von Staub auf dem Bilde zu verhüten, die zur Aufnahme desselben bestimmten Wandfläche so vorbereiten lassen, daß sie eine kleine Neigung vornüber bekam; infolgedessen aber hat der Rauch der Altarkerzen um so nachteiliger auf dasselbe eingewirkt. Hat man sich aber erst hineingesehen, daß es einem gelingt, die einzelnen Gruppen zu verstehen und eingehend zu betrachten, so findet man überall eine Wucht und Größe der Gedanken und Empfindungen, die man nur mit Dantes Dichtung vergleichen kann. — In den so mannigfaltig bewegten Gestalten hat das jüngere Künstlergeschlecht eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung gefunden, wie eine große Menge noch erhaltener, nach dem Karton oder dem fertigen Freskobild von den verschiedensten Händen gezeichneter Wiedergaben von einzelnen Figuren und Gruppen bekundet (Abb. 60 bis 66). — Michelangelo mußte es erleben, daß sein Weltgericht wegen der Nacktheit fast sämtlicher Figuren Anfechtungen und Unbilden erleiden mußte. Schon während der Arbeit wurde er dieserhalb von dem päpstlichen Ceremonienmeister Biagio da Cesena getadelt; dafür rächte er sich, wie Vasari erzählt, dadurch, daß er dem Minos die Züge des Biagio gab, und Paul III hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ein Mann, der ein großes Werk mit kleinlicher und niedriger Gesinnung betrachtete, in solcher Weise bestraft wurde. Sehr heftig waren sodann die Angriffe des Dichters Pietro Aretino. Diese Angriffe waren um so abscheulicher, als sie nicht aus innerer Überzeugung hervorgingen; Aretino, der in seinen schriftstellerischen Werken der zügellosesten Unanständigkeit fröhnte, erboste sich gegen Michelangelo, weil er von diesem, an den er sich mit Ratschlägen und schmeichlerischer Bewunderung herangedrängt hatte, nicht in der erhofften Weise durch das Geschenk eines Kunstwerkes von hohem Wert geehrt wurde; darum eiferte er ganz wütend gegen das Bild, das er vorher hoch gepriesen

Abb. 66. Verdammte am Rande von Charons Nachen. Kreidezeichnung nach Michelangelos Jüngstem Gericht. In der Ambrosiana zu Mailand. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

hatte, und gegen dessen Urheber, der sich durch die Herabwürdigung des Heiligen als „Lutheraner“ entpuppt habe. Solche Ausfälle hatten zwar zunächst keinen Erfolg. Aber in Paul IV kam 1555 ein Papst zur Regierung, dem der Blick dafür fehlte, daß Michelangelos Gestalten in ihrer künstlerischen Erhabenheit das würdigste Gewand besaßen. Derselbe hatte sogar die Absicht, das Gemälde ganz herunterschlagen zu lassen; er begnügte sich dann aber damit, eine Übermalung der anstößigen Stellen anzuordnen. So flickte, da selbstverständlich Michelangelo dem Herzog von Urbino einen sehr freundlich gehaltenen, mit den Worten „Liebster Herr Michelangelo“ anfangenden Brief bekommen, des Inhalts, daß der Herzog dem Papst zu liebe gern warten wolle, bis der Meister mit der für ihn begonnenen Arbeit vollständig fertig sei, und daß er das feste Vertrauen hege, Michelangelo werde alsdann mit doppeltem Eifer die Vollendung des Grabmals vornehmen. Michelangelo hatte das Wohlwollen des Herzogs zu nähren gewußt durch einen demselben übersandten Entwurf zu einem in Edelmetall auszuführen-

Abb. 67. Untenstück des Grabmals des Papstes Julius II in der Kirche S. Pietro in vincoli zu Rom.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

nicht für eine derartige Entstellung seiner Schöpfung zu gewinnen war, dessen Schüler Daniello Ricciarelli allerhand Gewandstücke in das Bild; diese traurige Arbeit währte mehrere Jahre, sie wurde erst unter Pius V durch einen anderen Maler zu Ende geführt. Eine Auffrischung dieser Übermalungen, die im vorigen Jahrhundert stattfand, hat noch ganz besonders zur Verunstaltung des Gemäldes beigetragen.

Nach der Vollendung des Jüngsten Gerichts kam endlich auch die Tragödie des Juliusgrabmals zu einem Abschluß. Im September 1539 hatte Michelangelo von den Salzfaß. Im Frühjahr 1542 arbeiteten mehrere Gehilfen — die zum Teil schon seit längerer Zeit mit dieser Arbeit beschäftigt waren — an den Figuren, welche Michelangelo für den oberen Teil des Grabmals angeordnet hatte. Andere, darunter Francesco di Amadore, genannt Urbino, der zugleich der Diener des Meisters war, arbeiteten an dem baulichen Rahmen und dem Zierwerk. Am 6. März 1542 erklärte der Herzog in einem Briefe an Michelangelo noch einmal ausdrücklich, daß er von dessen eigner Hand — mit Rücksicht darauf, daß der Papst ihn schon wieder durch einen

neuen Auftrag gebunden habe, — nichts weiter verlange, als die drei bereits fertigen Figuren. Eine neue Schwierigkeit bereitete Michelangelo sich selber, oder vielmehr sein künstlerisches Gewissen bereitete sie ihm. Zwei von jenen drei Figuren, die beiden Gefangenen, waren bestimmt gewesen, an einem mächtig aufgebauten, mit zahlreichen anderen Figuren ausgestatteten Grabmal in Gemeinschaft mit vielen gleichartigen als schmückende Glieder, in inniger Verbindung mit der Architektur, verwendet zu werden. An dem verkleinerten, zu einem an die Wand angelehnten flachen Aufbau zusammengeschrumpften Grabmal würde es allzu befremdlich ausgesehen haben, wenn zwei Nebenfiguren, deren Bedeutung noch dazu durch ihre Vereinzelung abgeschwächt wurde, als ein hervorragender Hauptbestandteil des Figurenschmucks aufgetreten wären. Darum beschloß Michelangelo, dieselben durch inhaltlich bedeutsamere Gestalten zu ersetzen; er wählte dazu, in Wiederaufnahme eines Gedankens, welcher schon bei dem ersten Entwurf des Grabmals bestand, die Verbildlichung des thätigen und des beschaulichen Lebens.

So begann er eigenhändig, da doch einmal drei Figuren von seiner Hand das Werk schmücken sollten, die überlebensgroßen Figuren der Rachel und der Lea: jene als die Beschauliche betend, diese — nach einem von Dante gebrauchten Bilde — mit einem Blumenkranz in der Rechten und einem Spiegel in der Linken als die Thätige. Zwar wurde in dem Vertrag, der am 20. August 1542 als der letzte über das Juliusgrabmal abgeschlossen wurde, dem Meister gestattet, die Vollendung auch dieser beiden Figuren fremder Hand zu überlassen. Aber er kam später doch wieder auf die eigenhändige Ausarbeitung derselben zurück. Im Jahre 1545 war das Grabmal Julius' II in der Gestalt, in der wir es in der Kirche S. Pietro in vincoli erblicken, fertig. Sein unterer Teil zeigt eine Anordnung, welche derjenigen entspricht, die Michelangelo für das Erdgeschoß des ursprünglich geplanten Grabbaues entworfen hatte: zu den Seiten eines Mittelfeldes zwei von Hermenpfeilern eingeschlossene Nischen. In den Nischen haben die Verbildlichungen des beschaulichen und des thätigen Lebens Platz gefunden, und in dem engen Mittelraum sitzt der gewaltige Moses; die Leere über den vor den

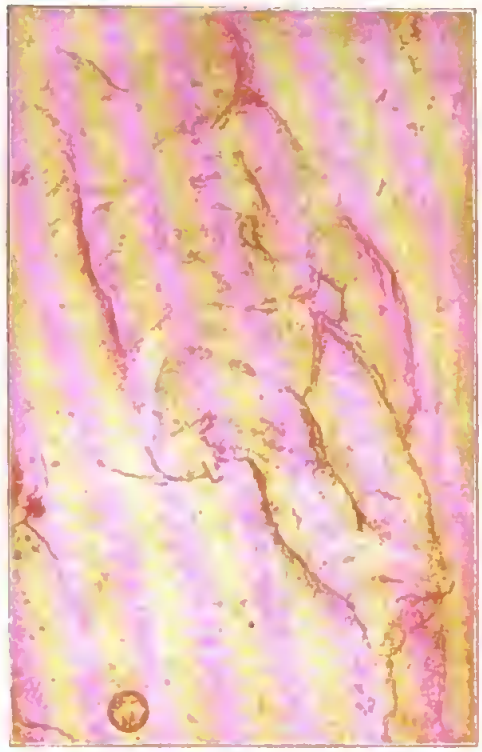


Abb. 68. Cheilfigur für die Kreuzabnahme des Daniel da Volterra. Kreidezeichnung in der Sammlung der Kunstakademie zu Venedig. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Verleger Hugo Grosser in Leipzig.)

Pfeilern heraustretenden Sockeln, die als Fußgestelle für die Reihe der Gefangenen gedacht waren, wird durch gewundene Steingebilde, umgekehrte Konsolen, einigermaßen ausgefüllt (Abb. 67). Der obere Teil des Grabmals, der in der Mitte die Figuren des auf einem Sarkophag ruhenden Papstes und der Madonna, seitlich diejenigen eines Propheten und einer Sibylle enthält, zeigt nicht nur in den Figuren sehr deutlich, daß Michelangelos Hand hier ferngeblieben ist, sondern er verrät auch in der Anordnung nichts von Michelangelos Geist. Wir erfahren, daß Michelangelo sich über die Figuren des Propheten und der Sibylle sehr unzufrieden geäußert habe. Im übrigen aber überwog die Beruhigung, daß die Sache überhaupt zu einem Ende gekommen war, den Schmerz darüber, daß dieses Ende im Vergleich mit den großen Hoffnungen, die er vor vierzig Jahren gehegt, so überaus kläglich war. Der einst so leidenschaftliche Mann hatte gelernt, sich zu ergeben. So hatte er auch später auf die Mitteilung,

Abb. 69. Die Auferstehung Christi. Kreidezeichnung im Britischen Museum zu London.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

daß sein Freskobild des Weltgerichts auf Befehl Pauls IV einer Übermalung unterworfen werden sollte, nichts zu erwidern als die Worte: „Bilder lassen sich ändern; wenn der Papst nur die Welt ändern könnte!“

Die überflüssig gewordenen Figuren der beiden Gefangenen schenkte Michelangelo dem in Lyon ansässigen Florentiner Roberto Strozzi, in dessen römischem Hause er im Jahre 1544 während einer schweren Krankheit gepflegt wurde. Dieselben kamen dann in den Besitz des Connetable Anne de Montmorency; vom letzten Montmorency wurden sie dem Kardinal Richelieu geschenkt, und sie blieben im Besitz der Familie Richelieu, bis sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts für den französischen Staat erworben wurden. — Es ist erwähnenswert, daß Michelangelo an Roberto Strozzi die Bitte richtete, dem König von Frankreich zu sagen, daß er, Michelangelo, auf seine eignen Kosten dem König ein ehernes Reiterstandbild auf dem Hauptplatz von Florenz errichten wolle, wenn derselbe Florenz die Freiheit wieder verschaffte. Michelangelo glühte für die Freiheit seiner Heimat, die doch als endgültig verloren gelten mußte, seit Alessandros Nachfolger, der junge und thatkräftige Cosimo, das Haupt der jüngeren Linie der Mediceer, die Stadt und ihr Gebiet als ein erbliches Herzogtum beherrschte. In jener Zeit mag der Meister die trotz ihres unfertigen Zustandes so wunderbar ausdrucksvolle Büste des Freiheitshelden Brutus gemeißelt haben, die sich im Nationalmuseum zu Florenz befindet.

Der in dem Brief des Herzogs von Urbino vom 6. März 1542 erwähnte neue Auftrag Pauls III an Michelangelo war die Ausschmückung der Kapelle, welche dieser Papst im Vatikan hatte erbauen lassen, und die nach ihm als die Paulinische Kapelle bezeichnet wird, mit Freskogemälden. Die

darzustellenden Gegenstände waren die Bekehrung des Paulus und die Kreuzigung des Petrus. Die allmähliche Erfüllung dieses Auftrags beschäftigte den betagten Meister bis zum Jahre 1549. Wir müssen darüber staunen, daß Michelangelo im achten Jahrzehnt seines Lebens noch die körperliche Kraft besaß, welche dazu gehört, eine umfangreiche Freskomalerei auszuführen; und wir dürfen uns nicht darüber wundern, wenn aus diesen späten Werken, ungeachtet aller Schönheiten, welche in den Einzelheiten der figurenreichen Darstellungen vorhanden sein mögen, keine große dichterische Kraft mehr spricht. — Michelangelo selbst sagte, die Freskomalerei sei keine Sache für alte

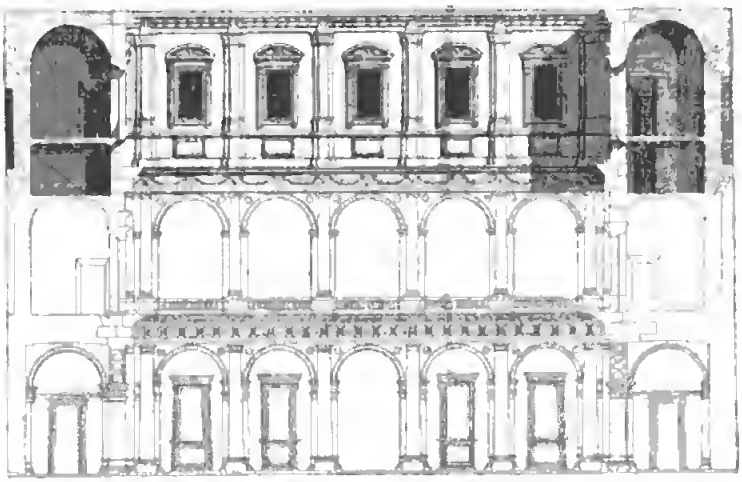


Abb. 70. Hofseite des Palazzo Farnese in Rom (der von Michelangelo entworfene Teil ist durch Schattierung hervorgehoben).

Leute, und in einer Gesellschaft, welche sich um die geistvolle und gefeierte Markgräfin-Witwe von Pescara, Vittoria Colonna, versammelt hatte, äußerte er, daß er nicht mehr die Kraft in sich fühle, welche eine solche Liebe wie die Malerei beanspruche.

Der Name der Vittoria Colonna ist der Nachwelt wohl durch nichts so sehr bekannt geworden, wie durch ihre Beziehungen zu Michelangelo. Vittoria, die Tochter des Großconnetable von Neapel, Fabrizio Colonna, war im Jahre 1490 geboren. Schon als Mädchen war sie weit und breit berühmt wegen ihres Geistes und ihrer Schönheit, und mehr als ihre Abstammung aus dem alten und mächtigen römischen Adelsgeschlecht ließen ihre persönlichen Eigenschaften sie in den Augen fürstlicher Bewerber begehrenswert erscheinen. Im Jahre 1509 vermählte sie sich mit ihrem Jugendgespielen Ferrante Francesco d'Avalos, Markgraf von Pescara, dem sie schon als Kind verlobt worden war. Pescara starb 1525 an den Wunden, welche er in der Schlacht bei Pavia empfing. Die Witwe suchte Trost in Andachtsübungen, in Werken der Wohlthätigkeit und in der Dichtkunst. Sie nahm ihren Aufenthalt in verschiedenen Klöstern, in Orvieto, Viterbo, Rom. Von 1544 bis zu ihrem Tode im Februar 1547 verweilte sie dauernd in Rom bei den Nonnen von S. Silvestro in capite. In ihrer Zurückgezogenheit von dem Treiben der Welt versagte Vittoria Colonna sich nicht den Genuß des Verkehrs mit geistreichen Männern, mit denen sie sich über Religion, Dichtung und Kunst unterhalten konnte. Man weiß nicht, wann ihr Verkehr mit Michelangelo begann, der sich zu dem innigsten und reinsten Bund zweier für das Schöne und Erhabene begeisterten Seelen gestaltete; die Vermutungen schwanken zwischen den Jahren 1533 und 1538. Die Markgräfin war nicht mehr jung und Michelangelo war dem Greisenalter nahe, als sie sich kennen lernten.

Unter den Gedichten aus Michelangelos Jugendzeit gibt es einige wenige — sie fallen in das Jahr 1507 —, welche sich mit heißem Verlangen an eine Geliebte wenden; das ist das Einzige, was darauf hinweist, daß er in jüngeren Jahren nicht völlig unempfindlich gegen Frauenliebe ge-

blieben sei, und nichts läßt vermuten, daß es sich hier um mehr als eine flüchtige Neigung gehandelt habe. Was die Kunst in Michelangelos Herzen an Raum übrig ließ, wurde, solange sein Vater lebte, durch die Sorge für dessen Wohlergehen ausgefüllt. Erst als diese liebgewordene Sorge von ihm genommen war, empfand er das Bedürfnis, sich enger an einen gleichgesinnten Menschen anzuschließen. Auf eine geradezu leidenschaftliche Freundschaft zu einem jungen, vornehmen Römer, Tommaso de' Cavalieri, den er mit Geschenken von Zeichnungen überhäufte und dessen lebensgroßes Bildnis er zeichnete, obgleich sonst das Porträtieren gar nicht seiner Neigung entsprach, folgte die Liebe zu Vittoria Colonna. Gegenseitige Bewunderung des Künstlers und der Dichterin knüpfte das Band, das um so fester und inniger wurde, je näher diese beiden ungewöhnlichen Persönlichkeiten im schriftlichen Verkehr und in mündlicher Unterhaltung einander kennen lernten. In dieser ebenso glühenden wie ehrfurchtsvollen Liebe fand die ungestüm leidenschaftliche Seele Michelangelos eine beglückende Ruhe.

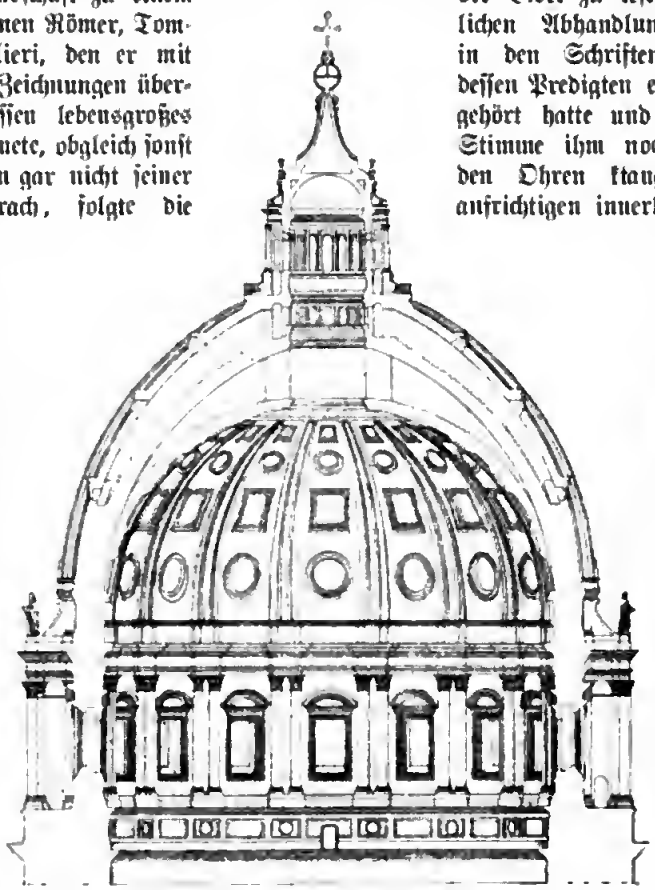


Abb. 71. Durchschnitt von Michelangelos Modell für die Kuppel der St. Peterskirche in Rom.

Die Mehrzahl von Michelangelos Gedichten sind in der Zeit des Umgangs mit Vittoria Colonna entstanden. Die meisten unter ihnen sind der Liebe zu dieser hohen Frau gewidmet. Andere nicht minder begeisterte gelten der Vaterstadt, und einige der schönsten sind dem großen Dichter gewidmet, der gleich ihm gezwungen war, das geliebte Florenz zu meiden; Michelangelo war ein großer Kenner und Verehrer Dante's und es ist sehr zu beklagen, daß ein von ihm mit Randzeichnungen versehenes Exemplar der Göttlichen Komödie bei einem Schiffbruch zu Grunde gegangen ist. Sehr zahlreich sind ferner die Gedichte religiösen Inhalts, aus denen eine wunderbare Tiefe der Empfindung spricht. Ernste, christliche Frömmigkeit war ein Grundzug von Michelangelos Wesen; er wurde nicht müde, in der Bibel zu lesen und in geistlichen Abhandlungen, besonders in den Schriften Savonarolas, dessen Predigten er in der Jugend gehört hatte und dessen lebhafte Stimme ihm noch im Alter in den Ohren klang. In dieser aufrichtigen innerlichen Frömmigkeit begegnete er sich mit Vittoria Colonna, er erkannte, wie er in einem seiner Gedichte sagt, in ihren schönen Augen das Licht, welches den Weg zum Himmel weist. — Dem entsprach der Inhalt der Zeichnungen, welche er für die geliebte Frau anfertigte. Christus am Kreuz in der Qual der letzten Augenblicke, und die Klage Marias an dem Leichnam Christi waren in diesen Zeichnungen dargestellt. Den letzteren Gegenstand wählte Michelangelo auch, als er, noch bei Lebzeiten der Vittoria, daran ging, ein Marmorwerk zum Schmuck seines eignen Grabes zu meißeln. Er begann aus einem großen Marmorblock eine Gruppe herauszuarbeiten, welche den eben vom Kreuze abgenommenen Leichnam des Heilands zeigte, wie er, von Nikodemus und Maria Magdalena gehalten, in die Arme der Mutter

sinkt. Aber er brachte dieses Werk nicht zu Ende. Als Vittoria Colonna verschieden war, der er am Sterbebett die Hände, doch nicht das Antlitz zu küssen wagte, hatte er die letzte Anregung, welche seine Schaffenskraft frisch erhielt, verloren. Wohl arbeitete er, als die Beendigung der Freskomalerei in der Paulinischen Kapelle ihm volle Muße gewährte, mit Eifer an der Marmorgruppe für sein Grab. Ein Augenzeuge berichtet aus dem Jahre 1550: „Ich kann sagen, daß ich Michelangelo, obgleich er über die Sechzig und nicht sehr kräftig ist, von einem sehr harten Marmor mehr Splitter in einer Viertelstunde habe herabhauen gesehn, als drei junge Steinhauer in drei oder vier fertig brächten, und er ging mit einem solchen Ungestüm daran, daß ich dachte, das ganze Werk müßte in Stücke springen, indem er auf einen Hieb große Brocken, drei oder vier Finger dick, herunterschlug, so haarscharf an seiner Anzeichnung, daß, wenn er weiter, als es sein sollte, gegangen wäre, er Gefahr lief, alles zu verderben."

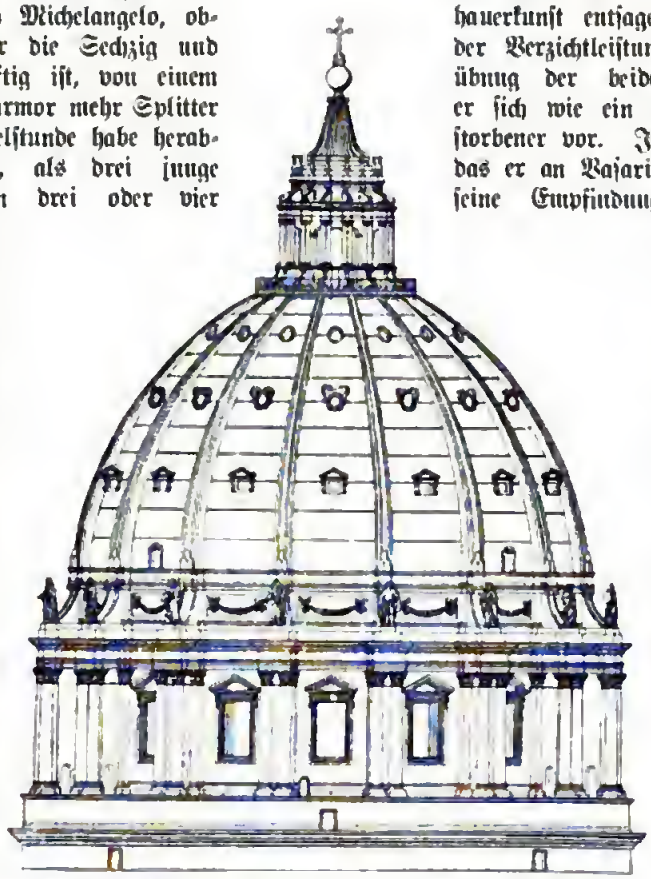


Abb. 72. Äußeres von Michelangelos Modell für die Kuppel der St. Peterskirche in Rom.

Michelangelo verdarb sich in der That dieses Werk durch sein Ungestüm, und als obendrein noch eine dunkle Ader darin zu Tage kam, zerschlug er zornig die Gruppe in Stücke. Ein Bildhauer, dem er die Marmorstücke schenkte, setzte dieselben wieder zusammen und ergänzte das Fehlende; in diesem Zustand ist die Gruppe später nach Florenz gekommen, wo sie hinter dem Hochaltar des Doms aufgestellt worden ist. Noch ärger verhauen ist eine nur aus den beiden Figuren der Mutter Maria und des toten Christus bestehende Gruppe, welche Michelangelo wahrscheinlich für sein Grab auszuführen beabsichtigte, bevor er sich zu jener größeren Gruppe entschloß; dieselbe befindet sich im Palazzo Rondanini zu Rom; das Merkwürdigste daran ist, daß der Kopf Marias, obgleich er nur mit ganz groben Hieben angelegt ist, ganz sprechend und ergreifend den beabsichtigten Ausdruck zeigt. — Der Meister sah ein, daß er auch der Bildhauerkunst entsagen müsse. Nach der Verzichtleistung auf die Ausübung der beiden Künste kam er sich wie ein schon halb Gestorbener vor. In einem Sonett, das er an Vasari sandte, hat er seine Empfindungen schön und ergreifend ausgesprochen; leider vermag die Übersetzung nur ein schwaches Bild zu geben von der Kraft und Knappheit von Michelangelos dichterischer Ausdrucksweise:

Am Ziel der Fahrt ist angelangt mein Leben,
— Wie schwach der Kahn, wie wild des Meers Gewalten! —
Im Hafen, wo der Landende gehalten
Ist, Rechnung über all sein Thun zu geben.
Die mich die Kunst zur Gottheit ließ erheben,
Zum einz'gen Herrn, die Freude am Gestalten:
Jetzt seh' ich, wie viel Irrtum sie enthalten,
Und wie wir gegen unser Bestes streben.
Die eitle, frohe Schaffenswonne endet,
Da sich ein zwiefach Sterben mir bereitet:
Ein Tod ist da, den andern seh' ich nahen.
Nicht mal' noch meißl' ich mehr: die Seele wendet
Zur Gottesliebe ruhig sich, die breitet
Vom Kreuz die Arme aus, uns zu umfahen.

Die letzten Jahre von Michelangelos Leben blieben von großen Stürmen, wenn auch nicht von mancherlei Betrübnissen und

Verdrießlichkeiten, verschont. Dank der von Paul III getroffenen Fürsorge lebte der betagte Meister in Wohlhabenheit, trotzdem ihm die Einkünfte aus dem Poübergang bei Piacenza verloren gingen, als Piacenza in den Besitz Kaiser Karls V kam. Im fortwährenden Kampf mit Entbehrungen hatte er sich an eine Lebensweise von außerordentlicher Einfachheit und Mäßigkeit gewöhnt. Da er diese Lebensweise auch im hohen Alter beibehielt, kam er in den Ruf des Geizes; aber seine Wohlthätigkeit und Freigebigkeit strafte solches Gerede Lügen. Die bewunderungswürdigste Art der Freigebigkeit bewies er den jungen Künstlern gegenüber, welche ihm — ohne im engeren Sinne des Wortes seine Schüler zu sein — nacheiferten; er schenkte ihnen nicht nur von seinen Studienzeichnungen, sondern er überließ ihnen ganze Kompositionen, damit sie dieselben ausführten. Sebastian del Piombo und Daniel Ricciarelli (Daniel da Volterra) haben vieles in ihren besten Werken der Erfindung Michelangelos zu verdanken gehabt. Insbesondere gilt des letzteren bedeutendstes Gemälde, die berühmte Kreuzabnahme in S. Trinità de' Monti zu Rom, als Michelangelos Geisteserzeugnis; eine erhaltene Zeichnung zu der Christusfigur in diesem Bilde weist mit Bestimmtheit auf die Hand des Meisters hin (Abb. 68). Viele Bilder von verschiedenen Malern werden ausdrücklich als auf solche Weise entstanden namhaft gemacht. Zu den bekannteren unter diesen gehört das von Jacopo da Pontormo gemalte Bild in der Uffiziensammlung: Venus und Amor, das sich im Besitz des Alessandro de' Medici befunden hat, somit in Michelangelos frühere Zeit — Alessandro wurde im Jahre 1537 ermordet — zurückreicht. Verschollen sind die zahlreichen Gemälde kleineren Maßstabes, welche der Mantuaner Marcello Venusti nach Zeichnungen Michelangelos ausführte. Unter denselben wird eine Auferstehung Christi erwähnt; von der Hand des Meisters sind zwei verschiedene, aber gleich eigenartige und gewaltige Kompositionen dieses Gegenstandes erhalten, welche nach der Art der Zeichnung seinem hohen Alter anzugehören scheinen; das eine der Blätter befindet sich im Louvre, das andere (Abb. 69) im Britischen Museum zu London.

Michelangelo überlebte seine sämtlichen Brüder. Giovansimone starb 1548, Sigismondo 1555. Beide hinterließen keine Nachkommenschaft, und Michelangelo verzichtete auf ihr Erbe zu Gunsten von Buonarrotos Sohn Leonardo. Diesem seinem Neffen, mit dem er bis in seine letzten Tage einen regen Briefwechsel unterhielt, kam von nun an all sein sorgender Familiensinn zu gute. Ein Verlust, der den einsamen Mann ebenso hart traf, wie der Tod eines Angehörigen, war der Tod seines Dieners Urbino (Francesco d'Amadore), der fünfundzwanzig Jahre lang sein Hauswesen besorgt hatte, der bei der Ausführung des Juliusgrabmals mit beteiligt gewesen war und auch hinsichtlich der Freskomalereien des Meisters ein nicht zu unterschätzendes Verdienst besaß; er war nämlich von Papst Paul III angestellt worden, die Fresken in der Sixtinischen und Paulinischen Kapelle regelmäßig abzustauben und von den Rußteilchen, welche bei festlichen Beleuchtungen anflogen, zu säubern; wie nützlich diese Vorsichtsmaßregel war, die nach dem Willen Pauls III niemals unterlassen werden sollte, später aber doch versäumt wurde, hat die Zeit gelehrt. Als Urbino erkrankte, ließ der siebzigjährige Michelangelo es sich nicht nehmen, selbst an dessen Krankenlager zu wachen; die Briefe, welche er über den Tod des treuen Dieners geschrieben hat, sind der rührendste Beweis von der Herzensgüte, welche sich unter seiner rauhen Außenseite verbarg.

Nachdem Michelangelo auf die Ausübung von zwei Künsten verzichtet hatte, blieb ihm die dritte: die Baukunst. Hier konnte er alle seine Schaffensgedanken zu vollkommenem Ausdruck bringen, ohne seinem Körper Anstrengungen zuzumuten, denen derselbe nicht mehr gewachsen war; hier genügten Zeichnungen, und die Lust und Kraft zum Zeichnen behielt er fast bis zum letzten Lebenstage. Michelangelos Bauthätigkeit in Rom begann mit der Vollendung des Farnesischen Palastes, den Paul III, als er noch Kardinal war, durch Antonio da Sangallo hatte anfangen lassen, den er aber als Papst reicher und stattlicher, als ursprünglich geplant, zu gestalten beschloß. Auf Michelangelos Erfindung beruhen an diesem Palast, der einer der schönsten Roms ist, das prächtige Bekrönungsgesims der Außenseite und das oberste Stockwerk der Hofarchitektur (Abb. 70). Die Ausführung des Kranzgesimses nach Michelangelos Plan war die

Folge eines vom Papst noch bei Lebzeiten des Sangallo ausgeschriebenen Wettbewerbs; den Ausbau des Hofes übernahm Michelangelo erst nachdem Sangallo gestorben war (1546). Der Tod Sangallos hatte für ihn die wichtigere Folge, daß er an dessen Stelle als Leiter des Neubaues von St. Peter berufen wurde. Die Ernennung geschah durch ein Breve vom 1. Januar 1547, welches dem Meister die Vollmacht erteilte, daß er alle Pläne ändern und ganz nach Gutdünken bauen und niederreißen dürfe, und ihn zugleich den Verwaltern des Kirchenbaues gegenüber vollständig unabhängig machte, ihn sogar von jeder Verpflichtung einer Rechnungsablage entband. Nachdem Papst Paul III gestorben war (10. November 1549), bestätigte dessen Nachfolger Julius III (1550 bis 1555) alle jene Vollmachten. Die Ernennung Michelangelos lautete auf Lebenszeit, und durch den mehrmaligen Wechsel auf den päpstlichen Thron, den er noch erlebte, blieb seine Stellung als Bauleiter des Petersdoms unberührt. Wohl fehlte es während der siebzehn Jahre von Michelangelos Thätigkeit an diesem Riesenbau niemals an Zank und Ärger. Mißgunst und Besserwissenwollen suchten dem Meister zu schaden. Viel mehr aber noch machten ihm die Bauverwalter zu schaffen, die, unwillig über die Verkürzung ihrer früheren Rechte und auch wohl unzufrieden mit der scharfen Beaufsichtigung, die hinsichtlich ihrer Ehrlichkeit stattfand, bald offen, bald heimlich mit immer neuen Angriffen gegen Michelangelo hervortraten. Mit unanfechtbarer Sieghaftigkeit wies der Meister alle Angriffe, welcher Art sie auch sein mochten, zurück. — Michelangelos Anteil an der endgültigen Gestalt der Peterskirche ist sehr bedeutend, wenn er auch selbst so bescheiden war, sich nur als den Ausführer der Pläne des Bramante, auf die er zurückkam, zu bezeichnen. Vor allem hat er den Ruhm, die Gestalt der Kuppel bestimmt zu haben. Schon gleich im Beginn seiner Thätigkeit als Baumeister von St. Peter beschäftigte er sich mit dem Gedanken an die stolze Kuppel, welche den Riesendom majestätisch bekrönen sollte. Die Kuppel des Doms seiner Heimatstadt schwebte ihm dabei vor Augen; deren Maße ließ er sich im Jahre 1547 schicken. Zehn Jahre später war der Bau so weit gediehen, daß der Aufbau der Kuppel beginnen sollte. Michelangelo machte eigenhändig ein Thonmodell zu derselben, und nach diesem wurde das große Holzmodell hergestellt, welches heute noch im Vatikan aufbewahrt wird und welches für die Ausführung im wesentlichen maßgebend geblieben ist (Abb. 71 und 72). Der alte Meister, der in den letzten Jahren, da ihm die Füße den Dienst versagten, auf einem Maultier auf den Bauplatz zu reiten pflegte, sah den senkrechten Teil des Kuppelgebäudes, die sogenannte Trommel, noch emporwachsen; aber es war ihm nicht mehr vergönnt, die gewaltige Rundung der Kuppel mit ihren unberechenbaren, ausschließlich von künstlerischem Gefühl bestimmten Umrißlinien sich gegen den Himmel wölben zu sehen.

Neben den Arbeiten an St. Peter beschäftigten noch verschiedene bedeutende Unternehmungen den Meister im neunten Jahrzehnt seines Lebens. Für die Stadt Rom, welche ihn im Jahr 1546 durch die außergewöhnliche Ehrenbezeugung der Verleihung des römischen Bürgerrechts ausgezeichnet hatte, übernahm er die Neuanlage des Kapitolsplatzes. Wenn auch diese Anlage erst nach seinem Tode und nicht ganz getreu nach seinen Plänen zur Ausführung kam, so verdankt doch der ehrwürdige Platz seine stolze jetzige Erscheinung dem Geiste Michelangelos; bemerkenswert ist, daß der Meister sich eines perspektivischen Kunstgriffes — Schrägstellung der beiden seitlichen Paläste — bediente, um die Raumwirkung des Platzes zu erhöhen. — Im Jahre 1559 übernahm er den Weiterbau der unter Leo X begonnenen Nationalkirche der Florentiner in Rom (S. Giovanni de' Fiorentini); doch kamen seine hierauf bezüglichen Pläne nicht zur Ausführung, weil sie zu kostspielig waren. — In dem nämlichen Jahre erhielt er einen Brief von der Königin Katharina von Frankreich, mit der Bitte um die Anfertigung eines ehernen Reiterstandbildes für ihren im Turnier umgekommenen Gemahl. Nicht umsonst berief sich die Tochter Lorenzos de' Medici auf die alte Anhänglichkeit Michelangelos an ihr Haus, um derentwillen sie hoffte, daß der Meister ihr gegenüber sich nicht mit seinem hohen Alter entschuldigen werde. Michelangelo willigte ein, eine Zeichnung für das Reiterstandbild Heinrichs II zu entwerfen; die Ausführung übertrug er dem Daniel da Volterra; durch dessen Tod (1567) wurde die Vollendung des angefangenen

Werkes vereitelt. — Von Papst Pius IV, der im Jahre 1559 auf Paul IV folgte, wurde Michelangelo für verschiedenartige Unternehmungen in Anspruch genommen. Er entwarf den Plan zu dem Grabmal, welches der Papst seinem Bruder, dem Markgrafen von Marignano, im Dom zu Mailand errichten ließ. Er gab die Zeichnung zu dem neuen Stadtthor, welches nach jenem Papst den Namen Porta Pia bekommen hat. In den Ruinen der Thermen des Diokletian legte er ein Karthäuserkloster an; der verhältnismäßig wohl erhaltene große Saal der Thermen wurde hierbei, mit möglichster Schonung des Vorhandenen, in eine Kirche (S. Maria degli Angeli) verwandelt. Leider ist diese Kirche durch eine im vorigen Jahrhundert vorgenommene Umänderung in ihrer Wirkung beeinträchtigt worden; der hundertsäulige Klosterhof, in welchem noch eine Gruppe von Cypressen gezeigt wird, die Michelangelo eigenhändig gepflanzt haben soll, ist jetzt, da er in ein Militärmagazin hineingezogen worden ist, ganz entstellt.

Michelangelo dachte wohl bisweilen daran, seine Tage in der Heimatstadt zu beschließen. Der Herzog Cosimo I von Florenz versuchte wiederholt und in der liebenswürdigsten Weise, ihn zur Übersiedelung zu bewegen. Schließlich hätten weder die Beschwerden des Greisenalters, noch auch die Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen von Florenz ihn an der Rückkehr in die Heimat verhindert; aber der Bau von St. Peter war ein Band, das ihn unlösbar in Rom festhielt. Es erschien ihm als eine schwere Sünde, diesen Bau zu verlassen, an dem er nicht um irdischen Lohnes willen — er hatte jede Art von Gehalt oder Entschädigung abgelehnt, als er die Anstellung annahm —, sondern aus Frömmigkeit und Liebe zu Gott wirkte. So widmete er dem Petersdom den letzten Rest seiner Kräfte.

Am 15. Februar 1564 wurde Michelangelo von einer großen Schläfrigkeit befallen. Er wollte dieselbe durch einen Spazierritt vertreiben; aber die Kühle der Witterung und eine Schwäche in Kopf und Beinen zwang ihn, ins Haus zurückzugehen und in einem ans Feuer gerückten Sessel Ruhe zu suchen. Am 18. Februar, eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, entschlief er im Beisein einiger wenigen Freunde.

Der Leichnam wurde in der Apostelkirche aufgebahrt. Der Papst wollte ihn im Dom von S. Peter, wo sonst nur Päpste bestattet zu werden pflegten, beisetzen lassen. Aber Michelangelo selbst hatte den Wunsch ausgesprochen, daß sein Leib in Florentiner Erde ruhen möge. Diesen Wunsch teilten der Herzog Cosimo und das nunmehrige Haupt der Familie Buonarroti, Michelangelos Neffe Leonardo. Der letztere ließ den Sarg mit der Leiche heimlich, als Warenballen verpackt, nach Florenz schaffen. Am 12. März wurde der Sarg in der Kirche S. Croce, wo sich der Begräbnisplatz der Buonarroti befand, aufgestellt. Der Direktor der im Jahre zuvor gegründeten Kunstakademie von Florenz ließ den Sarg im Beisein einer ungeheuren Menschenmenge öffnen, und man sah die Züge des Toten noch wohlerhalten. Auf Kosten des Herzogs wurde darauf eine Leichenfeier ins Werk gesetzt, so großartig und prunkend, wie Florenz noch keine gesehen hatte. Monatelang arbeiteten Maler und Bildhauer an der künstlerischen Ausschmückung der S. Lorenzokirche, welche zum Schauplatz dieser Feier bestimmt wurde und wo dieselbe am 14. Juli 1564 stattfand. Es sind mehrere ausführliche Beschreibungen erhalten, die der Nachwelt berichten, mit welchem Aufwand von Kunst und Pracht die Florentiner ihren großen Toten ehrten.

Über der Gruft Michelangelos in S. Croce ließ Leonardo Buonarroti ein stattliches Denkmal errichten; es zeigt die trauernden Gestalten der drei Künste um einen Sarkophag versammelt, über dem in einer Nische des Wandaufbaues die Büste des Meisters steht. Vasari, der getreue Schüler, gab die Zeichnung dazu, Herzog Cosimo, der Landesherr, schenkte den Marmor.

In Rom wurde an der Apostelkirche ein Ehrengrabmal für Michelangelo errichtet; darauf ist er in ganzer Figur in seiner Arbeitskleidung zu sehen. Die darüber angebrachte Inschrift sagt: Tanto nomini nullum par elogium. —

Dem Menschen Michelangelo hat ein Zeitgenosse (Scipione Ammirato) ein schönes Denkmal gesetzt in den wenigen Worten: „Neunzig Jahre lang hat Buonarroti gelebt, und in so langer Ausdehnung der Zeit und der Gelegenheit zu sündigen hat sich nie die Möglichkeit gefunden, ihn mit Recht eines Fleckens oder irgend welcher Häßlichkeit der Sitten zu zeihen."

Aus den Theatern Berlins.

Mai — September 1890.

Von Hanns von Spielberg.

Abdruck verboten.

So war sie denn geendigt — die theaterlose, die schreckliche Zeit, und die Stammgäste der ersten Aufführungen, die in Berlin mehr noch wie anderswo ein leider zu scharf abgegrenztes und ihren Neigungen nach nicht immer voll urteilsfähiges Publikum bilden, sind an den Premierensonnabenden bereits einigermaßen in Verlegenheit gewesen, welches Theater sie beglücken sollen.

Ganz theaterlos war übrigens Berlin auch während der Sommermonate nicht, und diejenigen Direktoren, welche ihr Haus offen hielten, haben Dank der schlechten Witterung und des großen Fremdenzuflusses, glaube ich, recht gute Geschäfte gemacht. Bei Kroll flöteten verschiedene wirkliche und noch mehr eingebildete Nachtigallen, im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater hielt der unverwüstliche „Arme Jonathan," eine der liebenswürdigsten Operetten, welche uns die letzten Jahre gebracht, tapfer Stand, und bei Wallner fand Direktor Hasemann in der „Mamsell Nitouche" den lange vergebens gesuchten Kassenmagnet und zugleich

in der feschen Wienerin, Frl. Biedermann, der Darstellerin der Titelrolle, die mindestens ebenso lange gesuchte Soubrette — um gleich darauf zu entdecken, daß eine jugendliche Choristin, Frl. Glöckner, die bei einer Erkrankung der ersteren in frischem Wagemut einsprang, sich mit einer hübschen Erscheinung und einem großen Nachahmungstalent das Wohlgefallen des Publikums in ebenso hohem Grade erwarb, wie der vielgerühmte Star. Mehr kann man nicht verlangen.

Mamsell Nitouche ist ein echt französisches Singspiel, das mit vollem Übermut den Mangel musikalischer Originalität erfolgreich ersetzt. In einer klösterlichen Pension, in der es noch weit ärger zugeht, als im jüngst aufgefrischten Suppéschen „Pensionat," hat der Herr Organist heimlich eine Operette komponiert, die in einer nahen Provinzialstadt demnächst in Szene gehen soll. Eine durchtriebene kleine Pensionärin bekommt Wind davon und studiert heimlich die Rolle der weiblichen Heldin; durch allerlei komische Verwickelungen übernimmt sie dieselbe wirklich bei der ersten Aufführung anstatt der durchgegangenen Primadonna, wird mit samt dem wackeren Herrn Organisten noch an demselben Abend in eine Traganerkaserne verschlagen, was die übliche Gelegenheit zu der unentbehrlichen Hasenralle gibt, und erobert sich das Herz eines jungen Offiziers. Die Handlung streift bisweilen hart an das Frivole, und die Darstellung gab sich — besonders in der Szene im Garderobenraum des Theaters — möglichst wenig Mühe, die mehr als pikanten Spitzen abzuschwächen. Die Munterkeit des ganzen Stückes ist aber nicht abzuleugnen, das Publikum kam aus dem Lachen nicht heraus, und damit war der Erfolg gesichert.

Es ist ja — unter Umständen wohlverstanden — so leicht zu befriedigen, das Berliner Publikum. Im Viktoriatheater nahm es das lächerlichste aller jemals aufgeführten Ausstattungsstücke „Die Million" — ein wüstes Gemenge abgedroschener Redensarten, elektrischen Lichts, bunter Dekorationen und mehr oder weniger gut gefüllter Trikots, mit lebhaftem Beifall auf, und im Adolf-Ernst Theater beklatscht es stürmisch eine sogenannte Gesangsposse „Unsere Don Juans," die meines Erachtens noch einige Stockwerke tief unter dem im vorigen Winter „epochemachenden" ‚Goldfuchs' steht. Entschuldigen Sie, wenn ich dieser Sorte Stücke hier überhaupt Erwähnung thue: es ist aber keineswegs ein minderwertiger Zuschauerkreis, welcher z. B. das Adolf-Ernst Theater alltäglich bis auf den letzten Platz füllt — sondern genau dasselbe Publikum, welches etwa im Deutschen Theater über das Schicksal irgend einer ernsten Novität entscheidet. Es sind würdige Männer und feingebildete Frauen, die über die faden Späße dieser Stücke aus vollem Herzen lachen, als ob sie nichts besseres kennen, und nachgerade scheint es in Berlin, „um mitsprechen zu können" mindestens ebenso notwendig zu sein, Fräulein Bäckers als Wirtschafterin gesehen zu haben, als etwa Fräulein Malten als Isolde. —

Ein anmutigeres Bild bot die Wiedereröffnung des Thomas-Theaters und die erste Novität der Friedrich-Wilhelmsstadt. Was zunächst die letztere anbetrifft, die „Puppensee," so wird dieselbe einem Teil meiner Leser allerdings nicht völlig neu sein. Die allerliebste Pantomime verdankt bekanntlich der Gräfin Pasqualine Waldstein, der jüngst verstorbenen zweitältesten Tochter der Fürstin Metternich, ihre Entstehung; die Herren Haßreiter und Gaul übernahmen die Arrangements, Bayer schrieb eine recht anmutige Musik dazu — und eine Anzahl reizender Komtessen debütierte im Palais Lichtenstein als Puppenbaby, Spanierin, Tirolerin oder Chinesin. Seither hat das wirklich poetische Kindermärchen seinen Umzug über viele deutsche Bühnen gehalten, während es in Berlin noch nicht aufgeführt wurde. Ort der Handlung: ein Puppengeschäft größten Stils, angefüllt mit allen möglichen und nicht möglichen Puppen und Automaten. Vor einer drolligen Bauerngesellschaft und der ebenso steifleinenen wie kinderreichen Familie eines Engländers produziert der Geschäftsinhaber seine Schätze: er zieht die Automaten auf, und sie beginnen ihren Tanz — ganz ihrem Charakter entsprechend, und doch auch wieder mit den kennzeichnenden, etwas eckigen Automatenbewegungen. Dann verschwinden die Käufer, es wird Abend, das Gas verlöscht, und in dem Laden fangen, von der Puppensee geweckt, die sich selbst überlassenen Figürchen ein übermütiges Tohuwahbohu zu treiben an, bis der Herr des Hauses erschreckt hinzueilt und unter der tollen Gesellschaft Ruhe zu stiften versucht. Eine reizende Ausstattung und eine große Anzahl wirklich hübscher, frischer Mädchenerscheinungen, unter denen besonders die „Papa- und Mamapuppe" jeden Abend Stürme von Beifall entfesselt, trugen nicht wenig zu dem Erfolg der anmutigen Kleinigkeit bei.

Direktor Thomas versuchte in ladenswertem Streben seiner kleinen Bühne ein höheres Ziel zu setzen, indem er Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind" zur Aufführung brachte. Es ist meines Erachtens auch ein recht bedauerliches Zeichen für den Geschmack unseres Berliner Publikums, daß das Stück nicht über eine beschränkte Anzahl von Aufführungen hinauskam — noch bedauerlicher war aber das Gelächter der Zuschauer über die ergreifende Szene in der Köhlerhütte. Wer diese Szene, wer das tiefempfundene Lied „So leb denn wohl, du stilles Haus!" derart mißverstehen kann, stellt sich selbst ein böses Armutszeugnis aus. Hoffentlich läßt sich Direktor Thomas nicht abschrecken, auf dem betretenen Wege fortzufahren, und führt uns bald weitere von Raimunds ewig jugendlichen Volksstücken vor, denen unsere ganze neuere Litteratur nichts gleichwertiges an die Seite zu setzen hat. —

Von den größeren Bühnen war bisher das Lessingtheater weitaus am rührigsten. Außer Meilhacs ebenso unwahrscheinlicher, wie unerquicklicher „Margot," deren Besprechung ich übergehe, brachte es in schneller Aufeinanderfolge Ibsens „Volksfeind," Wilbrandts „Neue Zeiten" und ein Lustspiel des Direktor O. Blumenthal selbst: „Das zweite Gesicht."

Wer bei dem Titel der letztgenannten Komödie etwa an das zweite Gesicht, von dem uns die schottischen Balladen erzählen, denkt, täuscht sich arg. Blumenthal versteht unter dem zweiten Gesicht lediglich die nicht ganz neue Thatsache, daß die Menschen oft unter anderen Beweggründen handeln, als die Welt ihnen unterschiebt. Das Stück könnte ebenso gut „Der Schein trügt“ oder, wenn man seinen Inhalt noch schärfer charakterisieren wollte, „Das Chekbuch“ heißen. Von der ersten bis zur letzten Szene dreht es sich lediglich um Geld, um Schulden, um bezahlen und um nicht bezahlen! An und für sich ist daraus ja nun durchaus kein Vorwurf zu formulieren, das Geld und seine Macht sind heutzutage Faktoren, die gewiß im ernsten, wie im heiteren Sinne zur dichterischen Behandlung geeignet sind. Die Art und Weise aber, wie Blumenthal den Begriff „Geld“ breitzerrt, wie er wieder und immer wieder die Cheks und Wechsel rauschen, das Gold klirren läßt, ist einfach unästhetisch. Graf Balduin Mengers ist ein schwer verschuldeter Lebemann schlimmster Sorte; den Borggrafen nennen ihn die Herren im Klub, im Gegensatz zu seinem jüngst verstorbenen alten Bruder, dem Burggrafen — ich würde ihn kurzweg einen Lumpen nennen, der leider nebenbei das Recht hat, die Grafenkrone im Wappen zu führen. Der verstorbene Burggraf hat kurz vor seinem Tode ein armes, junges Mädchen geheiratet, die natürlich ein Ausbund von Güte und Tugend und daher ebenso selbstverständlich bürgerlicher Herkunft ist. Zwischen der geborenen Koch und dem Grafen Balduin schwebt ein unangenehmer Geldprozeß, den letzterer mit Pauken und Trompeten verliert, während erstere nach dem Gewinn großmütig in das Haus ihres Vetters kommt und ihm in Gestalt eines Chekbuches den Betrag des Streites schenken will. In der Seele des Grafen regt sich doch noch ein Funken Anstandsgefühl, er weist die Summe zurück, obwohl er soeben seine Equipagen und seine gesamte Einrichtung verkaufen mußte; als die geborene Koch das Chekbuch doch zurückläßt, schließt er es in einen Schrank ein und wirft den Schlüssel, um jeder Anfechtung zu entgehen, zum Fenster hinaus. Eine Stunde später aber erbricht er den Schrank bereits mit Gewalt, und wir sehen ihn fleißig an der Arbeit, die Cheks auszufüllen.

Graf Balduin hat zwar kein Geld, aber eine reizende Tochter, die just in der Zeit, als der Herr Papa seinen letzten Mammon im Klub verspielte, überraschend aus der Dresdener Pension zurückkommt. Kitty, von den bedeutenderen Rollen die einzig gut gezeichnete, macht zwar natürlich auch schon Schulden für Schlagsahne, ist aber im übrigen ein allerliebster, durchtriebener, kleiner Backfisch, der auch das ganze Herz der Gräfin Mengers geb. Koch besitzt und sich einige andere Herzen dazu erobert. Trotz des bitteren Hasses, welchen Graf Balduin gegen die geborene Koch empfindet, die nicht nur seiner Meinung nach, sondern auch nach der Ansicht des Rechtsanwalts Drontheim, ihrer Jugendliebe, den greisen Burggrafen nur aus schnödem Egoismus geheiratet — trotz dieses Hasses willigt der Burggraf in seiner Geldklemme ein, daß Kitty im Hause der Gräfin eine gastliche Aufnahme findet, während er lustig von dem Gelde der Schwägerin weiter lebt und jeut. Ja, er findet sogar bald Geschmack an deren Häuslichkeit, noch mehr an ihrer Persönlichkeit und am meisten an ihrem Vermögen; er macht ihr einen Antrag, blitzt glänzend ab, und sie wird, nachdem sie in einer sehr seriösen Rede auseinandergesetzt hat, daß ihre erste Heirat keineswegs eine That der Selbstsucht, sondern vielmehr edelster Barmherzigkeit war, durch Kittys etwas plumpe Vermittlung die glückliche Braut des sauertöpfischen Juristen. Der kleine Backfisch fällt in die Arme eines Herrn von Maltitz, der sich in ihre Photographie verliebte und nebenbei nicht viel besser ist, als der Herr Papa, und dieser selbst verkündet mit den letzten Worten des Stückes, daß „seine zukünftige Adresse Montecarlo sei.“

Man sieht, aufregend ist der Inhalt des Stückes nicht, seine Hauptgestalten schmecken ausnahmslos nach dem bekannten Schema, die Motive sind grobkörnigster Natur und alle Effekte gewaltsam herbeigeführt — besonders in den letzten Akten wird die Handlung so schleppend, wie ich es noch in keinem Blumenthalschen Stück gesehen habe. Dagegen sprüht der Dialog wieder von witzigen Einfällen und amüsanten Wendungen; er beweist aufs Neue, wie scharf Blumenthal das großstädtische Leben zu beobachten versteht und wie gewandt er das Beobachtete zu verwerten weiß. Der soeben gegründete Dampfmühlenbesitzer, welchee die Einrichtung des Grafen kauft, der Pferdehändler, der seine Equipagen ersteht, sein abgefeimter Diener sind teilweise köstlich gezeichnete Episoden, während die Aristokraten in dem Stück bisweilen eine Sprache reden, die, gottlob, in unserer Gesellschaft denn doch noch nicht heimisch ist. Die Ausstattung, in welcher das Lessingtheater sonst meist einen wirklich guten Geschmack entwickelt, erinnerte etwas stark an den Dekorateur.

Gespielt wurde vortrefflich. Frau Lilli Petri, bekanntlich seit einigen Monaten die Gattin des Direktor Anno, der vom Schauspielhaus als Regisseur zum Lessingtheater übersiedelte, war das reizendste Backfischchen, so man sich vorstellen kann; Herr Klein versuchte dem Grafen Balduin nach Möglichkeit einige ritterliche, oder doch wenigstens anständige Haltung zu geben, und Frl. Groß trug die denkbar elegantesten Roben, was für die Rolle der Gräfin Mengers geb. Koch genügte.

Wenn Blumenthal eine schlechte, aber doch leidlich amüsante Komödie geliefert, so brachte uns Wilbrandt ein feindurchdachtes, aber tötend langweiliges Stück. Die „Neuen Zeiten“ sollen einen Beitrag zur Lösung der sozialen Frage geben, sie wenden sich gegen die Aufgeblasenheit, das Protzentum und die schnöde Genußsucht unserer Zeit, indem sie zur thätigen Mitarbeit jedes einzelnen an der Besserung der Lage der unteren Klassen auffordern. Das Schauspiel erscheint als die ernste Arbeit eines Dichters, aber die Handlung ist überaus schleppend, die Gestalten sind fast ausnahmslos leere Schemen.

Trotz einzelner reizvoller Episoden und einiger wirklich poetischer Feinheiten konnte das Stück kaum einen Achtungserfolg erzielen; auch die vortreffliche Darstellung, die uns seit langer Pause wieder einmal Gelegenheit gab, die Gattin des Dichters, Frau Wildrandt-Bendins, zu bewundern, vermochte an dem Ausgang nichts zu ändern.

Den bedeutendsten Erfolg erzielte das Lessingtheater unzweifelhaft mit Ibsens „Volksfeind.“ Obwohl das Schauspiel für Berlin nicht neu war — es wurde vor Jahren im Lessingtheater aufgeführt — wirkte es doch mit überraschender, durchschlagender Kraft.

Ich nehme keinen Anstand, den Volksfeind als das hervorragendste Drama des nordischen Dichters zu bezeichnen, nicht zuletzt um deswillen, weil es eine wirkliche innere Befriedigung in der Seele des Zuschauers oder Lesers hervorruft und freier von jenen selbstquälerischen Absonderlichkeiten ist, als die Mehrzahl der übrigen Schauspiele Ibsens und seiner Jünger — freier von ihrer zweifelsüchtigen, pessimistischen Grundrichtung.

In meinem letzten Briefe besprach ich Gunnar Heibergs Schauspiel „König Midas,“ die Tragikomödie eines Wahrheitsfanatikers — Ibsens Volksfeind kann man mit Recht ein Hohelied der Wahrheit nennen, ein Hohelied nicht jener forcierten Wahrheitsliebe, die um jeden Preis und ohne jede Rücksicht, die nur um ihrer selbst willen auftritt, sondern eines schlichten, tiefinnerlichen und darum wirklich ins Herz greifenden Triebes, wahr zu sein.

Doktor Stockmann hat viele Jahre, während derer er hoch im Norden unter kümmerlichen Verhältnissen seiner kleinen Praxis lebte, danach gestrebt, der geliebten Vaterstadt, einem Küstenort Norwegens, zu größerem Wohlstand zu verhelfen, indem er die Schöpfung einer umfangreichen Badeanstalt an dem heimatlichen Gestade mit Wort und Schrift verfocht. Das Ziel ist endlich mit Unterstützung seines Bruders, des hochmögenden Bürgermeisters, erreicht, der Doktor ist selbst der Arzt der Anstalt geworden, die den erfreulichsten Aufschwung nimmt. Ibsen führt uns in das Haus Stockmanns, in eine wahrhaft herzerfrischende Atmosphäre der Heiterkeit und frohen Gastlichkeit; der Doktor selbst ist eine joviale, innerlich frohe, dabei kindlich naive Natur, immer bereit zu helfen, immer bereit, von allen Mitmenschen das Beste zu glauben. Was fehlt ihm auch: er hat endlich ein gutes, sicheres Auskommen gefunden, er nennt eine brave, geliebte Frau und prächtige Kinder, an Geist und Körper gleich ihm gesund, sein. Und gerade jetzt glaubt er nun auch seiner Vaterstadt einen weiteren, großen Dienst erweisen zu können: er hat entdeckt, daß bei dem Bau der Badeanstalt ein schwerer Fehler mit untergelaufen ist, daß die Wasserleitung giftige Ablagerungsstoffe in die Anstalt führt, welche die Gesundheit der Patienten schwer gefährden. Selbstverständlich, so meint er, muß sofort Abhilfe geschafft werden, und es ist ein Glück, daß er die Sache früh genug gefunden, um größeres Unheil zu vermeiden. Er irrt nur zu schwer. Die Mitglieder der hohen Stadtverwaltung, der Bruder Bürgermeister an der Spitze, denken nicht daran, das Budget mit Neuausgaben für die Badeanstalt zu belasten, ihnen ist die Entdeckung des Arztes im höchsten Grade fatal, sie setzen alles daran, sie zu verheimlichen. Dr. Stockmann vermag zuerst an die ihm gestellte Zumutung, zu schweigen, gar nicht zu glauben — dann braust er auf, beide Brüder trennen sich im bittersten Haß. Noch aber meint der wackere Arzt, den ehrlichen, größeren Teil der Bürgerschaft, die ausschlaggebende Mehrheit, noch meint er die freie, unabhängige Presse hinter sich zu haben, soeben hat ihn zu der Vorstand des Hausbesitzervereins, der Buchdruckereibesitzer Thomsen, eine köstlich gezeichnete Figur, soeben haben ihn die Redakteure des Lokalblattes ihrer vollen Unterstützung versichert. Er täuscht sich auch hier. Der Zeitungsartikel, welcher die ganze Sache klar legen soll, ist schon im Satz, da erscheint der Herr Bürgermeister in der Redaktion und weiß Herrn Thomsen, wie die trotz allen Brusttons der Überzeugung schnell zu Kreuze kriechenden Redakteure, zu überzeugen, wie sehr das Vorgehen des Badearztes gegen den Vorteil der Stadt, gegen *ihren* Vorteil ist. Alles wendet sich von Stockmann ab, er steht in dem Kampfe gegen die Unwahrheit ganz allein, man verweigert ihm die Veröffentlichung seines Aufsatzes, er findet nicht einmal ein Lokal, um in offener Volksversammlung seine Anschauung klar zu legen. Endlich stellt ihm ein alter Freund, ein vorurteilsfreier Schiffskapitän, den großen Saal seines Hauses zur Verfügung — hier tritt der Doktor seinen Gegnern, nachgerade allen Bürgern der von ihm so heiß geliebten Vaterstadt, gegenüber.

Diese Szene ist der Höhepunkt des ganzen Schauspiels, ist vielleicht das Bedeutendste, was Ibsen als Dramatiker überhaupt geschaffen. Vergebens ringt Stockmann um das Wort, der Vertreter des Egoismus, der Bürgermeister, der kleinlich denkende, selbstsüchtige Thomsen, der Mann der freien, unabhängigen Presse, entwinden es ihm unter dem tobenden Beifall der Menge immer aufs neue. Endlich reißt er es an sich — aber jetzt spricht er nicht mehr von der Badeanstalt, nicht mehr von seiner trüben Entdeckung, jetzt wendet er sich voll überströmender Empfindung gegen die Unwahrheit überhaupt, gegen jene Unwahrheit, „auf deren pestschwangerem Grunde unsere ganze bürgerliche Gesellschaft ruht.“ Aus dem lebensfrohen Mann ist ein ernster, ein bitterer Prediger der Wahrheit geworden. Nicht nur den „leitenden Männern, diesen Ratten aus einer absterbenden Gedankenwelt“ schleudert er seine ergreifende Philippika entgegen. „Sie sind es nicht, die in wirksamster Weise unsere geistigen Lebensquellen vergiften, sie sind mit Nichten die gefährlichsten Feinde der Wahrheit und Freiheit — ihr schlimmster Feind ist die Majorität, die kompakte liberale Mehrheit! Niemals hat die Mehrheit das Recht auf ihrer Seite. Das ist eine jener landläufigen Gesellschaftslügen, gegen die jeder freie, denkende Mann sich auflehnen muß. Wer bildet denn die Mehrheit — die Klugen oder die Dummen?

Ich denke, wir sind alle darüber einig, daß die Dummen die geradezu überwältigende Majorität bilden rings um uns auf dieser ganzen weiten Erde. Und es kann doch nimmermehr das Richtige sein, daß die Dummen über die Klugen herrschen. Die Mehrheit hat leider die Macht, aber das Recht hat sie nicht. Das Recht haben einige Wenige, Einzelne — die Minderheit hat immer das Recht!"

Es kommt zu einem stürmischen Tumult — unter dem frenetischen Beifall der Menge wird Stockmann zu dem Feinde seiner Vaterstadt, zu einem Volksfeinde erklärt, und während der brave Thomsen ein Hoch auf das alte, ehrenfeste Bürgertum und den wackeren, thatkräftigen Bürgermeister ausbringt, entgeht der Arzt nur mit Mühe den Mißhandlungen seiner Mitbürger.

Der letzte Akt steht meines Erachtens nicht ganz auf der Höhe des Vorhergegangenen: er bringt keine weitere Steigerung und auch keinen eigentlichen Abschluß. In seiner Existenz vernichtet, jedes Ansehens beraubt, will Stockmann auswandern — aber er entschließt sich am Ende doch, zu bleiben und im harten Kampfe allem Trotz zu bieten. Er fühlt sich stark genug dazu: „Der stärkste Mann der Welt ist ja derjenige, welcher allein steht!" Ihm verblieb trotz des äußeren Mißerfolges der moralische Sieg.

Der Aufbau der Handlung ist, wie fast stets bei Ibsen, von überraschender Einfachheit und Klarheit, die Charaktere sind scharf und bestimmt gezeichnet, nur die weiblichen Nebenfiguren, die Frau und Tochter Stockmanns, scheinen mir etwas flüchtig behandelt. Wunderbar ist die Knappheit und Gedrängtheit der Sprache — nach dieser Richtung hin sollte, meiner Meinung nach, Ibsen vorbildlich für die Mehrzahl unserer jüngeren Dramatiker werden. Da ist nichts Geschraubtes und Gesuchtes, Rede und Gegenrede fügen sich schlicht aneinander, und wenn die Diktion in einzelnen Szenen fast karg (aber dies augenscheinlich nie ohne bewußten Zweck) erscheint, so erhebt sie sich anderswo wieder, wie in der großen Rede des Doktors vor seinen Mitbürgern, zu wahrhaft überwältigendem Schwung.

Die Darstellung ruht im wesentlichen allein auf den Schultern desjenigen Schauspielers, welchem die Rolle des Dr. Stockmann zufällt. Das Lessingtheater besitzt in Herrn Klein eine Kraft, die wie vielleicht wenig andere in ganz Deutschland dieser nicht leichten Aufgabe gewachsen ist, und in der That bot er uns eine Meisterleistung. Der frische, naive Humor des glücklichen Hausherrn, seine an das Kindliche grenzende Vertrauensseeligkeit kamen ebenso voll und harmonisch abgerundet zum Ausdruck, wie die allmählich sich steigernde Verbitterung des schwer geprüften Mannes, die sich dann in der Volksversammlung ergreifend Luft macht – die ruhigen Szenen gelangen gleich vortrefflich wie diejenigen des hoch gesteigerten Effekts. Ich bedaure nur immer, wenn ich den Namen des Herrn Klein Abend um Abend und in stets wechselnden Rollen auf dem Zettel sehe: auch die widerstandsfähigste und vielseitigste Künstlernatur vermag dauernd Anstrengungen, wie er sie sich auferlegt, nicht zu widerstehen: sie versagt entweder gänzlich, oder sie muß sich zur Schablone verflachen. —

Das Königliche Schauspielhaus und das Berliner Theater hielten bisher mit ihren Novitäten zurück. Das Interessanteste, was ersteres bot, war für mich das Auftreten der den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannten Frau Olga Wohlbrück, die in Töpfers etwas antiquiertem Lustspiel „Der beste Ton" mit gutem Erfolg debütierte. Über die für die nächsten Tage bevorstehende Neuaufführung des „Götz von Berlichingen," bei welcher die zweiteilige Bühne Verwendung finden soll, berichte ich in meinem nächsten Briefe. Das Berliner Theater hat zwar Herrn Rainz, der nach recht unerquicklichen Streitigkeiten für kontraktbrüchig erklärt wurde, endgültig verloren, sich dafür aber in Frau Franziska Ellmenreich eine geradezu unschätzbare Stütze seines Repertoirs gesichert. Ihre „Maria Stuart" bezauberte wie seit Jahren überall, wo sie erschien, die Zuschauer und in Voß' „Eva" trat sie mit bewundernswerter Selbständigkeit der Auffassung die nicht leichte Erbschaft der Frau Niemann-Rabe an. Wir wollen uns aufrichtig Glück wünschen, daß dieses ebenso tiefe, wie reiche Talent dauernd für Berlin gewonnen ist.

Das Deutsche Theater eröffnete seine Spielzeit mit dem „Wintermärchen". Ich bin mir wohl bewußt, mich nicht nur im Gegensatz zu der gesamten Berliner Kritik, sondern auch zu dem Urteil des Publikums zu setzen, aber wenn ich ehrlich sein will, muß ich gestehen, daß mir Shakespeares wunderliches Zauberspiel in der Form, wie das Deutsche Theater es uns brachte, nicht jenen tiefen Eindruck hinterließ, den ich aus früheren Vorstellungen des Wintermärchens mitnahm. Auch die begeistertsten Verehrer des großen Dichters – und ich glaube mich ihnen gewiß zuzählen zu dürfen — werden mir zugeben müssen, daß das Wintermärchen völlig der geschlossenen Handlung entbehrt, daß es mit seiner tragischen Einleitung, seinen possenhaften Episoden und seinem phantastischen Schluß ein etwas wirres, nur lose aneinandergefügtes Ganzes bildet und uns moderne Menschen bei allen poetischen Schönheiten mindestens fremdartig berührt. Selbst die ewig menschliche Leidenschaft der Eifersucht, auf welcher die Handlung beruht, tritt bei der schwankenden, teilweise wenig klaren Charakteristik zwar schroff, aber doch nicht immer für unser Empfinden verständlich hervor. Nur als Märchen ist das Stück zu verstehen, und als Märchen muß es auch aufgeführt werden. Ein Märchen aber kann nur die mitschaffende eigne Phantasie würdigen, und mich dünkt, diesem Mitschaffen der Phantasie soll auch die Aufführung Rechnung tragen. Im Deutschen Theater nun hat die Regie nach dem Vorbilde der Meininger der Phantasie — man verzeihe mir den Ausdruck — einige Eselsbrücken zu schlagen versucht: eine prächtige Ausstattung und herrliche Wandeldekorationen sollen den Zuschauer in Stimmung versetzen und ihn über die Mißverhältnisse von Zeit und Raum hinwegzaubern. In wieweit dies glückte, bleibe dahingestellt: ich glaube aber, daß sich mit geringern Mitteln ein größerer Erfolg errungen ließ, daß gerade durch

eine möglichst einfache, um nicht zu sagen primitive, äußere Gestaltung der Phantasie des Zuschauers ein weiterer Spielraum gewährt warden wäre, und daß dann die unvergänglichen, wirklichen Schönheiten der Dichtung mehr in den Vardergrund treten würden. Auch die Darstellung schien mir, so großen Beifall sie fand, nicht völlig auf der Höhe dessen zu stehen, was das Deutsche Theater sonst bietet. Frau Geßner reichte jedenfalls nicht annähernd an jene Hermione heran, die uns die Wolter oder Franziska Ellmenreich verkörperten: anmutig zwar wie immer, war sie in dem Bestreben, das Edelweibliche zu betonen, zu wenig Königin, Fräulein Frauendorfer als Paulina erschien mir etwas zu grobkörnig, und auch Frau Agnes Sorma fand für die Perdita nicht immer den richtigen Ton, während Herr Sammerstorff als König allzusehr polterte und raste; ein Weniger wäre auch hier Mehr gewesen.

Die größte Überraschung bereitete uns und allen Freunden seiner Muse Ernst von Wildenbruch mit seiner „Haubenlerche," der jüngsten Novität des Deutschen Theaters. Daß dem gefeierten Dichter die Fähigkeit, moderne Verhältnisse darzustellen, nicht fehle, bewiesen zwar schon seine Novellen; daß er ein gut Karn Humor sein eigen nenne, wußten wir auch bereits — selbst daß er das „Berlinsche," den unverfälschten Jargon unserer Großstadt, so meisterhaft handhabt, wie es eben nur jemand kann, der mit Spreewasser getauft ist, war uns schon bekannt: daß Ernst von Wildenbruch aber je ein so ganz modernes Schauspiel, ein Stück aus unserm Berlin von heute, schreiben würde, wie es die Haubenlerche ist, hatten doch wohl nur wenige geahnt.

Die Haubenlerche spielt auf einer Papierfabrik ganz in der Nähe Berlins — für den Kundigen wäre es nicht einmal schwer, die Lokalität nach genauer zu bezeichnen. August Langenthal, der Besitzer der Fabrik, ist eine ideal angelegte Natur; er schwärmt von der Notwendigkeit, die soziale Frage durch selbstthätiges Eingreifen jedes einzelnen, der dazu berufen, zu lösen, er strebt mit allen Kräften danach, das Wohl seiner Arbeiter zu heben. Sein noch minderjähriger Bruder Herrmann dagegen ist ein loser Vogel, wenn nicht schlimmeres. Den Haushalt beider führt eine Cousine Juliane, in deren Herzen eine stille, unerwiderte Neigung zum Fabrikherrn schlummert — diesen drei Gestalten stehen die Arbeiter gegenüber: Ale Schmalenbach, der Lumpenfaktor der Fabrik, ein sozialdemokratischer Phrasendrescher ersten Ranges, ein Pessimist aus dem Volke, der aber seinen Haß gegen das Kapital ebenso schnell von sich wirft, wie seinen Pessimismus, sobald er selbst sein Schäfchen geschoren hat. Als Gegensatz zu dem alten Lumpen, der so prächtig gezeichnet ist, daß man ihm vor Lachen nicht böse werden kann, Paul Ilefeld, der erste Büttgeselle der Fabrik, ein außerordentlich tüchtiger, ruhiger und zufriedener, junger Arbeiter. Die Schwägerin des Lumpenfaktors, Frau Schmalenbach, ist Witwe eines Fabrikarbeiters, an beiden Beinen gelähmt, aber dabei immer frohen Herzens — ihre Tochter Lene endlich, ein blitzsauberes Mädchen, das Herz und Verstand auf dem rechten Fleck und dabei eine gottbegnadigte frohe Laune hat, ist die Haubenlerche, also von dem übermütigen Herrn Herrmann Langenbach wegen ihres Frühaufstehens, ihres munteren Gesangs und ihrer hübschen, schmucken Häubchen getauft.

Wie Wildenbruch uns gleich in den ersten Szenen, die im Garten des Fabrikherrn spielen, mit diesen Personen und deren Verhältnisse zu einander bekannt macht, ist bewundernswert — ich kenne wenig Stücke mit einer gleich klaren, lichtvollen Expasition. Es ist in früher Morgenstunde. Herrmann kommt von einer nächtlichen Exkursion nach Hause, findet das Gartenthor verschlossen und klettert über die Mauer, just als die Haubenlerche mit Waschеimer und Besen in der Hand, ein fröhliches Lied auf den Lipaen, sich an die Früharbeit machen will. Die beiden mögen sich eigentlich gut leiden, d. h. sie lacht gar zu gern über seinen Übermut, und er ist in sie verschossen wie etwa in hundert andere junge Mädchen außerdem — daß er sie einmal in die Backen kneift, findet sie kaum sonderlich verwunderlich, und wenn er ihr ein Zehnmarkstück schenkt, sperrt sie sich zwar ein wenig, nimmt's aber doch, ohne sich etwas Arges dabei zu denken. Herrmann sucht sein Bett auf, um die verlarene Nachtruhe noch so gut als möglich nachzuholen — Lene und Paul Ilefeld, „mit dem sie's hat," fahren die alte Schmalenbachen auf ihrem Rollstuhl in den Baumschatten, bald kommt auch Ale hinzu, um über die Welt und die Menschen im allgemeinen, über die Reichen im besondern zu raisonnieren, und als die Glocke der Fabrik sie an die Arbeit gerufen, legt uns August Langenbach in einer, wie mich dünkt, etwas gespreizten Rede seine sozialen Ideen klar. Herrmann entreißt der Haubenlerche en passant einen Kuß und zieht sich damit eine scharfe Zurechtweisung des Bruders zu, dem er die Wahrheit ins Gesicht schleudert, daß er nicht nur aus sittlicher Entrüstung, daß er vielmehr aus Eifersucht den „Moralsatzen" spiele.

Die trockene Erzählung der Handlung des ersten Aktes vermag natürlich in keiner Weise gerade den Reiz wiederzugeben, der den Zuschauer bezaubert: liegt derselbe doch vor allem in dem getreuen Kolorit, in jener eigenen Wärme des Tons, mit dem nur ein echter Dichter die Herzen gewinnen kann. Es sind vor allem die Vertreter des Arbeiterstandes, deren Charakteristik Wildenbruch in den ersten Szenen unübertrefflich gelungen ist — das sind wirklich Leute aus dem Volk, keine künstlichen Idealgestalten, die er hier geschaffen, und der aus dem Herzen kommende Jubel des Publikums bewies, wie sehr er das Richtige getroffen.

Der zweite Akt, wiederum köstlich in vielen Einzelheiten, mutet uns einen, meinem Gefühl nach unvermittelten, allzu schroffen Sprung zu. Herr August, wie sich der Fabrikherr von seinen Arbeitern nennen läßt, tritt in das bescheidene Zimmer der Witwe Schmalenbach und wirbt um die Hand ihrer Tochter, ohne vorher mit der Haubenlerche selbst auch nur ein Wort von Liebe gesprochen zu haben. Die Mutter, der

Vormund und Schwager Lumpenfaktor sind zwar billigerweise erstaunt; sie sagen nicht nur nicht Nein, sie überreden auch das widerstrebende Mädchen, ihre Einwilligung zu geben, ihre stille Liebe zu Paul Ilefeld in ihrem Herzen einzusargen. Lene willigt ein und zwar zuletzt nicht deshalb — eine wenig glückliche und zartsinnige Motivierung — weil August ihrer Mutter das Geld zu einer kostspieligen Badereise zur Verfügung stellt. Betrübt zieht der arme Ilefeld, der just um fünf Minuten post festum kam, seine Werbung anzubringen, von dannen.

Im nächsten Akt finden wir Lene im Hause des glücklichen Bräutigams unter der schwesterlichen Obhut Julianes — aus der munteren Haubenlerche ist aber ein betrübtes Ding geworden, die sich in den neuen Verhältnissen kreuzunglücklich fühlt, und in der vor allem das Bewußtsein, Ilefeld und nur Ilefeld zu lieben, zu siegender Gewißheit erwacht. Jetzt tritt der Verführer in der Gestalt Herrmanns an sie heran. Weil sie die Unmöglichkeit einsieht, mit Gustav glücklich zu werden, und sich doch nicht getraut, dem hochgeachteten, aber beinahe ebensosehr gefürchteten Manne offen die Wahrheit zu sagen, willigt sie in einen ganz abenteuerlichen Plan. Sie will unter Herrmanns Schutz — natürlich in allen Ehren — entfliehen, ja sie geht darauf ein, die Nacht vor der Flucht in seinem Zimmer zuzubringen. Das ist denn doch eine arge Unwahrscheinlichkeit: so harmlos und naiv vertrauensselig denken Fabrikmädchen im allgemeinen nicht, konnte ganz besonders die kluge Haubenlerche nicht denken: jedes weibliche Wesen mußte die bösen Absichten des Bruders Sausewind herausfühlen. Aber Lene kommt wirklich, und es entwickelt sich eine Verführungsszene, die zwar hart an die Grenzen des ästhetisch Erlaubten streift, die ich aber trotzdem für den dramatisch bedeutendsten Teil der Dichtung halte. Endlich erkennt Lene, was Herrmann eigentlich will — sie reißt sich von ihm los, und auf ihre herzzerreißenden Hilferufe eilen Gustav und Julinne herbei, zu denen sich später etwas unmotiviert noch Ilefeld gesellt. Der in allen seinen Hoffnungen enttäuschte Hausherr weist nach verzweifeltem Ringen dem Bruder die Thür und führt Lene und Ilefeld selbst zusammen.

Man sieht, die Fortsetzung des Stückes hält nicht ganz, was der reizvolle, kräftig aushebende Anfang versprach, das Schauspiel geht in eine etwas sentimentale und dabei zugleich sinnlich überreizte Haltung über; die Gegensätze zwischen Arbeit und Kapital verschwimmen ebenso, wie der gesunde Humor der ersten Aufzüge, in den nicht immer klar durchgeführten Liebesszenen, während auch die so frisch angelegte Charakteristik der Heldin nicht zur gleichmäßigen Ausgestaltung kommt. Zu alledem schmälert es unleugbar den Eindruck des Schauspiels, daß es so bald nach Sudermanns „Ehre" erschienen ist; bei aller Selbstständigkeit, die sich ein Dichter wie Wildenbruch natürlich zu wahren wußte, ist eine Verwandtschaft im Ton beider Stücke unleugbar — eine Verwandtschaft, die keineswegs allein auf den ausgiebigen und überaus geschickten Gebrauch des Berliner Jargons zurückzuführen ist. Wir wollen uns aber durch alle diese Bedenken den Genuß des Schauspiels nicht verkümmern lassen. Es ist ein gesunder Realismus, der in der Haubenlerche zum Ausdruck kommt, es ist frisch pulsierendes Leben in fast allen Gestalten des Stücks, und ein Hauch echter Volkstümlichkeit weht erquickend durch die meisten Szenen.

Wie wurde aber auch gespielt! Fräulein Else Lehmann, einer jungen, vor kurzem vom Wallner- zum Deutschen Theater übergesiedelten Schauspielerin, gebührt die Krone des Abends: ihre Haubenlerche war eine entzückende Leistung! Die ungesuchte Anmut des Mädchens aus dem Volke, ihre schlichte Natürlichkeit, ihr herzerfrischendes Lachen und ihr Weinen, ihre Vertrauensseligkeit und ihr Schaudern, als der Wüstling sie an sich reißt — das alles waren Zeugnisse eines so ursprünglichen Talents, wie ich es nicht oft beobachtet habe. Herr Kadelburg war als Herrmann ebenso vortrefflich, wie Frau Carlsen als Mutter Schmalenbach oder Herr Petersen als Büttgeselle, und Herr Risen machte aus der etwas unklaren Gestalt des zwischen Philanthropie und Verliebtsein schwankenden Fabrikbesitzers, was aus ihr zu machen war. Köstlich aber erschien mir Engels als pessimistischer Lumpensortierer — wer ihn sieht in seiner geschraubten Haltung, die Hände gespreizt, das Gesicht verärgert, wer aus seinem Munde die stereotype Klage über die „bösen Kapitalisten" und die „Lage der Arbeiter" hört, wird unwillkürlich an jene Gestalten aus den sozialdemokratischen Versammlungen erinnert, die zuerst am lautesten schreien und sich dann am schnellsten drücken, wenn der Polizeileutnant auflöst. Das Zusammenspiel war über alles Lob erhaben. Das Deutsche Theater verfügt trotz manchen herben Verlustes unzweifelhaft immer noch über das beste Ensemble aller Berliner Bühnen, und man muß es seiner Leitung nachsagen, daß sie fast stets die richtigen Kräfte für die richtigen Rollen zu verwerten weiß.

Der Große Kurfürst und die Réfugiés.

(Abdruck verboten.)

„Eiguenots," d. h. Eidgenossen, schalt man zu Beginn der Reformation in Frankreich die Bekenner der calvinischen Lehre, diesen aber wurde der Spottname, in „Huguenots" verkehrt, zum Ehrennamen, und durch alle Drangsale und grausamen Verfolgungen hielten sie fest an ihrem Glauben. Den blutigen Hugenottenkriegen sollte das von Heinrich IV erlassene Edikt von Nantes, das den Protestanten freie Religionsübung sicherte, ein Ende machen, aber immer von neuem suchte ihnen der religiöse Fanatismus die

verbrieften Rechte zu kürzen. Die ersten Jahrzehnte der Regierung Ludwigs XIV vergingen den Calvinisten in Frieden, aber nachdem der üppige König, dank der Witwe Scarron, dem Einflusse der Jesuiten verfallen war, begannen abermals die Verfolgungen. Zunächst in der Form der politischen Bedrückung, der jedoch bald härtere Maßregeln sich zugesellten. Grausam griff man in das Familienleben ein, entriß in wildem Bekehrungseifer unmündige Kinder ihren Eltern, und von 1680 an setzte Louvois die berüchtigten Dragonaden ins Werk, welche Hab und Gut des fleißigen Bürgers einer ungezügelten Horde überantworteten und die Standhaften mit der brutalsten Mißhandlung bedrohten. Nur noch eine Rettung schien es für diejenigen, die bei ihrem Glauben beharren wollten, zu geben: die Flucht. Tausende hatten bereits dem Vaterlande den Rücken gewendet, bevor sich Ludwig XIV zu dem äußersten Mittel entschloß, der Aufhebung des Ediktes von Nantes (22. Oktober 1685). Nun wurde den Hugenotten die Ausübung ihres Gottesdienstes gänzlich verboten, ihre Kirchen wurden zerstört, ihre Prediger aus dem Lande vertrieben, der Protestant war dem Katholiken gegenüber recht- und schutzlos. Die blinde Verfolgungswut erreichte das Gegenteil ihrer Absicht: wer es nur irgend vermochte, suchte durch die Flucht sich vor der Vergewaltigung zu retten. Zwar wurde, als die Scharen der Fliehenden immer gewaltiger anschwollen, die Auswanderung bei Vermögensverlust und Galeerenstrafe verboten, aber schon anderthalb Jahre nach Aufhebung des Ediktes von Nantes berechnete man die Menge der Réfugiés auf eine halbe Million Köpfe. Und es waren die besten Bürger, die Südfrankreich durch die Schuld eines maßlosen Fanatismus verloren hatte, in der großen Mehrheit Angehörige des wohlhabenden Mittelstandes, indessen auch manche Adelsfamilie von berühmtem Namen.

Einen Schrei der Entrüstung rief der brutale Gewaltstreich in dem protestantischen Europa hervor, und Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, von der Geschichte mit Recht der Große genannt, beantwortete die Aufhebung des Ediktes von Nantes sofort mit dem „Edikt von Potsdam," aus welchem hier folgende Stelle wiedergegeben sei: „Da durch die Verfolgungen und harten Maßregeln, welche man seit einiger Zeit in Frankreich gegen die Reformierten ins Werk setzt, verschiedene Familien dieses Bekenntnisses genötigt worden sind, dieses Königreich zu verlassen und in fremden Ländern Zuflucht zu suchen, so haben Wir beschlossen, bewogen durch das gerechte Mitleid, welches Wir denen zollen, welche für das Evangelium und für die Reinheit des Glaubens, den Wir mit ihnen bekennen, leiden müssen: durch das gegenwärtige, von Unserer Hand unterzeichnete Edikt den genannten Franzosen eine sichere und freie Zuflucht in allen Landschaften und Provinzen Unsers Reiches anzubieten. Gleichzeitig thun Wir ihnen kund, welche Rechte, Freiheiten und Vorteile sie nach Unserm Willen in Unsern Landen genießen sollen, um ihnen ihr hartes Los zu erleichtern und an Unserm Teile einigermaßen dazu beizutragen, das schwere Mißgeschick zu mildern, mit welchem es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, einen so ansehnlichen Teil seiner Kirche heimzusuchen." Im weiteren versprach das Edikt den Flüchtlingen die freundlichste Aufnahme, zu welchem Zwecke schon an der Grenze Vorkehrungen getroffen wurden; die kurfürstlichen Gesandten zu Hamburg und Amsterdam erhielten Anweisung, die Réfugiés, wenn nötig, mit Geld zu unterstützen, und in Berlin wurde in dem Hofmarschall von Grumbkow ein eigner Kommissar für die Angelegenheiten der Einwanderer eingesetzt. Binnen Jahresfrist wurde die Zahl derer, welche der Einladung des großherzigen Fürsten Folge leisteten, auf 20 000 geschätzt, und damit war dem brandenburgischen Staate ein Element beigefügt, das für ihn von größter Bedeutung werden sollte. Die bis dahin kümmerlich entwickelte Industrie gelangte, dank dem Einfluß der bürgerlichen Réfugiés, zu ungeahntem Aufschwung.

Die ersten größeren Scharen der Einwanderer soll der Kurfürst im Sommer 1686 selbst empfangen haben, und dies ist wohl der Vorgang, der dem Künstler bei dem Entwurfe zu seinem Bilde, einer Perle der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung, vorgeschwebt hat. Als die Flüchtlinge sich der Stadt Berlin näherten, schritt ihnen beinahe die ganze Bürgerschaft in feierlichem Zuge entgegen, voran die Geistlichkeit und die Schulen. Brausend klang den Fremden die

Der Große Kurfürst und seine Gemahlin Dorothea. Pastor Gouthier. Ernst von Gr
Der Kurprinz Friedrich und seine Gemahlin Sophie Charlotte. Charles Louis de Beaulieu

Der Große Kurfürst empfängt am 10. November 1686 fro

…Grumbkow. Olivien de Marconnay.
…tre.
…ranzösische Réfugiés. Nach dem Gemälde von Hugo Vogel.

Digitized by Google

Weise des Lutherliedes entgegen, und wenn sie auch nicht die Worte verstanden, den Geist der Liebe, der ihnen so warm entgegenquoll, begriffen sie wohl. Zu wiederholten Malen empfing Kurfürst Friedrich Wilhelm persönlich die in seinen Landen eintreffenden Flüchtlinge, und einen dieser Empfänge, der am 10. November 1686 zu Potsdam stattfand, hat Hugo Vogel in seinem berühmten, von uns wiedergegebenen Bilde veranschaulicht. Links vom Großen Kurfürsten gewahren wir den Kurprinzen Friedrich (später König Friedrich I) an der Seite seiner Gemahlin Sophie Charlotte, zur Rechten des Herrschers die Kurfürstin Dorothea. Als Wortführer der Flüchtigen erscheint der Pastor Gouthier, und hinter ihm bemerken wir zwei vornehme Réfugiés, Charles Louis de Beauzobre und den Seigneur de Blazai, Olivier de Marconnay. Der kurfürstliche Hofmann rechts neben dem Pastor ist der Minister Ernst von Grumbkow, der Kommissar für den Empfang und die Unterbringung der Réfugiés.

Die Privilegien nun, welche der Kurfürst den neuen Unterthanen einräumte, bestanden wesentlich in folgendem. Die Réfugiés erhielten ihre eigne Rechtspflege nach den Sitten ihrer Heimat und ein besonderes Konsistorium für die kirchlichen und Schulangelegenheiten. Den Industriellen wurden Vorschüsse für Anlagen von Fabriken gewährt, den Landbebauern freie Ländereien und Mittel zur Bewirtschaftung, den Edelleuten Stellen am Hofe und im Heere. Gerade nach Brandenburg hatte sich eine große Anzahl adeliger Réfugiés gewendet, so daß der Kurfürst aus ihnen zwei Kompanieen Grands Mousquetaires und eine Kompanie Grenadiers à cheval errichten konnte. Den Oberbefehl über diese Truppe erhielt der vornehmste aller Réfugiés, ein Marschall von Frankreich, Graf Friedrich von Schomberg. Derselbe war ein Deutscher von Geburt, aber 1650 in französische Dienste getreten, die er nach Aufhebung des Ediktes von Nantes verließ. Im April 1687 in Berlin eingetroffen, kam der kriegserprobte Mann dem Kurfürsten gerade recht. Derselbe bedurfte dringend eines Obergenerals, denn Friedrich Wilhelm selbst litt bereits unter den Beschwerden des Alters, der Feldmarschall von Derfflinger zählte schon 81 Jahre und war seit Monaten krank, und von den anderen Generalen erschien der eine Teil zur Übernahme des Oberkommandos nicht geeignet, ein anderer noch zu jung im militärischen Dienst. So glaubte der Kurfürst in dem Grafen Schomberg den rechten Mann gefunden zu haben. In einem Briefe vom 19. April 1687 schreibt er an Derfflinger: „Es ist Euch annoch außer Zweifel erinnerlich, was ich mit Euch zum Öftern wegen eines tüchtigen und capablen Generals, dem ich meine Armee und Militz en Chef zu kommandiren anvertrauen könnte, in gnädigstem Vertrauen geredet, weßgestalt Ihr auch jedesmal dafür gehalten, daß ich sonderlich darauf zu reflectiren hätte, daß er ein Teutscher, der Teutschen Sprache kundig sein müsse. Nachdem ich nun von Tag zu Tag mehr wahrnehme und spüre, wie nötig und nützlich mir eine solche Person sei, auf die Ich mich verlassen könne, alß hat es sich neulicher Tage also gefüget, daß der Maréchal Graf von Schomberg, welcher der Religion halber Frankreich verlassen müssen, sich allhier bei Mir eingefunden und sich nicht abgeneigt gezeiget, meine Dienste allen andern zu präferieren. Ich habe mich solchem nach in Gottes nahmen resolviret, denselben in meinen Diensten zu accomodiren und ihm die Statthalterschaft in Preußen wie auch das Generalat für meine Truppen zu conferiren." In seiner milden Weise suchte der Kurfürst dem alten Feldmarschall diesen „blauen Brief" nach Möglichkeit zu überzuckern, aber aus der Antwort Derfflingers geht doch hervor, daß er sich ein wenig gekränkt fühlte. Ähnlich stand es um andere Generale, und der stille Unmut wuchs, als gleich darauf auch die beiden Söhne des Grafen Schomberg, der eine als Generalmajor, der andere gar als General der Kavallerie, in das Heer eintraten. Die Schombergs gehörten übrigens der brandenburgischen Armee nur kurze Zeit an. Mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien zogen sie nach England, und Graf Friedrich Schomberg fand in der Schlacht am Boynefluße den Heldentod.

Auch in bürgerlichen Kreisen scheint es an Eifersüchteleien gegen die mit mancherlei Vorrechten ausgerüsteten Réfugiés nicht gefehlt zu haben, aber die kluge Vorsicht des Kurfürsten wußte ernsten Mißhelligkeiten vorzubeugen. Den Vorschlag, die durch die Aufnahme der Flüchtigen erwachsenen Kosten durch eine Steuer wieder aufzubringen, wies

er von der Hand, ordnete dagegen einen mit einer freiwilligen Kollekte verbundenen Bettag an. Er selbst spendete hierzu, abgesehen von den schon früher aus seinem Privatschatz gewährten großen Summen, 2000 Thlr., das gesamte kurfürstliche Haus 15 000 Thlr. Aus den Provinzen gingen gegen 14 000 Thlr. ein. Auf diese Weise war es möglich, bei den eingebornen Landeskindern alle Mißgunst von den „Fremden" abzuwenden, und diese zeigten sich ihrerseits bemüht, die Achtung und Liebe ihrer neuen Landsleute zu erwerben. Die Redlichkeit der Réfugiés war bald sprichwörtlich. Einst ließ, so erzählte man, die Kurfürstin Dorothea den Goldschmied Fromery zu sich rufen, um ihm kostbaren, reich mit Edelsteinen verzierten Schmuck zum Ausbessern zu übergeben. Friedrich Wilhelm, der zufällig in das Zimmer trat, äußerte sein Befremden über die Unvorsichtigkeit, aber Dorothea erwiderte: „Es ist ja ein Réfugié!"

Wie sehr dem Kurfürsten selbst seine neuen Unterthanen ans Herz gewachsen waren, bekundete er noch auf seinem Sterbebette. Er ließ den Kurprinzen zu sich rufen und empfahl ihm mit bewegten Worten die französischen Flüchtlinge. Es war der 29. April 1688, der Sonntag Misericordias Domini, auf welchen das Evangelium vom guten Hirten (Joh. 10, 12—16) fällt. Anknüpfend an diese Worte der Liebe sprach Friedrich Wilhelm zu dem Thronerben: „Auch ich habe noch eine andere, eine angenommene Herde und Familie, zu welcher die Nächstenliebe mich hinzieht, und welche, obwohl sie mir ursprünglich nur fremd gewesen, mir doch nicht weniger teuer ist, als meine angestammten Unterthanen. Es ist dies die große Anzahl der französischen Flüchtlinge, welche die Trümmer ihrer Kirche hierher gerettet haben. Meine Sorge gilt auch dieser Gemeinde — vergiß auch Du, mein Sohn, derselben nicht!"

Die Wohlthaten, welche der große Fürst hochherzig den armen Verbannten erwies, sind seinem Hause und Lande reich vergolten worden. Die Réfugiés wurden gute Brandenburger und ihre Nachkommen gute Preußen und Deutsche. Die Ruhmesgeschichte unsers Vaterlandes weist manchen stolzen Namen auf, der unser eigen wurde zu jener Zeit, da Kurbrandenburg den um ihres Glaubens willen Verfolgten, Gemißhandelten eine friedliche Heimstätte bot.

Thüringische Kartoffelklöße.

Eine Burleske nach dem Leben von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

Das Leben jedes echten Thüringers ist gleichsam mit einer Perlenschnur von Kartoffelklößen durchflochten, und seine Augen leuchten, wenn er nur den Namen dieses für ihn so köstlichen Gerichtes aussprechen hört.

Ganz besonders in der Fremde nimmt der Kartoffelkloß für ihn einen geradezu symbolischen Charakter an, er bedeutet ihm die Heimat mit all dem Lieblichen, Holden und Trauten, das für den trotzdem so wanderlustigen Deutschen mit diesem Worte verknüpft ist, und haben sich irgendwo in der weiten Welt Thüringer um dies köstliche Gericht zusammengefunden, so verzehren sie es mit lyrischen Empfindungen, und den weicheren unter ihnen werden die Augen feucht. Angehörige des kräftigen und ausdauernden Volksstammes der Thüringer sind über die ganze Welt verbreitet, und überall, wohin sie gelangen, vermögen sie zu gedeihen, sofern das Land Kartoffeln hervorbringt. Denn die grünen Berge, die rauschenden Wälder, die lieblichen Thäler, die rieselnden Bäche seines Heimatlandes vermag der Thüringer zu entbehren, nicht aber das köstliche Gericht, an dem die holdesten Erinnerungen seiner Jugend haften. Davon hat mein Freund, der Afrikareisende Doktor Elgersburg, selbst ein geborner Thüringer, ein höchst sonderbares Beispiel berichtet. Als dieser vor einigen Jahren den Kongo hinauffuhr, gelangte er an eine Station, wo man ihn mit Freuden begrüßte, als man hörte, daß er ein Arzt sei, denn einer der dort angestellten Europäer, der, wie sich bald zeigte, ebenfalls von Geburt ein Thüringer war, lag schwer krank darnieder, und keines der in der Stations-Apotheke vorhandenen Mittel wollte ihm helfen. Man führte den Doktor Elgersburg

zu dem Kranken, und dieser erfahrene Arzt wußte auf den ersten Blick, was seinem Landsmann fehle. Als die wohlbekannten Laute des heimischen Dialektes an das Ohr des Patienten schlugen, ging ein schwaches Lächeln über seine schlaffen Züge, und in seinen Augen leuchtete etwas wie Hoffnung auf. Doch dies matte Licht erlosch bald wieder, und mit müder Stimme sprach er dann: „Sie können mir doch nicht helfen, Herr Doktor, es geht zu Ende. O, wär' ich doch nie in dies infame Land gekommen!"

„Nur Mut, lieber Landsmann!" sagte der Arzt, „so schlimm steht die Sache denn doch nicht. Passen Sie nur auf, die Geschichte wollen wir bald haben."

Dann ging er hinaus zum Chef der Station und sprach zu dem: „Ganz einfache Diagnose. Der Mann hat Heimweh. Der Mann ist Thüringer. Sind Kartoffeln am Ort?"

Es zeigte sich, daß von der letzten europäischen Proviantsendung noch deren 50 Liter vorhanden gewesen waren, allein diese hatte man zur Aussaat bestimmt, und am Tage vorher gerade waren sie in die Erde gekommen.

„Hier handelt es sich um ein Menschenleben!" rief der Arzt, „da müssen unbedingt ein paar Liter wieder ausgekratzt werden! Anders kann ich den Mann nicht retten."

Kopfschüttelnd schickte der Stationschef auf das energische Drängen des Doktors ein Negerweib hin, und binnen kurzem kam dieses mit einem Korbe voll Kartoffeln zurück. Als nun diese geschält wurden und solch wohlbekanntes Geräusch, sowie das taktmäßige Plumbsen der fertig geschälten Knollenfrüchte in den Kücheneimer hörbar ward, da war es merkwürdig zu sehen, wie eine sanfte Röte über das Gesicht des Kranken im Nebenzimmer zog, und wie sich seine Ohren spitzten gleich denen eines Schlachtrosses, das den Klang der Kriegstrompete vernimmt. Und als nun gar eine Reibe herbeigeschafft und die Kartoffeln gerieben wurden, da richtete er sich ein wenig auf einem Arm empor und strich sich wie träumend mit der Hand über die Stirn. „Nun wie ist Ihnen?" fragte der Arzt, der soeben in die Thür getreten war.

„Sonderbar, höchst sonderbar!" sprach der Kranke. „Mir ist, als träumte ich. Als wär's Sonntag Vormittag und ich zu Hause bei meiner Mutter in Ilmenau ‚unter den Linden,' wo der Brunnen vor der Thüre steht."

„Ja, ja," rief der Arzt, „es kommt noch besser, warten Sie nur!"

Da sonst ein geeignetes Instrument am Orte nicht vorhanden war, so hatte doch der Arzt eine Kartenpresse entdeckt und diese sogleich für seine Zwecke in Anspruch genommen. Er schlug die Masse der geriebenen Kartoffeln in eine Serviette, spannte sie ein und hieß das Negerweib die Schrauben anziehen. Als der Kranke das Knarren der Schrauben vernahm und das girrende Rieseln des ausgepreßten Saftes, da richtete er sich ganz auf von seinem Lager und sah mit glänzenden Augen vor sich hin: „Ich weiß nicht, wie mir ist," flüsterte er vor sich hin, „mir wird so wohl; ich glaube, ich kann noch wieder gesund werden."

Ein wenig Weißbrot war vorhanden; es ward nach der Anweisung des Arztes in Würfelchen geschnitten und geröstet. Dann formte er selber kunstgerecht aus der vorbereiteten Masse die stattlichen Klöße und verteilte die Semmelbrocken sachgemäß. Während das Gericht nun kochte, kehrte der Doktor zu seinem Kranken zurück und saß in fröhlicher Erwartung zukünftiger Ereignisse an dessen Lager. Doch dieser war wieder ganz in sich zusammengesunken, der Glanz seiner Augen ausgelöscht und jeder Hoffnungsschimmer von seinen Wangen verschwunden. „Nur Mut, nur Mut!" sagte der Arzt, „die Medizin ist bald fertig."

Nach einer Weile entstand draußen ein Geräusch, der Doktor eilte hinaus und kam mit einer mächtigen Schüssel dampfender Kartoffelklöße wieder zurück. Der Kranke lag abgewendet und rührte sich nicht. Doch plötzlich stieg ihm der liebliche Duft in die Nase. Das riß ihn empor. Er saß aufrecht, starrte mit wirren Blicken, wie wenn er einen Geist schaue, auf die Schüssel hin und ward rot und bleich innerhalb einer Sekunde. Dann schien ein Gefühl unsäglichen Glückes ihn zu überkommen. „O, du mein Herrgott!" sagte er.

Die Schüssel ward vor ihn hingesetzt, man stopfte ein Kissen hinter seinen Rücken, und nun begann der Kranke fast zaghaft und seinem Glücke noch nicht recht trauend einen der Klöße kunstgerecht auseinander zu reißen. Nun sah er wohl, es war kein Traum. Dann

probierte er den Kloß, und alsbald liefen ihm die Thränen über die eingefallenen Wangen. „Alles richtig," murmelte er, „gerade so wie meine Mutter sie macht in Ilmenau ‚unter den Linden,' wo der Brunnen vor der Thüre steht." Alsdann verzehrte er im Schweiße seines Angesichts elf Kartoffelklöße wie eine Faust groß, sank dann mit paradiesischen Empfindungen zurück in die Kissen und schlief vierundzwanzig Stunden hintereinander weg. Er wachte auf mit einem Gefühle, als wenn seine Glieder von Stahl und seine Gelenke Sprungfedern wären, stand auf, kleidete sich an und ging noch desselbigen Tages auf die Elefantenjagd.

Als ich dieses merkwürdige Erlebnis meines Freundes, des Afrikareisenden Doktor Elgersburg, eines Sonntags Vormittags am runden Tische der Weinhandlung von Knoop in der Potsdamer Straße erzählte, fand ich statt des ironischen Zweifels, den ich eigentlich erwartet hatte, einen Beifall, der mich überraschte, besonders von zwei Zuhörern, die mit strahlender Aufmerksamkeit der Geschichte gefolgt waren. Von diesen beiden Männern, die ebenfalls Thüringer waren, hatte sich besonders der eine meiner Freunde, Doktor Wendebach, durch die große Lebhaftigkeit seiner Teilnahme ausgezeichnet. Dieser Doktor Wendebach, der ein ungeheuer gelehrtes Werk kulturhistorischen Inhaltes herausgab, war in seiner Art ein merkwürdiger Mensch, denn er verband den emsigen Fleiß mühseliger Forschung mit der heitersten Lebenslust des Weltmannes, er verstand es, wenn man so sagen darf, Biene und Schmetterling in einer Person zu sein. Dazu besaß er die Gabe, die wunderlichsten Einfälle und paradoxesten Ideen mit dem größten Aufwand von Scharfsinn und Lebendigkeit vorzutragen, ihnen die glänzendsten Mäntelchen umzuhängen und sie durch blitzartige Einfälle auf eine geistvolle Art zu beleuchten. In diesen dialektischen Fechterkünsten war er so gewandt, daß jemand, der sich mit ihm in dergleichen scherzhaften Streit einließ, fast immer den kürzeren zog.

Doktor Wendebach hatte also diese Geschichte mit großer Aufmerksamkeit und Teilnahme angehört und sagte nun mit Befriedigung: „Sehr gut! Die Geschichte glaub' ich! Sie ist mir wieder ein Beweis für die ungeheure Bedeutung der Kartoffel in unserm Kulturleben."

Einige in der Gesellschaft wagten zu lachen über diese Bemerkung. Da geriet er aber sofort in Feuer. „Ja, meine Herren, Sie lachen!" rief er. „Es gab auch Leute, die über Kopernikus lachten, als er behauptete, die Erde drehe sich um die Sonne. Die Leute haben längst ausgelacht. Für mich, meine Herren, beginnt die neuere Geschichte überhaupt erst mit der Einführung der Kartoffel. Eine ältere Kultur war hingesiecht, der Dreißigjährige Krieg bedeutete ihren letzten fürchterlichen Todeskampf, dann japste sie noch ein paarmal und war hin. Der Rest war Schweigen. Aber jedermann ist bekannt, daß in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges der Anbau der Kartoffel sich überallhin verbreitete. Die Zeit trug ihr Heilmittel in sich; wie ein Phönix aus der Asche sollte eine neue mächtige Kultur emporsteigen und zwar aus jener Asche, in der die erste Kartoffel in Deutschland gebraten wurde. Der Siegeszug der Kartoffel ist der Siegeszug Deutschlands zur neuen Macht und Größe. Die folgenreichste That Friedrichs des Großen ist nicht, daß er Schlesien eroberte, sondern daß er Tausende von neuen Ansiedlern ins Land rief und den Anbau der Kartoffel zwangsweise beförderte. Und so ward später die sandige verachtete Mark und ein großer Teil Preußens zu dem reichsten Kartoffellande Europas. Meine Herren, es ist kein Zufall, daß aus diesem Boden das neue Deutschland emporwuchs und daß ein Kartoffelbauer im großen, unser mächtiger Bismarck, die vielen deutschen Vaterländer zu langersehnter Einigkeit zusammenschweißte.

„Ich bemerke schon wieder, daß einige lachen. Meine Herren, die Sache ist gar nicht lächerlich. Hören Sie nur weiter! In einer anderen Gegend Deutschlands, in dem gesegneten Thüringen, war man schon im vorigen Jahrhundert bemüht, den Kartoffelgenuß zu veredeln, zu erhöhen, ihm eine vornehmere Form zu geben, und dies Bestreben führte zu der epochemachenden Erfindung des Kartoffelkloßes. Dieser ist gewissermaßen die Kartoffel mit sich selbst multipliziert, die vergeistigte Kartoffel. Er ist kugelförmig, weil die Kugel die Form der Vollendung bedeutet, kugelförmig wie der Tautropfen, der den Diamanten an Glanz überstrahlt, wie das Geschoß, das den Tod und die Pille, die Genesung bringt, kugelförmig wie der Reichsapfel, das Sym-

bol der höchsten Macht, kugelförmig wie Sonne, Mond und alle Sterne. Und nun frage ich wieder, war es ein Zufall, daß die unmittelbare Folge dieser merkwürdigen Erfindung in dem kleinen Weimar eine Blüte der Litteratur war, wie sie die Welt nicht glanzvoller zum zweitenmal gesehen hat, daß wie Sonne und Mond Schiller und Goethe dort aufstrahlten, umgeben von anderen Sternen unvergänglichen Glanzes? Was?"

Ich muß gestehen, daß trotz aller Verwarnung die Tafelrunde wieder unbeschreiblich lachte. Es saß aber ein Württemberger am Tisch, der diese Pause benutzte, um einzufügen: „Sie waren doch beide Süddeutsche, Schiller war ein Schwabe und Goethe ein Frankfurter."

Großartig war der Ausdruck erhabener Überlegenheit, mit dem Doktor Wendebach jetzt auf den unglücklichen Schwaben hinblickte. Noch höher zogen sich seine Augenbrauen, und noch mehr krauste sich seine Stirn wie gewöhnlich, und seine dichten, halb kurz geschnittenen Haare starrten gen Himmel wie die Mähne eines gereizten Löwen. Sein Gefühl für die Schwäche dieses Einwandes war so stark, daß es sich zuvor in einem kleinen hysterischen Gelächter Luft machen mußte. Dann schleuderte er einen vernichtenden Blick auf seinen Gegner und begann in ganz hoher Stimmlage, allmählich jedoch, je mehr er in Feuer geriet, zu einem tieferen Tone herabsinkend: „Sehr gut, sehr gut! Schiller war ein Schwabe, das läßt sich nicht leugnen. Jetzt sind natürlich alle Schwaben stolz auf ihn, nachdem er bei uns im Weimarschen was geworden ist. Natürlich! Aber wie war es damals? Bei Nacht und Nebel mußte er fliehen aus seinem Vaterlande, weil man seinen Pegasus ins Joch spannen wollte, weil man ihm das Dichten verbot. Natürlich lief er davon und irrte lange in Deutschland herum, bis er endlich ins Weimarsche kam und nun wußte, wo er hingehörte, da konnt' er die Schwingen seines Genies entfalten! Da schrieb er den Wallenstein, die Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, den Tell, und was er sonst mochte. Na, und Goethe! Er war'n kleiner Advokat in Frankfurt mit wenig Praxis und eben im Begriff, in 'ne Bankierfamilie hineinzuheiraten. Da kam unser Fürst, unser Karl August, und holte ihn sich und rettete diesen ungeheuren Genius, der gerade daran war, ein kleiner Reichsstadtphilister zu werden. Bei uns ist er Minister geworden, ja, und bei uns hat er seinen Faust, Egmont, Tasso und andere unsterbliche Werke geschrieben. Natürlich jetzt, wenn mal was von Goethe in Frankfurt gegeben wird und der Donner des Beifalls durch das Haus braust, da sitzt der richtige Eingeborne ganz geschwollen da und sagt: „Ja, die Kumedi is scheen, se is awer aach von eme Hiesige." Als wenn die Frankfurter etwas dafür könnten, daß Goethe der größte Dichter der Neuzeit geworden ist. Ich für mein Teil glaube mehr an den Kartoffelkloß."

Der zweite Thüringer in unserer Gesellschaft, Herr Doktor Dammann, der im Gegenteile zu seinem hitzköpfigen Landsmanne stets eine etwas phlegmatische Ruhe zu bewahren pflegte, sagte nun in behäbigem Tone: „Lassen wir das dahingestellt, was mein phantasiereicher Freund über die politische Bedeutung der Kartoffel und die litterarische des Kartoffelkloßes mit großem Feuer entwickelt hat, so viel steht fest, daß unsere heimischen Kartoffelklöße eines der wunderbarsten Gerichte vorstellen, das die Welt kennt, und daß jeder zu bedauern ist, der diesen Genuß entbehren muß oder gar am Ende nicht achtet. Denn auch solche Banausen gibt es. Natürlich müssen die Klöße richtig zubereitet werden. Gegen das Rezept des Afrikareisenden Doktor Elgersburg habe ich nichts einzuwenden, nur ein Punkt blieb mir zweifelhaft. Es hieß, er verteilte die gerösteten Semmelbrocken sachgemäß. Was ist sachgemäß? Darüber gibt es bei uns in Thüringen zwei Auffassungen. Die eine derselben ist unbeschreiblich thöricht..." „Kolossal thöricht!" fügte Doktor Wendebach hier ein, und der andere fuhr in ruhig docierendem Tone fort: „Ich will sie deshalb hier weiter gar nicht erwähnen, sondern Ihnen nur die einzig richtige Methode angeben, welche darin besteht..." „Achtung, sehr wichtig," fügte Wendebach hier ein, „... welche darin besteht, daß um einen Kern von gerösteten Semmelbrocken herum die lockere Kartoffelmasse angeordnet wird, gleichsam wie sich ein Ei um den Dotter herum aufbaut. Dies ist die einzig richtige Methode, und alles andere ist falsch!"

Dieser Ausspruch wirkte scheinbar wie ein Blitzschlag auf Doktor Wendebach, und er schnappte sichtlich nach Luft.

„Zunächſt bin ich ſprachlos!“ rief er dann. „Entarteter Sohn deiner Heimat, bekennſt du dich zu dieſer geiſtloſen Theorie. O was nützen die ganzen Errungenſchaften von 1870, was nützt es, daß wir wieder ein einiges und großes Volk geworden ſind, wenn im Innern das Zerwürfnis lauert und das Dilemma um ſich frißt. Wir ſind die beiden einzigen Thüringer hier am Tiſch und haben über das herrlichſte und großartigſte Produkt unſers Landes verſchiedene Meinung. Was ſage ich: Meinung, wo in dem einen Falle Ketzerei die einzig richtige Bezeichnung iſt. Unglücklicher, im Finſtern tappender Menſch, dir iſt niemals die Idee des Kartoffelkloßes aufgegangen! Man ſieht, du biſt aus Blankenhain. In Blankenhain hat man nie etwas von Klößen verſtanden. Kenner zucken die Achſeln, wenn von Blankenhainer Klößen die Rede iſt. Denn jeder Verſtändige weiß es, daß die geröſteten Semmelbrocken zur Auflockerung dienen, daß man ſie nicht in öder mechaniſcher Weiſe in die Mitte klext — das Herz im Leibe dreht ſich mir um über die Roheit dieſer Anſchauung — ſondern ſie ſorgfältig und gleichmäßig verteilt, alſo, daß der Querſchnitt des Kloßes ein liebliches Anſehen bekommt, gleich hellem Porphyr, der von eingeſprengten bräunlichen Kriſtallen durchſetzt iſt.“

„Auf welcher Seite die Roheit der Anſchauung liegt, möchte unſchwer zu entſcheiden ſein,“ ſagte Doktor Dammann nun, „denn dein Kloß gleicht einer Kugel, geformt aus einer regelloſen Maſſe, während der meine gewiſſermaßen nach kriſtalliniſchen Geſetzen gebildet iſt, und dadurch ein jeder für ſich ein geſchloſſenes Individuum darſtellt. Dein Kloß iſt die Anarchie, die Willkür, meiner die Ordnung, das Geſetz, deiner ein Plebejer, meiner ein Ariſtokrat. Der meinige iſt zu vergleichen jenen Achatkugeln von anmutiger und regelmäßiger Form, die im Innern eine köſtliche Kriſtalldruſe tragen und jegliches Auge erfreuen durch ſinnvolle und geſetzmäßige Bildung.“

Nun aber brauſte Wendebach wieder empor wie ein Sprühteufel, und auch Dammann geriet bei dem fortdauernden Streite immer mehr ins Feuer, während die Tafelrunde ſich über dieſe komiſche Kloßfehde vor Lachen ausſchütten wollte. Die beiden Leute gingen wie die Kampfhähne gegeneinander. Sie zogen Plato, Kant und Schopenhauer zur Unterſtützung ihrer Meinungen herbei, citierten Schiller, Goethe und Shakeſpeare zu ihren Gunſten und gerieten zuletzt in eine ſolche Kampfeswut, daß die Stöße von beiden Seiten hageldicht fielen und ſich ſchließlich ſogar zu Beleidigungen zuſpitzten. Denn Wendebach rief ſchließlich, erbittert durch die zähe Hartnäckigkeit ſeines Gegners, indem er ſich an die beluſtigten Zuhörer dieſes Kampfes wandte: „Sie müſſen ſich nicht wundern, meine Herren, wenn man in Blankenhain ſo unglaubliche Anſichten über Klöße hegt. An dieſem Orte befindet ſich nämlich das Landesirrenhaus. Wenn die Mauern ſolcher Anſtalt auch noch ſo dick ſind, etwas ſickert doch immer durch. Da erklärt ſich vieles!“ ſchloß er triumphierend. Sein Gegner aber antwortete mit ruhiger Schlagfertigkeit: „Bei uns ſperrt man die Unglücklichen doch ein, damit ſie keinen Schaden thun können, bei euch in Neuſtadt aber, da laufen ſie frei herum, das iſt der Unterſchied.“

„Unglaublich!“ murmelte Wendebach und verſtummte plötzlich. Das Geſpräch wandte ſich nun auf andere Dinge; zwiſchen den beiden Thüringern aber herrſchte Mißſtimmung, und ſie gingen bald grollend und getrennt ihres Weges.

Am nächſten Sonntag vermißte man ſie am runden Tiſche. Das fiel weiter nicht auf, denn ſie konnten beide durch Zufall verhindert ſein. Jedoch, als ſich auch am nächſten Sonntag keiner von beiden einfand, wunderte man ſich darüber und ſtellte Mutmaßungen an, welche der Wahrheit ziemlich nahe kamen, wie ſich bald zeigen wird. Denn ich begegnete in der nächſten Woche dem Doktor Wendebach auf der Straße, und als ich ihn fragte, warum er ſich nicht ſehen ließe, machte er ein mißmutiges Geſicht und ſagte: „Ja, wenn der andere nicht dorthin käme. Mit einem Menſchen an einem Tiſche zu ſitzen, der ſo blödſinnige Anſichten über Klöße hat und dabei vernünftigen Gründen durchaus unzugänglich iſt, das alteriert mich, das macht mich nervös, das halte ich nicht aus.“

Zufällig traf ich bald darauf auch den Doktor Dammann, und ich ſtellte an ihn dieſelbe Frage. „Das dürfen Sie nicht verlangen,“ ſagte er. „Mit einem Menſchen, der, wenn man ſeine irrige Meinung über Klöße durch vernünftige Gründe bekämpft,

gleich mit dem Irrenhause kommt, kann ich nicht verkehren. Das sehen Sie wohl ein."

Auf meinen Bericht am nächsten Sonntag faßte der runde Tisch einen Beschluß, der den beiden Gegnern unterbreitet ward und glücklicherweise deren Zustimmung fand. Jeder von ihnen sollte bei sich zu Hause ein Kloßessen veranstalten, bei der das berühmte Gericht nach der von jedem verfochtenen Art zubereitet werden sollte. Die Tafelrunde sollte daran teilnehmen und schließlich durch Abstimmung entscheiden, welcher Methode der Vorzug zu geben sei. Besonders Wendebach, bei dem die erste Sitzung stattfinden sollte, faßte den Plan mit besonderem Feuer auf und war äußerst siegesgewiß. „Das ist eine herrliche Idee," sagte er, „das bedeutet die Zerschmetterung meines Gegners. Denn die Wahrheit behält zuletzt immer den Sieg!"

Der erste dieser entscheidenden Abende kam heran, und wir fanden uns vollzählig bei unserm Freunde ein. Wendebach ging siegesgewiß zwischen uns herum, rieb sich in der Vorfreude seines vermeintlichen Triumphes die Hände und schoß halb mitleidige Blicke auf seinen Gegner. „Seht doch nur, wie blaß er ist," sagte er. „Äußerlich benimmt er sich zwar gefaßt, aber innerlich zittert er wie Espenlaub!"

Dann wurden die Flügelthüren geöffnet, und wir begaben uns erwartungsvoll an die wohl geschmückte Tafel. Als nun nach der Suppe eine gewaltige Schüssel der mächtigen Klöße nebst einem stattlichen Sauerbraten erschien, verbreitete sich die feierliche Stille der Erwartung. Die Gerichte wurden herumgereicht, und der erste, der in verzeihlicher Neugier und Spannung einen der Klöße zerlegte, war Doktor Dammann. Doch kaum hatte er einen Blick auf das Innere dieses Nationalgerichtes geworfen, als er, auf seinen Teller schauend, in ein stilles schütterndes Lachen ausbrach.

„Was hat denn der Kerl?" fragte Wendebach halblaut. „Sollte sich ein Ausbruch bei ihm vorbereiten?"

Allein jeder, der dem ersten Beispiele Dammanns gefolgt war, folgte auch dem zweiten, und zuletzt saßen alle Mitglieder der Tafelrunde da und starrten mit demselben innerlichen schütternden Lachen auf ihre halbierten Klöße.

Wendebach sah ratlos von einem zum anderen. Dann, von einer dunkeln Ahnung ergriffen, zerriß auch er schnell und kunstreich eine der grauweißlichen Kugeln in zwei Hälften und ward in demselben Augenblicke purpurrot bis unter die Spitzen seines buschigen emporstrebenden Haares. Er richtete sich hoch auf und warf einen Blick voll erhabenen Zornes auf seine Gattin. So denke ich mir etwa Jupiter an der Göttertafel, wenn er bemerkte, daß das Ambrosia angebrannt und der Nektar sauer war. „Weib!" rief er mit donnernder Stimme, „Schlange, die ich an meinem Busen genährt habe, was ist das!?"

Die arme Frau, welche schon mit blasser Miene und ängstlichem Ausdruck das ihr unerklärliche Gebahren der Tischgesellschaft beobachtet hatte, sagte nun ganz verschüchtert: „Aber ich bitte dich, Karl, was hast du denn? Was ist geschehen?"

„Was geschehen ist?" rief Wendebach. „Unerhörtes ist geschehen! Ich bin zerschmettert! Ich bin vernichtet! Ich bin dem Hohne der Menschheit ausgeliefert! Bei diesen Klößen sind die Semmeln in der Mitte angeordnet! Das ist mehr als entsetzlich, das ist Verrat!"

„Aber ich bitte dich, teuerster Karl," sagte die Frau. „Wir essen dieses dein Lieblingsgericht sehr oft und schon seit Jahren, und niemals war es anders zubereitet. Du warst doch sonst immer zufrieden. Und wenigstens sechsmal hast du es mir wiederholt, wir sollten es genau so machen wie immer, denn das wäre wichtig."

Der Donner des Gelächters, der sich nun erhob, war unbeschreiblich, und inmitten dieser wogenden Lustigkeit saß Doktor Wendebach bleich und ratlos und murmelte unverständliche Worte. Doch die Wellen der allgemeinen Fröhlichkeit stiegen höher und höher, und in ihren schäumenden Fluten ward der berühmte Streit um die Struktur des thüringischen Kartoffelkloßes für immer begraben.

Digitized by Google

Mei Mutter mag mi net

Im Westen niedersank der Tag.
Da schritt sie langsam durch den Hag,
Gebeugt das Haupt, mit müdem Gang;
Ihr Antlitz jung und hold genug,
Doch tiefes Leid in jedem Zug,-
Und leis ihr traurig Lied erklang

„Mei Mutter mag mi net
Und kein' Schatz han i net
Ei warum sterb' i net
Was thu' i do'?

Digitized by Google

Wo sie gelehnt die Wangen bleich,
Ward feucht von Thränen Blüth' und Zweig;
Vom Dorfe Geigen und Schalmei,
Sie riefen laut zu Spiel und Tanz.
Da stand sie still im Abendglanz
Und sprach, als ob im Traum es sei:

„Gestern is Kirchweih g'we',
Mi hat ma g'wiss net g'seh',
Denn mir is gar so weh,
I tanz ja net!"

Als über's Jahr die Sichel klang,
Da stand ein Kreuz am Waldeshang;
Drei Röslein nickten ob der Stell',
Erdwärts ihr glüh Gesicht gekehrt,
Als hätten Thränen sie beschwert,
Und d'rüber sang Rothkehlchen hell: —

„Lasst die drei Rösle steh'n,
Die an dem Kreuz so weh'n!
Hänt ihr das Maidle kennt,
Die d'runter liegt?"

Ernst Lenbach

An der Grabstätte Washingtons.

Von Hermann Dalton.

(Abdruck verboten.)

In den prächtigen kaiserlichen Parkanlagen von Peterhof am finnischen Meerbusen befinden sich in einem künstlich angelegten, umfangreichen See zwei allerliebste Inseln, wie Muscheln auf dem Wasserbecken ruhend und nur Raum bietend für je ein im römischen Villenstil angelegtes Schlößchen von zwei bis drei übereinanderliegenden kaiserlich ausgestatteten Zimmern, an welches sich eine kleine, sorgfältig unterhaltene Blumengarten-Anlage lehnt. Nicht wenig war ich bei meinem ersten dortigen Besuche überrascht, im Buschwerk und unter den wenigen Bäumen der einen Insel eine junge, kräftig entwickelte Eiche zu sehen, die ein Täfelchen trug: „Von der Grabstätte Washingtons." Ein Paar Jahrzehnte früher — so wurde dem Fragesteller berichtet — hatte ein reisender Amerikaner eine Eichel, die er am Grabe seines großen Volkshelden aufgelesen und bewahrt, hier im hohen Norden eingepflanzt. Der Kern hatte Wurzel geschlagen und sich zu einem gesunden Bäumchen entwickelt und steht nun da als frischer, einsamer Gruß aus dem Lande der Freiheit und über das Grab hinüber von dem Manne, der in erster Linie seinem Vaterlande die Freiheit errungen. — Schon für den Knaben lag auf der Gestalt Washingtons ein fesselnder Zauber voll Anziehungskraft, die Folgezeit hat den Zauber nicht verscheucht, ihn nur dem Verständnis nahe gebracht. Mit der ganzen Glut opferwilligster Vaterlandsliebe steht dieser Held da, gleich groß im Krieg, wie im Frieden, auf beiden Gebieten lorbeergeschmückt, daß er seinem Volk die Freiheit und Selb-

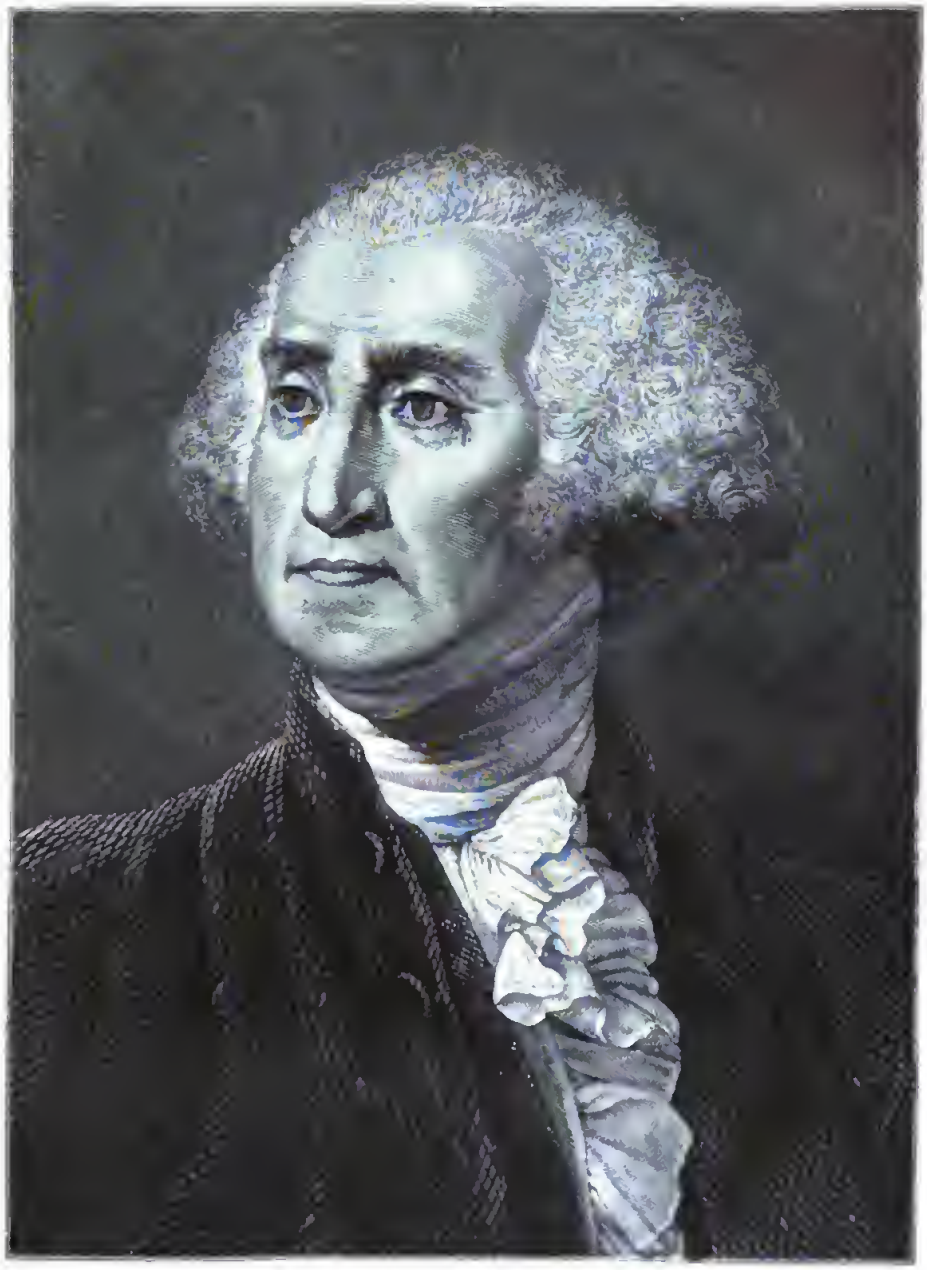
George Washington.

ständigkeit erstritt und festigte. Und als ihm beides in gewaltigem, sieggekröntem Ringen gelungen, wies er mit Unwillen die Verlockung, sich selber eine Krone zu erwerben, zurück und kehrte wie ein Cincinnatus heim auf sein Landgut, vollbefriedigt, in dem freigewordenen Vaterlande ein freier Bürger zu sein. Das ist aber eine Heldengröße, vor der selbst ein Napoleon sich gebeugt; so wenig er von ihr besaß, nötigte dennoch ihr Anblick dem ehrgeizigen, selbstsüchtigen Eroberer staunende Bewunderung ab.

Wie oft bei einsamen Gängen in den kaiserlichen Anlagen, und wenn die Eiche dort auf der Insel in Peterhof zu einem Vergleiche zwischen der schlichten Größe eines Washington und den uneingeschränkten Gebietern des russischen Volkes aufforderte, trat die Lockung vor die Seele, das Land der Freiheit zu sehen und an der Grabstätte des Gründers der Vereinigten Staaten den oft erwogenen Vergleich durch eigne Anschauung zum Abschluß zu bringen. Den langgehegten Wunsch hat holde Gunst nun verwirklicht.

Kein anderer Amerikaner lebt so warm im dankbaren Bewußtsein seines Volkes als Washington; es will uns fast bedünken, als ob die Länge der Zeit dieses schöne und ergreifende Fortleben nicht abschwäche, vielmehr verstärke und vertiefe. Mount Vernon, das Familiengut im Staate Virginia, wo Washington seinen Lebensabend in großer Zurückgezogenheit verbrachte, ist dem Volke eine geweihte Stätte geworden. 1856 war ein Frauenbund zusammengetreten, der die Mittel aufbrachte, das Landhaus mit umliegenden 200 Ackern und der Familiengrabstätte anzukaufen und als eine schöne Frauengabe dem Volke zum bleibenden Nationaleigentum zu übergeben. Der Bund besteht fort; in ihm haben die Hauptstaaten Vertreterinnen. Die einzelnen Staaten haben es nämlich übernommen, je einen Raum des Herrensitzes in den ursprünglichen Zustand zurückzuversetzen und zu dem Behufe, so weit nur möglich, die alten Einrichtungsgegenstände zu erwerben und Erinnerungen an den großen Helden hier an der geweihten Stätte zu sammeln. In regem Wetteifer ist es einzelnen Staaten geglückt, das von ihnen übernommene Zimmer wieder ganz in der alten Weise herzustellen und auszuschmücken. Was so treue Pietät zu Stande bringt, dazu ist dem Volke freier Zugang geöffnet. Ein eigner Dampfer führt täglich die zahlreichen Pilger nach dem ferngelegenen einsamen Wallfahrtsort. Der Ausflug lohnt; es lohnt vielleicht auch, an einem solchen, wenn auch nur in Gedanken, teil zu nehmen.

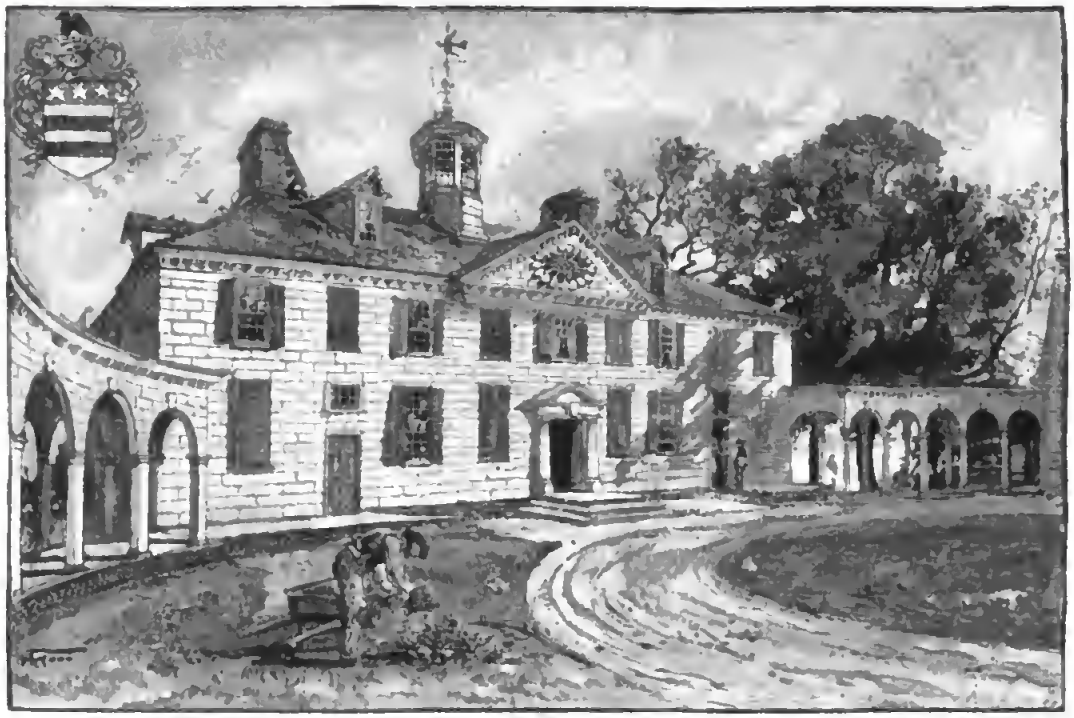
Drunten am Potomac liegt der mächtige und geräumige Flußdampfer zur Abfahrt bereit; er hat sich ganz mit Ausflüglern gefüllt, Söhne und Töchter des Landes aus den verschiedensten Staaten, Weiße und Farbige, sie alle von dem gleichen Wunsch beseelt, die Grabstätte „ihres" Washington zu besuchen. Es war ein prächtiger Herbsttag. Noch so warm und lind die Luft, vom blauen Himmel leuchtete die helle Sonne und ließ das buntscheckige Farbenspiel des reichen, herbstlichen Laubschmuckes besonders glänzend und reizend hervortreten. Der Strom ist hier breiter als der Rhein bei Mainz; langsam durchfurchte der Dampfer das dunkle Wasser. Mählich verschwindet die niedrig gelegene Stadt dem Blicke, als ob sie im Strombette untertauche. Zuletzt ist dort im Norden nur noch das auf einer leisen Anhöhe gelegene Kapitol der Bundeshauptstadt sichtbar, aus der im Duft der Ferne verschwimmenden Niederung emporragend, ein Monumentalbau, der in der weiten Entfernung jetzt scharfumrissen allein seine einfachen, großen Linien am blauen Himmel abzeichnet und die formvollendete Schönheit seiner gewaltigen Kuppel in ihrer stillen Größe zur vollen Wirkung bringt, ein eindrucksvolles Bild von Hoheit, Ruhe, gesammelter Kraft. Eine ganz eigentümliche Wirkung übt neben diesem Bauwerk das Denkmal aus, das man vor kurzem dem großen Nationalhelden in der Bundeshauptstadt, die seinen Namen trägt, errichtet hat. Es ist ein Obelisk aus schneeweißem Marmor, 555 Fuß hoch, kerzengerad aus der Ebene aufsteigend, wie ein scharfkantiges Riesenmal vom tiefblauen Firmament sich abhebend. Bis zu einer Höhe von 500 Fuß führt im Innern neben einem geräumigen Aufzug eine bequeme Treppe. Die kleinen Lichtöffnungen oben, von der Erde kaum bemerkbar, gewähren einen prächtigen Rundblick in die malerische Umgebung. Diese himmelwärts ragende Nadel ist das erste und letzte Wahrzeichen, das von Washington sichtbar wird; man darf wohl sagen, in



George Waſhington.

unſern Tagen ein einzigartiges Städtezeichen, in ſeinem Eindruck auf das Gemüt nicht unähnlich einer Pyramide in der Wüſte.

Nun iſt auch dieſes letzte Zeichen dem Blick entſchwunden; der Dampfer hat ſeinen Weg unaufhaltſam weiter ſtromabwärts verfolgt. Es iſt eine einſame, maleriſche Landſchaft; Hügelgelände auf der einen Seite, dunkle Wälder, wohlthuendes feierliches Schweigen. Nur an einem kleinem Städtchen fahren wir vorüber; viele Erinnerungen an Waſhington haften an dem alten Gemäuer, gehen um durch die ſtillen, verlaſſenen Gaſſen und Straßen. Immer einſamer wird es auf dem breiten Strom; immer mehr Erinnerungen an vergangene, große Tage werden auf Schritt und Tritt wachgerufen. Da erzählt Fort Foote, dort Fort Waſhington von dem, was in ihren Mauern geſchehen. Es kann uns doch nicht feſſeln.



Washington's Wohnsitz Mount Vernon: Hauptfront des Herrenhauses.

Weiter! Der Strom dehnt sich jetzt bis zu einer Breite von zwei englischen Meilen aus; wir sind flußabwärts sechzehn Meilen von der Bundeshauptstadt entfernt. Bis an das Wasser ist das Ufergelände waldbestanden, ein prächtiger, mannigfaltiger Baumschlag. Lautlos still ringsum die herbstliche Stille, die mit einer gewissen Wehmut dennoch dem Gemüt wohl thut, für uns Wallfahrer nach dem Grabe Washingtons ein richtiges Stimmungsbild.

Am einfachen Landungssteg setzt der Dampfer seine Pilger ab; er fährt noch ein Paar Meilen weiter stromabwärts und wird uns auf der Rückfahrt wieder aufnehmen. Durch einen schattigen, lauschigen Waldweg geht es das Ufergelände in die Höhe; kein Laut weithin vernehmbar, auch die heutigen Besucher der Wallfahrtsstätte sprechen nur leise miteinander, als ob sie die umgebende feierliche Stille nicht unterbrechen wollten. Zur Rechten, wo der Weg sich durch den Wald in die Höhe windet, steht auffällig eine Reihe Trauerweiden. Sie sind von dem Grabe Napoleons auf St. Helena herüberverpflanzt, gewissermaßen ein letzter Gruß des mächtigen Zeitgenossen, der in Ägypten einst seinen Truppen den Tod des großen Amerikaners mit den Worten meldete: „Washington, der Freund der Freiheit, ist gestorben," und der, eine gefallene Größe, auf dem fernen Felseneiland als Gefangener Zeit und Raum fand, zu erwägen, was es kostet, die Freiheit der Völker anzutasten und zu knechten.

Am Waldessaum, wo der Wiesengrund der Parkanlage beginnt und bis zum hochgelegenen Herrenhause reicht, liegt die schlichte Grabstätte; ein kleiner Landstreifen von einer in rotem Sandstein ausgeführten Mauer umgeben, an der vorderen Seite ein weiter Thorweg, von doppelten, aus eisernen Stäben gebildeten Thüren abgeschlossen, die frei und ungehindert den Einblick in den gedeckten Innenraum gewähren. Über dieser Thüre ist in der Wölbung des Thorwegs eine Marmorplatte eingelassen mit der knappen Inschrift: „In dieser Umfriedigung ruhet die sterbliche Hülle des Generals George Washington." Es ist dies nicht die ursprüngliche Grabesstätte; die liegt näher am Hause unter mächtigen Eichen, auf einem Vorsprung, von dem aus man eine köstliche Umschau hat über den hier sich fast zu einem See ausweitenden Potomac und über die weite, einsame, herrliche Landschaft. Das Land wollte die Leiche im

Kapitol zu Washington beisetzen; der hundertjährige Geburtstag des Helden 1837 sollte den äußeren Anlaß der Überführung und Volksfeier bieten, aber die Familie blieb standhaft, den Wunsch des Entschlafenen zu ehren, der an der Stätte im Tode gebettet sein wollte, wo er im Leben am liebsten geweilt. 1837 fand die Überführung nach der gegenwärtigen Stelle im Parke statt. Die Innenthür ward abgeschlossen, der Schlüssel in die Tiefe des Potomacstromes versenkt. Niemand hat seitdem mehr die Stätte betreten, die nur dem Auge noch sichtbar ist.

Es ist ein schmuckloser Raum, zwölf Fuß im Geviert. An der Rückwand ist das Gotteswort zu einer lautlosen und doch nicht verstummenden, eindrucksvollen Predigt eingetragen:

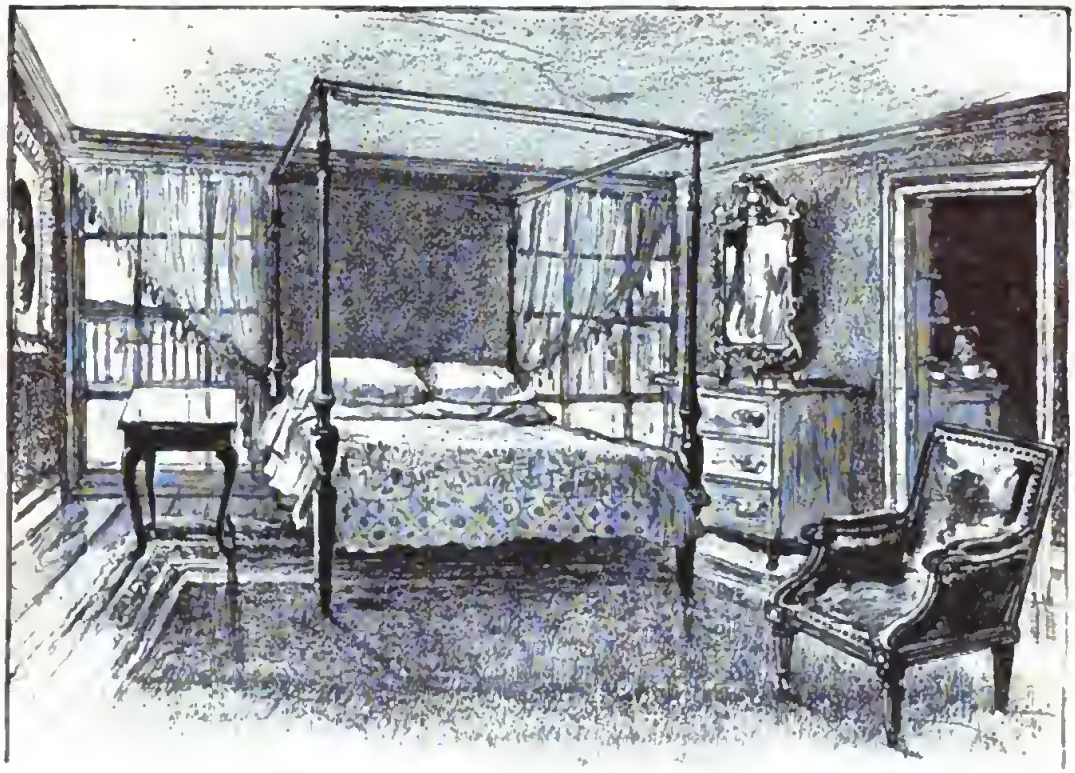
„Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe." Rechts steht, aus einem pennsylvanischen Marmorblock gefertigt, der einfache Sarkophag; als einziger Schmuck das Wappenschild der Vereinigten Statten mit dem Sternenbanner und dem alleinigen Worte „Washington." Dieser eine Name ist dem ganzen Volke in ergreifender Anhänglichkeit der teuerste, gefeiertste, den es hat; er ruft ihm je und je die lautere Gestalt des Helden vor die Seele, von dem es schon seinen Knaben und Mädchen frühe in die empfängliche Seele das Bild prägt: „Das ist der Mann, vornan im Krieg, vornan auch im Frieden und im Herzen seiner Landsleute der Vordermann (who was first in war, first in peace and first in the hearts of his countrymen). Während des Krieges vor einem Vierteljahrhundert haben unbewaffnete Truppen von Nord und Süd vor diesem Grabe gestanden, damals der einzigen Stätte in ganz Amerika, an welcher der brudermordende Haß schwieg vor dem Helden im Grabe, der einst die losen Theile im festen Sternenbanner geeint. — Der geweihte Raum birgt noch einen weiteren Sarkophag mit der schlichten Inschrift: „Martha, Washing-

Washington's Wohnsitz Mount Vernon: Vorhalle und Treppenbaus im Herrenhause.

tons Lebensgefährtin, gestorben am 21. Mai 1801 im Alter von 71 Jahren." Andere Glieder der Familie liegen in der Nähe und auch für das teilnehmende Volk im Schatten des Ruhmes dieser Heldengestalt beerdigt.

Wir gehen weiter, über den Wiesengrund und im Schatten mächtiger, prächtiger Bäume leise die Anhöhe hinan nach dem Herrenhause. Es ist ein alter, zweistöckiger, langgestreckter Holzbau, das Dach mit Schindeln gedeckt, mit vorspringenden Dachfenstern, die auch auf weitere Wohnräume schließen lassen. Längs der dem Strome zugewandten Hauptseite des Hauses läuft eine Säulenreihe, die unten einen schattigen, gedeckten Gang bietet, vom Dache aus aber einen zugänglichen Balkon mit einem köstlichen Fernblick in die malerische Landschaft. Gedeckte Galerien führen auf beiden Seiten im Bogen nach den rückwärts gelegenen Wirtschaftsräumen der Küche, den Leutezimmern, den Waschhäusern u. s. w. Die Länge des Haupthauses ist 96 Fuß bei einer Tiefe von 30 Fuß; das Ganze läßt in seinem etwas altmodischen, einfachen Zuschnitt auf den Besitz eines schlichten, wohlhabenden Landedelmannes schließen, der in stiller Zurückgezogenheit die Ruhe und das Behagen eines ländlichen Aufenthaltes genießen will. In der schönen Umgebung Petersburgs kann man noch auf manchen Landsitz aus der Zeit Alexander I. stoßen, der in seiner äußeren Erscheinung so völlig diesem Wohnhaus gleicht, daß man glaubt, Zauberhände hätten einen solchen Sommersitz von dem Ufer der Newa hierher an den Potomac versetzt.

Wir treten ein in das Herrenhaus. Gleich in der Vorhalle und dem Treppenhause, dem Wiederherstellungsteil des Alabamastaates, begegnet uns ein „hundertjähriges" Erinnerungszeichen, der Schlüssel der Bastille, ein Geschenk des treuesten Freundes Washingtons, Lafayette, der so oft hier im Hause gewohnt und nun in gar manchen pietätvollen Zeichen in den alten, geweihten Räumen fortlebt. Mit neunzehn Jahren kam der edle, freiheitliebende Franzose nach Amerika, bereit, umsonst dem Land mit seinem Schwerte zu dienen, unter der einen Bedingung nur, nach Frankreich heimkehren zu dürfen, sobald sein König ihn, den wackeren Degen aus altem Geschlecht, riefe. Die einzelnen Zimmer sind nicht nach dem heutigen Maßstab geräumig, aber behaglich; in dem alten Schnitt und Stil der Möbel, Schmuck der Wände, wie eine rührende Rückversetzung in jene noch nicht völlig der Erinnerung entschwundene Zeit „als der Großvater die Großmutter nahm," als einfach und ehrsam ein altfränkisches Leben im gemessenen Schritt der Menuett hier sich ablebte. Die Tapeten, die Vorhänge, die Deckenmalereien, die hohen Kamine sind genau nach den alten Mustern wieder hergestellt. Das ist noch das ursprüngliche Klavezimbel, das ist noch die alte Guitarre, die günstiges Geschick den Staat Ohio für sein übernommenes Zimmer erwerben ließ. Den alten venetianischen Spiegel, da haben die Gäste des Hauses bewundert; wie oft hat Washington an diesem Kartentisch mit Lafayette in den behaglichen Winterabenden am Kamine eine Partie Whist gespielt. New-York hat die Wiederherstellung des Speisesaals übernommen, in den alten Tagen der herrschaftlichste Raum des Hauses. Von Canova selbst soll der kostbare Kaminaufsatz stammen; ein Engländer hat ihn Washington geschenkt. Auf der Überfahrt fiel die Marmorarbeit in die Hände französischer Seeräuber; als sie erfuhren, wessen Eigentum es sei, gaben sie die wertvolle Beute ungefährdet wieder heraus. Illinois, Südkarolina, Georgia haben mit viel Eifer und Geschick und auch großen Opfern die von ihnen übernommenen Räume wieder hergestellt. Dem Staate Massachusetts ist eine besonders schwere Aufgabe zugefallen; keinem anderen Staate, als dem, der Boston sein eigen nennt, kam dieser Raum zur Wiederherstellung am ehesten zu, das Bibliothekzimmer. Washington selbst hatte diesen Lieblingsraum seines Besitztums hergerichtet; vom Fenster aus hatte der Held einen fesselnden Blick auf den unten dahinziehenden Strom, auf die Parkwiese, auf welcher er dermaleinst beerdigt sein wollte. Es ist den Sammlern in Boston geglückt, diesen Raum ganz in der ursprünglichen Weise wiederherzustellen; die Tapeten sind nach den alten Mustern gefertigt, gleichermaßen die Vorhänge. Das sind noch die alten Stühle; das ist noch der alte Schreibtisch, und in den Bücherschränken findet sich ein gut Teil des alten Bestandes von allwärts zusammengetragen; die etwaigen Lücken mit Bänden und Schriften ergänzt, die sich auf Washington



Schlaf- und Sterbezimmer Washingtons.

beziehen. Es würde dem Helden ganz heimelig in diesem seinem Arbeitszimmer zu Mute werden, in welchem er selbst einst so manche wertvolle Erinnerung seines thatenreichen Lebens aufgestellt, und das auch gegenwärtig wieder in nicht wenigen kostbaren Aufstellungen bezeugt, wie das Erbe solcher Erinnerungen warm und pietätvoll auf das ganze Volk übergegangen, das sich an dem Anblick dieser Gedenkzeichen erfreut und „erbaut", als gehörten sie dem Volke selber aus den unvergeßlichen Ruhmestagen seiner Jugend an.

So geht es von Zimmer zu Zimmer, für die Besucher ein weihevoller Gang durch die Geschichte des eignen Volkes am lichtumstrahlten Frühmorgen seines Lebens.

Unten im Erdgeschoß liegen hauptsächlich die Wohn- und Gesellschaftsräume; oben sind die Schlafräume, auch die mancherlei Gelasse für die zahlreichen Gäste, die gerne in dem gastfreien Hause einkehrten. Diese oberen Zimmer sind enger, niedriger, als die unten gelegenen; ungemein schlicht und einfach in ihrer Einrichtung, aber behaglich, fern von jedem Prunk, auch heute noch dem Volke ein beredtes Zeugnis von dem schlichten, bürgerlichen Sinne des Mannes ablegend, der seinen höchsten Ruhm darein setzte, seinem Lande freie Bürger zu geben und unter diesen freien Bürgern selber der freie, bürgerliche Vordermann zu sein.

Ein Zimmer fesselt in diesem Oberstock in besonderer Weise die Teilnahme. Washingtons Heimatstaat, in dem auch seine Wiege gestanden und dies Besitztum selber liegt, Virginia, hat um die Ehre gebeten, Wache halten zu dürfen über diesem Raum, in dem Hause seines größten Sohnes und ihn in den alten, ursprünglichen Zustand zurückzuversetzen. Es ist das Schlaf- und Sterbezimmer Washingtons. Treuem, pietätvollem Eifer ist es gelungen, die ganze Einrichtung wieder zusammenzubringen, so daß Einem in dem stillen Raume zu Mute wird, als ob man eben erst den großen Toten hinausgetragen und die Majestät des Sterbens noch nicht wieder völlig aus dem weihevollen Zimmer gewichen. Das ist das breite Familienbett der „guten, alten Zeit" mit den schneeweißen Decken und Kissen, mit den einfachen, weißen Behängen; das sind die

Washingtons Grabstätte.

schlichten, saubern Vorhänge vor den von unten nach oben zu öffnenden, bis auf den Fußboden reichenden Fenstern, die Kommode, der geschnörkelte Tisch mit dem Spiegel für die Hausfrau. In der Nähe des mächtigen Kamins, den das Wappen Washingtons mit seinem bedeutsamen Spruche exitus acta probat (der Ausgang bewährt die That) schmückt, steht der altväterische, lederbeschlagene „Großvaterstuhl," ein Lieblingssitz der Lebensgefährtin; ein jahrelang gebrauchter, einfacher Schreibtisch hat hier noch seine Aufstellung gefunden; auch ein alter, viel benutzter Reisekoffer ist wieder erworben und an seinem Orte aufgestellt. Die niedrige Thür nach dem anstoßenden Ankleidezimmer steht offen und zeigt den gar bescheidenen Waschtisch mit einer so schmucklosen Einrichtung, an welcher sich heute kaum ein Student würde genügen lassen, gerade in diesem Hause des ersten Bürgers und größten Sohnes Amerikas durch die schlichte Einfachheit ein Schmuck und eine Ehre, aller Bewunderung wert.

In der Vorhalle an der Wand hängt unter Glas ein Zeitungsausschnitt, welcher die erste Kunde von dem Heimgang Washingtons den Leuten in New-York brachte. Eine ganze Woche brauchte damals der Briefbote für eine Übermittlung, die gegenwärtig der elektrische Draht in einer Minute, die Eisenbahn aber in sechs Stunden besorgt. „Keine Sprache kann genügend den Schmerz ausdrücken, den die unglückselige Kunde hervorgerufen, daß Sonnabend, den 14. Dez. 1799, auf seinem Landsitze Mount Vernon im Staate Virginia plötzlich entschlief George Washington, Generalleutnant und Ober-

Digitized by Google

Der Abschied der Braut. Nach dem Gemälde von G. Schachinger.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

befehlshaber der Truppen der Vereinigten Staaten Amerikas. ‚Eine Korinthiſche Säule im Tempel der Unſterblichkeit.‘

Reif an Jahren, bedeckt mit Ruhm und reich an liebevoller Zuneigung des amerikaniſchen Volkes. Leſer, wer immer du biſt, und wo auf der Welt du wohneſt, traure mit uns über den entſchlafenen Freund der Freiheit und der Menſchheit, den Retter dieſes Landes, den Verteidiger ſeiner Rechte, den Soldaten, den Staatsmann, den Bürger, der niemals von dem Pfade der Rechtſchaffenheit, von dem Wege der Pflicht abwich, der niemals geſetzwidrige Macht an ſich riß, obgleich er in Lagen war, es zu thun, und der von den früheſten Tagen an bis zum Ende ſeines Lebens jede That nur auf das allgemeine Wohl gerichtet hielt .... Im Felde, im Kabinett, als einfaches Glied in der Gemeinde, überall hat er die allgemeine Bewunderung und Achtung ſich erworben. In jedem Sinne des Wortes war er ein Mann, wie wir wohl nie wieder Einen zu ſehen bekommen, und deſſen Tugenden in immerwährendem Gedächtnis bewahrt werden.“

Der Abſchied der Braut.

(Abdruck verboten.)

Noch ein Thränenblick vor'm Scheiden,
Noch ein Kuß auf Mund und Locken.
Mahnend rufen ſchon die Glocken. —
Mütterlein, du mußt es leiden!

In wie vielen trauten Tagen
Iſt dein Kleinod dein geweſen!
Daß ein andrer ſich's erleſen, —
Mütterlein, du mußt es tragen!

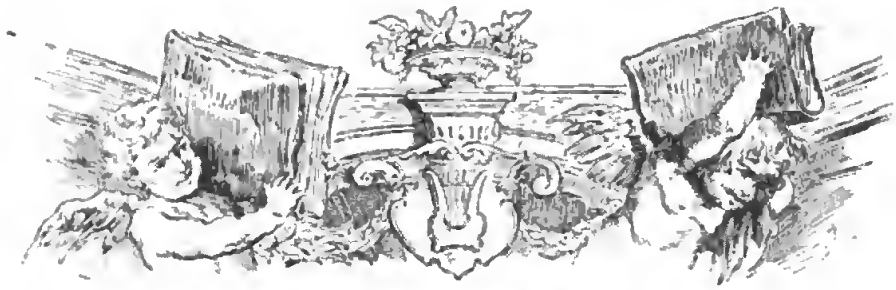
Biſt du denn nicht ſelber ſchuldig,
Daß ſie gar ſo hold erblühte,
Gar ſo reich an Reiz und Güte?
Mütterlein, nun ſei geduldig!

Vater, Mutter zu verlaſſen,
Iſt dem Weibe vorgeſchrieben.
Haſt du's anders denn getrieben?
Mütterlein, nun lern dich faſſen!

Blick ſie an getroſten Mutes,
Lächle durch der Thränen Schimmer,
Selbſtlos, tapfer, treu wie immer,
Mütterlein, du rührend gutes!

Frida Schanz

Aus unsern Mappen: Orientalin. Studie von L. Bellv.



Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Intime Stimmung ist nicht das Haupterfordernis für einen dreibändigen Roman; der Durchschnittsleser mag sie sogar für gänzlich überflüssig halten. Wenn trotzdem ein Autor die ganze Wirkung einzig darauf aufbaut und sein Gebäude mit Glück zu Ende führt, so muß er ein großer Künstler sein. Als solcher hat sich Hans Hoffmann längst erwiesen; keines seiner früheren Werke aber atmet so das Bewußtsein eigner Kraft, wie sein neuer, im Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin, erschienener dreibändiger Roman: „Der eiserne Rittmeister.“ Ein Roman, der ohne die allergeringste Rücksicht auf den Leser geschrieben ist, ein Dichter, der dem Tagesgeschmacke gar keine Konzession macht, der seine Individualität voll herausgabt und sich sagt: „Du mußt Kraft deiner Individualität den Leser zwingen.“ Es ist ein Kampf zwischen dem Dichter und dem Leser, in dem der erstere dem letzteren von vornherein alles Rüstzeug ausliefert, mit dem sich kleinere Geister wappnen. Hoffmann verzichtet auf jede Spannung im gewöhnlichen Sinne, — der Aufbau des Romans läßt niemanden im Zweifel darüber, wie sich der Schluß gestalten wird. Von äußerlicher Handlung ist sehr wenig in den drei Bänden, trotzdem der Roman in der bewegten Zeit kurz vor der preußischen Erhebung gegen Napoleon in den Weichsellanden spielt, und es demnach nicht schwer gewesen wäre, ihn mit Ereignissen zu dekorieren. Kein Massenaufgebot von handelnden Personen, — zwischen einem halben Dutzend Menschen spielt sich die Handlung nicht nur in drei Bänden, sondern auch in drei Tagen ab. Und diese paar Menschen treten nicht von vornherein in scharfumrissenen Figuren vor den Leser, sein Interesse herausfordernd, sondern sie gestalten sich vor seinen Augen wie aus einem Nebelmorgen heraus, an dem die Dunstmassen sich zur Erde herniedersenken und einen sonnenklaren, hellen Tag versprechen. Und trotz alledem, trotz des Verzichts auf alles Handwerkszeug des gewöhnlichen Romanschreibers, — wie bald ist in dem Kampfe zwischen Dichter und Leser der erstere Sieger! Was von Anfang an so klar schien, daß der Leser gar kein Hindernis eines glücklichen Ausganges für möglich erachtete, das verwirrt sich unter den Händen des Dichters zu einem kunstreichen Irrgange, in dem wir immer hastiger nach dem Auswege suchen und ihn zu finden fast verzweifeln, — wo die äußeren Ereignisse fehlen, da treten Seelenkämpfe und innerliche Entwickelungen an ihre Stelle, die uns mehr Interesse abnötigen, als jene hervorzurufen im stande wären, und die Menschen, die uns zuerst traumhaft verschwimmend erschienen, nur die Frage anregend, wer ist das, wie werden sie sein, — die stehen vor uns, als ob wir mit ihnen gelebt und erlebt hätten. Die Hauptfiguren des Hoffmannschen Romans sind nicht Durchschnittsmenschen, sie sind Menschen von starkem und eigenartigem Charakter, und die zwingen uns in ihren Bann, ob sie uns im Leben oder in Büchern begegnen und ob wir anfangs vielleicht auch widerwillig nur ihnen folgen. Der eiserne Rittmeister selbst ist ein ostpreußischer Don Quixote, dessen Dulcinea von Todoso Kants kategorischer Imperativ ist. Kein spanischer Hidalgo, sondern ein ostpreußischer Rittmeister, — mehr aus Muskeln und Charakter, als aus Nerven und Phantasie zusammengesetzt. Aber mit derselben Zähigkeit wie jener gegen Windmühlen, kämpft dieser gegen alles, was ihm mit seiner Auffassung des kategorischen Imperatio nicht vereinbar scheint, ob er auch tausend Thorheiten darum beginge, Thorheiten, um derentwillen man ihn lieben muß, wie man die Blume der spanischen Ritterschaft liebt, und wenn man über ihn lacht, — von Herzen lacht, — so schämt man sich doch dieses Lachens und möchte es ihn selbst um alles in der Welt nicht hören lassen. Diesem ostpreußischen Don Quixote fehlt nicht sein Sancho Pansa, ein versoffener Küster, der von der Thorheit seines Herrn lebt. Er ist die einzige Figur, die mir ins Burleske gearbeitet scheint und bei deren Zeichnung der Dichter sehr billige Mittel nicht gescheut hat, eine Wirkung zu erzielen; wenn man den Trunkenbold mit pastoraler Saldung nach einem Trinkgeld zielen sieht, so wirkt das gewiß auf die Lachmuskeln vieler Menschen, aber es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß selbst ein Starrkopf wie der eiserne Rittmeister seine Besserungsversuche nicht schon eher aufgeben oder sich so lange von ihm tauschen lassen würde. Auch des Rittmeisters Nichte scheint mir keine besonders glückliche Figur; die hat einige Ähnlichkeit mit den modernen Bühnenbackfischen, die sehr geläufig reden und sehr wenig denken und sehr wenig empfinden, — allerdings in sehr verfeinerter Hoffmannscher Ausgabe. Aber schließlich ist sie doch nicht mehr als eine zierliche Puppe, die der Dichter dort aufstellt, wo sie ihm gerade für die dekorative Wirkung wünschenswert erscheint. Ein prächtiger Charakterkopf aber ist

Ulrich Seybold, der seine ostpreußischen Ecken und Kanten draußen im Reich abgeschliffen hat und nun zurückkehrt, ein demütiger Sohn, aber auch ein kräftiger und selbstbewußter Mann, welcher trotz seines Schuldbewußtseins genau die Grenze sieht, an der er sich selbst aufgeben würde, wenn er sich dem kategorischen Imperativ des eisernen Rittmeisters noch ferner beugte. Nicht minder sympathisch ist die stille Frauengestalt seiner Mutter. In wirksamstem Gegensatz zu diesen altpreußischen Naturen stehen die beiden süddeutschen Patrizierkinder, die „Rheinbündler" Dr. Hartmut Hammer und seine Schwester Hildegard. Der erstere, gleich dem eisernen Rittmeister ein begeisterter Verehrer Kants, der aber den kategorischen Imperativ recht versteht und mit ihm die Schwachheit seines Fleisches überwindet, — eine wahrhaft großartige Szene ist es, in der der ängstliche Mann vor den Flintenläufen der französischen Grenadiere steht mit dem Bewußtsein: „Du wirst sterben, aber du stirbst als ein Mann." Hildegard Hammer, eine prächtige, frische Mädchennatur, voller gesundem Menschenverstand und voller Initiative, und mit diesen beiden Eigenschaften aller Kantischen Philosophie ein Schnippchen schlagend. Diese sechs Figuren — der Sancho Pansa ist jedes edleren Gefühles baar — führen ein Shakespearesches „Was Ihr wollt" auf, an dessen Schluß sie sich als drei glückliche Brautpaare präsentieren, — der eiserne Rittmeister und die Rätin Seybold, Ulrich Seybold und Hildegard Hammer, Dr. Hartmut Hammer und des Rittmeisters Nichte. Einen aber darf ich nicht vergessen, den Physikus Stanislaus Gugelmann, Epikuräer und Cyniker in einer Person, und der geschworene Feind des eisernen Rittmeisters, den er einen blechernen nennt. Eine Figur von unheimlichem und dämonischem Reiz, die in der Todesstunde wenigstens zu heidnischer Größe sich erhebt, die auch durch Selbstironie und Cynismus nicht mehr verkleinert werden kann. „Der eiserne Rittmeister" ist kein sogenannter historischer Roman aus der Zeit vor der Erhebung Preußens, — es ist ganz und gar ein psychologischer Roman. Er schließt nicht einmal mit einem billigen Fingerzeig auf die Erhebung Preußens und einer ihres Eintreffens sicheren Prophezeiung des Einzuges der Verbündeten in Paris. Aber die Gewitterluft jener Zeit liegt schwül über dem Ganzen, und wie die Menschen am Schluß vor uns stehen, da sagen sie uns deutlicher als ein direkter Hinweis es könnte: „Jetzt sind wir fertig, jetzt ist es Zeit!" Die Wandlung der deutschen Volksseele in den Jahren 1806 bis 1813 scheint mir in keinem der diese Zeit schildernden historischen Romane so überzeugend und so künstlerisch zum Ausdruck zu kommen, wie Hans Hoffmann sie zu schildern verstanden hat in diesem Roman, der scheinbar nicht mehr gibt als drei Tage Stilllebens in einer kleinen Weichselstadt, ohne alle Rücksicht auf große politische Aktionen.

Auch von Ernst Wichert ist ein neuer, dreibändiger, historischer Roman erschienen: „Tileman vom Wege" (Verlag von Carl Reißner, Leipzig), der im Weichsellande spielt. Dem in der Vorrede ausgesprochenen berechtigten Wunsch des Autors, seine sämtlichen die Geschichte Altpreußens schildernden dichterischen Arbeiten im Zusammenhange gewürdigt zu sehen, zu genügen, muß ich mir für eine andere Stelle vorbehalten. Wo ich, wie hier, kein litterarisches Essay gebe, sondern mich darauf beschränke, den Eindruck zu schildern, den ein Werk bei erster Lektüre auf mich gemacht hat, mag ich nicht zu spät kommen. Zudem ist gleichzeitig Wicherts „Heinrich von Plauen" (3 Bände, Verlag von Carl Reißner, Leipzig) in vierter Auflage erschienen, und da „Tilemann vom Wege" sich in der Zeitschilderung an diesen anschließt, so mag ein Herausgreifen der beiden Werke aus der Reihe der übrigen gestattet sein. „Heinrich von Plauen" schildert die Tannenberger Schlacht und die letzten Kraftanstrengungen des Deutschen Ritterordens unter dem heldenhaften Verteidiger der Marienburg gegen die Scharen König Jagellos, „Tilemann vom Wege" den gänzlichen Verfall des Ordens unter dem schwachen Hochmeister Ludwig von Erlichshausen. Ich muß vorweg nehmen, daß es mir nicht geraten erscheint, die beiden Romane hintereinander zu lesen. Die Romanfabel hat in ihren Grundzügen in beiden Romanen so viel gemeinsame Züge, daß man durch den einen immer wieder an den anderen erinnert wird. Das scheint mir ein Grundfehler dort, wo der Dichter es als sein Recht fordert, beide im Zusammenhang betrachtet zu sehen. In dem einen sind es die beiden illegitimen Kinder des Hochmeisters Heinrich von Plauen, in dem anderen die illegitime Tochter des Hochmeisters Ludwig von Erlichshausen, die im Vordergrunde, nicht der historischen, aber der Romanhandlung stehen. Man mag es als charakteristisch für den weiteren Verfall des Ordens ansehen, daß die Kinder des ersteren aus einer Zeit stammen, in welcher der Vater noch nicht das Ordensgelübde abgelegt hatte, und Früchte einer romantischen Neigung sind, welche die Romanmoral mit sehr tolerantem Auge ansieht, während Ludwig von Erlichshausen sich nicht nur eines Bruches seines Ordensgelübdes, sondern auch eines Ehebruches schuldig gemacht hat, indem er die Frau des Bürgermeisters von Thorn, Tilemann vom Wege, verführte. Wenn Wichert damit eine Charakteristik des weiteren innerlichen Verfalls des Ordens zu geben gemeint hat, so ist sie doch zu fein, um den Leser die gleichen Grundzüge der Handlung vergessen zu machen. Auch Ludwig von Erlichhausens Tochter hat einen Bruder, einen Stiefbruder allerdings, einen Sohn Tilemanns vom Wege, und er liebt die Schwester seines Freundes Marcus Blume, wie in „Heinrich von Plauen" der Junker Hans von Buchwalde die Schwester seines Freundes Waldstein liebt. Nur springt Jost vom Wege plötzlich von dieser Liebe ab, als ihm seine unbekannte Stiefschwester begegnet, um sich dieser in rasender Leidenschaft zuzuwenden. Dann ist in „Heinrich von Plauen" der Großvater der beiden Hochmeisterskinder, in „Tilemann vom Wege" die verstoßene Frau des Bürgermeisters von Thorn, die beide in der Waldeinsamkeit ihre Vergehen büßen, in „Heinrich von Plauen" der Komtur von Rheden, welcher

der Schwester des Junkers von Buchwolde mit denselben Gewoltmitteln nachstellt, wie in „Tilemann vom Wege" der Ritter von Ostro der Tochter des Hochmeisters von Erlichshousen, beide Hochmeister, denen ein Junker, respektive ein Bürgermeistersohn kein würdiger Freier für ihre illegitimen Töchter zu sein scheint, die sie doch vor der Welt nicht anerkennen können und wollen, — louter Einzelzüge, die beide Romane gemeinsam haben und deren sich leicht noch mehrere herausfinden ließen. Und während in „Heinrich von Plouen" die Hondlung frisch nach vorwärts drängt, zeigt Wicherts Phontosie in „Tilemonn vom Wege" trotz der zweifellosen Anlehnung on den ersten Romon einen müden Zug, der diese Anlehnungen noch schörfer hervortreten löst. Ein großes Hindernis für die Frische der Dorstellung bot zweifellos bei dem zweiten Roman der historische Stoff, oder vielmehr die gewissenhafte Art, in der Wichert den historischen Stoff behondeln zu müssen glonbte. Heinrich von Plouens Heldenfigur ist wie geschaffen, einen lebendigen Mittelpunkt für eine reichbewegte Houdlung zu bilden, — der Bürgermeister von Thorn, Tilemann vom Wege, büßt auch den letzten Schein von Größe ein mit dem Augenblicke, wo Wichert seinen energischen und unerbittlichen Kompf gegen die Oberherrlichkeit des Ordens nicht ouf einen Kompf ous Überzeugung, jondern ous persönlichen Motiven, ous Haß gegen den Verführer seiner Frou, den Hochmeister des Ordens, zurückführt. Er ist von diesem Augenblick on nicht mehr der Vertreter der Städte, die um ihre Freiheit ringen, sondern ein Selbstsüchtiger, dem jedes Mittel für die Befriedigung seiner Selbstsucht recht ist. Dem, glaube ich, hätte Wichert vielleicht obhelfen können, wenn er nicht den Bürgermeister von Thorn, sondern Bortholomöus Blume, den Bürgermeister von Marienburg, zu seinem Helden gemocht und den Romon noch ihm genannt hätte. Worum es Wichert zu thun wor, nicht nur den Untergong des Ordens zu zeichnen, fondern ouch zu beweisen, doß der Orden unterliegen mußte, weil er sich überlebt hotte, weil er nicht mehr ein Förderer, sondern ein Hindernis für die Kulturentwickelung des alten Preußenlondes geworden wor, diese einzig berechtigte historische Auffassung jener Epoche der Geschichte Altpreußens würde nicht gelitten haben, wenn der mannhosteste Vertreter der unterliegenden Partei im Vordergrunde gestonden hätte. Mon konn sittlich ein sehr kleiner Mensch sein, wenn man einem historisch berechtigten Ziele mit allen Mitteln entgegenstrebt, wie Tilemonn vom Wege, und mon ist ein Held, wenn man wie Bortholomäus Blume, seiner Überzeugung und seinem Ehrgefühl folgend, eine historisch unberechtigte Sache unbeirrt vertritt, ob ouch der Weg ouss Blutgerüst führt. Die Weitsichtigkeit mocht den Politiker, die Mannhoftigkeit den Helden. Und dem Politiker gebührt selbstverständlich in der Geschichtschreibung der größere Roum und die eingehendere Würdigung, im Roman aber, ouch im historischen, wird sich der Held den Vortritt nicht nehmen lossen, ohne daß der Eindruck des Romans geschmölert wird. „Heinrich von Plauen" gehört sicher zu den besten historischen Romonen, die wir hoben. Aber über „Tilemann vom Wege" läßt sich, scheint mir, nicht mehr des Lobes sagen, als daß er von einem gründlichen Studium der Geschichte jener Periode Zeugnis ablegt. Das ist sehr viel für einen historischen Romon, es ist gewiß mehr, als mon von den meisten dieser Art sogen kann, aber der Dichter konn trotzdem dem Leser einiges schuldig bleiben. Wenn er sich schließlich ouch nur den Vorwurf gefollen lassen müßte, doß er sich an einem undonkboren Stoff vergeblich obgemüht hot, oder wenigstens an einem Stoff, der ein gonz besonderes Interesse des Lesers an diesem Kapitel der Spezialgeschichte vorousfetzt.

Im gleichen Verlage, Carl Reißner in Leipzig, sind die Jugenderinnerungen des Grafen Leo N. Tolstoi unter dem Titel: „Aus meinem Leben" in einer Übersetzung von Dr. Hermonn Roskoschny erschienen, die den Vorzug beonspruchen darf, besser zu sein, ols Übersetzungen aus dem Russischen im allgemeinen zu sein pflegen. Und diese Jugenderinnerungen selbst sind gonz geeignet, einen wieder gesund zu machen, wenn man sich an Tolstoi's „Kreuzersonote" gründlich den Mogen verdorben hot. Nichts konn onspruchsloser, liebenswürdiger und onschaulicher sein als diese Jugenderinnerungen, in denen koum jemols flüchtig der grüblerische Zug ouftaucht, der sich bei dem Tolstoi von heute bis zu krankhafter Selbstverneinung verstärkt hot. Die stilleidende Mutter Tolstois, der leichtherzige Voter, sein deutscher Houslehrer, eine Figur, geliebt und belächelt und vor allen Dingen gänzlich unverstanden, der Geschwisterkreis, das Londleben ouf dem Tolstoischen Herrschaftssitz und im Moskauer Palois der Großmutter, die Studiengenossen auf der Universität, — das alles ist mit einer bewundernswerten Plastik gezeichnet, mit der mühelosen, instinktiven Kunst des geborenen Erzählers.

Mühelos erzählt konn mon auch von dem Roman „Auf Befehl Seiner Hoheit" von Joochim von Dürow (gleicher Verlog) sogen. So mühelos, wie die Domen zu schreiben pflegen, welche doron Schuld sind, doß es Menschen gibt, die respektlos von „Frouenschriftstellerei" sprechen. Mir wenigstens scheint es nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß hinter dem sehr männlich klingenden Pseudonym Joachim von Dürow sich ein sehr weiblicher Autor verbirgt. Um einen Romon wie diesen schreiben zu können, ist weiter nichts nötig, ols daß mon zwonzig ondere schlechte Romane, um die man ja nicht leicht in Verlegenheit kommt, mit Interesse gelesen hat. Dann sabuliert sich der einundzwonzigste — nicht besser und nicht schlechter als seine zwonzig Vorgänger — ganz von selbst zusommen. Eine Prinzessin und ein Leutnont, eine Hofdame und ein Prinz, die sich lieben, — natürlich konn nichts doraus werden. Auf Befehl Seiner Hoheit heirotet der Leutnont die Hofdame, und, nochdem er eingesehen hot, daß die Prinzessin ihn nur norrte, und sie sich überzeugt hot, daß der Prinz sich in schlechter Gesellschoft zu trösten weiß, finden sie allmählich Geschmack aneinonder und werden glücklich. Dorüber ein bißchen Lokol-

farbe, damit der naive Leser raten kann, ob die Geschichte an diesem oder an jenem kleinen deutschen Fürstenhofe passiert ist, und der einundzwanzigste Roman gefällt sicher ebenso vielen Lesern, wie die zwanzig vorangegangenen, aus denen er zusammengebraut ist. Vielleicht noch etwas besser, weil die albernste Geschichte auf Interesse rechnen darf, wenn sie sich an einem deutschen Fürstenhofe abgespielt haben soll. Was mir an dieser einundzwanzigsten — oder tausendunderSten — ganz besonders nicht gefällt, das ist der unleidliche Leutnantsjargon, in dem sie erzählt ist. Dieser Jargon hat seinen Namen bekanntlich daher, daß er von den Leutnants den Fähnrichen abgewöhnt wird, wenn sie ihn etwa aus dem Kadettencorps mitgebracht haben sollten. Außerdem findet man ihn seit einigen Jahren noch bei jungen Damen, die es für anmutig halten, stehend die Ellenbogen nach vorn zu drücken, und den Arm im scharfen Winkel vorzubringen, wenn sie die Hand geben. Er entstammt einer neuen Schule der Wohlerzogenheit, und „schneidig" ist sein charakteristisches Schlagwort. Diesen Jargon mag man nun schön finden oder nicht — das ist Geschmacksache, — aber in der Litteratur hat er wirklich gar keine Berechtigung, wenn auch schon vor Joachim von Dürow eine andere in Hofluft schwelgende Romanciere recht hübsche Augenblickserfolge damit erzielt hat. Die im gleichen Verlage erschienene Novelle „Am Gardasee" von Ludwig Habicht ist eine nicht ohne Routine erzählte Geschichte aus dem internationalen Fremdenleben in den Hotels an den norditalienischen Seeen.

Die ganze Misere des Schauspielerlebens zeichnet Wilhelm Wolters in dem Roman „Ein Gastspiel" (Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig). Ein in seiner Einseitigkeit wahres, aber um seiner Einseitigkeit willen unerfreuliches Buch. Die großen Talente mögen ja an der Bühne seltener als in jeder anderen Kunst sein, die sich durchringen und nicht alle innerliche Begeisterung für ihre Kunst verloren haben, wenn sie endlich auf dem Gipfel angelangt sind, aber sie sind doch zweifellos vorhanden, sie sind die eigentlichen Träger der Kunst und diejenigen, welche überhaupt dazu berechtigen, daß man von der Schauspielkunst als von einer Kunst sprechen darf. Der ideale Künstler fehlt in dem Wolterschen Roman, trotzdem dieser nicht nur ein Bild aus dem Schmierenleben geben soll. Der erste Liebhaber Wolf ist zwar ein Idealist, ein stark jugendlich-verschwommener, an dessen Idealismus dieser oder jener Leser indessen glauben mag; aber an sein Talent glaubt wohl keiner, und allein mit der Begeisterung für die Kunst wird man kein Künstler. Daß dieser Wolf am Schluß von der Bühne abgeht, ist sehr brav von ihm, und es mag den Leser freuen, daß er es in einem anderen Beruf noch zu etwas bringt. Aber gegen die Kunst kann man mit einem solchen Beispiel ebensowenig deklamieren, wie mit einem Dutzend anderer kleiner Leute, die sich ihren Idealismus längst abgewöhnt haben und denen die Kunst das Handwerk ist, daß ihnen mehr oder weniger reichliches und leichtes Brot gibt. Die Typen, die Wolters schildert, sind an sich gut beobachtet und augenscheinlich zum Teil nach dem Leben gezeichnet, aber mit photographischem Apparat und nicht mit künstlerischem Pinsel, und in der Führung der Handlung macht sich eine starke Unbeholfenheit geltend, die auf ein erstes Werk schließen lassen könnte. Jungen Leuten, die sich nach der Bühne sehnen, weil sie gerne deklamieren, gut gewachsen sind und ungern arbeiten, ist die Lektüre des Romans nicht abzuraten; sie wissen dann wenigstens, daß sie mancherlei zu überwinden haben werden in dem Beruf, der ihnen als so verführerisch erscheint.

Der im Verlag von Kurt Brachvogel, Berlin, erschienene Roman in Versen „Hans Volkmar" von Georg Bormann ist auch eine Künstlergeschichte, aber der Held ringt sich innerlich und äußerlich zu den reinen Höhen der Kunst empor, und das scheint mir mehr Berechtigung zu haben, als wenn er sich von ihr abwendet und sie verleugnet. Der Roman ist in glatten Versen geschrieben, und ich wüßte nur Gutes von ihm zu sagen, wenn er ein wenig origineller in der Erfindung und nicht gar so langatmig wäre. Aber die Geschichte von dem deutschen Künstler, der, von der Sehnsucht nach Italiens Kunstschätzen getrieben, gen Süden zieht, dort über der berückenden Schönheit einer schwarzhaarigen Italienerin die blauen Augen seines deutschen Mädchens für kurze Zeit vergißt und endlich zurückkehrt, geläutert und veredelt, um die Frucht deutscher Treue zu pflücken und mit einem Meisterwerke seiner Hand den Widerstand des Vaters der Geliebten zu besiegen, die ist in Prosa und Versen, in Romanen und Novellen schon einige Male behandelt, und wer überhaupt schöne Litteratur genießt, hat diese Geschichte auch bereits genossen. Daß Bormann seine Erzählung im Jahre 1531 beginnen läßt, bessert auch nichts an der Sache, denn man weiß nun sofort, was auf der Szene erscheinen wird, — das bekannte Nürnberger Patrizierhaus mit Butzenscheiben, Landsknechte guter und böser Art, Blutvergießen und eingestreute Lyrik. Ich kann nicht behaupten, daß mich irgend eines von Hans Volkmars Abenteuern im geringsten überrascht hätte, wenn ich auch den anschaulich geschilderten Vorgängen nicht ungern bis zum Schluß gefolgt bin. Vieles, besonders die Landsknechtsepisoden, ist allerdings viel zu breit gehalten; wenn heute noch, nachdem wir diese Periode deutscher Geschichte in allen denkbaren Arten von Mundgerechtigkeit bis zum Überdruß litterarisch genossen haben, jemand über Landsknechtsgebräuche auch in den schönsten Versen unterhält, so heißt das nicht mehr im Rahmen einer Erzählung belehren, sondern den Gang der Handlung ganz unnötig aufhalten. Selbst in einer Erzählung für die Familie, als welche „Hans Volkmar" wohl mit gutem Recht gelten kann, wenn sie auch nicht zu den besten dieser Art zählt, ist dieser Überfluß vom Übel.

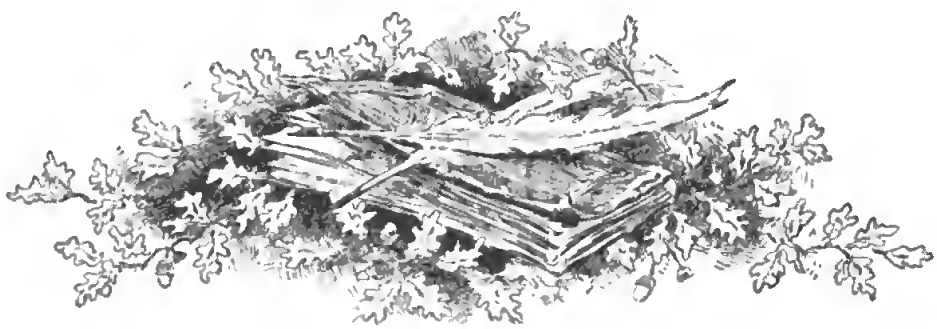
Eine der interessantesten Schriftstellerphysiognomien, denen ich begegnet zu sein mich erinnere, zeigt der Band gesammelter Erzählungen von Eduard Engel: „Wand an Wand und andere Novellen." (Verlag des Universum, Alfred Hauschild, Dresden und Wien.) Ob

Engel nur Skizzen gibt wie im „Strahmer," im „Dichterfest" und Sonnenschein," oder fertig ausgemalte Charakterbilder bietet, immer weiß er zu fesseln und, wo es angebracht ist, mit Messerschärfe zu pointieren. Aber er gibt nicht nur zu denken, sondern er ist auch ein Schilderer allerersten Ranges. In der Eingangsnovelle „Die Feuerprobe," die mir im übrigen am wenigsten zugesagt sagt, führt der Brand des Ringtheaters in Wien die Schlußkatastrophe herbei; und wie ist dieses grausige Ereignis gemalt! Man sieht die Flammen züngeln, man fühlt ihre heiße Lohe, man empfindet den Schrecken mit, der die Menge plötzlich wie ein Wahnsinn befällt und jede vernünftige Überlegung lähmt. Und im Gegensatz dazu im „Humpelfritzchen" ein Winterbild aus einer Berliner Vorstadtstraße, Berliner Kinder die Staffage, oder im „Sonnenschein" die Schilderung der Insassen des gegen Abend von Berlin W. nach Berlin C. hineinfahrenden Pferdebahnwagens. Nur die feinste Beobachtungsgabe, vereint mit der vollen Sicherheit des Könnens, kann so aus lauter kleinen Einzelzügen ein als Ganzes wirkendes Bild zusammenstellen, das an ein Menzelsches erinnert. Die Novelle „Wand an Wand," welche dem Bande den Titel gegeben hat, schildert den Ausbruch des Wahnsinns in einer krankhaft veranlagten Seele, wie es bisher nur Edgar Allan Poë vermocht hat. Ob sie den Psychiater in jedem Punkte befriedigen und ob der Stoff nach jedermanns Geschmack sein wird, lasse ich dahingestellt sein; die große Wirkung dieser psychologischen Studie wird jeder anerkennen müssen. Vor Edgar Allan Poës vielbewunderten Kabinettstücken hat sie außerdem jedenfalls die größere Tiefe voraus; denn die stille Frau Professorin, die nur durch ihre Gegenwart den Ausbruch des Wahnsinns ihres Gatten viele Jahre hindurch zurückgehalten hat, spielt nicht nur ihre Rolle der künstlerischen Steigerung halber. Ein freundlicheres Bild bietet die Novelle „Ich und es" und die Kindertragödie „Humpelfritzchen", trotz ihres tragischen Ausganges. Eine Prise Paprika ist in allen diesen Engelschen Erzählungen; die stärkste für gewisse Leute im „Dichterfest." Aber wer die Berliner Kreise kennt, die sich heute als litteratur- und kunstfreundlich aufspielen und bei allem dabei sein müssen, das ihre Dazugehörigkeit äußerlich dokumentieren kann, dem lacht das Herz im Leibe, wenn er diesen Pfeil so sicher sein Ziel erreichen sieht. Und wer diese Kreise nicht kennt, der wird Engel unbedingt glauben, wenn er das „Dichterfest" schildert, auf dem vierhundert Litteraten und Litteraturfreunde den siebenzigsten Geburtstag des großen Dichters feiern, wie dieser sich anfangs befriedigt fühlt, sich in solcher Weise anerkannt und verstanden zu sehen, bis der Verlauf des Festes ihm schließlich grausam die Überzeugung aufnötigt, daß die meisten ihn gar nicht gelesen haben, — denn Engels Schilderung trägt so den Stempel des Selbstbeobachteten an der Stirn, daß man den Festabend nacherleben muß, auch wenn man nicht dabei gewesen ist und wenn er auch viel weiter zurückläge als er wirklich zurückliegt. Und wenn der Gefeierte im Angesichte der ihn Feiernden nicht wirklich den schönen Vers gedichtet hat:

„Volk der Dichter und der Denker?" —
Schweigt mit solchen faulen Flausen!
Denn bei Licht besehen seid ihr
Eine Horde von Banausen!" —

gedacht hat er ihn sicher. Ob er ein Recht dazu hatte? Man mag „Das Dichterfest" darüber nachlesen.

Es ist Zufall, daß nach diesem Dichterfest mir die „Dorf- und Schloßgeschichten" von Marie von Ebner-Eschenbach (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel) in die Hände fallen, die eben in zweiter Auflage erschienen sind. Die erste Auflage wird vor ungefähr zehn Jahren erschienen sein, und Marie von Ebner-Eschenbach ist nicht nur mit Recht die vielgerühmteste Novellistin deutscher Zunge, sie war auch vor kurzem aus Anlaß ihres sechszigsten Geburtstages eine vielgefeierte. Und jetzt erst erscheint die zweite Auflage des Bandes, der unter anderen die Novellen „Krambambuli" und „Der Kreisphysikus" enthält, die man kennen muß, wenn man die Dichterin kennen will, — der Zufall ist boshaft, nicht ich. Da diese „Dorf- und Schloßgeschichten" bereits in zweiter Auflage erscheinen und somit bereits in ganz Deutschland bekannt geworden sein müssen, würde ich mich mit einer kurzen Anzeige begnügen, wenn der Band nicht durch eine Novelle „Die Resel" vermehrt worden wäre. Und über diese Novelle muß ich doch sagen, daß sie nach Inhalt und Form zu den allerbesten der Dichterin zählt, und daß es sich wohl verlohnen würde, nur um ihretwillen die zweite Auflage der „Dorf- und Schloßgeschichten" zur Hand zu nehmen, also auch für diejenigen, welche die erste bereits in der Hand gehabt haben.



Zu unsern Bildern.

Franz von Lenbachs berühmtes Moltkeporträt eröffnet die Reihe der Kunstbeilagen unsers Novemberheftes, von denen eine Anzahl mit besonderem Text versehen ist. Es ruft dem Beschauer auf das lebhafteste die Züge des großen Schweigers ins Gedächtnis, dessen neunzigster Geburtstag am 26. Oktober Veranlassung zu einer deutschen Nationalfeier war. Eine Szene voll dramatischen Lebens bietet Giuseppe Gadanis Bild: „Feuer im Pferdestall." Das Entsetzen der armen Tiere, welche die rote Lohe vor sich aufzüngeln sehen, ist virtuos wiedergegeben. Den liebenswürdigsten Humor entwickelt G. Schöbel in seinem allegorischen Bilde: „Herbst." Hoffentlich ist unsere Weinernte dieses Jahres so reichlich und so gut, wie die der Schöbelschen Putten. Auch E. Henseler hat dem Herbst sein Motiv entnommen. Der Herr Stadtrat ist ein eifriger Jäger und seine Heimkehr von der Jagd gleicht einem Triumphzuge. Hinter ihm schreitet der Träger seiner Jagdbeute, die augenscheinlich nicht beim Wildhändler erstanden ist, deren beste Kunden nicht nur jagdlustige Stadträte, sondern auch andere Herren manchmal sein sollen. So hat der heimkehrende Sieger alle Berechtigung, die ehrerbietigen Grüße seiner Mitbürger stolz zu erwidern. Heiter genug geht es auf dem Bilde „Blindekuh" von H. Laafner zu. Ob der mit verbundenen Augen Suchende wohl schließlich die „Rechte" fangen wird? Er verdiente sicher durchs Assessorexamen zu fallen, wenn er sich nicht wenigstens einen schmalen Spalt unter dem Taschentuch freizuhalten verstanden hätte. Der Franzose Léon Belly, ein Schüler von Troyon, der durch seine figurenreichen orientalischen Landschaften seinen Ruf begründete, hat aus seinen Skizzenmappen das Bild einer Orientalin beigesteuert, die auf seinen großen Gemälden mehrfach als Staffage Verwendung gefunden hat.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Anzengruber, Ludwig. — Gesammelte Werke. Bd. 5. J. G. Cottasche Buchh. Nachf., Stuttgart.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten

Ballestrem, Eufemia Gräfin. — Die Falkner vom Falkenhof. 2 Bde. Verlag des Universum, Dresden.

Bechholds Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin. Lfg. 1. H. Bechhold, Frankfurt a/M.

Biedermann, Karl. — 1815—1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Bd. II. Schlesische Buchdruckerei, vorm. S. Schottländer, Breslau.

Chamisso, Adalbert von. — Gedichte. Für die Frauenwelt ausgewählt von Klara Braun. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Dunckr, T. — Buntes Jahr. Kinder-Kalender auf das Jahr 1891. Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. Hamburg.

Eichendorff, Joseph Frhrr. von. — Aus dem Leben eines Taugenichts. Mit 17 Lichtdruckbildern nach Originalzeichnungen von R. E. Kepler. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Engel, Eduard. — Wand an Wand und andere Novellen. Verlag des Universum, Dresden.

Falkenhorst, C. — Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. IV Deutsch-Ostafrika. Lfg. 10—12. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Fallersleben, Hoffmann von. — Gesammelte Werke. 1. Lfg. F. Fontane, Berlin W.

Finck, H. T. — Romantische Liebe und persönlicher Schönheit. Deutsch von Ida Brachvogel. Schlesische Buchdruckerei, vorm. S. Schottländer, Breslau.

Floerke, Gustav. — Italisches Leben, Geschichten, Abenteuer. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

Gerok, Karl. — Die Psalmen. Bd. I. (Ps. 1—51.) Carl Krabbe, Stuttgart.

Göring, Dr. Hugo. — Die neue deutsche Schule. M. Voigtländer, Leipzig.

Hamerling, Robert. — Der König von Sion. Illustr. Pracht-Ausg. Lfg. 12—15. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Hamburg.

Hartrastein, Anaa. — Aus dem Bürgerhause. Novellen. Verlag des Universum, Dresden.

Jedina, Leopold von. — An Asiens Küsten und Fürstenhöfen. Lfg. 6—10. Eduard Hölzel, Wien und Olmütz.

Junghans, Sophie. — Eine Versuchung. Roman. Verlag des Universum, Dresden.

Kallee, G. — Hygienische Gymnastik für die weibliche Jugend. 2. Aufl. Orell Füßli & Co., Zürich.

Kastropp. Gustav. — Phantasieen und Märchen. Hans Wasserkampf & Co., Hannover.

Litteraturdenkmale. Deutsche, des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken. Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz. G. J. Göschen'sche Verl., Stuttgart.

Linmann, Carl C. T. — Friedrich Hölderlins Leben. Wilhelm Hertz, Berlin.

Lübke, Prof. Dr. Wilh. und Prof. Dr. Carl von **Lützow.** — Denkmäler der Kunst. 3.—5. Lfg. Paul Neff, Stuttgart.

Mustat, Dr. Eugen. — Das zukünftige deutsche Civilrecht. Preuß & Jünger, Breslau.

Nansen, Dr. Fridtjof. — Auf Schneeschuhen durch Grönland. Lfg. 1. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Hamburg.

Reuß, Eleonore Fürstin. Adolf von Thadden-Trieglaff. Ein Lebensbild. Wilhelm Hertz, Berlin.

Thielbörger, Karl. — Deutsche Klänge. Gedichte. 2. Aufl. Selbstverlag. Berlin (Elisabeth-Ufer 15).

Katze. Nach einem japanischen Original.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Paetrains** in **Leipzig.**

Verlag von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**